



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

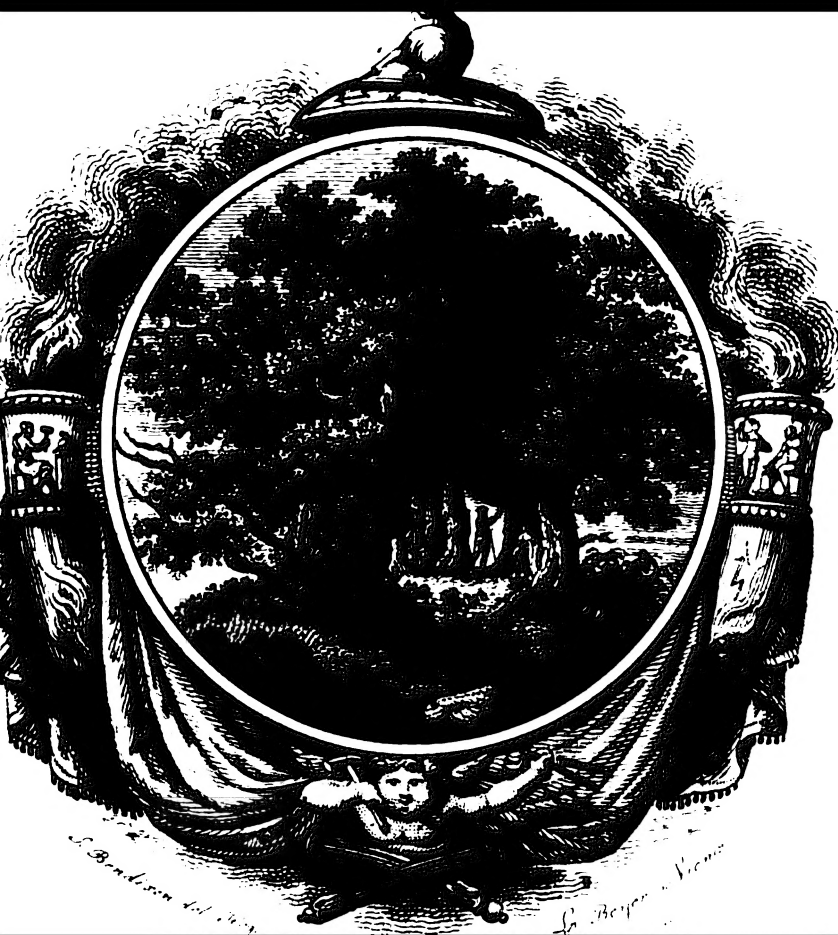
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



*Gesammelte Werke der Brüder
Christian und Friedrich ...*

Christian Stolberg, Friedrich Leopold Stolberg

Gesammelte Werke

der Brüder

Christian und Friedrich Leopold
Grafen zu Stolberg.

N e u n t e r B a n d.

Hamburg 1822,
bei Perthes und Besser.

N e i s e

In

Deutschland, der Schweiz, Italien
und Sicilien

in den Jahren 1791 — 92

von

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

Τὸ καλὸν ἐπὶ τοῖς ἀγαθοῖς

Das Schöne zum Guten.

Platon im zweiten Alcibiades.

Vierter Band.

Mit Kupfern und Chargen.

N e i s t
in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien.

V i e r t e r B a n d.

— — Natura volse
Mostrar qu' giù quanto là sù potea.
Petrarca.

... ..
Sind eben so weit; die Natur uns zeigen
Wie viel dort oben sie vermag.

... ..

Ein- und neunzigster Brief.

Syracus, den 25ten Junt 1792.

Meine Absicht war, nach Ginegatti nach Castrogiovanni zu reisen, dem Land der Äpfel, berühmt durch seinen Hain, seine bühnigen Äuen, auch die Gabel der, der Blumenlese von Pluto entführten Proserpina. Von dort wollte ich mitten durch das Land nach Syracus reiten. Aber wir erfuhren, daß in dieser Jahreszeit die Luft bei Castrogiovanni böse sei, und beschloffen bei Lernanova an der Küste zu bleiben. Durch ziemlich tolle Gassen reisten wir, am 21sten des Morgens nach Palma. Sehr heiß glühte der Sonne Strahl, als wir dieses kleine Städtchen beinahe nach 9 Uhr, des Vormittags erreichten. Nahe vor seinen Mauern wird die Vegetation wieder sehr frisch in quellenreicher Gegend. Mandelbäume werden hier in großer Menge gezogen, und erucichen.

einen ~~ansehnlichen~~ ~~Baum~~ ~~ist~~ ~~der~~ ~~Johannis-~~
brodbaum hier sehr groß. Er hat ein sonderbares
und schönes Ansehen. Nahe an der Wurzel verbreiten
sich seine starken Aeste rund umher, senken sich in die
Erde, wachsen dann gerade wieder empor. Wo Ein
Baum sich mit seiner Familie verbreitet, da scheint
ein kleiner Hain zu grünen.

Ein ~~Englischer~~ ~~Reisender~~ ~~hat~~ ~~das~~ ~~französischen~~ ~~Canonicus~~
Sporo hatte uns in Palma einen geräumigen
Palazo geöffnet, wo wir die heißen Stunden auf Bet-
ten ruheten. So warm auch diese südlichen Länder
sind, findet man doch mehrentheils angenehme Küh-
lung in den Häusern. Starke Mauern halten die
Hitze ab, und die Zimmer sind sehr hoch. Bei Tage
läßt man die Thüren offen, und die Luft strömt herein.
Abends zieht man die Vorhänge zu, und die Zimmer
werden durch die Wärme der Sonne sehr warm.
Es ist schon öfters vorgekommen, daß die Nachtigale öfters
das ganze Tages abends einschlafen. In der Nacht
geräth das Stillsitzen sehr in die Hände, und man
im Winterfall in diesen Ländern, wo man die Lieb-
lichkeit der Luft, welche Gesunden so sehr erquickt,
oft vermissen muß, und die in den Mägen geüßet,
wie in unsern Vaterländern. Die Fäulen sind hier bei
Tage kühl. Ein jeder ist so, welchen man über's
Gesicht wirft, gehört zu den Rebebedürftigen, und man
muß bei Tage schlummern.

Palma gehört dem Prinzen Sohn Anapabiff.
Nach im Jahr 1779 hatte es wenig mehr als fünf-
tausend Menschen. Jetzt soll die Bevölkerung bis auf
neuntauend gestiegen seyn. Eine reiche Schokol-
adenfabrik steht bei einem Indianer. Diese Stadt
ist erst im Jahr 1637 von einem hiesigen Gefolge
Chiaromonte gegründet worden. Auf einem Berge am Meer, unfern von Palma,
findet man weiße Robbühner. Man weiß nicht woher
sie gekommen sind; sie sollen erst seit zwölf bis fünf-
zehn Jahren sich dort aufhalten. Sie vermehren sich
oft mit andern Robbühnern, und dann pflügen aus
derselben Brut Junge von beiden Arten herabzukom-
men. Die gewöhnlichen Robbühner haben das Gefieder
grau, mit weißen Flecken und hochrothem Fleisch am
Schwanz. Sie haben Aehnlichkeit mit den Meer-
bühnern.

Nachmittags ritten wir nach Micoa. Diese vor
dieser Stadt ist ein lieblicher, langer Hügel, dessen
südliche Seite die Hitze abwehret. Er ist überdeckt mit
Landhäusern und grünen Feuchtbäumen, gewässert
von reichen Quellen, die auch das Land umher, durch
unterirdische Leitung geführt, tränken.

Man macht sich bei uns einen falschen Begriff
von der sonnenreichen Ausdehnung der Gewässer in
heissen Ländern. Es ist wahr, daß auf freien, unbe-
schatteten und sparsam gewässerten Tristen das Gras
auf der Wurzel verborret. Auf solchen steht das

Wich während der heißen Monate wahres Heu. Aber die großen Herden werden dann im Gebürge gewel-
det, wo das Gras frisch bleibt. Die Äcker, welche
jetzt dürr sind, gewähren im Winter dem Vieh frische
Weide. Die Bäume, dieser Luft gewohnt, und in
einem sehr fruchtbaren Boden wurzelnd, haben alle
ein freudiges Grün, und Hügel oder Thäler, welche
von der Natur mit reichen Quellen begünstiget wer-
den, nähren eine volle Vegetation des Grases und
des Laubes, von deren glänzenden Saftfarbe wir
Nordländer uns keinen Begriff machen. Verschiedne
afrikanische Gewächse unsrer Zeeibhäuser haben diese
Farbe, diese Fülle, diesen Glanz.

Allicata, oder Licata, auch Leocata, ist eine feine
Stadt, theils vom Meere unter einem Berge, theils
auf dem Berge selbst erbauet. Ein festes Felsen-
schloß im Meer hängt durch eine schmale Erdzunge mit der
Stadt zusammen. Der Berg heißt jetzt nach der
Stadt Monte di Licata (Lexic. topogr. Sicul.).
Struver hält ihn für den Eknomos der Alten. Die
Zahl der Einwohner von Allicata wird von Amico ge-
schätzt auf 10,960. Dieser Schriftsteller ist zuverlässig,
seit etlichen dreißig Jahren aber hat die Zahl der
meisten königlichen Städte, manches Drucks wegen,
abgenommen, zum Vortheil der Baronialstädte, deren
Bürger, besonders die vom untern Adel, zwar oft
über die Baroni klagen, sich doch aber besser unter
ihrer Herrschaft, als unter der unmittelbaren Regie-

rung des Adligs befinden. Denn da ihnen immer der Weg zur Klage offen steht, und die Regierung den Baroni ihr Ansehen lieber schmälert als erhöhet, müssen diese bei Ausübung ihrer Rechte große Vorsicht gebrauchen.

Im Jahr 1553 ward Alicata von den Türken und ihren Bundesgenossen, den Franzosen, angefallen und verbrannt (Gazetta).

Alicata steht da, wo ehemals Phintia stand, eine Stadt, welche der agrigentinishe Tyrann Phintias, ein Zeitgenosse des Pyrrhos, gründete. Er versetzte hierher die Einwohner von Gela, nachdem er diese Mutterstadt von Agrigent 282 Jahr vor Christi Geburt zerstört hatte.

Am 22ten Juni ritten wir den Morgen und Vormittag, bis wir gegen elf Uhr Terranova erreichten. Gleich vor Alicata kamen wir durch die Mündung des Flusses Fiume salso. Er ist der größte in der Insel, und hieß ehemals Himeras. Er scheidet das Val di Mazara vom Val di Nota, in welchem wir jetzt sind. Die Hitze ward in den letzten Stunden sehr groß. Es wehete der entkräftende Seirokko. Es ist als ob das Meer unwillig seinen Einfluß fühlte. So wenig auch die Luft durch ihn in Bewegung kommt, schäumt doch das Meer, wenn er herrschet, mit brausenden Wogen. Es scheint, daß sich in diesem Elemente seine Bewegung stärker erhalte, als in dem leichteren der Luft. Sein Hauch ist feucht, die

Kleider werden flehend unter der Verköhrung. Das Mark in den Gebeinen ist wie zermahnt, Mismuth umwölkt das Herz. Kaltes Bad und kaltes Getränk, kühlende Früchte, ein Trunk edlen Weines, aber vor allen Eis und Ruhe sind die besten Mittel dagegen.

Sowohl der alten als der neuen Städte Gründer wählten, wie natürlich, in diesen Ländern quellensreiche Gegenden. Auch Terranova genießet des Segens einer freudigen Vegetation und herrlichen Obstes (Thucid. B. VI. p. 380.).

Hier stand das alte Gela. Antiphemos aus Rhodos und Entimos aus Areta führten gemeinschaftlich eine Colonie nach Gela, 45 Jahre nach der Gründung von Syrakus, im ersten Jahr der 23sten Olympiade, 686 Jahr vor Christi Geburt. Es liegt am Flusse, welcher Gelas hieß, und der Stadt ihren Namen gab. Ein alter griechischer Scholast des Pindars nennet ihn Selon. Jetzt heißt er, nach dem neuen Namen der Stadt, Terranova. Nicht vor der Stadt, am südwestlichen Ufer, liegt eine gestürzte dorische Säule, einzige Zeuginn von Gela's ehemaliger Größe.

Gela hatte ein weitläufiges Gebiet. Die Stadt war groß, und wird vom Dichter Kallimachos *αἰγ* genannt, ein Wort, welches nur sehr große Städte zu bezeichnen pflegt. Westwegen auch Virgil ihr den Namen *immanis Gela* giebt. Eine andre Erklärung des Wortes *immanis* wird von den Tyrannen hergeleitet, welche theils Gela beherrscht haben, theils aus

Gela gebürtig waren. Es ist wahr, daß inmania mehrentheils den Begriff der Grausamkeit oder Wüthheit ausdrückt. Aber der Umstand, daß es von Tyrannen beherrscht ward, zeichnet Gela nicht vor den andern Städten Siciliens aus. Gelon, Hieron der Erste, und Thrasybulos, drei Söhne des Demomenes, welche nacheinander Syrakus beherrschten, waren aus Gela. Gelon, einer der größten und besten Männer des griechischen Alterthums, herrschte durch verdientes Ansehen, nicht durch Gewalt. Hieron war kaum zweideutiger Gemüthsart, wiewohl große Dichter, Pindar und Simonides, ihn rühmten; Thrasybulos war, in jedem Sinne des Wortes, Tyrann.

Der große tragische Dichter Aeschylos brachte als Greis seine Tage in Gela zu, da er, unzufrieden mit seinen Mitbürgern, Athen verlassen hatte. Als er einst am Gestade schlummerte, ließ ein Adler eine Schildkröte auf seine kahle Scheitel fallen, sie für einen Stein ansehend, weil er seine harte Beute zerbrechen wollte. So starb Aeschylos.

Pausanias, ein Philosoph und Arzt, Freund und Schüler *) des Empedokles, und Timogenes der Philosoph, Schüler des Theophrastos, waren aus Gela.

Im vierten Jahr der 98ten Olympiade, 408 Jahr vor Christi Geburt, fiel Himilkon, Feldherr der

*) Den Pausanias verwechselt man nicht mit dem Schriftsteller Pausanias.

Carthager, nachdem er Agrigent zerstört hatte, mit seinem ganzen Heer in's Geloische und Samarinische Gebiet. An dem Ufer des Gelas, vor der Stadt Gela, raubte er eine kolossale Statue des Apolls. Er sandte sie nach Tyros, der Mutterstadt von Carthago. Als Alexander Tyros belagerte, beschimpften die Tyren diese Statue, sie beschuldigend, daß sie es mit dem Feinde hielte.

Die Carthager befestigten ihr Lager in der Erwartung, daß Dionysios (welcher kurz vorher durch Gewalt und List sich der Herrschaft über Syrakus bemächtigt hatte) mit großer Heeresmacht gegen sie ziehen würde. Die Geloer beschloßen ihre Weiber und Kinder nach Syrakus zu senden, die Weiber aber flohen zu den Altären, und flehten die Männer so dringend an, ihnen zu vergönnen, die Gefahr des Krieges zu theilen, daß jene ihnen zu bleiben erlaubten. Bei verschiedenen Ausfällen machten die Geloer viele Gefangene, und tödteten viele Feinde, die Kunde der Gegend nuzend. Sie wehrten sich tapfer gegen die Carthager, als schon ihre Mauern von den feindlichen Wüldern erschüttert und gestürzt worden. Was bei Tage einstürzte, bauten sie wieder bei Nacht; Weiber und Kinder waren bei der Arbeit beschäftigt. Die Mannschaft blieb unter den Waffen. Sie wehrten sich mit Unererschrockenheit, wiewohl ihre Stadt nicht sehr fest war, die Mauern einstürzten, und keine Bundesgenossen ihnen beistanden.

Mit einem vermischten, aus Syrakusern, aus verbündeten Griechen von Italien und Sicilien, und aus Söldnern bestehenden Heere, kam Dionysios Gela zu Hilfe. In einer Schlacht mit den Carthagern ward er geschlagen, und sah sich genöthiget, das Volk von Gela bei Nacht aus der Stadt nach Syrakus zu senden. Die Carthager nahmen von Gela Besiz. (Diod. B. XIII. Vol. I. p. 630-33.).

Die Bürger wurden von Syrakus nach Leontion gesandt. Sie müssen bald nachher Gela wieder bewohnt haben, denn diese Stadt hielt es mit Dion gegen den jüngern Dionysios (Diod. B. XIV, Vol. II. p. 89.).

Im zweiten Jahr der 117ten Olympiade, 309 Jahr vor Christi Geburt, beschuldigte Agathokles, der Tyrann von Syrakus, die Geloer, daß sie es mit den Carthagern hielten, tödtete mehr als 4000 Bürger dieser Stadt, und zwang die übrigen, ihm alles geprägte und ungeprägte Gold und Silber zu übergeben (B. XIX. Vol. II. p. 400.).

Phintias, Tyrann von Agrigent, zerstörte Gela 282 Jahr vor Christi Geburt, im ersten Jahr der 124sten Olympiade.

Die neue Stadt Terranova ward gegen die Mitte des 13ten. Jahrhunderts von Kaiser Friedrich dem Zweiten gegründet. Die Zahl ihrer Einwohner ward von Amico vor 30 Jahren auf 7076 angegeben. Es

ist eine Baronialstadt, und gehört dem Herzoge von Monteleone (Lexicon topogr. Sic.).

Am 23ten ritten wir durch den Strom Arconna, dem alten Celas, ließen das Meer rechts hinter uns, und waren nun in gelassenen Gefilden, deren Fruchtbarkeit in allen Zeiten so berühmt war. Die sehr schönere Stoppelhalme. Wo noch Getreide stand, da war es auf Aeckern, welche vom diesjährigen Mangel an Regen gelitten hatten, und da stand es kaum mittelmäßig.

Ehe die Vormittagssonne sehr stark ward, erreichten wir das Städtchen Santa Maria di Niscemi, welches auf einem Berge liegt. Da das Wirthshaus elend zu seyn schien, sahen wir uns schon nach einem Kloster um, als ein schlicht gekleideter Mann uns freundlich bat, ihm zu folgen. Er führte uns in das Haus seines Sohnes, welcher Scrivano des Städtchens ist. Eine Menge Menschen hatten sich, so bald wir abgestiegen waren, um uns gesammelt. Bald war nun auch unser Zimmer voll von neugierigen Angaffern, welche alle kamen, wie sie sagten: per dimostrare una piccola attentidne agli Signori forestieri, (um den fremden Herren eine kleine Höflichkeit zu erzeigen) in der That aber, um ihre unersättliche Neugierde zu weiden. Unter ihnen war ein alter Priester, welcher wie die andern unsre Ungebuld zu reizen anfang, doch aber uns sehr beschämte, als er, nach weitläufiger Erkundigung unsrer Reise, uns freundlichen Rath gab,

sich entfernte, und holt die Empfehlungsschreiben wieder heim. Damit nicht zufrieden, gab er einem unsern Abtheilungsleiter einen gewissen Hahn für uns mit auf den Weg, ersorgte auch sonst die nöthigen Vorsehungen.

Dem Donnerstag sahen wir viele und große Fortschritte. Abends kamen wir in Cuttagirone an. Diese Stadt, welche von mehr als 17,000 Menschen bewohnt wird, ist nach einer freiwilligen Gabe an den König, von fast hundert Abgaben befreit, und mit Handlungsprivilegien beschenkt worden, deren sich keine der andern Städte erfreut. Etwas mehr prächtiger als schöner Stadteingang, welchen die Bürger auf einer Anhöhe, um freie Lust zu genießen, bauen, und eine breite Landstraße, mit deren Fortsetzung man beschäftigt ist, zeigen schon den Muth der Einwohner, welche nach seiner Kräfte fühlen. Die Stadt liegt auf einem Berge, ihr Ursprung ist ungewiß. Gewiß ist, daß sie zur Zeit der Arabener schon bestand. Vermuthlich früher, da die Höhe und die umliegenden Aecker zeigen müßten. In der That ist die Stadt sehr schön.

Gestern sahen wir, sobald wir Cuttagirone verlassen hatten, den Altema hoch hinter den hohen Berg sich hervorragen. Wir tritten durch fruchtbare und wohlbesetzte Gegenden, auch sahen wir wieder Berge, welche den Wäldern beschattet waren. Wir ließen rechts auf dem linken Hügel in das Stadtchen Minoa liegen, und auf dem rechten in das Stadtchen Minoa liegen.

Diese Stadt ward ehemals von Sikulern bewohnt, hieß Menai (ich lese *Menai* im Diodor, mit Elurver, statt der gewöhnlichen Lesart *Nus*.) und war der Geburtsort des berühmten Duketios, Anführers oder Königs der Sikuler, welcher im vierten Jahr der 83ten Olympiade, 451 Jahr vor Christi Geburt, die Einwohner in die Ebene, nahe an den Tempel der Palifer versetzte, und nach ihnen die neue Stadt Palika nannte.

Diese Götter wurden für Zwillingssöhne des Zeus und der Nymphe Aetna, nach andern Thalia, gehalten. Ihr Tempel war berühmt durch Hitzethum und heiliges Gerauen. Diodor erzählt, es wären heiße glühend scheinende Quellen, wie aus siedenden Kesseln, aus Kratern von nicht großem Umfang, aber von unfägliger Tiefe, gesprudelt. Wegen des Schwefelgeruchs habe noch niemand ganz hinein gehen können. Der tiefe Strudel bähle fürchterlich; das Wasser fließe nie über, und fehle nie. Hier wurden die fieslichsten Eide geschworen, und Diodor versichert, den Meineidigen habe unmittelbare Strafe verfolgt. Hier löste der Eid unauflösbare Streitigkeiten. Hier fanden Knechte eine Zuflucht gegen grausame und erzürnte Herren, welche jene nicht mit Gewalt wegführen durften, sondern ihnen durch dem Eid bekräftigte Versicherungen gehen mußten. Man wußte, sagt Diodor, von keinem Beispiel, daß ein Herr diese Versicherungen nicht gehalten hätte. Der Tempel lag in einem herr-

lichen Gefilde, war mit Säulengängen und andern
Ergögnis-Anstalten geziert. *)

Nachdem Dubetios Palika erbaut, und mit einer
guten Mauer versehen hatte, theilte er den Bürgern
die angrenzenden Aecker aus. Mite des Bodens und
Menge der Einwohner erhoben bald die Stadt zu An-
sehen. Aber das Glück von Palika dauerte nicht lange,
es ward bald nachher gerichtet. (Diodor. B. XI. Vol. I.
p. 471. 722).

*) Die Fabel erzählt, daß Schwinger von Jupiter, die
Romyne Metua, oder Palika, (Palika: nennet sie Ma-
crobinus), den Zorn der Gyns fürchtend, gewünscht habe,
daß sie ihr die Erde öffnen möchte. Es geschah, und
als sie gebar, kamen die beiden Zwillinge hervor, welche
Palici von den Worten, gehen und kommen (wieher und
gehen) sollen heißen haben, weil sie aus der Erde
wieder zurück kamen. Nach andern wären sie dieselben,
welche herabstiegen, unter dem Namen Kastor und
Pollux, und hießen Palici, weil sie mit einander im-
mer einen Monat im Olymp leben, und dann einen
Monat im Schattenreich, also hin und her verkehren,
seitdem der unsterbliche Pollux von Zeus erhoben hatte,
die Unsterblichkeit mit dem von Lyngkeus erschlagenen
herblichen Kastor theilen zu dürfen. Statt pinguis
ubi est Placabilis, ist Diakae (Virg. Aen. IX.) lesen auch
die Palici. Und Servius sagt: Man hätte diesen
Göttern erst Menschen geopfert, dann aber hätten sie
sich durch andre Opfer süß machen lassen; deswegen nenne
Virgil den Alkon süßlicher. Was die Götter der Erde
betrifft, so muß ich noch anmerken, daß nach einigen
Pollux, nach mehreren Kastor, der von Kastor unsterb-
liche war.

... Sowohl die Länge untrer Logeise, als auch die böse Luft dieser sprudelnden Quellen, hielten uns ab sie zu besuchen. Ein jetzt lebender sicilischer Schriftsteller sagt: "Der See Patici ist noch voll von schwefelichem und höchst ungesundem Wasser, so daß Menschen und Thiere nicht ohne Gefahr dabey verweilen. Seine Breite ist ohngefähr von hundert Schritten."

! Gegen zehn Uhr Vormittags erreichten wir das Städtchen Palagonia. Es liegt auf einer Anhöhe über einem sehr lustigen Thale. Die Lage und der Name machen es mir höchst wahrscheinlich, daß in diesem Thale der Tempel stand. Dieser Ort ist das Stammhaus der Prinzen Palagonia, deren einer das abentheuerliche Schloß zwischen Solanto und Palermo baute, welches ich dir beschreiben habe.

Den Nachmittag sahen wir in seiner ganzen Länge, hinter fruchtreichen Gebüden, den Aetna. Wir ließen uns dem See Deveria liegen. Er soll sehr reich an Fischen seyn, besonders an Aalen, und an Gefvögel. Durch ihn fließt der Fluß Leonardo, welchen die Alten Liffos nannten! Bald nachdem er aus dem See gekommen, fließt er Lentini nahe vorbei. Da er manchmal austritt, macht er die Luft der Stadt sehr ungesund. Mit Vergnügen sahen wir die fruchtbaren Aecker, welche nach Erzählung der Alten, Herkules soll bewundert haben. Sie haben immer den Rahn ihrer Fruchtbarkeit behauptet (Diodor. B. IV. Vol. I. p. 270.).

Den ganzen Tag hatten wir Rauch aufsteigen gesehen, nicht nur aus dem obersten Schlunde des Aetna, sondern auch aus einer tieferen Gegend, wo seit einigen Monaten ein neuer Schlund sich geöffnet hat. Als es dunkel ward, sahen wir den rothen Gluthstrom.

Ich bitte dich, unser Glück zu bewundern, daß wir nicht nur den Vesuv während seines Ausbruchs sahen, sondern nun auch den Aetna zu einer Zeit besuchten, da er mit jeder Schönheit geschmückt, mit jeder Furchtbarkeit gerüstet ist.

Ein Empfehlungsschreiben der schönen jungen Prinzessin Leonforte aus Palermo eröffnete uns ein bequemes Haus im obern Theil der Stadt Lentini, wo die Luft nicht so ungesund ist. Lentini wird jetzt nur von etwas mehr als viertausend Menschen bewohnt. Es liegt am Fuß einer Anhöhe, auf deren Gipfel Karl der Fünfte eine neue Stadt baute, um die Einwohner zu zwingen, ihre böse Luft gegen bessere zu vertauschen. Er nannte sie Carlentini. Sie soll von beinahe dreitausend Menschen bewohnt werden.

Lentini ist ein kleines Ueberbleibsel des ehemals blühenden und mächtigen Leontion, wohin im ersten Jahr der 13ten Olympiade, 726 Jahr vor Christi Geburt, Chalcedenser aus Eubda, welche sechs Jahr vorher das sicilische Maros gegründet hatten, unter Anführung desselben Theokles, dem sie aus Griechenland gefolgt waren, sich niederließen, nachdem sie die

skulischen Einwohner vertrieben hatten (Thucyd. B. VI. p. 379. ed. Duk.).

Leontion hatte gleiches Schicksal mit den andern griechischen Pflanzstädten Siciliens. Seine Bürger wurden mehrmal von Tyrannen gedrückt, und behaupteten mehrmal ihre Freiheit wieder. Phalaris, der Tyrann der Agrigenter, bezwang sie einmal, nahm ihnen die Waffen, und führte mit der Staatsflucht eines Tyrannen Ueppigkeit ein, daher das Sprüchwort entstand: Die Leontiner sind immer bei den Beschern.

Leontion veranlaßte die erste Unternehmung der Athenienser gegen Syrakus. Denn die Leontiner führten Krieg mit den Syrakusern. Alle Städte dorischen Ursprungs, außer den Kamarinern, hielten es mit diesen; mit den Leontinern alle Städte chalcidischen Ursprungs, und die Kamarinier. Der Syrakusier Uebermacht drängte die Leontiner. Diese sandten Abgeordnete nach Athen, um Hilfe stehend. Unter ihnen war der berühmte Philosoph und Redner Gorgias. Er übertraf seine Zeitgenossen an Ruhm der Beredsamkeit, wiewohl diese größtentheils in gesuchten Rünken, Gegensätzen und dergleichen Figuren der Rhetorik bestand, und nicht zu vergleichen war mit der hohen erschütternden Beredsamkeit des Perikles, von welcher sogar die komischen Dichter mit Bewunderung reden.

Aristophanes sagte: "Der olympische Perikles blühte, donnerte, warf Griechenland durch einander." Und Eupolis, von dem wir wenige Fragmente haben:

„Ueberzeugung saß auf seinen Lippen, so bezauberte er; nur er unter allen Rednern ließ einen Stachel in den Hörenden zurück.“ *) Die Griechen, besonders die Athener, waren lästern nach Neugier. Gorgias gab Unterricht in der Rhetorik, und ließ sich von seinen Schülern hundert Minen (ungefähr zweitausend Reichsthaler) bezahlen. Mit verderbenden Sitten nimmt mehrentheils verderbender Geschmack überhand. Denn das Schöne ist mit dem Schönen verwandt, mit dem Schlechten das Schlechte.

Gorgias überredete leicht die Athener, Antheil an dem Kriege zu nehmen, da diese, schon lange lästern nach Siciliens Besitz, gern den Vorwand der bedrängten Leontiner ergriffen, denen sie als einem verwandten Volke Beistand geben mußten, denn die Städte sicilischen Ursprungs stammten gleich den Aethenern von Jonen ab. Die Athener beschloßen

*) Diodor führt diese Verse an, und schreibt sie alle dem Eupolis zu, nachdem er vorher andre von Aristophanes angeführt hat. Da aber von andern die beiden ersten Verse dem Aristophanes zugeschrieben werden, so muß man wohl im Diodor mit Besseling lesen:

Καὶ τάλιν ἐν ἄλλοις (nehmlich λέγει Ἀριστοφάνης)

— — Περικλῆς ὁ ὑλύμπιος

Ἐστρατεύει, ἰβρίσκει, ζυγικίδει τὴν Ἑλλάδα.

Ἐκπάλει δὲ ὁ παῖς τῆς

Παῖδά τις ἐπικαθίζει ἐπὶ τοῖς χεῖρσιν.

Οὗτος ἐκείναι, καὶ μόνος τῶν Ῥητόρων

Τὸ κίτρον ἰγκυτίλειται τοῖς ἀνδρομύχοις.

also Krieg; dieser zog sich in die Länge; die Leontiner machten endlich Friede mit den Syrakusern, welche ihnen das Bürgerrecht von Syrakus gewährten, sie dorthin verpflanzten, und Besatzung in Leontion legten. Die Athenienser schifften daher zurück (Thuchyd. B. III. p. 220, 21. und Diobor. B. XII. Vol. I. p. 513-15.).

: Von den Syrakusern aus ihrer Vaterstadt getrieben, trachteten die Leontiner nach Wiederherstellung. Im ersten Jahr der 91sten Olympiade, 414 Jahr vor Christi Geburt, gelang es ihnen und den Eggestäern, welche mit den Selinuntiern kriegten, Athen zu einer zweiten Unternehmung gegen Sicilien zu reizen, eilf Jahr, nachdem sie die erste Unternehmung vornahmen, im 16ten Jahr des peloponnesischen Krieges. Die Athenienser waren sehr hitzig bei diesem Feldzuge, und beschloßen schon zum Voraus, die Syrakusier und Selinuntier alle als Sklaven zu verkaufen, den übrigen Bülkern der Insel aber jährlichen Schoß aufzulegen.

Im dritten Jahr der 93sten Olympiade, 403 Jahr vor Christi Geburt, als der Krieg mit den Atheniensen noch dauerte, räumten die Syrakusier den Agrigentern, deren Stadt die Carthager zerstört hatten, Leontion ein.

Noch im selbigen Jahr bediente Dionysios sich des Volks von Leontion, um seine Tyrannei über Syrakus zu befestigen. Aber nachher war auch Leontion der Ort, aus welchem die Befreier von Syrakus, Dion und Timoleon, ihre Unternehmung gegen die Tyrannen

anfangen. Hier fiel Metes, der Continier Tyrann, dem Timoleon in die Hände (Nat. im Leben des Timoleon.).

1) Zu beiden Seiten dicht bei Lentini sieht man viele Höhlen in Felsen gebauen. Vielleicht dienten sie den Efulern, vielleicht den frühern Kastrigonen und Efulopen zur Wohnung; denn ich bin der Meinung, daß die poetische Sage von den Efulopen auf Wahrheit gegründet war, und die Wildheit dieses Völkchens den Dichtern Malas gab, sie als große Ungeheuer vorzustellen.

Heute ritt ich den Vormittag lange an den Ufern des Flusses Cantaro, welcher bei den Alten Alabon genannt wurde. Nach Barth soll Salava auf Rhönisch Süßigkeit heißen; er vermutet, daß Rhöniger den Fluß so nannten, weil an seinen Ufern vorwiegend Honig ist (Lexic. topogr. Sic.). Er schlängelt einigemal zwischen hohen Felsen durch anmuthige Thäler. Diese ganze Gegend hat eine freundige Vegetation und große Fruchtbarkeit. Wir sahen schöne Rinderherden. Die Rinder der Insel sind ohne Ausnahme roth, haben ungeheure Hörner und starken gedungenen Wuchs. Nur die Farbe unterscheidet sie von den weißen apulischen Rindern.

Diesen Mittag rasteten wir in Fondaco del Fico. Der Name wird uns an die angenehme Raststätte in Calabrien erinnern, wo wir zwischen Catanzaro und Monteleone Mittag hielten. Auch das siciſche Fon-

daeo del Fico ist angenehm durch schattende Bäume, unter welchen hohe Rauteerobäume sich auszeichnen. Diese gewähren jetzt mehr als Schatten. Im Hause fehlte es an Allem, und es war höchst ansehnlich. Aber ein großer Feigenbaum nahm uns alle auf in seinen Schatten beim Mittagsmahl, und würde uns in süßen Schlummer gesänfelt haben, wenn wir nicht hätten eilen müssen, um Syrakus zu erreichen.

Den Nachmittag ritten wir über die Gärten, wo das kleinere Hybla und Megara ehemals standen. Der Boden besteht aus flachen Felsen. Wir sahen eine Trümmer von ausgehauenen Steinen. Ohne Zweifel ein Grabmal von Megara.

Ohngefähr zur selbstigen Zeit da Chalcidenser sich in Leontion niederließen, führte Darius aus Megara in Griechenland eine Colonie an den Fluß Pantakias, und gründete Trotilon, (welches östlich am Meer bei Leontion lag) dann beherrschte er mit den Chalcidensern Leontion, ward von den Leontinern vertrieben, gründete Tapsos und starb. Seine Landleute wurden von Hyblon, einem Könige der Sikuler, aus Tapsos vertrieben, und bauten das Hyblaische Megara. Nachdem sie diese Stadt 245 Jahre besessen hatten, vertrieb sie Gelon, der Beherrscher von Syrakus, aus der Stadt und dem Gebiet. Hundert Jahre nach Errichtung von Megara hatten diese Megareser Gellinus, durch einen von ihnen gesandten Pamphilos, gestiftet (Thucyd. B. VI. p. 380.).

Der Hybläische Honig war bei den Alten, nach dem Hymettischen im attischen Gebiet, vor allen andern berühmt. Noch jetzt soll dieser Honig vortrefflich seyn; und man kann nicht weniger erwarten vom großen stark duftenden Thymian, der auf heißem Gelsenboden wächst.

Das alte Thapsos, welches die Römer ohne Tapsus nannten, stand auf einer kleinen Halbinsel gleiches Namens, welche wir nahe liegen sahen. Sie heißet jetzt Isola degli Manghisi.

Der Anblick von Syrakus, welches wie Tarent zwischen einem größern und kleinern Meers liegt (man darf wohl seinen Hafen einen Meerbusen nennen), dieser Anblick hat noch immer etwas sehr Großes, wiewohl die jetzige Stadt, auf die Insel eingeschränkt, vielleicht nur den zwanzigsten, wohl kaum den zwanzigsten Theil der alten Stadt einnimmt.

Mit diesem Anblick drängen sich große Erinnerungen in die Seele. Man sieht die Stadt, welche, allein unter allen griechischen Städten, Athen den Vorzug streitig machte. Man übersieht eine Reihe von Jahrhunderten und gedrängten Begebenheiten. Man wendet das Auge vom verwirrenden Anblick, und ruft die Edeln dieser Stadt aus der stillen Tiefe der Zeit hervor.

Gelen mußte nie unter Tyrannen geknechtet werden! Er herrschte durch Weisheit, der größten Griechen einer, welche die Geschichte nennt.

Hermokrates war ein erleuchteter Bürger, ein großer Feldherr und ein menschlicher Sieger. Er genoß der Ehre, welche nur in einem Freistaate große und gute Männer mit einem reinen Kranze krönt; aber er mußte auch den Kelch des Unbaths leeren, der nur aus den Händen freier Mitbürger so herbe seyn kann.

1. Verwandt mit Tyrannen kämpfte Dion für die Freiheit. Im Schatten der Philosophie wuchsen die Tugenden des geschäftigen Staatsmannes freudig auf, sanfte Weisheit begleitete ihn in das Getümmel der bürgerlichen Unruhen, und auf das blutige Schlachtfeld, wo ernste Weisheit ihn vor des Hofes Gift geschützt hatte.

Der Besuch eines Mannes, wie Plato, ließ der besuchten Stadt Ehre zurück; Freiheit und Ruhm der Besuch des großen Timoleon, welcher Sicilien von Tyrannen, wie Herkules die Erde von Ungeheuern reinigte, und mit dem milden Einfluß eines Befreiers unter Freien, als Gleicher mit Gleichen, seine ruhmgekrönten Tage in Syrakus beschließend, wie eine Sonne unterging, und nach dem Tode wie ein Halbgott verehret ward.

Archimedes, ein Verwandter von Hieron dem Zweiten, entzog sich gern dem Hofe, wie ehemals Dion gethan, und widmete sich mit entflammter Leidenschaft der strengen mathematischen Muse.

Er ward das Bollwerk seiner Vaterstadt. Die Maschinen, welche er erfand, waren lange dem belagerten Syrakus Schild und Schwert. Dennoch schienen ihm die noch immer angestaunten Anwendungen seiner Wissenschaft nur ein Spiel, zu dem er sich aus Gefälligkeit für Hieron herabließ, gegen die reine Beschaulichkeit abgezogener Wahrheiten, in denen sein großer Geist, weil sie gränzenlos sind, dahin war (Plat. im Loben des Marcellus.).

Wem bei der Geburt die freundlichste der Mäusen die Lippe küßt, wen sie, wie den Theokritos, weiht, im Elemente des Schönen zu leben, und durch Mittheilung andre zu belehen, ihre Empfindung für das Schöne zu entwickeln und zu erhöhen, der stimmt sich dem Zeitalter zu Liebe nicht herab, und ist eben dadurch, daß er sich nach diesem nicht herabstimmet, des Beifalls der Zeitgenossen sicher, sicherer des Kranzes der allzeit gerechten Nachwelt. So gewiß das Blei sinket und die Feder steigt, so gewiß gefällt das Schöne, denn auch die moralische Natur hat ihre Gesetze wie die physische.

Theokritos lebte ein Geschlecht nach Alexanders Zeit, und es schien als wäre mit dem früh erblassenden Helden auch das Gefühl erhabner Schönheit und einfältiger Größe aus der griechischen Welt, die durch ihn so erweitert ward, gewichen.

Aber die Natur selbst, und ihr Liebling Homer, hatten den sicilischen Dichter gebildet, hatten ihn so

vor Mißbildung verwahrt, daß er am Hofe eines Königes, und eines Königes in Aegypten, der Natur getreu blieb. Spielend unter Hürten sang seine dorisches Muse mit freundlicher Einfalt, als wollte sie im Wettgesange nur ein Lamm der Heerde ihnen abgewinnen; und sie ersang ihm einen Kranz *), den weder Bion der Smirnaer, noch Moschos der Landsmann des Theokritos, wiewohl unsterblich auch sie, erhielten, und den der große Virgil, mit der viel besaiteten Lyre seines Hirtenliedes, ihm nicht abgewann.

*) Diese paradiesische Insel hat drei Thüleenblicher hervorgebracht, Daphnis, den Erfinder des Hirtenliedes, Theokritos und Moschos. Ja auch Bion, wiewohl gebürtig aus Smyrna, lebte und dichtete in Sicilien.

Beilage zum ein und neunzigsten Briefe.

Es schien mir nicht überflüssig, bei Beschreibung der Länder und Städte, die ich durchreise, auch einen flüchtigen Blick auf die ehemaligen Schicksale ihrer Bewohner zu werfen. Raum und Zeit sind verwandte Begriffe. Schon allein die Entfernung des beschriebenen Gegenstandes erhöht das Interesse der Beschreibung. Auch das Alterthum behauptet Rechte auf unser vorzügliche Theilnehmung. Es bedarf keiner Untersuchung dieser Rechte, wor räumt sie nicht ein?

Eine weiße Fabel der Griechen stellt die menschliche Seele unter dem Bilde der Psyche vor. Die Psyche hatte Flügel, aber ihre Flügel waren gebunden. Wir wissen, daß sie gelöst werden sollen! In dessen ungeduldet sie sich oft, fühlt sich beschränkt, kann nicht, wie sie will, sich erheben, schlägt gern mit den gebundenen Fittigen wie sie kann, flattert über Abgründe des Raumes und der Zeit.

Wie viele und wie große Rechte behaupten diese Länder auf unsre Aufmerksamkeit! Ihre hesperischen Gefilde erhöhen und belohnen unsre Neugierde durch die Reize der größten und schönsten Natur. Ihre

Geschichte ist merkwürdig durch Alterthum, merkwürdiger durch große Revolutionen, durch mächtiges Streben menschlicher Kräfte, durch Einwirkung auf die spätesten Jahrhunderte.

Die Begebenheiten von Syrakus sind nicht nur durch ihre Wechsel so lehrreich als unterhaltend, sie sind es auch durch ihren Zusammenhang mit der Weltgeschichte.

Diodor (B. IX. Vol. I. p. 421.) sagt: Gelon ward dem Themistokles zur Seite gesetzt, ja einige behaupteten, daß die Griechen dem Gelon den Sieg bei Salamin zum Theil verdanken müßten, weil sein Sieg vor Himera ihren Muth erhoben, und sie gelehrt hätte, auch die große Uebermacht barbarischer Feinde nicht zu scheuen.

Da indessen an eben dem Tage, an welchem Gelon die Carthager schlug, auch das Heldenhäuflein der Spartaner in Thermopyla fiel, so dürfen wir den Griechen zutrauen, daß sie Gelon's Beispiel zur Entflammung für Sieg und Freiheit nicht bedurften. Aber Kühn darf man behaupten, daß die Schlacht vor Himera das Schicksal der Insel entschied, daß sie griechischen Geist, griechische Sitten in ihr erhielt, als schon die Gefahr barbarischer Herrschaft über ihr schwebte. Wurden zu Gelon's Zeit die Carthager Besizer von Sicilien, so breitete sich bald über Italien ihre Herrschaft aus. Dieser frühe Anwachs carthagischer Macht hätte das junge Rom erstickt. Wäre

Carthago an Rom's Stelle getreten, so hätte das ganze Schauspiel menschlicher Schicksale sich verändert. Der römische, blutige Genius nahm Bildung vom edleren griechischen Geiste an; der Carthager Grundsatz war, dem Einflusse fremder Sitten nichts einzuräumen. In diesem Geiste verboten sie einmal durch ein Gesetz die Erlernung der griechischen Sprache (Justin. XX. c. 5.). Das milde, mit göttlichem Strahl alldurchbringende Licht des Christenthums hätte freilich auch die carthagische Welt durchdrungen, wie es die römische Welt durchdrang, aber auf eine andre Art, und die Frucht des eingespflanzten himmlischen Sprößlings, würde vielleicht etwas herbes vom Saft des wilden Stammes behalten haben.

Im vierten Jahr der elften Olympiade, (734 Jahr vor Christi Geburt, 22 Jahr nach Erbauung Rom's) stiftete Archias, der Heraklide von Korinth, eine Pflanzstadt auf der kleinen Insel Ortygia, nachdem er die Sikuler daraus vertrieben hatte (Thucyd. VI., p. 379. ed. Duk.). Diese kleine Insel, welche durch einen Damm mit Sicilien verbunden worden, muß nicht verwechselt werden mit der andern Insel Ortygia bei Griechenland.

Archias und Milyklos (so muß man im Strabo mit Eluber statt Milyklos lesen) hatten zugleich den Apollo um Rath gefragt, wo sie sich mit ihren Wegleitern anbauen sollten? Das Orakel antwortete zuerst mit der Frage: Ob sie Gesundheit oder Reich-

thum für ihr Volkchen begehrten? Archias wählte Reichthum, Mityllos Gesundheit. Diesen sandte Apollo nach der Gegend von Italien, wo er Kroton stiftete, den Archias nach der Insel Ortigia. Die neue Stadt ward Syrakusa genannt, nach dem nahestenumpfe Syraksa. Vielleicht hatte die Stadt, aus welcher die Sikuler vertrieben wurden, schon diesen Namen (Strab. lib. VI. p. 186.).

Schnell muß Syrakus an Kräften zugenommen haben, da es ohngefähr 70 Jahr nach seiner Gründung die Pflanzstadt Akra, wieder nach 20 Jahren Kasmenä, und im 135ten Jahr Kamarina stiftete. Auch hatten die Syrakusier Bewohner nach Enna gesandt. Gleichwohl scheint es, daß schon in dieser frühon Zeit ihre Freiheit mehr als Einmal gekränkt ward. Wir finden Spuren von einem Tyrannen Pollis, und von einer Akaiqian Phyllis. Sie mußten vor Gelon's Zeit geherrscht haben, weil wir sie in der späteren, die uns genau beschrieben wird, nicht finden.

Gelon, Sohn des Deinomenes, war aus Gela gebürtig. Weil er sich im Kriege sehr hervorgethan hatte, ward er von den Geloern zum Feldherrn der Reiterei ernannt; dann herrschte er dort (Herodot. V. VII.). Als Syrakus sich ihm ergab, überließ er seinem Bruder Hieron die Regierung von Gela. Er führte die Hälfte der Geloer nach Syrakus, so auch die Bürger von Kamarina, welches er zerstörte. Bei-

ben gab er das Bürgerrecht. Megara hatte Krieg gegen Syrakus angefangen, es mußte sich ihm ergeben. Die Reichen, welche Ursache des Krieges gewesen, erwarteten den Tod, aber auch diese, sagt Herodot, führte er nach Syrakus, und gab ihnen das Bürgerrecht. Die Geringen aber, welche doch unschuldig waren, ließ er in Syrakus, mit der Bedingung sie auszuführen, verkaufen. Eben so handelte er gegen die Einwohner des sicilischen Städtchens Eubda. Hierdurch ward Syrakus sehr groß, und er mächtig.

Ich vertheile sehr das Ansehen von Herodot, er war aber weniger unterrichtet von den sicilischen als von den griechischen und morgenländischen Begebenheiten. Ich habe Mühe zu glauben, daß Gelon so sollte gehandelt haben. Wäre es nicht natürlicher gewesen, die schuldigen Reichen durch Eingiehung ihres Vermögens zu bestrafen, Arme damit zu bereichern, und diesen Bürgerrecht zu geben? Auch sagt Thucydides (B. VI. p. 380. ed. Duk.), daß Gelon die Einwohner von Megara aus der Stadt und dem Gebiet vertrieben hätte.

Als Perzes die Griechen mit Krieg überzog, sandten sie Abgeordnete an Gelon, und baten um Hülfe. Er bot ihnen 20 Galeeren an, 20,000 schwer Bewaffnete zu Fuß, 2000 Reiter, 2000 Bogenschützen, 2000 Schlegelberer, 2000 leicht bewaffnete Kämpfer (*ἱπποδρόμους ψιλοὺς*), dazu Getreide für der Griechen

ganzes Heer, so lange der Krieg dauern würde. Aber diesem Anerbieten fügte er die Forderung hinzu, daß er als oberster Feldherr die Griechen gegen die Barbaren anführen wollte.

Als Syagros, der Spartaner, das hörte, rief er aus: O, wie würde der Pelopide Agamemnon laut ausrufen, wenn er hörte, daß die Spartaner von Gelon und den Syrakusern der Anführung beraubt würden!

Gelon ließ in so weit von seiner Forderung nach, daß er den Gesandten die Wahl ließ, ob er zu Lande oder zu Wasser anführen sollte? Nun ergriff der Athener das Wort: Er hätte vorher geschwiegen, wohl wissend, daß der Spartaner ihm gebührende Antwort geben würde; nun aber erkläre er: daß, wosern die Spartaner dem Gelon die Anführung der Flotte überlassen wollten, die Athener das nicht zugeben würden. Diese Ehre würden sie nur den Spartanern, wosern sie solche verlangten, überlassen. Vergebens würden sie die erste Seemacht Griechenlands seyn, wenn sie von Syrakusern sich anführen ließen; sie, von denen Homer schon gesagt hätte, daß ihr Feldherr der beste gewesen ein Heer zu ordnen.

Gelon antwortete: Athenerischer Gastfreund, es scheint, daß ihr Feldherren habet, und daß euch die Streitenden fehlen werden. Gehet heim, sagt den Griechen, sie hätten ein Jahr ohne Frühling! (Herodot B. VII.)

Mit dem Fährling verglich er die aufblühende Macht der Syrakuser.

Diodor belehret uns, daß Herres die Carthager bewogen hatte, zu gleicher Zeit, da er die Griechen mit Krieg überziehen würde, mit einem Heer in Sicilien einzufallen, damit die griechischen Städte der Insel unterdessen beschäftigt wären. Der Perser Ueberfall sicherte dagegen die Carthager gegen die Waffen der Griechen.

Die Carthager überzogen wirklich mit ungeheurer Macht Theron, den Tyrannen von Agrigent und von Himera. In einem der vorigen Briefe habe ich erzählt, wie Gelon den Himeraern zu Hülfe eilte, welchen glänzenden Sieg er erhielt, und daß er die Carthager Frieden zu machen zwang. Er legte ihnen eine Geldbuße auf, und die schöne Bedingung, hinfort dem Saturn nicht mehr Knaben zu opfern (*Plut. Απορρηματα*).

Als ein weiser Fürst liebte Gelon den Ackerbau. Er führte manchesmal, wie zur Schlacht, die Syrakuser zum Landbau an (Eben.).

Diodor sagt, Gelon sei im Begriff gewesen, den Griechen gegen die Perser zu Hülfe zu eilen, als er erfahren, daß Herres schon mit einem Theile des Heers Europa verlassen hätte. Er entsagte daher dieser Unternehmung und ließ eine Versammlung des Volks ansetzen, in welcher jeder Bürger gewaffnet

erscheinen sollte. Nur er erschien ohne Krönung, sogar ohne Leibrock, im Untergewande (*hinter dem* *Reckenschild*), und gab so Rechenschaft von allen seinen Handlungen; Lauter Beifall des Volks erscholl, mit den Namen des Wohlthäters, Retters und Königes! Verehrt und geliebt beschloß er sein ruhmvolles Leben in hohem Alter, im dritten Jahr der 75ten Olympiade, 476 Jahr von Christi Geburt, nach siebenjähriger Herrschaft, die er seinem jüngern Bruder Hieron dem ersten dieses Namens, hinterließ (Diod. B. XI. Vol. I. p. 455.).

Dieser regierte elf Jahr. Er beneidete seinem Bruder Polyzelos, welcher Gelons Wittve geheirathet hatte, das Ansehen, in welchem er bei den Syrakusern stand, und umgab sich mit Gewaffneten, ehrgeizige Absichten dem Bruder zutrauend (s. Diod. u. einen Scholasten des Pindars). Als zu dieser Zeit die Sybariten, belagert von den Krotoniaten, ihn um Hülfe anflehten, ernannte er Polyzelos zum Anführer, in der Hoffnung, daß er untkommen würde. Dieser merkte die Absicht des Hieron, und floh zu seinem Schwiegervater Theron. Die von Therons Sohne Thrasydotos mit Hülfe bekannter Samnerder versprachen ihm die Stadt zu übergeben, und gemeinschaftlich mit ihm gegen Theron, dem er des gestochenen Bruders wegen zürnte, zu ziehen. Hieron aber schonte sich mit Theron und Polyzelos aus, und versprach ihnen die Samnerder, deren viele von

Theron am Leben bestraft worden. (Diodor. B. XI. Vol. I. p. 440, 41.)

Hieron sandte den bittenden Kumdern Hülfe gegen die sie anfeindenden meerbeherrschenden Tyrhener. Die Syrakusier und Kunder erfochten einen gemeinschaftlichen Sieg auf dem Meer, und demüthigten die Feinde. Pindar erwähnt dieses Sieges in seinem ersten pythischen Siegeshymnos, welcher dem Hieron gewidmet ist.

Hieron starb nach elfjähriger Herrschaft. Er hatte sich geizig und gewaltthätig gezeigt. Doch hielt während seiner Regierung Gelons Ruhm, und die Liebe seines Volkes, noch die Mißvergnügten vom Aufstande ab. Als aber Thrasybulos, Gelons und Hierons Bruder, diesem in der Regierung folgte, herrschte er nach grausamer Willkür, tödtete viele Bürger gegen Recht und Gesetz, verwies andre in's Elend. Diese wählten Anführer und belagerten ihn. Andre griechische Städte halfen ihnen, und Thrasybulos mußte sich glücklich schätzen einen freien Abzug zu erhalten, nachdem er der Herrschaft, die er ein Jahr geführt hatte, entsagen mußte.

Selber frei geworden, befreiten nun die Syrakusier auch andre unter Tyrannen und Besatzungen leugnende Städte, und blühten in wachsendem Wohlstande der Freiheit 60 Jahre lang, bis der ältere Dionysios sie unterjochte; doch war dieser glückliche Zeitpunkt nicht frei von Unruhen.

Die erste erhob sich bald nachdem Syrakus die Freiheit behauptet hatte. Die Bürger gelobten Zeus dem Befreier eine kolossale Wäpfsäule zu errichten, und jährlich, am Tage, da sie das Joch des Thrasibulos abgeschüttelt hätten, mit feierlichem Opfer von 450 Kindern ein Freiheitsfest mit Spielen zu feiern. Zugleich schlossen sie vom Antheil an den öffentlichen Geschäften die neuen Bürger und die Soldner aus, deren Gelon 10,000 an der Zahl mit dem Bürgerrecht beschenkt hatte. Von diesen waren noch 7000 übrig. Es entstand in der Stadt selbst ein bürgerlicher Krieg. Andern Städten theilte sich die Säkung mit, bis endlich alle sich gegen die aufgenommenen Fremdlinge verbündeten, welche der Bürgerschaft nach einem gemeinschaftlichen Spruch entsagen mußten. Dagegen wurden die alten Bürger, welche vertrieben gewesen, wieder in ihre Rechte eingesetzt. Den Fremdlingen ward erlaubt, in's Messinesische Gebiet zu gehen, nach Besseling's wahrscheinlicher Meinung, um ihnen, da die meisten Italiener waren, den Rückweg zu erleichtern. Das geschah im vierten Jahr der 79sten Olympiade, 459 Jahr vor Christi Geburt.

Sieben Jahre nachher erregte ein gewisser Lyndarides neue Unruhen. Er zog die Armen an sich, damit er durch sie sich der Herrschaft bemächtigen könnte. Seine Absicht ward offenbar, man verdamnte ihn zum Tode. Als er in den Kerker geführt werden sollte, legten seine Anhänger Hand an diejenigen,

welche ihn führten. Es entstand ein Tumult, die Aufrührer wurden mit Lyndarides getödtet.

Da dergleichen oft vorkam, beschloß das Volk eine dem Ostrakismos ähnliche Maßregel einzuführen. In Athen war jedem Bürger erlaubt, den Namen desjenigen seiner Mitbürger, den er entfernen wollte, auf eine Scherbe zu schreiben, und in ein mit Gittern verwahrtes Behältniß, welches auf dem öffentlichen Plage stand, zu werfen. Am Ende des Jahrs zählten die Archonten diese Scherben. Sofern keines Bürgers Namen auf 6000 Scherben stand, ward keiner verwiesen. Fanden sich aber Namen, welche so oft angeschrieben waren, so mußte der Bürger, welcher die meisten Scherben gegen sich hatte, das Vaterland auf zehn Jahre räumen. Doch behielt er den Genuß seines Vermögens (Plutarch im Leben des Aristides.).

In Syrakus schrieb man den Namen des zu entfernenden Bürgers auf ein Delblatt. Die Landesverweisung dauerte nur fünf Jahr. Man nannte dieses den Petalismos. Petalon heißt ein Blatt auf griechisch, Ostrakon eine Scherbe. Was man von einem unruhigen Volke erwarten mußte, geschah. Die Edelsten und Besten wurden verwiesen; rechtschaffne Männer entzogen sich den Geschäften. Vermessene Leute herrschten, es wimmelte von Demagogen und Sykophanten. Die Jünglinge übten sich in dieser Art von Beredsamkeit, deren eitle und verderbende

Künfte gegen die vorige strenge Zucht eingetauscht wurden. Der Friede von außen vermehrte zwar das Vermögen der Bürger, aber Eintracht und Gerechtigkeit flohen. Die Syrakusier sahen bald des Petaliamos schädliche Folgen ein, und haben ihn wieder auf (Diobor. B. XI. Vol. I. p. 469, 70.).

Ein Jahr nachher sandten die Syrakusier eine Flotte gegen die Tyrhener (Toskaner), welche Sicilien mit Seeräubern belästigten. Sie verwüsteten die Insel Aethalia (Etna); aber ihr Anführer Phayllos ließ sich von den Tyrhenern bestechen, schiffte zurück, und ward in's Elend verwiesen. Mit 60 Galeeren sandten nun die Syrakusier den Appelles. Er beunruhigte mit Streifereien die Tyrhenische Küste, suchte die Insel Ayrnos (Corsica) feindlich heim, eroberte Aethalia, und kam zurück mit großer Beute und vielen Sklaven.

Im folgenden Jahre war es, daß Duketios, Anführer der Sikuler, nach einer unglücklichen Schlacht sich den Syrakusiern selber in die Hände gab, wie ich in einem der vorigen Briefe erzählt habe. Als er aus Korinth, wohin man ihn unter dem Versprechen, daß er nicht zurück kehren wollte, gesandt hatte, doch nach Sicilien zurück gekommen war, ergriffen die Agrigenter, welche mit Neid auf der Syrakusier Macht sahen, den Vorwand, ihnen den Krieg anzukündigen, sie beschuldigend, daß sie den gemeinschaftlichen Feind frei gelassen hätten ohne ihre Zustimmung. In einer

Syrracheten tausend Akragagener, und Syrrachus gewährete den Frieden, als die Feinde darum baten (Diod. B. XI. XII. Vol. I. p. 474 u. 482.).

Im dritten Jahr der 84ten Olympiade, 439 Jahr vor Christi Geburt, gehorften Sicilien und Italien, ja fast die ganze bekannte Welt, einer friedlichen Ruhe. Die griechischen Städte Siciliens, ja selbst die Akragagener, erkannten nún das herrschende Ansehen von Syrrachus.

Drei Jahre nachher bauten die Syrrachenser hundert Galeeren, verdoppeltten die Kelterei, vermehretten das Fußvolk und erhöheten den Schuß, welchen sie von den Eilukern erhuben, mit ehrgeizigen Absichten auf die ganze Insel, die sie nach und nach unter ihre Herrschaft zu zwingen hofften.

Im zweiten Jahr der 88ten Olympiade, 425 Jahr vor Christi Geburt, veranlaßten die Leontiner die erste Unternehmung der Athenienser gegen Syrrachus, welche nicht gleich große Folgen hatte, da beide Städte bald Frieden mit einander machten (s. den 91sten Brief.).

Elf Jahre nachher baten die Eggestider und Leontiner die Athenienser um Hülfe, die Eggestider gegen Gellius, die Leontiner abermals gegen Syrrachus.

Die Athenienser waren froh einen Vorwand zu haben, da sie lange nach dem Besitz von Sicilien dürfteten. Mit glänzenden Hoffnungen fingen sie diesen Krieg an, entzündet durch den jungen Alcibi-

des. Alkias, ein rechtschaffner Mann, welcher gegen den Krieg gerathen hatte, Alcibiades und Lamachos wurden zu Feldherren gegen Syrakus ernannt (Thucyd. B. VI. p. 381 - 94.).

Es giebt ein lehrreiches Beispiel, wenn man die Athenienser mit trunkenen Hoffnungen zu dieser Unternehmung ausziehen sieht!

Als die Schiffe mit Mannschaft und mit Vorrath angefüllt waren, befahl die Drommete allgemeines Stillschweigen. Die gewöhnlichen Gelübde wurden nicht in jedem Schiff, besonders, sondern durch Heroldsstimme allgemein ausgerufen. Ueberall wurden Becher gefüllt, die Feldherren und Hauptleute gossen Trankeopfer aus. Mit ihnen stürzte zu den Göttern das Volk am Ufer, die Freunde, die Bürger. Nach Anstimmung des Pdaanes und vollendetem Trankeopfer, liefen die Schiffe, eins nach dem andern, aus. Dann ruderten sie in die Wette bis zur Insel Megina (Ebendas. p. 398.).

Die Syrakusier wurden aus verschiednen Orten von der Athenienser nahen Ankunft benachrichtiget, glaubten aber nicht. Hermokrates, Sohn des Hermon, suchte seine Mitbürger zu überzeugen, daß die Athenienser mit großer Heeresmacht kämen, und rief entgegen zu eilen, um ihnen Schlacht zu bieten im ionischen Meer.

Nach einer Rede entstand ein heftiger Wortwechsel. Einige glaubten von allem nichts, andre, daß

Hermokrates die Heeresmacht der Athener vergrößert hätte.

Athamagoras, ein Demagoge, beschuldigte, nach Demagogemart, die Strategen (dieses Wort, welches eigentlich Feldherren bedeutet, bezeichnet in Syrakus die gewählten Oberhäupter der Republik), daß sie eitle Gerüchte des Krieges verbreiteten, um das Volk zu unterjochen. Syrakus sei mächtig genug, die Athener zu vertreiben. Sehr furchtsam müsse man, oder sehr mißgünstig gegen das Vaterland seyn, um nicht zu wünschen, daß die Athener thöricht genug seyn möchten, diesen Feldzug zu unternehmen (Thucyd. B. VI. p. 398-405.).

Die Syrakusier ernannten erst drei Strategen mit Vollmacht, den Hermokrates, Etilanos und Herakleides, als die Flotte der Athener schon in der Meerenge war. Jene beriefen die Mannschaft zum Kriegsdienst, und ordneten Gesandte ab an die Städte Siciliens, um sie zu veranlassen, sich der gemeinschaftlichen Sache anzunehmen. Die Himetder, Selimuntier, Geloer und Katander erklärten sich für die Syrakusier. Die Sikulischen Völkerschaften waren zwar den Syrakusiern geneigt, erwarteten aber den Ausgang. In einem der vorigen Briefe habe ich erzählt, wie die Athener von den Eggestädern durch Vornehmung geborgten Goldes und Silbers getäuscht wurden. Die Agrigenter und Naxier erklärten sich für die Athener. Die Katander verwehreten dem Heer der Athe-

nieser den Einzug in die Stadt, bewilligten aber den Feldherrn eine Volksversammlung. Indessen, daß Alcibiades eine Rede hielt, erbrachen einige der Athener ein Pfortchen, und gingen hinein in die Stadt. Katana sah sich daher genöthiget gegen Syrakus zu ziehen.

Gleich nachher ward Alcibiades zurück nach Athen berufen, unter dem Vorwande, der in Einer Nacht dort zerbrochenen Hermen (Bildsäulen), deren Verstämmelung man ihm zuschrieb, in der That, weil ihm das Volk herrschsüchtige Absichten zutraute.

Die Geschichte dieser Belagerung, welche Thucydides mit ihm eigener Stärke, Diodor und Plutarch so schön erzählen, darf ich nur flüchtig berühren. Oft wechselte das Kriegsglück. Die Athener und Syrakuser wurden mehrmals durch Hülfsvölker verstärkt; Lamachos blieb in einem Treffen. Auch Eurymedon, den die Athener zugleich mit Demosthenes an der Spitze eines neuen Heeres sandten. Die Pest verbreitete sich im Lager der Belagernden. Nach großen Niederlagen ergaben sich die Athener dem Spartaner Gylippos, welcher den Syrakusern zu Hülfe war gesandt worden. In der letzten Schlacht waren 18,000 Athener getödtet worden. Mit den Heerführern ergaben sich 7000.

Am folgenden Tage ward vor versammeltem Volk über das Schicksal der Gefangenen Rath gehalten. Dikles, ein mächtiger Demagoge, wollte, daß Nikias

und Demosthenes erst sollten gegesselt, dann gehängt werden. Die Soldaten sollten gleich in den Steingruben verwahrt, die Bundesgenossen verkauft, jene aber mit dürftigem Lohne von Gerstemehl unterhalten werden.

Hermokrates, welcher glänzende Siege über die Athener erfochten hatte, suchte seine Mitbürger zu überreden: daß menschlicher Gebrauch des Sieges noch schöner als der Sieg wäre. *) Das Volk stürmte. Da trat Nikolaos, ein Greis, auf, zwei Knechte unterstützten ihn, da er schwach durch Alter und Gram war. "Niemand, sagte er, hat wohl mehr Ursache, die Athener zu hassen, als ich: sie haben mich meiner beiden Edhne beraubt, jetzt müssen Knechte mich unterstützen!" Dennoch suchte er Mitleid gegen die durch ihr Unglück genug gestraften Athener zu erregen. Er warnte, mit Anwendung des Beispiels, welches die Athener gegeben hatten, gegen Mißbrauch des Glücks. Er erinnerte daran, daß die Athener sich auf Treu und Glauben ergeben hätten. "Diejenigen, welche nach Herrschaft streben, müssen nicht so wohl durch Waffen, als durch ihre Sitten Völker erobern." Er führte Gelons Beispiel an, der, von ganz Sicilien bevollmächtigt, den Carthagern, die er

*) Οὐ καλλίον ἐστὶ τῷ καὶ τὸ τῇ νικῇ ἀνταρῶν ἀνδραγαθίαν.

Diodor. B. XIII. Vol. I. p. 546.

überwunden, Frieden gab, und durch Milde alle Menschen gewann. Der Waffen Vorthail hange oft vom Glücke ab. Nur der Glimpf des Siegers gehöre ihm als eigen. Der Haß gegen die Feinde müsse sterblich seyn, und der Ueberwinder zuerst Ausöhnung anbieten. Auch die Athenienser hätten die in der Insel Sphakteria gefangnen Lacedämonier frei gegeben. Mit Weisheit hätten die Alten den Gebrauch eingeführt, die Siegszeichen nicht von Stein, sondern von gemeinem Holze zu machen, um die Denkmale des Hasses nicht zu verewigen. Er erinnerte an die Wohlthaten, welche die Athenienser der Welt erzeugt, da Menschen von ihnen die von Göttern gelehrtte Nahrung gelernt hätten. Sie hätten zuerst Gesetze gemacht, zuerst Flüchtlingen Schutz verliehen, durch Beredsamkeit, Philosophie, Einweihung in die Mysterien, Völker erleuchtet. Die Bundesgenossen hätten aus Zwang gefochten. Nikias sei immer ein Freund der Syrakusier gewesen, habe gegen den Krieg gerathen; jetzt stehe er da mit den Armen hinter dem Rücken gebunden, als habe das Glück an ihm seine Macht beweisen wollen; das Glück, dessen Freigebigkeit menschlich zu nutzen ihnen gezieme, nicht aber gegen ein Volk griechischen Ursprungs barbarisch zu wüthen (Diodor. B. XIII. Vol. I. p. 557–63.).

Diese Rede rührte schon die Syrakusier zum Mitleiden, als Gylippos, der Spartaner, auftrat. Er stimmte das leicht gewandte Volk wieder zur Grau-

samkeit. Des Diokles Vorschlag ward gebilliget. Miltias, Demosthenes und die Bundesgenossen wurden gleich getödtet; die athenienschēn Soldaten in die Steingruben gebracht. Durch harte Behandlung kamen die Meisten um. Nur diejenigen, welche in den Wissenschaften unterrichtet waren, wurden von der syrakusischen Jugend hervorgeriffen und gerettet (Diodor. und Thuchd. B. VII. p. 504, 5.). Unter denenjenigen, welche ihr Vaterland wieder zu sehen erlebten, begrüßten viele den Euripides, ihm ihre Rettung verdankend. Denn einige wurden als Gefangene freundlich behandelt, wenn sie Verse dieses großen Dichters hersagen konnten, und andre, welche nach der Niederlage sich im Lande zerstreuet hatten, wurden aufgenommen und genährt, wenn sie die Sicilier mit diesem Dichter, dessen Trauerspiele die meisten nur durch ihren Ruhm kannten, bekannt machten (Plut. im Leben des Miltias.).

Als die Syrakusier sich von den Atheniensen befreit sahen, erkannten sie auf Rath des Diokles Männer, welche neue Gesetze machen sollten. Diokles ward mit erwählt, und führte sein Amt mit so überwiegendem Ansehen, daß die Gesetze nach ihm, Gesetze des Diokles genannt wurden. Diese waren sehr streng, man rühmte sie aber wegen ihrer Bestimmtheit. Er soll selbst das Opfer seiner Strenge geworden seyn. Nach seinen Gesetzen durfte bei Todesstrafe kein Bürger gewaffnet in der Versammlung erscheinen. Als

anwesende Feinde verkündigt worden, ging er, sagt man, mit einem Schwert aus dem Hause. Plötzlich entstandener Aufruhr zog ihn auf den Platz der Versammlung. Ein Bürger rief ihm zu: Diokles, du lösest dein Gesetz! Nicht so, bei'm Zeus, antwortete er, ich bekräftige es! und stieß sich das Schwert in den Leib. Die Syrakusier erzeigten ihm, nach dem Tode, Ehre der Heroen, und widmeten ihm einen Tempel. Viele der sicilischen Städte lebten nach seinen Gesetzen, bis die Insel mit dem römischen Bürgerrecht römisches Gesetz erhielt.

Die Eggestier, welche Bundesgenossen der Athener gewesen, fürchteten nun die Rache der Syrakusier, und räumten den Selinuntiern den bestrittenen Griechischen Landes ein. Da aber diese noch mehr nahmen, sandten die Eggestier, drei Jahr nachdem die Athener Sicilien verlassen hatten, nach Carthago, ihre Stadt den Carthagern anbietend, und Hülfe verlangend. Diese sandten ein Heer, anführten erst Selinus, dann Himera, wie ich bei Beschreibung von den Trümmern dieser Städte erzählt habe.

Hermocrates (Diodor. B. XIII. Vol. I. p. 590, 91), welchen die Syrakusier mit 35 Galeeren den Macedoniern zu Hülfe gegen die Athener im fortbauern des peloponnesischen Kriege gesandt hatten, ward während seiner Abwesenheit von seinen Feinden verläumdeter. Sie brachten es dahin, daß er in's Elend verurtheilt ward. Er flüchtete, nachdem er seinem verord-

seinen Nachfolger die Flotte übergeben hatte), zum persischen Satrapen Mithradates, welcher sein Freund war. Dieser gab ihm Geld; er schiffte nach Messen, konnte fünf Galeeren, und nahm 1000 Krieger in Euboi. Zu diesem gesellten sich 1000 Hülfslinge von Himera. Mit dieser Schaar versuchte er, durch Hülfe eines Freundes, nach Syrakus zurück zu kehren. Da ihm das mißlang, zog er zu Lande, bemächtigte sich des zerstörten Sellus, besetzte einen Thälthor der Stadt, und beschloß hin und her zu verfahren, den Carthagern entronnenen Bürger. Auch viele andere nahm er auf, vorzüglich das Gebiet der carthagischen Stadt Motya, abern gegen ihn gezogene Bürger er überwand. Er beherrschte auch das Gebiet von Panormos (Palermo), und die ganze Provinz der Carthager, Meute römisch und Russen. Der Syrakusier bewunderte diesen Helden widersehene Muth, in den Versammlungen ward seinen oft mit Ruhm gedacht.

Er machte sich auf nach Himera. Dieses, welcher den Himeraoten während der Belagerung zu Hülfe gesandt worden, war mit den Weibern und Kindern dieser Stadt nach Syrakus zurück geschickt, ohne von hier die im Luffen gebürhnen Syrakusier zu begreifen. Hermocrates sammelte ihre Geboine, ließ sie auf prächtigen Wagen nach Syrakus fahren, und begleitete sie bis an die Geringarten des Vaterländischen Gebiets. In der Stadt entstand ein Zwist, als diese Geboine ankamen. Gegen Diodors Willen wurden sie mit Pont

unter dem Geleite des ganzen Volks bestatet. Dionysos ward verwiesen, Hermokrates gleichwohl nicht zurück berufen, weil man den kühnen Mann für gefährlich hielt. Er zog zurück nach Selinus. Als aber nach einiger Zeit seine Freunde ihn wieder einluden, zog er an der Spitze von dreitausend Mann durch's Gebiet von Gela, und kam zur Nachtzeit auf einen abgerodeten Ort. Da nicht alle ihm folgen konnten, machte er mit wenigen dem Thore desjenigen Theils von Syrakus, welcher Akrochina hieß, wo seine Freunde Befug von der Gegend genommen hatten, und nahm die Nachkommenden auf. Die Syrakusier ließen gewaffnet auf den öffentlichen Platz, und Hermokrates ward mit den meisten der Schlügen getödtet. Die übrigen wurden Landes verwiesen. Einige schwer verwundet wurden von ihren Bekannten für todt ausgegeben, um sie der Wuth des Volks zu entziehen. Unter diesen war Dionysos, welcher nachher Tyrann ward (Diodor. B. XIII. Vol. I. p. 600, 601.).

Die Syrakusier schickten Gesandte nach Carthago, sich über den Krieg zu beschweren. Die Carthager antworteten zweideutig, und sandten abermals ein großes Heer, welches Agrigent einnahm und zerstörte. (S. den vorletzten Brief.)

Die nach Syrakus aus Agrigent Geflüchten beschuldigten dort die Feldherrn der Syrakusier, die griechischen Städte den Carthagern verrathen zu haben. So murrten auch Siciliens griechische Städte, daß

folchen Männern das Wohl des gemeinschaftlichen Vaterlandes anvertrauet würde. Dennoch wagte keiner öffentlich sie zu verklagen. Da trat Dionysios auf, Sohn eines gewissen Hermokrates, aber nicht des großen, sondern eines gemeinen Mannes, und wie einige wollen, eines Eseltreibers. Dieser bezüchtigte die Feldherrn der Verrätherei. Er entflamnte das Volk; und drang darauf, daß man die Zeit, welche die Gesetze bestimmten, nicht abwarten, sondern gleich als schuldig sie bestrafen sollte. *) Umsonst verdamnte die Obrigkeit ihn zu einer Geldbuße, als einen Friedensförderer; der Geschichtschreiber Philistos versprach diese gleich zu bezahlen. Wenn auch, sagte er, die Archonten den ganzen Tag dich zu neuen Geldbußen verdammen, so bezahle ich sie alle! Dionysios fuhr fort die Feldherrn anzuschwärzen, verläumdete zugleich die angesehensten Bürger, und gab den Rath, das Wohl der Republik geringen, dem Volke gefälligen Männern zu vertrauen. Die vorigen Strategen wurden abgesetzt, neue ernannt, unter diesen war Dionysios. Er machte seine Gehülfen bald verdächtig, erhielt die Zurückberufung der Landesverwiesenen, erlog ein geheimes Verständniß der andern Strategen mit Hi-

*) Nach der gewöhnlichen Lesart: *μη περιμέναι τὸν κατὰ τὰς νόμους κλήρον*, riefh Dionysios, man möchte die gesetzmäßige Richterwahl nicht erwarten, ich lese aber mit Rhodomann statt *κλήρον*, *καίρον*.

missen, Feldherrn der Carthager, und ward von den behörten Syrakusern zum einzigen allbevollmächtigten Strategen ernannt. Kaum hatte die Versammlung sich getrennet, als sie ihre Thorheit zu spät bereuten. Unter einem Vorwande ging Dionysios mit einer Schaar nach Leontion, welches jetzt den Syrakusern zu einer Festung diente; dort berebete er die Menge, welche aus Flüchtlingen und Fremden bestand, ihm eine Leibwache von 600 Mann zu geben; diese waren Leute, welche die Dürftigkeit unternehmend machte, es gesellte sich böses Gesindel zu ihnen, und Dionysios schlug mit diesem Haufen ein Lager vor Syrakus auf, nachdem er den Lacedämonier Derippos, den er als einen entschloßnen Freund der Freiheit kannte, entlassen hatte. Furcht vor den Söldnern, die dem Dionysios, welcher sich von nun an als einen Tyrannen zeigte, gewogen waren, und vor den Carthagern, hielt die Syrakusier in Zwang. Er heirathete eine Tochter des Hermokrates, und gab seine Schwester dem Polyrenos, einem Bruder dieses von den Syrakusern getödteten Feldherrn, dessen Werth sie zu spät schätzten. Auf dieses Hauses Verwandtschaft stützte er sein Ansehen (Diodor. B. XIII. Vol. I. p. 614–19.).

In einer Versammlung erbitterte er das Volk gegen Demarchos und Daphnados, die er tödten ließ.

So ward Dionysios aus einem Schreiber Tyrann von Syrakus, im dritten Jahr der 93ten Olympiade, 404 Jahr vor Christi Geburt.

Im folgenden Jahr endigte in Griechenland der peloponnesische Krieg, welcher 27 Jahr gewährt hatte, und die Carthager nahmen Gela ein, vor dessen Mauern sie einen Vortheil über Dionysios erhielten. Er verzweifelte daran die Stadt zu entsetzen, sandte aber bei Nacht die Einwohner nach Syrakus. Auch zwang er das Volk von Kamarina mit Weibern und Kindern dorthin zu flüchten. Einige rafften Gold und Silber zusammen; andre achteten diesen Verlust nicht, und waren nur auf die Rettung ihrer Eltern und jungen Kinder bedacht. Einige Alte, denen es an Kindern oder Freunden fehlte, blieben zurück, in augenblicklicher Erwartung der Carthager. Das Schicksal von Selinus, von Himera und von Agrigent hatte alle Gemüther mit Schrecken erfüllt, denn die Carthager kannten kein Schonen, kein Mitleid mit unglücklichen Feinden, deren sie einige zu kreuzigen, andre mit schmäligem und grausamem Hohn zu beleidigen pflegten (Diodor. B. XII. Vol. I. p. 632, 55.).

Diese unordentliche Flucht, welche junge Frauen eilender, und mit weniger Anstand als ihr Geschlecht zu erfordern schien, beschleunigen mußten, und die Schwäche der Kinder und Greise, welche schneller als ihr Alter ertragen konnte, flüchteten, erregte mit dem Mitleiden des Heers auch Haß gegen Dionysios, den sie in Verdacht hatten, daß er den Carthagern so vieles eingeräumt, damit der Schrecken, welchen diese verbreiteten, die Städte Siciliens unter

sein Joch zwingen möchte. Den Bundesgenossen hatte er kurze Zeit Hülfe geleistet; keiner seiner Söldner war im Kriege gefallen; ohne eine wahre Niederlage erlitten zu haben, floh er, kein Feind verfolgte ihn. Der lauernde Unwille ward nun offenbar. Die Griechen aus Italien zogen von ihm ab. Die syrakusischen Reiter, welche auf einen günstigen Augenblick ihn zu ermorden geharret, ihn aber immer von Söldnern umringt gesehen hatten, ritten nach Syrakus. Hier plünderten sie das Haus des Tyrannen, ergriffen, mißhandelten und tödteten sein Weib. Nach Plutarch tödtete sie sich selbst (Plut. im Leben des Dion.). Mit Erlesenen, denen er traute, eilte Dionysios nach. Die Reiter erwarteten nicht, daß er kommen würde, prahlten schon: zum Schein sei er vor Carthagern geflohen, jetzt fliehe er wirklich vor Syrakusern.

Gegen Mitternacht aber war er, nach sehr beschleunigtem Marsch, mit 100 Reitern und 600 Mann zu Fuß vor dem Thor von Akradina. Da er es verschlossen fand, zündete er es an mit Schilfrohr, welches dort lag zum Gebrauch der Lüncher. Indessen kamen noch andre der Seinigen nach. Er ritt mit seinem Geleite in Syrakus ein. Die Angesehensten der syrakusischen Reiter erwarteten nicht den Zulauf des Volks, sondern widerstanden dem Tyrannen, allein in geringer Anzahl, und wurden von seinen Söldnern durchbohrt. Dionysios rächte sich an seinen Feinden, deren er einige tödtete, andre das Land räumen hieß. Die

Menge der Weiter stürzte aus der Stadt, und nahm Besitz vom festen Städtchen Aetna. *)

Himilkon sandte nach Syrakus, und machte Friedensvorschläge, **) welche Dionysios sehr willkommen waren.

Die Carthager erhielten, außer ihren alten Colonien, die Herrschaft über die Sikaner, über die Selinuntier, Agrigenter und Himerdor; die Geloer und Kamarinder sollten zwar ihre Städte wieder bewohnen, aber den Carthagern zinsbar seyn. ***) Frei, nach eignen Gesetzen, sollten die Leontiner, Messiner und Sikuler leben; die Syrakusier dem Dionysios unterworfen seyn. Wieder gehen sollte man die Gefangenen, die genommenen Schiffe.

Wenn, auf der einen Seite Dionysios froh seyn mochte, mit den Carthagern Frieden gemacht zu haben, so fürchtete er auf der andern Seite die Me, welche der Friede den Syrakusiern gewähren würde. Um so gut als möglich sich der Tyrannei zu versichern,

*) Τῇ τῷ καλεσμένῳ Ἀίτια, so muß man lesen, wie Besseling deutlich beweiset, statt, τῇ τῷ καλεσμένῳ Ἀρχαδινῷ. Vom Städtchen Aetna, welches ehemals Inessa hieß, knstig.

**) Im Texte des Diodor wird dieser Feldherr bald Himilkon genannt, bald Hamilkar, oder vielmehr Hamilkas.

***) Ueber die Sikaner und Sikuler, siehe nach den ersten Brief aus Sicilien.

sonderte er die Insel Ortigia (welche also schon damals durch einen Damm mit Sicilien verbunden war,) vermittelst einer mit vielen und hohen Thürmen versehenen Mauer, von der übrigen Stadt ab, baute eine sehr feste Burg auf der Insel, und umfaßte mit der Mauer dieser Burg zugleich die Schiffswerften am kleinen Hafen, welchen Lakkios hieß. Diese Schiffswerften faßten sechszig Galeeren, und hatten eine so enge Oeffnung, daß nur Eine auf einmal durchschiffen konnte.

Die Häuser der Insel Ortigia schenkte er den Soldnern und seinen Freunden; die Häuser der übrigen Stadt vertheilte er der Menge. Dann zog er zu Felde gegen die Sikuler. Früher als die andern freien Völker Siciliens, wollte er diese unterjochen, weil sie den Carthagern beigestanden hatten. Er führte das Heer gegen die Stadt der Herbestiner.

Als die Syrakusier sich gewaffnet sahen, sanneten sie auf ihre Befreiung. Sie machten sich Vorwürfe, nicht gemeinschaftliche Sache mit den Reitern gemacht zu haben. Dorikos, ein Befehlshaber des Tyrannen, bräute einem Freirebenden, und ward todtgeschlagen. Die erbitterten Krieger luden die Bürger zur Freiheit ein, und sandten zu den Reitern in der Stadt Aetna um Hülfe.

Dionysios eilte erschrocken von Herbestos nach Syrakus. Indessen erwählten diejenigen, welche den Aufstand gemacht hatten, zu Anführern die Krieger, die den Dorikos erschlagen hatten. Sie wurden ver-

stärkt durch die Reiter von Aetna, schlugen ihr Lager auf in Epipolä, und schnitten den Tyrannen ab von der Gemeinschaft mit dem Lande. Messina und Rhegion sandten, eifern für der Syrakusier Freiheit, ihnen 80 Galeeren zu Hülfe. Sie belagerten die Insel Ortygia, und gaben den übergehenden Söldnern ihrer Städte Bürgerrecht, setzten auch einen Preis auf des Tyrannen Kopf. Abgeschnitten vom Lande, verlassen von den Söldnern, versammelte Dionysios den Rath seiner Anhänger, so sehr an seiner Lage verzweifeln, daß er darauf sann, auf welche Todesart er seine Schmach mildern könnte. Heloris, welcher nach einigen ihn an Kindesstatt aufgenommen hatte, *) sagte: Die Tyrannie ist doch ein schönes Leichentuch! Polyrenos, sein Schwager, rieth ihm, sich auf seinem schnellsten Pferde zu retten. Philistos aber, welcher eine Geschichte geschrieben, sagte: Es geziemet dir nicht auf eilendem Ros aus der Tyrannie heraus zu springen, sondern vielmehr, dich zu wehren, wenn man beim Wein dich heraus ziehen will. **)

*) *Εἰς τῶν φίλων, ὡς τίλοι φασιν, ὁ ποιητὸς πατήρ*, so muß man mit Wesseling lesen; die Lesart, welche den Heloris zum Dichter machen will, ist ungrischisch. Wollte man ποιητὴς behalten, so müßte man πατὴρ ausstreichen. Uebrigens ist kein Dichter Heloris bekannt.

**) Statt *διόρτος* lese ich mit Rhodomann und Wesseling *διάρτος*.

Dionysios handelte seinem Charakter gemäß, und sann auf Zeitgewinn. Er sandte zu den Syrakusern, und bat um Erlaubniß, die Stadt mit den Seinigen zu verlassen; zugleich aber sandte er auch zu den Kampanern, welche Himilkon zur Bedeckung des Landes in Sicilien gelassen hatte, und verbieth ihnen zu geben, was sie fordern würden, wenn sie ihn entsetzten.

Die Syrakusier gaben ihm Erlaubniß mit fünf Galeeren abzuziehen, wurden nachlässig, und entließen viele Krieger.

Da kamen 1200 Kampaner, schlugen sich durch bis zu Dionysios, und mordeten viele Bürger im Treffen. Zugleich kamen noch 300 Soldner über's Meer. Die Syrakusier wurden uneins, er erhielt einen Sieg über sie, sie zerstreuten sich. Dionysios ließ die Gefallnen begraben, und schickte Gesandte an die Flüchtlinge nach dem Städtchen Aetna. Einige, welche Weiber und Kinder in Syrakus gelassen hatten, kehrten zurück, andre aber antworteten den Gesandten, welche ihm die Bestattung der Todten zum Verdienst anrechneten: Der Tyrann sei gleicher Wohlthat werth! Möchten die Götter ihm solche bald gewähren! Entschlossen ihm nicht zu trauen, blieben sie in Aetna, und harrten auf eine günstige Gelegenheit etwas gegen ihn zu unternehmen. Dionysios begegnete den Rückkehrenden mit Milde, um auch jene anzulocken. Die Kampaner beschenkte und entließ er, ihrem Wankelmuth nicht trauend. Diese gingen nach Entella

(einer Stadt troisches Ursprungs), beredeten die Bürger, ihnen die Erlaubniß der Mitbewohnung zu gewähren, überfielen nächtlich die Männer und tödteten sie, bemächtigten sich der Weiber, nahmen Besiz von der Stadt.

Nach geendigtem peloponnesischen Kriege übten die Lacedämonier anerkannte Herrschaft aus zu Wasser und zu Lande. Besonders wurden von ihren Befehlshabern der Flotte die Städte besucht. Diese setzten nach Sitte ihres Volks, Harmosten *) ein, und begünstigten die Oligarchie. Den Ueberwunden legten sie Schloß auf. Sie, deren Gesetz die Münze verbannte, haben jetzt jährlich tausend Talente.

Dem Scheine nach die Tyrannei aufzuheben, in der That sie zu befestigen, sandten sie den Aristos nach Syrakus. Sie hofften, Dionysios würde herrschend durch sie von ihnen abhängen. Nach einer heimlichen Unterredung mit dem Tyrannen, reizte jener das Volk gegen ihn, und verhiess Freiheit. Er verrieth aber diejenigen, welche sich ihm vertrauet hatten, ließ Nikotetes den Korinthier, welcher die Bürger von Syrakus anführte, tödten, und stärkte die Tyrannei. Als darauf die Syrakusier mit der Ernte

*) Solche Harmosten hatten ohngefähr gleiche Gewalt mit jener, welche römische Proconsuls oder Proprätors in fremden Städten ausübten. Nach dem Siege des Epaminondas bei Leuktra sandten die Spartaner nicht mehr Harmosten.

beschäftiget waren, ging Dionysios in die Häuser, und nahm ihnen die Waffen. Er zog eine neue Mauer um die Burg, baute Schiffe, nahm eine Menge Eblsner in seinen Dienst, und setzte sich immer fester in Besiz der Herrschaft.

Dann eroberte er Katina (Catania), Naros und Leontion (Diodor. B. XIV. Vol. I. p. 650.). Er beredete Meimnestos, einen Bürger von Enna, nach der Tyrannei zu streben, und verhiess ihm dazu behülflich zu seyn. Dem Meimnestos gelang sein Erstähnen, der neue Tyrann schloß aber dem Dionysios die Thore. Dieser erzwungerte nun die Ennader das Joch abzuschütteln. Begünstiget durch einen Aufstand, schlich Dionysios hinein, ergriff den Meimnestos, übergab ihn der Rache seiner Mitbürger, und verließ die Stadt ohne etwas Feindseliges ausgeübt zu haben. Er wollte das Vertrauen andrer Städte gewinnen.

Am Fuße des Aetna baute Dionysios eine Stadt und nannte sie Hadranon, im ersten Jahr der 95ten Olympiade, 398 Jahr vor Christi Geburt. In eben diesem Jahr trank Sokrates den Giftbecher (Diodor. B. XIV. Vol. I. p. 672.).

Dionysios rüstete sich zu einer Unternehmung gegen die Carthager. Die Pest, welche dieses Volk sehr heimgesucht hatte, erhöhte seinen Muth. Er ließ Künstler aus Griechenland, aus Italien und aus dem Gebiet der Carthager kommen, um Waffen verschiedener Art, nach Landesgebrauch verschiedner Völker, die

unter seiner Fahne streiten sollten, machen zu lassen. Er ermunterte und belehrte die Arbeiter. Die Syrakusier theilten seinen Eifer für die Unternehmung. Die Hinterhäuser der Tempel, die Gymnasia, des öffentlichen Plazes Hallen, ja sogar die Häuser der angesehensten Bürger wurden als Werkstätten gebraucht. Unter diesem Zusammenfluß der geschicktesten Künstler wurden die Katapulte erfunden. Dionysios erfand die Galeren mit fünf Reihen Ruderbänken.

Aus Italien erhielt er viel Schiffholz, sandte aber die Hälfte der Holzhauer zum Aetna, welcher damals viele Tannen und Fichten trug. In kurzer Zeit hatte Dionysios 200 neue Schiffe bauen, 110 alte ausbessern lassen. Auch baute er 160 kostbare Schiffschauer, deren meiste Raum für zwei Schiffe hatten. Die Lacedämonier erlaubten dem Tyrannen bei ihnen Soldaten zu werben.

Region und Messina hatten sich kurz vorher gegen ihn erklärt, ja schon einen Feldzug gegen ihn angefangen, welcher durch einen Aufstand in Messina vereitelt worden. Dionysios wußte, welches Gewicht diese Städte in die Waagschaale legen könnten, und bewarb sich um ihre Freundschaft. Er bat auch die Rheginer, ihm eine ihrer Jungfrauen zum Weibe zu geben, hoffend, durch Kinder seine Tyrannei zu befestigen. Sie schlugen aber diese Verbindung mit ihm in öffentlicher Volksversammlung aus. Nach andern sandten sie ihm die Tochter eines Häupters. Darauf

sandte er zu den epizephyrischen Lokrern in Italien. Diese gewährten ihm seine Bitte. Er heirathete Doris, Tochter des angesehensten Bürgers Kenetos. Er sandte eine reich geschmückte Galeere sie abzuholen (Diodor. B. XIV. Vol. I. p. 674–78.). Zugleich holte er in einem mit vier weißen Rossen bespannten Wagen Aristomache heim, die edelste der Jungfrauen von Syrakus.

Er ermahnte nun die Syrakusier in einer Versammlung, den Carthagern den Krieg zu erklären, und sich gleich der Güter bei ihnen wohnender Carthager zu bemächtigen. Verschiedne hatten sich in Syrakus niedergelassen. Ihre Häuser wurden geplündert, die Schiffe dieses Volks, welche im Hafen lagen, wurden als Kriegsbeute angesehen. Andre Sicilier folgten diesem Beispiel. Darauf sandte Dionysios Abgeordnete und erklärte den Carthagern den Krieg, wofern sie die griechischen Städte, welche sie besäßen, nicht frei geben wollten.

Nur fünf Städte blieben den Carthagern getreu, Ankyra, Solus, Egesta, Panormos, Entella. Die sizilianischen Völkerschaften nahmen Theil an dem Kriege gegen Carthago.

Die Kamarinder, Geloer und Agrigentiner fielen gleich dem Dionysios zu, welcher an der Spitze eines Heers von 80,000 Mann stand, und gegen zweihundert Galeeren auslaufen lassen. Himera und Selinus folgten dem Beispiel der andern Städte, denn

Carthago's Herrschaft ward mit Recht verabscheut. Nach sehr tapftrer Gegenwehr ward Motya erobert. Die Sieger fühlten ihre Rachsucht gegen die Carthager auf eine grausame Art in der Ueberwundnen Blut (Diodor. B. XIV. Vol. I. p. 678 - 87.).

Motya ward bald wieder von Himilkon erobert. Auch nahm dieser Messina ein, ohne doch sich der festen Schldfser bemächtigen zu können. Die kleine Völkerschaft der Afforiner ausgenommen, fielen nun die Sikuler von Dionysios ab zu den Carthagern. Himilkon machte Messina dem Erdboden gleich. Hier auf belagerte er Syrakus, nachdem Magon, ein Unterbefehlshaber, die Flotte der Syrakusier geschlagen hatte.

Himilkon nahm einen Theil der Stadt ein, und plünderte zwei Tempel. Theodoros, ein angesehener Syrakusier, entflammte die Bürger gegen den Dionysios, mit Recht behauptend, daß es sogar besser seyn würde, sich den Carthagern zu ergeben, welche ihnen nach ihren Gesetzen zu leben erlauben würden, als dem Tyrannen zu gehorchen. Doch ermahnte er sie die Freiheit zu behaupten. Nach ihm trat ein spartanischer Feldherr Parakidas auf. Die Bürger erwarteten, daß er des Theodoros Meinung unterstützen würde; aber er erklärte, daß ihn die Lacedämonier zu Hülfe gegen die Carthager, nicht um Dionysios die Herrschaft zu nehmen, gesandt hätten. Indessen erhielten die Belagerten verschiedne Vortheile über

die Carthager, eine schreckliche Pest brach im Lager aus, und Himilkon bat um unbelästigten Abzug. Dionysios gestattete solchen ihm mit den Carthagern, doch ohne die Bundesgenossen. Jene zogen ab in der Nacht. Die Sikuler zerstreuten sich, die Spanier nahm der Tyrann in Sold. Mit Schmach kehrte Himilkon zurück, und ließ sich endlich, gepeinigt vom Vorwürfen, zu Tode hungern (Ebenb. p. 687 - 702.).

Dionysios gab 10,000 Soldnern Leontion zu bewohnen, bevölkerte auch wieder das zerstörte Messina. Die Rheginer erklärten sich nun gegen ihn, weil sie mit Furcht Messina in seinem Besiz sahen. Auch die Sikuler, denen er in einer Niederlage kaum entrann (Diodor. B. XIV. Vol. I. p. 710, 11.). Die Carthager sandten Magon mit einer neuen Land- und Seemacht; doch schlossen sie bald nachher Friede, in welchem die Sikuler und Tauromenion dem Tyrannen unterworfen wurden (p. 715.). Dieser sann nun auf Unterjochung der griechischen Städte an Italiens Küste, verlor eine Schlacht gegen die Rheginer, und rettete sich mit Mühe in einer Galeere (p. 718, 19.).

Die Krotoner, zu welchen Heloris aus Syrakus geflüchtet war, standen nun den andern griechischen Städten Italiens bei. Heloris führte sie an. In einer Schlacht ward er mit vielen tapfer Kämpfenden ermordet, die andern mußten sich bald nachher dem Dionysios ergeben. Er mißbrauchte den Sieg nicht, ließ sie sogar frei, und machte Friede mit den italicni-

sehen Städten außer Rhegion. Die Rheginer unterwarfen sich einer harten Schätzung, und übergaben ihm ihre Schiffe, an der Zahl 70. Nun verlangte er, sie sollten ihn, bis er abjüge, mit Lebensmitteln versehen, in der Absicht, wofern sie sich weigerten, einen neuen Vorwand gegen sie zu haben; wofern sie es ihm gewährten, die erschöpfte Stadt aushungern zu können. Anfangs reichten die Rheginer ohne Argwohn dar. Als er aber die Reise immer aufschob, hörten sie auf ihm Lebensmittel zu senden. Er fing die Belagerung wieder an. Wiewohl fürchterliche Kriegsmaschinen die Mauern erschütterten, wehrten sich doch mit großem Muth die Rheginer elf Monate lang, und ergaben sich erst als das Gras, von welchem sie gelebt hatten, ihnen fehlte. Dionysios fand die zu Tode Verhungerten haufenweise liegen. Nur etwas über 6000 machte er gefangen, und sandte sie nach Syrakus. Er entließ jeden, der sich für eine Mine loskaufen konnte. Die Uebrigen wurden öffentlich verkauft.

Dionysios hatte mehr als eine Art des Ehrgeizes. Er wollte, wiewohl seine Gedichte bei den olympischen Spielen ausgezischt worden, für einen großen Dichter gehalten werden, und ehrte den Dichter Philoxenos. Als dieser einmal seine Meinung über des Tyrannen Gedichte frei geäußert hatte, ließ er ihn in die Steingruben führen. Den Tag nachher ließ er ihn kommen und sagte ihm Verse vor, welche ihm besonders

gerathen zu seyn schienen. Philoxenos rief aus: Man führe mich nur wieder in die Steingruben! Der Tyrann mußte lachen, und verzieh.

Daß aber seine Gedichte den Griechen so mißfielen, stürzte ihn in schwarze Melancholie, welche ihn oft wüthen machte. Er verwies seinen Bruder Leptines und den Philistos in's Elend. Andre ließ er tödten. Mit jenen beiden söhnte er sich wieder aus, nach Diodor. Plutarch erzählt, Philistos sei erst zur Zeit des jüngern Dionysios zurückgekehrt (Plut. im Leben d. Dion. Vol. V. p. 169. edit. Lond.).

Um sich Geld zu verschaffen, machte er einen Zug gegen die Tyrhener, unter dem Vorwande, daß sie Seeräuber wären; kam aber bereichert durch einen Tempelraub zurück. Dann reizte er die den Carthagern unterwürfigen Städte zum Abfall. Ein Krieg begann, Dionysios siegte. Magon, der carthagische Feldherr, ward getödtet. Sein Sohn ward ihm zum Nachfolger ernannt, und erhielt einen großen Sieg, in welchem tapfer kämpfend Leptines fiel. Dionysios mußte Friede machen. Die Carthager erhielten die Stadt Selinus mit ihrem Gebiet, und einen Theil des agrigentiniſchen, bis zum Fluß Halykos (dem jetzigen Fiume Platani). Auch mußte er tausend Talente bezahlen.

Fünfzehn Jahre nachher, im ersten Jahr der 103ten Olympiade, 366 Jahr vor Christi Geburt, fing Dionysios wieder Krieg mit den Carthagern an,

nahm Selinus, Entella und Erux. Er belagerte Lilybaon, mußte aber die Belagerung aufheben. Der Winter verursachte Waffenstillstand, und der Tyrann starb, nachdem er 38 Jahr regiert hatte. Ihm folgte sein Sohn Dionysios der Zweite (Diodor. B. XV. Vol. II. p. 60.).

Diesen hatte der Vater mit der Doris aus dem epizephyrischen Lokri gezeuget.

In Syrakus lebte ein Mann, welcher, wiewohl freimüthig und von strengen Sitten, doch lange Zeit vom älteren Dionysios hochgeschätzt, und in Geschäften, besonders in Gesandtschaften nach Carthago, war gebraucht worden. Dieser war Dion, Bruder der Aristomache, des syrakusischen Weibes, welches Dionysios mit der Doris aus Lokri zugleich geheirathet hatte.

Zu der Zeit als der ältere Dionysios Liebe zu den Wissenschaften zeigte, kam Plato nach Syrakus, vermuthlich, wie verschiedene Aelte sagen, um die Insel, und vorzüglich den Aetna zu besuchen (Diodor. XV. c. 7. p. 8. und Plut. im Leben d. Dion.). Seines Ruhmes wegen war er dem Tyrannen anfangs willkommen; als er aber sehr frei gegen die Tyrannai sprach, zürnte jener. Nach Diodor verkaufte er ihn für 20 Minen, und Philosophen lösten ihn wieder ein. Nach Plutarch gab er einem Spartaner Pollis, welcher aus Syrakus schiffte, den Auftrag, ihn in Megina zu verkaufen, welches dieser auch soll gethan haben. Gewiß ist, daß er bald wieder gelöst ward.

Des großen Mannes kurzer Aufenthalt in Syrakus war nicht vergeblich gewesen. Der Same seiner Philosophie hatte im Herzen des Dion Früchte edler Weisheit hervorgebracht.

Ein solcher Mann mußte den Höflingen eines jungen Fürsten verhaßt seyn. Es schien desto leichter ihn verdächtig zu machen, da er sein großes Ansehen leicht zum Vortheil seiner Neffen, also gegen Dionysios hätte anwenden können. Aber der Jüngling ehrte den Dion, und kannte die Reinheit seiner Absichten. Dieser suchte ihn für Gerechtigkeit und Edelmut zu entflammen, machte ihn mit Plato's Schriften bekannt, und erfüllte ihn mit heftiger Sehnsucht, diesen großen Mann kennen zu lernen. Dion schrieb viele Briefe und lud Plato ein, auch bat ihn schriftlich die pythagoräischen Philosophen Italiens, dieser Einladung nicht zu widerstreben. Plato ließ sich erbitten. Den Höflingen schien es nothwendig, ihm einen Mann entgegen zu setzen, und sie erhielten von Dionysios die Zurückberufung des Philistos, welcher Landes verwiesen war. Dieser Mann hatte seit vierzig Jahren sich als einen entschlossenen Freund der Tyrannei gezeigt.

So sehr wirkte anfangs Plato's Gegenwart, daß der Jüngling nicht nur ihn bewunderte, sondern auch, edle Gesinnung annehmend, die Brut der Höflinge schreckte, als nach Gewohnheit der Herold das Gebot für die ungestörte Dauer der Herrschaft des Tyrannen

aussprach. „Wirft du,“ rief Dionysios, „wirft du nicht aufhören uns zu fluchen“ (Plut. im Dion.).

Die Höflinge äußerten oft ihren Unwillen, daß ein Sophist aus Athen, wie sie Plato nannten, die Herrschaft des Fürsten der Syrakuser stürzen würde, deren Stadt der ganzen Macht von Athen getroget hätte.

Auf einen schwachen Menschen wirken solche Reden stark. Ohne Zweifel erschütterten sie den Dionysios; aber stärker wirkte ein aufgefangener Brief des Dion an die Häupter von Carthago, in welchem er sie ermahnte, daß sie nicht ohne seine Vermittlung in Friedensverhandlungen mit Dionysios treten möchten. Philistos wußte diesen Brief in ein gehässiges Licht zu setzen. Der Tyrann machte Dion Vorwürfe, hörte ihn nicht an, und ließ ihn an's Ufer Italiens aussetzen. Plato nahm er aber in sein Schloß, dem Schein nach ihm Ehre zu erweisen, in der That ihn zu bewachen. Er bewunderte aufrichtig die Weisheit des großen Mannes, zürnte ihm oft, schütete sich wieder mit ihm aus, quälte ihn mit tyrannischer Liebe und mit jugendlicher Eifersucht. Endlich entließ er ihn, als ein Krieg entstand. *)

*) Plutarch sagt nicht mit welchem Volke. Diodor erzählt: Dionysios habe gleich bei Antritt der Regierung Frieden mit Carthago gemacht; hierinnen weicht Plutarch

Plato und Dion lebten nun eine Zeit lang zusammen in Athen. Hier kaufte Dion ein Landhaus und bildete seine Seele im Schatten platonischer Weisheit und im stillen Genuß ländlicher Ruhe. Er erwarb allgemeine Hochachtung, und die Spartaner gaben ihm ihr Bürgerrecht, wiewohl sie verbündet mit Dionysios waren, welcher ihnen neulich Hülfssoldaten gegen Theben gesandt hatte.

Diese dem Dion erzeugte Ehre erbitterte den Tyrannen; sich zu rächen zog er die Einkünfte des Abwesenden ein; auch berief er Philosophen, um in erborgter Weisheit zu glänzen. Aber bald war der Vorrath seines Gedächtnisses erschöpft, und er sehnte sich wieder nach dem Quell, aus welchem er vorher geschöpft hatte. Er flehte daher Plato wieder zu kommen, und bediente sich der Vermittlung des weisen Archytas in Tarent und anderer Pythagoräer. Zugleich schrieb die Weiber aus dem fürstlichen Hause, Dions Gemahlinn und Schwester, an Dion, daß er seinen Freund vermögen möchte wieder nach Syrakus zu kommen. Plato ließ sich, wie er selber sagt, bewegen: (S. Plato's siebenten Brief.)

Ὅφ' ἐστὶ τὴν ὁλοὴν ἀναμειγέσθαι χερσὶν.

Op. Od. M. 428.

-also von ihm ab. Vielleicht meint dieser einen Krieg mit den Lukanern, welchen Dionysios noch eine Weile, aber nachlässig, geführt haben soll. S. Diodor. B. XVI.

Daß er zurück noch lehrte zur schreckenvollen Charopbis.
 Voss Odyss. XII. 428.

Dionysios empfing ihn mit vieler Freude, dem atheniensischen Weisen ward vorzüglich von den Fürstinnen mit aufrichtiger Ehrerbietung und Freundschaft begegnet, *) alle guten Bürger setzten Hoffnungen auf ihn. Der Tyrann bot ihm große Geschenke, und Aristippos, der Kyrenäer, sagte in Gegenwart des Dionysios: Seine Freigebigkeit koste ihn nicht viel, denen, welche viel bedürften, gäbe er nichts, alles dem Plato, welcher nichts annähme. Als ein Schüler des Plato eine Sonnenfinsterniß vorher sagte, und da sie erfolgte, von Dionysios bewundert und beschenkt ward, sagte Aristippos im Kreise andrer Philosophen: Auch ich kann etwas wunderbares vorher sagen, bald werden Dionysios und Plato Feinde seyn! Er sagte wahr, doch bedurfte es dazu nur des Scharffsinnes eines Hßflings. Bald war Plato dem Tyrannen so lästig,

*) Unter diesen Fürstinnen war ohne Zweifel These, das Weib des Polyrenos, des ältern Dionysios Schwester. Als ihr Mann geflohen war, warf Dionysios der Aeltere ihr vor, daß sie ihm seine Flucht verholen hätte. Scheine ich dir, antwortete sie, ein so nichtswürdiges und feiges Weib, daß ich, wöfern seine Absicht mir bekannt gewesen, ihn nicht sollte begleitet, nicht mehr sollte gewünscht haben, das Weib des flüchtigen Polyrenos, als die Schwester des Tyrannen Dionysios zu heißen? Der Tyrann nahm diese Kühnheit wohl auf. S. Plutarch im Dion.

daß er ihn nahe bei den Trabanten wohnen ließ, in der Hoffnung, daß diese, welche ihn als einen Feind der Tyrannei haßten, ihn tödten möchten.

Als Archytas das hörte, schickte er eine Galeere und Gesandten, welche den Plato, dessen Sicherheit er verbürgt hatte, abforderten. Dionysios ließ ihn ziehen, und gab Dion's Weib mit Gewalt einem andern (Plut. im Dion.).

Nun beschloß Dion eine Unternehmung gegen den Tyrannen. Verschiedene Philosophen Griechenlands waren ihm behülflich; denn zu diesen Zeiten fanden auch die mächtigsten Bürger sich geschmeichelt durch den bescheiden und ehrenvollen Namen Philosophen (Liebhaber der Weisheit). Der flüchtigen Syrakusier, deren Zahl sich auf 1000 belief, nahmen nur 25 Antheil an diesem Vorhaben.

Die Insel Zakynthos ward zum Sammelplatz erlesen. Hier kamen, unter verschiedner Anführung, 800 in Feldzügen versuchte Krieger zusammen, welche aber nicht wußten, wozu man sie berufen hätte.

Als Dion seinen Entschluß offenbarte, sank ihnen der Muth; sie hielten die Unternehmung für das wahnsinnige Erlüknen eines Verzweifelnden und zürnten ihren Anführern. Als aber Dion in einer Rede ihnen vorhielt, wie faul die Stützen der Tyrannei wären, daß er sie nicht als Soldaten, sondern als Hauptleute mitnähme, welchen ganz Sicilien zusallen würde; und als nach ihm Alkimenos redete, welcher

durch Geburt und Würde der vornehmste Achäer war, und diesen Feldzug mit Dion gemeinschaftlich unternahm, gaben sie den Griechen Muth. Im Schein des Vollmonds führte Dion die gewaffnete Heerschaar in einen Tempel des Apollo, dem er ein feierliches Opfer brachte; dann gab er ihnen allen ein prächtiges Mahl. Als sie den Reichtum der goldenen und silbernen Trinkgefäße sahen und die Jahre des Mannes erwogen, welcher sich dem Alter zuneigte, sahen sie ein, daß er nicht als ein Abentheurer, sondern mit vernünftigen Hoffnungen seinen Plan entworfen hatte.

Aber indem sie Trankopfer ausgossen, ward der Mond verfinstert, und neue Schrecken überfielen sie. Da richtete Miltas, der Wahrsager, ein Philosoph und Zögling der Akademie, sie mit der Bemerkung auf: daß diese Vorbedeutung nicht sie, sondern den jetzt im Glanz der Herrschaft prangenden Tyrannen gölte.

Mit zwei Lastschiffen, welche die Soldaten trugen, einem kleinen Fahrzeuge, und zwei Schiffen, deren jedes dreißig Ruder hatte, schiffte Dion aus, Rüstungen mit sich nehmend, um Freiwillige, auf welche er mit Gewißheit rechnen durfte, waffnen zu können. Nahe vor dem Vorgebürge Pachynos (Capo Passaro) wurden sie von einem Sturm nahe an die Küste von Afrika verschlagen; doch landeten sie nach einigen Tagen in Sicilien bei Minoa, in der sicilischen Provinz der Carthager, deren Befehlshaber in dieser Stadt ein Gastsfreund des Dion war, bei dem er Waffen und

Gepäd zurückließ, um solche zu gelegener Zeit sich setzen zu lassen. Zweihundert Reiter des agrigentini-
schen Gebiets und die Gelocr fielen ihm zu.

Timokrates, welchem der Tyrann das Weib des
Dion gegeben hatte, sandte einen Boten an den ab-
wesenden Dionysios nach Italien. Dieser verlor den
Brief und wagte nicht sich dem Tyrannen zu zeigen,
welcher spät die Anwesenheit des Dion in Sicilien er-
fuhr. Indessen schlugen sich zu Dion die Kamarinder
und viele Syrakusier. Den Timokrates verließen die
Leontiner und Campaner, welche Epipolä bewachten.
Dion war schon nahe bei der Stadt und opferte am
Ufer des Anapos, als sich 5000 zu ihm gesellten, zwar
dürftig bewaffnet, aber voll Muths.

Er zog ein in Syrakus. Die Angesehensten gin-
gen ihm in weißen Gewanden entgegen, das Volk
plünderte die Häuser der Feinde seiner Freiheit, deren
einige mit dem Leben büßten. Timokrates rettete sich
zu Pferde. Dion zog einher zwischen seinem Bruder
Megakles und dem Athenienser Kallippos, welche die
Häupter mit Kränzen umwunden hatten. Durch Drom-
metenschall heischte der Herold Stille, dann rief er
aus: Dion und Megakles wären gekommen, die Sy-
rakusier und alle Sicilier vom Joche zu befreien. Wie
einen Gott empfangen ihn die Syrakusier. Sie er-
nannten ihn und Megakles zu bevollmächtigten Stras-
tegen (*ἀντοκρατορας στρατηγός*), und nur auf beider
ausdrückliches Verlangen gaben sie ihnen zwanzig Ges-

hülften, deren zehn aus der Zahl der mit Dion zurück
gekehrten Flüchtlinge waren.

Sieben Tage nachher kam Dionysios zu Schiff
in die feste Burg an, welche auf der kleinen Insel
Ortygia (dem jetzigen Syrakus) stand. Er schickte
Gesandte an Dion, dieser verwies ihn an das freie
Volk. Dionysios that Vorschläge zur Güte, welche
verhört wurden. Dion deutete ihm an: Kein Vor-
schlag würde angehört, wosern er nicht der Herrschaft
entsagte. Der Tyrann schien nachzugeben; als aber
angesehene Männer an ihn gesandt wurden, ließ er sie
binden und sandte halb trunkene Söldner gegen die
Befestigung der ihn belagernden Bürger. Dion's aus-
ländische Krieger hielten sie zurück, Dion selbst stürzte
sich, wiewohl schon etwas schwer vom Alter, mitten in
die Feinde. Er ward an der Hand verwundet, die
Söldner drangen gegen ihn an, sein Schild und Pan-
zer starrten von Speeren, er ward umgeworfen, und
als die Seinigen ihn davon trugen, setzte er Limonides
an seine Stelle. Er selbst schwang sich auf ein Roß,
ritt umher, hielt die fliehenden Syrakusier zurück,
führte frische Schaaren gegen den Feind und trieb ihn
wieder in die Burg.

Nun brachten Herolde Briefe der Fürstinnen an
Dion, und einen mit der Ueberschrift: An seinen
Vater, von Hipparinos. So hieß Dion's Sohn.
Dion ließ sie alle öffentlich vorlesen, wiewohl anfangs
die Syrakusier nicht zugeben wollten, daß der Brief

des Sohnes an den Vater sollte laut gelesen werden. Es fand sich, daß dieser von Dionysios an Dion geschrieben war. Sein Inhalt war voll arger List; denn Dionysios, welcher vorher schon konnte, daß jener ihn dem Volke mittheilen würde, rühmte die Thaten, welche Dion für Erhaltung der Tyrannei sollte gethan haben, bräute dem Leben seiner Frau, seiner Schwester und seines Sohnes, und, was am meisten Dion verdroß, ermahnte ihn, die Tyrannei lieber selber für sich zu behaupten, als zu stürzen. Er mochte nicht Menschen, welche ihm alter Beleidigungen wegen feind wären, die Freiheit geben, sondern selber herrschend, die Ruhe seiner Freunde sichern.

Mehr bedurfte es nicht, um das Volk mit Argwohn gegen seinen Retter zu erfüllen. Die Angehörigen des Dion, welche der Tyrann in seinen Händen hatte, schlenen ihnen so viele Geiseln, welche jenem die Hände binden würden. Schon sahen sie sich nach einer andern Stütze um, und da Herakleides, der Landesverwiesenen einer, ein erfahrener Krieger, aber ein unruhiger Kopf, welcher schon im Peloponnesos sich von Dion getrennt hatte, mit zehn Schiffen gegen den Tyrannen ankam, wählten sie ihn zum Befehlshaber der Flotte. Da dieses Amt mit der dem Dion verliehenen Würde verknüpft war, trat Dion auf, und bewog gegen ihren Willen die Syrakusier, diese Ernennung wieder aufzuheben. Darauf warf er jenem sein Betragen vor, versammelte wieder das Volk,

und ließ ihn nun zum Befehlshaber der Flotte ernennen. *)

Nachdem neue Unruhen gegen Dion waren erregt worden, und die Zeit der jährigen Ernennung zu den Würden heran kam, wurden 25 Strategen ernannt, deren Herakleides einer war. Die Syrakusier reizten durch Anbieten des Bürgerrechts die fremden Soldaten des Dion zum Abfall von ihm; diese aber blieben ihm treu und führten ihn aus der Stadt. Sie verletzten niemand, warfen aber allen ihren Undank vor; das Volk fiel sie an.

Dion mußte nun gegen seine Mitbürger kämpfen, oder sich mit seinen Fremdlingen erschlagen lassen. Vergebens streckte er die Hände aus gegen das Volk, vergebens zeigte er auf die mit Feinden erfüllte Burg, welche sich an diesem Schauspiel weideten. Als aber nichts die Wuth des Volks zu lindern vermochte, gebot er den Seinigen sich des Angriffs zu enthalten. Mit bloßem Feldgeschrei und Waffengeräusch schreckte das Häufchen die wüthende und feige Menge, welche lange durch die Straßen lief, verfolgt zu seyn wäh-

*) *Ναύαρχον ἀπέδειξε τὸν Ἡρακλίδην.* *Ἀποδείκνυται* wird oft von demjenigen gebraucht, unter dessen Vorſitz das Volk jemanden ernennet; z. B. wenn ein Consul gestorben war, und der andre das Volk versammelte, um sich einen neuen Gehülfen ernennen zu lassen.

nend, wiewohl Dion die Fremdlinge gleich zurück gerufen hatte. Er zog mit ihnen nach Leontion, dessen Bürger ihn mit großen Ehrenbezeugungen aufnahmen, und seinen Soldaten das Bürgerrecht gaben.

Dionysios erhelet indessen einige Vortheile über die Syrakusier. Plötzlich wandte sich ihr leichter Sinn, sie sandten Männer nach Leontion, welche weinend und fußfällig den Dion anflehten, wieder nach Syrakus zu kommen. Es liefen Leontiner herbei, und viele der Peloponnesier, welche mit Dion nach Sicilien gekommen waren. Er führte sie in's Theater. Als er anfangen wollte zu reden, erstickten Thränen seine Worte; doch faßte er sich wieder und sprach:

“Männer vom Peloponnes und Bundesgenossen, ich habe euch hier versammelt, damit ihr für euch selbst rathschlagen möget. Mir geziemet es nicht meinetwegen um Rath zu fragen, wenn die Syrakusier umkommen. Vermag ich nicht sie zu retten, so gehe ich, unter des Vaterlandes Scheiterhaufen auch mich zu begraben! Wosern ihr uns Unbesonnenen und Unseligen noch hülfreich seyn wollt, so richtet Syrakus auf, weil es noch steht. Ueberlaßt ihr zürnend es seinem Schicksal, so mögen die Götter euch für die Tapferkeit und für den Eifer, den ihr mir gezeigt habt, belohnen. Seid eingedenk des Dion, welcher vormals euch nicht Unrecht that und jetzt seine unglücklichen Mitbürger nicht verlassen will.”

Er hatte nicht ausgesprochen, als die Fremdlinge mit Geschrei aufsprangen und verlangten, daß er sie gleich nach Syrakus führen möchte.

Die Angst, welche die in die Stadt gelaufenen Soldaten des Tyrannen verursacht hatten, war die Ursache der Reue des Volks gewesen und der Zurückberufung des Dion. Als aber jene, bei einsinkens der Nacht, mit einigem, wiewohl geringem Verlust; sich in die Burg zurückzogen, so erwachte das Gezücht der Demagogen; sie beriefen das Volk, sie ermahnten es Dion fahren zu lassen und den Ruhm der Befreiung lieber sich selbst als ihm und seinen Fremdlingen zu gönnen. Die Strategen sandten dem Dion entgegen, um ihn abzuwenden; aber die Ritter und angesehensten Bürger sandten auch, um seine Ankunft zu beschleunigen. Indessen stürzten wieder Feinde aus der Burg in die Stadt, mordeten, schossen entflammte Pfeile. Des Übels Sinn wandte sich geängstet wieder zum Vorthail des Dion. Selbst Herakleides sandte und ließ ihn anflehen, daß er eilen möchte. Er eilte, sandte die leicht Gewaffneten gegen den Feind, ordnete die Syrakusier, ernannte verschiedne Anführer; dann rief er die Götter an, und als er, gegen den Feind führend, durch die Straßen zog, erscholl vermischtes Feldgeschrei mit dem Rufen der Freude und der Gebüde! Sie nannten den Dion einen Retter und einen Gott! die Fremdlinge Bürger und Brüder! Niemand gedachte an sich, niemand

war für sein eignes Leben besorgt, alle Gedanken und Empfindungen begleiteten den Dion, der durch Blut und Flammen über liegende Todte schritt. Der Feind mußte weichen. Die ganze Nacht hatte man zu löschen an der flammenden Stadt. Mit Tagesanbruch waren die Demagogen geflohen. Herakleides ergab sich in die Hände des Dion. Seine Freunde wollten, daß er ihn den Soldaten übergeben sollte; aber Dion erklärte, daß er nicht sowohl durch Macht und Klugheit, als durch Gerechtigkeit und Milde den Herakleides besiegen wollte. Er ließ ihn frei. Während der Nacht, als die Bürger ruhten, ließ Dion durch seine Fremdlinge einen Graben um die Burg ziehen. Freunde und Feinde staunten beim Erwachen. Herakleides trat auf und schlug vor, daß man Dion zum Oberfeldherrn zu Lande und zu Wasser ernennen möchte. Schon waren die bessern Bürger im Begriff es zu thun, als die Menge der Schiffer und Handwerker Getöse erregte, weil Herakleides, wiewohl sie ihn nicht achteten, ihnen werth war, als ein Mensch, der dem Volke sich gefällig zeigte. Dion überließ ihm die Stelle des obersten Befehlshabers der Flotte.

Gleich darauf nützte dieser Herakleides die Unzufriedenheit derjenigen, welche durch die von Dion vorgenommene Vertheilung der Aecker und Häuser sich verletzt glaubten. Er schiffte nach Messina, entsamnte die, welche mit ihm gezogen waren, gegen Dion, und ließ sich durch Vermittlung des Sparta-

ners Phalar (vermuthlich derselbige, den Diodor Pharakidas nennet) in geheime Unterhandlungen mit dem Tyrannen ein. Dieser konnte sich nun nicht mehr länger in der Burg, wo es an Lebensmitteln fehlte, halten, und erhielt von Dion einen freien Abzug.

Als Dion in die Burg hinein ging, eilte ihm seine Schwester, des Dionysios Weib mit seinem verschämten Weibe, welches der Tyrann mit Gewalt einem andern gegeben hatte, und mit seinem Sohn entgegen. Mit Thränen empfahl ihr Dion seinen Sohn und ließ sie in sein Haus führen. Die Burg übergab er den Syrakusern.

In dieser Zeit, als Sicilien, Carthago und Griechenland mit Ehrfurcht die Augen auf einen Mann richteten, blieb er bescheiden in seinem Betragen, einfach in seiner Lebensart, als ob er noch mit seinem Plato unter den Bäumen der Akademie, sich vom Schein und vom wahren Seyn der Dinge unterhielte. Plato schrieb ihm, daß die ganze Welt nur auf ihn sähe, ermahnte ihn aber auch etwas von seinem, den leicht gesinnten Syrakusern mißfälligen, strengen Ernste nachzulassen. *)

*) Όρα τὴς ἐξ ἀπάσης τῆς οἰκουμένης, ἐν καὶ πανταχοῦ ἐστὶν ἑπῶν, ἕως ἵνα τόπον ἀποβλέπων, καὶ ἐν τῷ μέλει πρὸς σί. "Da die ganze Welt, wie übertrieben auch der Ausdruck scheinen mag, auf Einen Ort den Blick richtet, und in diesem hauptsächlich auf dich" (S. Plat.

Herakleides fand Anlaß zu neuen Beschuldigungen, daß Dion die Burg nicht geschleift und daß er Korinthier als Rathgeber, seine Mitbürger verachtend, kommen lassen. In der That hatte er einige Männer aus Korinth herbei gerufen, weil er hoffte mit ihnen die Republik besser einrichten zu können. Er sann darauf, wie er statt der ungemischten Demokratie, von welcher Plato so schön sagt, daß sie nicht Eine Verfassung, sondern der Jahrmarkt aller Verfassungen sei, *) eine gemischte Form der Republik einführen könnte. Und da er sah, welche Schwierigkeiten ihm Herakleides in den Weg legen würde, so wehrte er denen nicht länger, die ihn schon lange hatten tödten wollen, und er ward in seinem Hause ermordet.

Daß der schlechte Mensch den Tod sehr oft verdient hatte, ist ohne Zweifel; aber des Dion reine

4. Brief.). Und ferner: *Ἐνθυμὲ δὲ καὶ, ὅτι δοκίμῃ τισιν ἐνδεικνύσας τῇ προσήκοντος διαπραγματούμενος εἶναι μὴ ἐν λαοδανίῳ σε, ὅτι διὰ τῇ ἀρίσκειν τοῖς ἀνδράποισι, καὶ τὸ πρᾶττον ἐστὶν ἢ ὁ ἀνδραδία ἱερμῆα ζυνοίκος.* "Bedenke, daß du einigen nicht gefällig genug zu seyn scheinst. Es müsse dir nicht entfallen, daß man den Menschen gefallen müsse, wenn man auf sie wirken will. Selbstgefälligkeit wohnt bei der Einsamkeit" (S. Plat. 4. Brief.).

*) *Ὡς ἡ πολιτεία, ἀλλὰ πανταπόλιον ἔσαν πολιτεῖαν, κατὰ τοὺς Πλάτωνα.* Diese Worte sind aus dem achten Buch der Republik des Plato. Die ganze Stelle ist sehr merkwürdig und verdient nachgelesen zu werden.

Jugend käme, täuscht mich, verdienet, durch Theilnehmung an dieser gewaltsamen Handlung nicht befleckt zu werden.

Er war auch von dieser Zeit an oft unruhig und traurig und wünschte sich den Tod. Diesen empfing er aus den Händen einiger seiner griechischen Soldaten, deren meiste ihm so ergeben waren, und auf Anstiften eines Mannes, dem er desto mehr vertraute, da er großen Antheil an seiner Unternehmung gegen den Tyrannen genommen hatte, des Atheniensers Kallippos. Rasender Ehrgeiz verleitete ihn zu dieser Bosheit. Er ließ Dion ermorden. Dion's Weib und Schwester wurden in einen Kerker geworfen. Die erste war schwanger und gebar im Gefängnisse einen Sohn. Kallippos war eine Zeitlang nicht nur angesehen, sondern herrschte in Syrakus, und wagte sich seines Frevels in einem Briefe an die Stadt Athen zu rühmen. Als er aber einen Feldzug, Katana zu erobern, unternahm, verlor er Syrakus und ward in Rhegion getödtet.

Das Weib und die Schwester des Dion wurden befreit und eine Weile von Kteses, dem Syrakusier, gepflegt. Dieser ließ sich aber von Dion's Feinden bereben, sie zu verrathen. Unter dem Vorwande, sie nach Griechenland zu senden, ließ er sie einschiffen, auf der Fahrt tödten und mit dem Kinde in's Meer werfen.

Nach dem Tode des Dion ward Syrakus von Unruhen zerrissen und so zerrüttet, daß Dionysios sich

durch eine Schaar von Soldnern wieder in Besitz der Tyrannei setzte (Plut. im Leben des Timoleon.). Sein Unglück hatte ihn erbittert, und vielen stand keine andre Zuflucht offen, als Leontion, wo jetzt Pjetos herrschte, welcher so treulos gegen Dion's Angehörige gehandelt hatte. Zugleich landete in Sicilien eine große Flotte der Carthager. Die griechischen Städte waren nicht im Stande ihnen zu widerstehen, da sie erschöpft durch Kriege, und erfüllt waren mit Barbaren und gewesenen Soldnern, welche von jeder Veränderung eher etwas hoffen als fürchten konnten. Sie beschloßen daher, sich an Griechenland und zwar an Korinth zu wenden, dessen Bürger sich vor allen durch Haß gegen die Tyrannei auszeichneten, und nicht um Herrschaft zu gewinnen, sondern für die Behauptung der griechischen Freiheit, große und ruhmvolle Kriege geführt hatten. Pjetos durfte nicht unterlassen diesem Entschlusse beizupflichten, wiewohl er heimliche Unterhandlungen mit den Carthagern eingegangen, und ohne Zweifel den einen Theil des Vaterlandes an Barbaren zu verrathen bereit war, um den andern zu beherrschen.

Sobald die Gesandten ihr Anliegen in Korinth anbracht hatten, beschloßen die Bürger, Sicilien Hülfe zu senden. Ihre Colonien waren ihnen immer werth geblieben, und vorzüglich Syrakus. Zum Anführer der zu sendenden Hülfsvölker ernannten sie den Timoleon.

Dieser war von edler Geburt, Sohn des Timodemios und der Demariste. Er war von sanfter Ges

mühsart, haßte nur Tyrannen und liebte mit Inbrunst sein Vaterland. Er hatte einen ältern Bruder Timophanes von sehr verschiedenem Charakter. Vermessen und ungeküm hatte dieser sich früh als ein kühner Jüngling bei'm Volke beliebt gemacht, und im Umgang mit fremden Söldnern die Bewunderung der Tyrannei eingefogen. Timoleon verbarg gern seines Bruders Fehler und wußte dessen gute Eigenschaften in ein vortheilhaftes Licht zu setzen.

In einer Schlacht gegen die Argeier stritt Timoleon zu Fuß, Timophanes führte eine Reiterschaar. Sein Pferd ward verwundet und warf ihn unter die Feinde; erschrocken zerstreuten sich seine Reiter; nur wenige blieben bei ihm, mit Nachtheil kämpfend gegen Uebermacht. Da riß sich hervor Timoleon, deckte den Bruder mit seinem Schilde, rettete ihn, nachdem er die Feinde zurück getrieben hatte.

Die Korinthier warben einen Haufen von 400 Söldnern und ordneten ihn unter die Befehle des Timophanes. Durch Hülfe dieser Fremdlinge tödtete er viele der ersten Bürger und schwang sich auf zum Tyrannen. Es schmerzte den Timoleon in der Seele, seinen Bruder mit dem Blute der Bürger und mit der tyrannischen Macht befleckt zu sehen. Umsonst ermahnte, flehte er ihn an, diesen Frevel gut zu machen und der Herrschaft zu entsagen. Nach einigen Tagen ging er wieder zu ihm mit Aeschylos, dem Schwager des Timophanes, und mit einem Wahrsager, der bei

der Freund war. Alle drei vereinten ihre Bitten, Anfangs verachtete sie Timophanes, dann ward er heftig. Nun trat Timoleon bei Seite, weinte, verhüllte sein Haupt. Die beiden andern zückten die Schwerter und ermordeten den Tyrannen.

Die angesehensten Bürger bewunderten den Edel-muth des Timoleon, dessen Liebe für seinen Bruder der Vaterlandsliebe und der Gerechtigkeit nachgegeben hatte. Andre, welche heimlich die Tyrannei der Freiheit vorzogen, bezugten zwar Scheinfreude über den Tod des Timophanes, stellten aber Timoleons That als unnatürlich vor, und als abscheulich. Ihn fränkte das. Als er aber hörte, daß die Mutter ihm zürnte, daß sie heftige Reden, ja Verwünschungen gegen ihn ausgesprochen; als sie, da er hingegangen war, um sie zu besänftigen, seinen Anblick floh, und ihm die Thüre schloß; da sank er in so tiefe Schwermuth, daß es der Sorgfalt seiner Freunde und ihres Flehens bedurfte, ihn vom Entschlusse, sich todt hungern zu lassen, abzu-bringen. Er entsagte den Geschäften und der Gesellschaft, floh die Stadt und brachte sein Leben mehrentheils auf einsamen Landgütern zu, irrend und mit Trüer.

Als ihn das Volk, ohngefähr zwanzig Jahre nach dem Tode des Timophanes, zum Feldherrn nach Sicilien ernannt hatte, stand Telekleides auf, der angesehenste Bürger von Korinth, und redete ihn also an: Zeige dich nun, o Timoleon, als einen mackern und

edeln Mann! Wofern du muthig kämpfst, werden wir dafür halten, daß du den Tyrannen, wo nicht, daß du den Bruder geddter habest.

Indem sich Limoleon zur Unternehmung rüstete, wurden Briefe von Ptoles gebracht, in welchen er den Corinthiern anzeigte, daß es ihrer Hilfe nicht bedürfte. Durch ihr Zögern habe er sich genöthiget gesehen, sich gegen Dionysios mit den Carthagern zu verbinden, deren zahlreiche Flotte ihren Schiffen die Landung nicht gestatten würde.

War vorher noch Jemand kalt für diesen Feldzug gewesen, so entflammte ihn nun der Unwille gegen Ptoles, und mit Eifer ward dem Limoleon dargereicht, wofür er bedürfte.

Er ging nach Delphos, dem Apollo zu opfern. Da fiel ihm, als er in's Heiligthum trat, eine Winde, welche nebst andern Geschenken den Tempel schmückte, auf das Haupt. Blumen waren auf ihn und Orakeln der Siegsgöttinn gestreut, so daß es schien, als wolle der Gott selber ihn zu seinem Vorhaben ordnen.

Limoleon ging in See mit zehn Schiffen. Als er bei Italiens Küste war, hörte er, daß Ptoles den Dionysios in einem Treffen überwunden und den größten Theil von Syrakus in Besitz hatte. Seinen Feind belagerte er in der Insel (Ortygia), ein Theil der alten Stadt, wo das ganze jetzige Syrakus steht) und mit den Carthagern habe er abgeredet, daß sie die corinthischen Schiffe abhalten sollten, auf daß er

mit ihnen Sicilien theilen könnte. In Rhegion fand Timoleon zwanzig Galeeren der Carthager und Gesandte des Ktes an ihn, welche ihm vorstellten, daß seinen Schiffen die Landung nicht würde vergönnet werden; er selber aber würde dem Ktes willkommen seyn, Theil haben an allen seinen Verathschlagungen und am glücklichen Erfolg des Krieges. Timoleon stellte sich geneigt dem Rath des Ktes zu folgen, sagte aber, es schien ihm billig, ihre gegenseitigen Angelegenheiten in Gegenwart der Bürger einer Stadt zu verhandeln, welche mit beiden verbündet, eine sichere Zeugin ihrer Verträge seyn könnte. Die treulosen Absichten des Ktes und der Carthager kennend, erlaubte sich Timoleon eine List, zu deren Ausführung ihm die Häupter von Rhegion behüßlich waren, welche nichts mehr fürchteten, als die Nachbarschaft der Carthager. Man versammelte das Volk. Indessen, daß die Rheginer mit Fleiß sehr lange Reden hielten, ließen die korinthischen Schiffe aus. Als dem Timoleon heimlich angesagt ward, daß nur seine Galeere noch im Hafen auf ihn wartete, schlich er durch die Menge von dannen. Er landete mit seinen Schiffen in Tauromenion, (dem jetzigen Taormina) wo er von Andromachos, dem Fürsten dieser Stadt, freundlich empfangen ward. Die Carthager in Rhegion merkten zu spät, daß sie getäuscht worden, und wurden bitter von den Bürgern verhöhnet, welche sich verwundert zeigten, daß ein Betrug den Carthagern mißfallen könnte.

Diese sandten nun zum Andromachos. Der Gesandte verlangte, daß er sogleich die Korinthier von sich lassen sollte: wo nicht, sagte er, indem er ihm erst den Rücken der Hand, dann ihre Fläche zeigte, werden wir deine Stadt umkehren, wie ich diese Hand. Diesem Troste voll angemessen war die Antwort des Andromachos. Er gab dem Carthager seine Dräuung zurück: Rache dich aus dem Staube, sagte er, sonst werde ich deine Galeere umkehren wie diese Hand!

Metes rief noch mehr Schiffe der Carthager zu Hilfe; die Syrakusier sagten, da sie im Hafen diese Feinde sahen und wußten, daß Timoleon mit seinem Häuflein wie eingeschlossen wäre in einer Stadt, welche nur durch eine schmale Landzunge mit Sicilien zusammen hing; denn Taormina liegt an der äußersten Spitze des vorlaufenden schmalen Berges Taurus (Loro). Die andern Städte Siciliens hofften auch nicht auf Timoleons Hilfe, theils weil er nur 1000 Mann anführte, theils weil sie, vorher betrogen durch Pharax (Pharakidas), den Lacedämonier, und durch Kallippos, den Athenienser, nicht wußten, ob dem Korinthier besser zu trauen wäre. Die einzige Stadt Hadranon berief ihn, doch war sie in zwei Partheien getheilt, deren eine den Metes und die Carthager herbei rief. Es traf sich, daß beide zugleich heran kamen; aber Metes mit 5000 Mann, Timoleon nur mit 1200. Gleichwohl schlug Timoleon den Feind. Hadranon öffnete ihm die Thore. Mamerkos, Tyrann von Ras-

same suchte seine Freundschaft, ja Dionysios sandte zu ihm, ergab sich den Korinthern mit der Burg, und flüchtete in's Lager des Timoleon, welchen ihn noch Korinth sandte, wo er als Privatmann sein Leben beschloß.

Indessen belagerte Iketes noch immer die Burg, obwohl nicht mehr den Dionysios. Auch sandte er aus Syrakus zwei Männer, die den Timoleon tödten sollten. Sein Anschlag mißlang. Er sandte zu Magon, dem Anführer der Carthager, welcher mit 150 Schiffen Besitz vom Hafen nahm und 60,000 Mann in Syrakus legte. Timoleon sandte von Katana aus auf kleinen Fahrzeugen Lebensmittel in die Burg. Magon und Iketes schifften aus mit der Blüthe ihrer Macht, um Katana zu nehmen, kehrten aber schnell zurück, weil unterdessen Leon, der Korinther, den Theil von Syrakus, welcher Akradina hieß, und nächst der kleinen Insel der festeste war, eingenommen hatte. Seine Ließen nun eine Heute fahren und vermachten nicht die ihnen entrißene wieder zu nehmen.

Timoleon erhielt eine neue Verstärkung von 2000 Korinthern zu Fuß und 200 Reitern. Diese waren eine Zeitlang durch Hannon, einen Feldherrn der Carthager, der mit einer Flotte die Meerenge bewachte, in Italien aufgehalten worden. Als aber Hannon, eine Kriegslust versuchend, seine Schiffleute sich fränzen ließ auf griechische Art, die Schiffe mit griechischen Schildern schmückte, und durch diesen Betrug die Burg

von Syrakus zu überwinden hoffte, schifften, inbalden die Korinthier hinüber zu Timoleon. Dieser nahm Messina ein und wachte mit 4000 Mann gegen Syrakus.

Er schlug sein Lager nahe beim feindlichen Lager auf, dessen griechische Soldner oft zugleich mit Korinthern Vele aus den Sümpfen bei der Stadt fischten und sich mit diesen in Gespräch eingelassen. Die Korinthier warfen ihnen oft vor, daß sie sich von Barbaren hätten dinge lassen, um einem Tyrannen diese griechische Stadt zu unterwerfen. Dem Magon ward bange, seine Soldner möchten ihn verrathen, und er führte sein Heer zurück nach Afrika, mit panischem Schrecken Siciliens Eroberung aus den Händen losend. Timoleon erhielt einen glänzenden Sieg über Mletes und ward Meister von Syrakus.

Er schonte nicht der Burg, wie Dion gethan hatte, sondern lud das Volk ein, dieses Denkmaal der Tyrannie zu zersthören. Da die Stadt so müßig geworden, daß an vielen Orten die Pferde weideten und ihre Hüter im tiefen Grase ruheten, so schrieb Timoleon mit den Syrakusern gemeinschaftlich an die Korinthier, bittend, neue Bewohner aus Griechenland zu senden. Verschiedne andre Städte waren eine Zuflucht der Hirsche, und der wilden Schweine geworden und in manchen Vorstädten wurden Jagden angestellt. Das Bedürfniß frischer Bewohner war desto dringender, da die Carthager, welche Magon's Leih, nachdem er sich

selbst getödtet, an ein Kreuz schlagen lassen, sich zu einem neuen Feldzuge rüsteten.

Als dieser Brief in Korinth verlesen worden, gaben die Bürger dieser Stadt ein Beispiel der Gerechtigkeit und des Edelmanns, welches die Athenenser und Spartaner tief beschämen mußte, den Korinthiern aber unsterblichen Ruhm gab. Im Besitz der größten von allen griechischen Städten, eigneten sie sich diese Stadt, welche ihnen die Eroberung von Sicilien hätte versichern können, nicht zu, sondern ordneten Gesandte ab an alle griechischen öffentlichen Spiele und an die Versammlungsstädte, erklärend, daß die Korinthier, nachdem sie den Tyrannen von Syrakus vertrieben, und die Stadt befreiet hätten, alle zerstreuten Syrakusier und andre Griechen aus Sicilien einluden sie zu bewohnen, und in vollkommener Freiheit nach ihren Gesetzen zu leben. Sie sandten eben diese Einladung nach Asien und in die Inseln, wohin die meisten Flüchtlinge sich begeben hatten, und erklärten, daß sie auf eigene Kosten alle, welche Lust zu diesem Aufbau hätten, mit Schiffen zur sichern Ueberfahrt und mit Anführern versehen würden. Von allen Seiten kamen die Eingeladenen nach Korinth, und um die Zahl von Zehntausend voll zu machen, wurden noch Korinthier und andre Griechen mit ihnen aufgenommen.

Auch kamen aus Sicilien und Italien viele neue Anbauer nach Syrakus.

Timoleon ertheilte ihnen das Gehiet. Aus Muth verkauften die Syrakusier ihre Bildsäulen, doch nicht ohne vorher über jede Gericht zu halten. Solons Bildsäule ward frei gesprochen und erhalten.

Timoleon wollte nun ganz Sicilien befreien. Er zwang den Kleon, seinem Rande mit den Carthagenern nebst der Herrschaft über die Leontiner zu entsagen, and zu versprechen, daß er seine festen Schiffe schleifen wollte. Den Leptines, einen Tyrannen von Apollonia und andern Städtchen, welcher sich ihm ergab, sandte er nach Korinth. Darauf begann er mit zweien Korinthern, Kephalos und Dionysios, den Syrakusern eine neue Verfassung zu geben, und sandte zugleich zwei Befehlshaber in's Gehiet der Carthager, welche viele Städte befreiten.

Ein Heer von 70,000 Carthagenern landete in Akhæon, unter Anführung zweier Feldherrn, Hasdrubal und Hamilkar. Sie rückten gegen Syrakus. Mit 5000 Mann Fußvolks und 1000 Reitern zog Timoleon ihnen entgegen. Hier war's, wo er, wie ich in einem der vorigen Briefe erzählt habe, mit bewundernswürdiger Gegenwart des Geistes, eine Vorbedeutung des Todes in eine Verkündigung des Sieges zu verwandeln wußte, als er sich mit Eppich kränzte (S. den 1. Brief aus Sirgenti, den 89sten d. Samml.).

Er mußte den Augenblick, da die Feinde durch den Strom Krimisos gingen; ein dicker Nebel begünstigte das Häuflein der Korinther, zugleich wüthte ein

Sturm-Plagregen mit Schloffen in die Gesichter der Carthager (Plut. im Leben des Timol.). Sie wurden besiegt und verloren über 10,000 Mann; mit dem Läger, worin die Korinthiser unsägliches Beute machten.

*) Mamerkos, Tyrann von Katana, und Hektes verschubelten sich mit einander und zugleich mit den Carthagern, sie ermahnen, neue Hülfen zu senden. Diese sandten Geskon (oder Giskon) mit 70 Schiffen. Er nahm Besitz von Messina und tdtete 400 Soldner des Timoleon, welche dort in Besatzung lagen.

Den Hektes, welcher ansehnliche Beute im Gebiet der Syrakusier gemacht hatte, schlug Timoleon in einem Treffen; bald nachher führte er sein Heer in's Gebiet der Leontiner und bekam Hektes gefangen mit seinem Sohn und dem Anführer seiner Mörder. Timoleon ließ sie tdtten. Darauf führte er zurück nach Syrakus, dessen Volk das Weib des Hektes und seine Tochter zum Tode verurtheilte und tdtete. Diese Ungerechtigkeith wirft einen Flecken auf das sonst so schöne Leben des Timoleon, wosern er, wie Plutarch meint, sie durch sein Ansehen hätte verhindern können.

Die Carthager baten um Frieden. Der Fluß Halpfos ward ihnen wieder zur Gränze gesetzt *).

*) Im Plutarch steht Epfos. Zwar lesen Cluver und Dacier Halpfos; aber auch Diodor nennt diesen Gränzfluß Epfos, und alle Exemplare dieses Schriftstellers sollen dieselbige Lesart haben. Da indessen der Halpfos

Mamerkos ergab sich dem Timoleon, mit der Bedingung, sich vor den Syrakusern vertheidigen zu dürfen und ihn nicht zum Anführer zu haben. Als er begann vor dem Volke zu reden, offenbarte sich der Hörenden Unwille. Mamerkos stürzte sich verzweifelt von der Rednerbühne und zerschmetterte sich den Kopf. Er athmete noch und ward wie ein Räuber getödtet.

Nun hatte Timoleon die Insel von Tyrannen und ausländischen Feinden gereinigt. Sie gewann ein neues Ansehen. Städte, aus welchen die alten Einwohner mit Abscheu geflohen waren, wurden nun nicht allein von diesen, sondern auch von neuen Anbauern aus Griechenland bewohnt. Zu diesen gehörten Agrigent und Gela. Alle sahen Timoleon als ihren Stifter an. Es ward kein Friede geschlossen, kein Gesetz gegeben, keine Pflanzstadt gegründet, keine Verfassung entworfen, ohne ihn. Seine Meisterhand ward überall in Sicilien verlangt, um jedes Werk zu ordnen, jedem die Gratie zu geben, welche die Handlungen dieses Helden so bezeichnete, daß man auf sie, wie Plutarch nach dem Timaios sagt, die Verse des Sophokles anwenden konnte:

schon vorher die Gränze gesetzt hatte und mir kein Lykos unter den Flüssen Siciliens bekannt ist, so vermute ich, daß der Name Lykos nur eine vielleicht zu Diobors Zeiten gewöhnliche Verkürzung des Namens Halystos war. Plutarch schrieb den Fluß so, wie er ihn im Diobor geschrieben fand.

“O ihr Götter, welche Venus, welcher Amor hat Hand an sie gelegt?”

Auch gegen diesen großen Mann wagten zwei Demagogen zu wüthen. Als der eine redete, verhin- derte Timoleon den Unwillen des Volkes auszubre- chen: “Nur darum,” sagte er, “habe ich so viele Ge- fahren bestanden, damit jeder Syrakusier sagen könne, was ihn gelüstet.” Und nach der Rede des andern sagte er: “Ich danke den Göttern, daß, wie ich oft von ihnen bat, mir vergönnet wird, die Syrakusier so frei zu sehen, daß jeder sagen kann was er will!”

Timoleon verließ die Syrakusier nicht. Im Alter ward er blind. Dem blinden Greise erzeigte das Volk tiefe Ehrfurcht. Seine Leiche ward mit außerordent- lichen Feierlichkeiten bestattet. Die dankbaren Bürger errichteten ihm ein Denkmaal und dabei ein Gymna- sium für die Leibesübungen der Jugend, welches nach ihm das Timoleonteion genannt ward. Timoleon starb im vierten Jahr der 110ten Olympiade, 335 Jahr vor Christi Geburt.

Nach dem Tode des Timoleon genoß Syrakus einer zwanzigjährigen Ruhe; wenigstens finden wir keine Spuren von wüthenden Demagogen, deren herr- schender Einfluß dem verständigen und gerechten Bür- ger weder minder verhaßt, noch weniger gefährlich ist, als die Herrschaft eines Tyrannen. Wenn man den Charakter der Syrakusier erwägt, welche der wahren Freiheit so wenig fähig, als geneigt waren ein Joch zu

tragen, so gereicht es dem Timoleon zu nicht geringem Ruhme, daß seine Verfassung zwanzig Jahre nach seinem Tode fort dauern konnte.

Im vierten Jahr der 115ten Olympiade, 316 Jahre vor Christi Geburt, bemächtigte sich Agathokles der Herrschaft von Syrakus (S. Diodor. B. XIX. Vol. II. p. 318.). Er war Sohn eines Kämpfers Karminos aus Rhegion, welcher sich in Therma, (jetzt Sciacca) einer Stadt im sicilischen Gebiet der Earthagier, niedergelassen, und ihn dort mit einem Weibe aus dieser Stadt gezeuget hatte. Zu Timoleons Zeit erhielt Karminos das Bürgerrecht von Syrakus. Agathokles lernte das Handwerk seines Vaters, welcher arm war und bald starb. Durch schändliche Wollust erwarb der Jüngling Reichthum, Ansehen durch Dreistigkeit, welche oft allein hinlänglich ist, das Glück eines Menschen in Demokratien zu machen, und nicht leicht ihre Absichten verfehlt, wenn sie, wie bei ihm der Fall war, von glänzenden Talenten begleitet wird. Gelingt sie doch so oft auch ohne Talent! In einem Feldzuge gegen die Agrigenter ward er Anführer einer Schaar von tausend Mann. Damos, ein Feldherr, dessen Vermögen ihn bereichert hatte, gab ihm dieses kriegerische Amt. Nach dem Tode dieses Mannes heirathete er die Wittwe, welche Erbin ihres reichen Mannes war. Darauf folgte er dem Herakleides und dem Sosistratos, welche ein Heer syrakusischer Hülfsvölker den Krotoniaten gegen die Bruttier zuführten.

Beide werden als schlechte Männer von Diodor genannt. Kosistratos versagte dem Agatholles Belohnungen, welche dieser durch Tapferkeit verdient zu haben glaubte. Er verklagte ihn, ward aber nicht gehört, und Kosistratos genoß nach seiner Rückkehr eines herrschenden Ansehens.

Agatholles machte mit seinen Anhängern einen vergeblichen Versuch, Kroton, welches verbündet mit Syrakus war, einzunehmen. Von dort ging er nach Tarent, ward unter die Soldner dieser Republik aufgenommen und als ein gefährlicher Mensch wieder verjagt. Er leistete den Abgintern, welche von Herakleides und Kosistratos belagert wurden, Hülfe. Bald nachher ward Kosistratos verwiesen und Agatholles kehrte zurück nach Syrakus. Es entstand ein Krieg zwischen den Flüchtlingen, welche Kosistratos anführte, und den Bürgern. Den Flüchtlingen standen die Carthager bei und Agatholles legte Ehre ein in Gela, wo er sich hinein gewagt hatte, in große Gefahr des Lebens kam, an sieben Stellen verwundet ward und sich mit fluger Kühnheit rettete.

Als er zurück nach Syrakus kam und dem Korinthier Mestorides, welcher zum Strategen war erwählt worden, gefährlich schien, ward ihm von diesem befohlen die Stadt zu verlassen. Agatholles vermutete, daß ihm der Strateger nach dem Leben stünde. Er sandte daher einen seiner Knechte, welcher mit ihm von gleicher Größe war, mit seinen Waffen gerüstet,

gekleidet in seinem Gewande, und auf seinem Pferde aus der Stadt und schlich selber heraus in Lumpen gehället. So entwichte er; der Knecht ward in der Dunkelheit der Nacht für ihn gehalten und getödtet.

Die Syrakusier nahmen Sosistratos mit den andern Flüchtlingen wieder auf und machten Friede mit Carthago. Agathokles hielt sich an der Spitze eines gewaffneten Haufens in mittelländischen Gegenden der Insel auf. Hier flößte er den Syrakusiern und Carthagern Angst ein. Jene riefen ihn zurück, ließen ihn aber schwören im Tempel der Ceres, daß er nichts gegen die demokratische Verfassung unternehmen würde. Er spielte die Rolle eines eifrigen Demokraten, und da die meisten Demagogen das Volk, indem sie es gegen die Edelsten und Besten erbittern, zum Raube eines Tyrannen machen, arbeitete er für sich selbst mit Demagogenwuth, aber nach einem Plan. Er ward zum Strategen und Wächter des Friedens ernannt. Seinem Ziele nahe sah er nur den syrakusischen Rath der 600 in seinem Wege. Dieser bestand aus den angesehensten Bürgern.

Unter dem Vorwande einer kleinen Unternehmung gegen Aufständige versammelte er 3000 Mann aus der Mitte des Landes, die schon unter seiner Fahne gekochten hatten. Diesen fügte er Leute aus dem niedrigsten Pöbel hinzu. Er beschied sie alle mit Anbruch des Tages ins Limoleonteion. Dann ließ er Peisarchos

und Delfes rufen, welche gegen 40 Freunde zur Begleitung mit sich nahmen.

Agatholles gab vor, daß sie ihn zu morben gesammelt wären, ließ sie greifen, und klagte, daß ihn die Sechshundert wegen seiner Liebe zum Volk tödten wollten. Das Volk ließ mit Trommetenschall zum Kriege blasen, und befahl den Soldaten, die Schuldigen zu tödten, die Güter der Sechshundert und aller, die es mit ihnen hielten, zu plündern.

Die Thore wurden geschlossen. Die Stadt ward mit Jammer angefüllt, als ob Carthager sie eingenommen hätten; ja der Schrecken muß viel größer gewesen seyn, da er so plötzlich war. Die Wüthenden mordeten, brachen Häuser auf, raubten, erlaubten sich jeden Frevel der Wollust und der Grausamkeit. Ueber 4000 Bürger wurden getödtet. Auch die Tempel gaben keine Zuflucht. Die ganze Geschichte beweiset die Wahrheit dessen, was unsre Nachbarn und Feinde jetzt in ein fürchterliches Licht setzen und was unser Lichtwehr so schön sagt:

Der fürchtet keine Götter,
Der keines Menschen schont.

Ueber 6000 flohen, mehrentheils nach Agrigent. Als das Gemügel zwei Tage gewährt hatte, berief Agatholles das Volk, wünschte ihm Glück zur behaupteten Freiheit und erklärte, daß er nun nach so großen Arbeiten geschäftlos als einer aus dem Volke leben wollte. Nun erhob sich Geschrei, er sollte für das

Wohl des Vaterlandes, für Alle wachen! Die meisten, welche besetzt mit dem Blute ihrer bessern Mitbürger, oder bereichert mit ihrem Raube waren, drangen ungestüm in ihn. Er nahm, wie gezwungen, das Amt eines Strategen wieder an, aber mit der Bedingung, ohne Schülten die Geschäfte zu verwalten, um, wie er sagte, nicht Gefahr zu laufen, gesetzmäßige Rechenschaft von Handlungen ablegen zu müssen, welche Andere gegen die Gesetze begehen würden. Er ward zum einzigen Strategen mit Vollmacht erklärt.

Er gewann noch mehr die große Zahl durch Tilgung der Schulden und Vertheilung der Acker, durch einige Geschenke, viele Versprechungen, und durch außerordentliche Herablassung. Auch hielt er sich nicht mit einem Diavem, hielt keine Leibwache und gewährte jedem freien Zugang. Er verwaltete mit Sorgfalt die öffentlichen Einkünfte, ließ Schiffe bauen und Waffen schmieden, und vermehrte das Gebiet von Syrakus durch Hinzufügung einiger mittelländischer Städte Siciliens.

Zwei Jahre hernach nahm er den Messinern ein festes Schloß, forderte 30 Talente Lösegeld, nahm das Geld, gab das Schloß nicht wieder, und zog gegen Messina. Doch machte er Friede und gab das Schloß zurück, weil die Carthager zu ihm sandten, und sich über diese Ungerechtigkeit gegen die Messinern beschwerten. Von da zog er nach Abakanon, einer verbündeten Stadt, und ließ etliche 40 Bürger tödten.

Die flüchtigen Syrakusier, welche sich in Agrigentum aufhielten, ermahnten die Häupter dieser Stadt, lieber gleich, ehe Agathokles an Macht zunähme, sich gegen ihn zu erklären, als zu warten, daß er eine Stadt nach der andern unter das Joch brächte. Die Agrigenter fühlten das Gewicht dieser Gründe, erklärten in Gemeinschaft mit den Geloern und Messinern dem Agathokles den Krieg und sahen sich nach einem Feldherrn um. Sie beschloffen einen Fremden zu wählen, weil sie den ihrigen ehrgeizige Absichten zutrauten, und sandten nach Sparta. Sie fanden Alkibiades, Sohn des Königes Kleomenes, sehr bereit zu dieser Unternehmung. Ohne Zustimmung der Ephoren schiffte er aus mit wenigen Fahrzeugen, ward durch einen Sturm nach Italien verschlagen, nutzte diesen Umstand und beredete die Tarentiner, an der Befreiung von Syrakus Antheil zu nehmen. Sie versprohen ihm 20 Schiffe.

Unterdessen daß die Tarentiner sich rüsteten, schiffte er nach Agrigent und verwaltete die Geschäfte als Oberhaupt dieser Republik. Anfangs nährte das Volk große Hoffnungen von ihm; er erfüllte deren aber keine, zeigte sich tyrannisch, schwelgend, und vergeudete die öffentlichen Einkünfte, theils durch schlechte Verwaltung, theils durch Untreue. Auch ließ er durch Mord den Sosistratos, den er zum Wahl eingeladen hatte, tödten, weil er das Ansehen des Mannes scheute. Sobald diese That ruchtbar ward, liefen

die Flüchtlinge zusammen und wollten ihn steinigen. Er floh mit Schmach bedeckt zurück nach Lakonien.

Nun riefen die Larentiner ihre Schiffe zurück, die Geloer und Messiner machten Friede mit Agathokles durch Vermittlung des Hamilkar, unter diesen Bedingungen: daß von den griechischen Städten Heraklea, Selinos und Himera den Carthagern verbleiben, die andern alle, nach eignen Gesetzen lebend, die Herrschaft von Syrakus anerkennen sollten. *)

Da Agathokles nun Sicilien von fremden Heeren verlassen sah, eroberte er viele Städte. Zugleich vermehrte er seiner Soldner Zahl, weil er voraus sah, daß die Carthager mit den Bedingungen des Hamilkar unzufrieden seyn und ihn bald mit Krieg überziehen würden. Darauf ließ er ein Heer plöglich in's Gebiet der Messinesen fallen und viele gefangen nehmen, weil diese die Flüchtlinge, welche sich alle dahin gewandt, aufgenommen hatten. Den Messinesen ward

*) Von Panormos, Motya und Solus ist nicht die Rede, weil diese Städte phönizischen Ursprungs waren, und den Carthagern nicht abgetritten werden konnten. Τα δ' ἄλλας πᾶσας αὐτοκόμους εἶναι, τὴν ἡγεμονίαν ἔχοντα, Συρακυσίων. Ich muß bemerken, daß der von mir gebrauchte Ausdruck Herrschaft mir stärker scheint, als der griechische ἡγεμονία. Dem sei wie ihm wolle, die Geschichte lehret, daß jedesmal, wenn unter dem Namen der ἡγεμονία den Städten Athen oder Sparta Auctorität über andre Staaten eingeräumt ward, diese bald in despotische Willkühr ausartete.

hänge, sie vertrieben die Flüchtlinge, und nahmen Agathokles in die Stadt mit seinem Heer auf, welcher sich sehr glimpflich betrug. Nachher aber berief er alle Bürger aus Messina und Tauromenion, die ihm zurücker gewesen waren, und ließ sie erwürgen, 600 an der Zahl. Er wollte nun gegen Agrigent ziehen, hörte aber, daß die Carthager in 60 Schiffen gelandet wären, und verwüstete ihre Provinz, wo er einige feste Orte nahm und andre sich ihm ergaben.

Die Flüchtlinge hatten Deinokrates zu ihrem Anführer gewählt. Dieser flehte die Carthager um Hülfe an und sandte bei Nacht eine Schaar in die Stadt der Kontoripiner, mit deren einigen er in Unterhandlungen stand. Aber die Besatzung des Agathokles tödtete diese Schaar. Agathokles ließ diejenigen der Kontoripiner, welche es mit den Flüchtlingen gehalten, morden.

Eine Flotte von 50 carthagischen Schiffen segelte in den großen Hafen von Syrakus; sie richteten aber nichts aus, außer daß sie ein Lastschiff aus Athen versenkten, nachdem sie dem Schiffsvolk die Hände abgehauen. Bald nachher fielen einige ihrer Schiffe an der Küste von Bruttium (dem untern Calabrien) den Befehlshabern des Agathokles in die Hände, welche Gleiches mit Gleichem vergalt.

Deinokrates nahm mit 5000 Mann Besitz vom Städtchen Galaxia, dessen Bürger ihn gerufen hatten. Ein Anführer des Agathokles nahm diese Stadt wieder

ein, und ließ die Häupter der Parthei, welche zum Abfall gerathen hatte, tödten.

Agathokles ließ nach und nach Soldaten in Gela einschleichen; endlich kam er selbst, ließ 4000 Bürger erwürgen, und zwang die übrigen, ihm alles geprägte und ungeprägte Gold und Silber zu geben. Dann ließ er eine Besatzung zurück und zog gegen die Carthager.

Beim Berge Etnomos ward er von Hamiskar in einer großen Schlacht besiegt, in welcher gegen 8000 Carthager und 7000 vom Heer des Agathokles getödtet wurden. Dieser verbrannte sein Lager und zog sich zurück nach Gela. Hamiskar nahm viele feste Orte in Besitz und begegnete den Einwohnern mit Olimpf.

Die Kamarinder, Leontiner, Katander, Lauremanten, Messinesen und Abakäniner schlugen sich zu den Carthagern. Agathokles kehrte zurück nach Syrakus, befestigte die Mauern aus und versah die Stadt mit Getreide.

Die Carthager waren nach ihrem Siege Herren von fast ganz Sicilien, und es schien nicht, daß Agathokles ihnen widerstehen könnte, als er einen Entschluß faßte, welcher so kühn als weise die späteste Bewunderung verdient (Diodor B. XX.).

Angewohnt, vor ihren Mauern den Feind zu sehen, lebend in der Ueppigkeit des Wohlstandes, umringt von Völkern, die sich von einem harten Joch gedrückt fühlten, und im Besitz eines Landes, welches

reich an jeder Fülle war, schienen ihm die Carthager ein Feind zu seyn, den man im Herzen seines Staates angreifen mußte, wenn man ihn zwingen wollte, die Insel zu verlassen, welche größtentheils in seiner Gewalt war.

Er besleckte, seiner Natur nach, die Schönheit dieser Unternehmung mit Arglist und mit Grausamkeit. Seinem Bruder Antandros überließ er die Verwaltung der Geschäfte in Syrakus, und da er während seiner Abwesenheit sich nicht sicher glaubte, nahm er, ohne daß es den Schein hatte, Geiseln mit, indem er die Geschlechter trennte, einen Bruder oder den Sohn mit sich nahm, den andern Bruder oder den Vater zurück ließ. Er borgte Geld von den Kaufleuten, ließ sich das Vermögen der Mündlinge von den Vormündern geben unter dem Vorwande einer sichern Verwahrung, nahm den vornehmen Frauen ihr Geschmeide, und aus den Tempeln einige der Kleinode. Da verschiedene der Reichsten aus der Stadt zogen, sandte er ihnen Söldner nach, ließ sie erwürgen und zog ihre Güter ein.

Schon waren 60 Schiffe gerüstet und Agathokles erwartete einen günstigen Augenblick, als noch niemand sein Vorhaben wußte. Einige glaubten, daß er die sicilische Provinz der Carthager anfeinden wollte; andre, daß er auf eine Unternehmung gegen Italien fänne; allen schien sein Beginnen wahnsinnig. Die Flotte der Carthager verhinderte ihn einige Zeit aus-

zulaufen. Eine Bewegung der Feinde gegen einige Lastschiffe gab ihm Gelegenheit, mit seiner Flotte aus dem Hafen zu laufen. Die Carthager glaubten, daß er diesen Schiffen zu Hülfe eilte und zogen sich zurück, um sich zur Schlacht zu rüsten. Als sie aber sahen, daß er seinen Lauf gerade in's offne Meer gerichtet und schon einen ansehnlichen Vorsprung gewonnen hätte, verfolgten sie ihn. Sie hätten ihn erreicht, wosern die Nacht nicht eingebrochen wäre.

Nach einer Schifffahrt von sechs Tagen sahen die Sicilier mit der Morgenröthe die Flotte des Feindes hinter sich, und vor sich das Ufer von Afrika. Nun ward mit äußerster Anstrengung gerudert. Erreichten und schlugen die Carthager ihren Feind, so sahen sie sich im Besiz von Sicilien. Der Sicilier harrete, wosern sie geschlagen wurden, die harteste Knechtschaft. Geübter in der Seefahrt ruderten die Carthager schneller, aber die Griechen waren dem Gestade näher. Schon trafen die Pfeile der vordersten Carthager die letzten Schiffe des Agathokles. Dieser erreichte den Strand, und die Carthager warfen Anker, eines Pfeilschusses weit von der Küste.

Agathokles versammelte das Heer, nachdem er der Ceres und der Proserpina geopfert hatte. Mit glänzendem Gewande angethan und die Schläfe mit einem Kranz umwunden, sagte er: Er habe, als die Carthager sie verfolgten, den Schutzgöttinnen ihrer Insel, der Ceres und der Proserpina, die Schiffe ge-

lobet. Die Opfer verkündeten den Sieg. Sie mochten kühn die Flotte verbrennen; bessere Schiffe als diese würden sie nach dem Siege finden. Indem brachte man ihm und jedem der Galeerenanführer eine Fackel. Agathokles stellte sich auf das Hinterrheil der feinigten, alle folgten seinem Beispiel, Flammen erhoben sich, Trommetenschall ertönte, das Gestad' erscholl von stehenden Gelübden des Herres für sichere Heimkunft.

Agathokles erhielt durch diese kühne That zwei Vortheile. Ließ er die Schiffe stehen, so mußte er sein Heer theilen, wenn jene nicht in die Hände des Feindes fallen sollten. Theilte er sein Heer, so war er nicht nur schwächer an Zahl, sondern die Soldaten hätten auch mit getheilten Hoffnungen des Sieges und der Heimfahrt ihm gefolgt. Nur dem Siege sollten sie vertrauen!

Der Enthusiasmus der Sicilier mag wohl zugleich mit den sinkenden Flammen erloschen seyn. Sie begannen ihre That zu bereuen. Agathokles ließ ihnen nicht Zeit; er führte sie in das Gebiet der sogenannten großen Stadt (*μεγάλη πόλις*), deren punischer Name, wofern ich nicht irre, unbekannt ist. Hier wurden sie unterhalten durch den Anblick der lachenden Gefilde, wo ein blühender Wechsel jeder Fruchtbarkeit dem Auge und den Hoffnungen des Heeres schenkte. Weingärten, Pflanzungen von Obst, Weiden, Heerden, gewässerte Auen und Tristen, prächtige Landhäuser und die Stadt selbst, boten sich ihnen als zum Raube dar.

Er führte sie gegen die Stadt, welche erobert und geplündert sie mit Beute bereicherte und ihren Muth erhob. Bald nachher ergab sich eine andre Stadt, welche Diodor das weiße Lynes nennet. In beiden ließ er Besatzung.

Dem Schiffsheer der Carthager hatte die lobende Flotte der Syrakusier ein angenehmes Schauspiel gewährt; sie bedachten aber bald die Folgen, hingen Felle über ihre Schiffe, um nach ihres Volkes Sitte anzuzeigen, daß Gefahr dem Vaterlande dräute, und schickten Abgeordnete nach Carthago, welche den Verlauf der ganzen Sache erzählen sollten. Sie nahmen die eisernen Schiffschnäbel der verbrannten Flotte.

Die Abgeordneten fanden Carthago in der größten Bestürzung, denn Landleute hatten schon die Gegenwart der Feinde gemeldet, und man glaubte, daß die ganze Heeresmacht in Sicilien müßte umgekommen seyn, weil sonst Agathokles diese Unternehmung nicht würde gewagt haben.

Anzufrieden mit ihren Heerführern, ernannten die Carthager Hanno und Bomilkar zu Feldhern; Männer, welche erblichen Haß gegen einander nährten, von denen man aber hoffte, daß sie eignen Eoß der Vaterlandsliebe aufopfern würden. Diese ließen sich nicht Zeit, Völker aus dem Lande und aus benachbarten Städten zu berufen, sondern rüsteten 40,000 Bürger, 1000 Reiter und 2000 Kriegswagen. Agathokles

stellte sich ihnen mit einem kleinen Heer von ohngefähr 14,000 Mann entgegen. Er ließ aus dem Lager zugleich viele Nachtulen, die er in Geheim dazu verwahrt hatte, ausfliegen. Diese Vögel, welche durch das Tageslicht betäubt werden, flatterten wie blind umher. Einige setzten sich auf die Schilde, andre auf die Helme seiner Krieger, welche sich der guten Vorbedeutung freuten, daß Pallas selbst durch ihren heiligen Vogel ihnen den Sieg ankündigte. Die Carthager wurden geschlagen, ihr Lager nahm der Sieger ein.

Carthago sandte Befehl an Hamillkar, eilend Hülfe zu senden. Zugleich schickte man ihm die eisernen Schiffsschnäbel der syrakusischen Flotte. Hamillkar gebot den Gesandten, die Wahrheit zu verschweigen, und verbreitete im Lager das Gerücht, die ganze syrakusische Flotte sei mit dem Heer umgekommen. Dasselbe ließ er den Syrakusiern sagen, deren Stadt er zur Uebergabe aufforderte. Zum Beweise zeigte er die eisernen Schiffsschnäbel. Die meisten glaubten an die Erdichtung, doch zweifelten die Häupter der Stadt, und jagten mit den Verwandten auch die Freunde der Flüchtlinge heraus, sammt denenjenigen, welche mit ihrer Verwaltung unzufrieden waren. Die Stadt war voll Wehklagens, sowohl derer, welche den Untergang des Heers beweinten, als der Vertriebenen, die aus einer Stadt gejagt wurden, deren Feind in der Nähe jede Rettung zu nehmen schien. Ihre Zahl belief sich auf 8000. Da ihnen keine andre Zuflucht übrig blieb,

flohen sie zu den Carthagern, und Hamillkar fügte ihnen kein Leid zu.

Er führte sein Heer gerade gegen Syrakus, um Vortheil zu ziehen vom zerrütteten Zustande der Stadt. Noch einmal forderte er sie durch Gesandte auf und verhiess dem Antandros mit seinen Angehörigen Sicherheit. Dieser war schon genigt zur Uebergabe, aber Erymnion, der Metoler, welchen Agathokles seinem Bruder zum Gehülfsen gegeben hatte, setzte seinen Entschluß durch, sich nicht zu ergeben, bis die von Hamillkar gegebene Nachricht sich würde bestätigt haben.

Hamillkar ließ Kriegsmaschinen verfertigen. In dem kam Nearchos, ein Freund des Agathokles in einem Fahrzeuge an. Bei Nacht hatte er sich der Stadt genahet. Frühe schiffte er hinan, sein Volk war gekränzt und sang den Hymnus des Sieges. Die Nachtschiffe der Carthager wurden ihn gewahr und verfolgten; aus der Stadt und aus dem Lager der Carthager liefen die Menschen an den Hafen, es jauchzten die Barbaren; die Syrakusier, welche den andern nicht beistehen konnten, machten Gelübde. Schon war ein feindliches Schiff ganz nahe, als das Fahrzeug nun unter den schützenden Pfeilen der Syrakusier, gerettet ward. Hamillkar verlor nicht den Augenblick, in welchem die ganze Aufmerksamkeit der Stadt auf den Hafen gerichtet war; er ließ Leitern an die Mauern setzen; schon war beinahe ein Raum zwischen zweien Thürmen erstiegen, als die gewöhn-

liche Hände vorbei ging und Lärm machte. Die Carthager wurden zurück gestossen. Traurig kehrte Hamiskar von der Stadt zurück und sandte 5000 Soldaten nach Afrika.

Agathokles hatte nun Lynes (Tunis) inne, eroberte viele feste Schlösser und einige Städte, und gewann eine Schlacht über die Carthager. Hamiskar ward bei einem erneuerten Angriffe gegen Syrakus, wegen einer in seinem Heer entstandenen Verwirrung, geschlagen, gefangen, und, nachdem die Syrakusier ihn auf barbarische Art verhöhnet und gepeinigt hatten, getödtet. Sein Haupt sandten sie dem Agathokles. Das Heer der Belagernden trennte sich. Die Carthager gehorchten ferner ihren Anführern, die Flüchtlinge und die andern Griechen dem Deinokrates.

Die Agrigenter glaubten einen glücklichen Zeitpunkt zu sehen, um sich der Oberherrschaft Siciliens zu verschern, da Carthago mit Agathokles beschäftigt, Deinokrates mit seinen Flüchtlingen nicht furchtbar, und Syrakus, gedrängt von Mangel an Lebensmitteln, nicht im Stande wäre, mit ihnen um den Vorzug zu streiten. Dabei rechneten sie, nicht ohne Grund, auf der Städte Haß gegen die Carthager und auf ihr Verlangen nach eignen Gesetzen zu leben. Sie ernannten einen Feldherrn, Xenobolos, und gaben ihm ein ansehnliches Heer. Dieser bemächtigte sich von Gela. Die Gelorer, froh der verlangten Freiheit, unterstützten die Absicht der Agrigenter. Hoffnung der

Freiheit erfüllte alle Städte; Enna öffnete den Agatholles die Thore und ward frei. Da die von Agatholles zurück gelassenen Soldaten das Gebiet von Kamarina und Lentini verheerten, ging Xenodolos dorthin und stellte die Ruhe her; auch befreite er verschiedene Orte vom Joch der Carthager.

Als der Kopf des Hamiskar dem Agatholles gebracht ward, ritt er so nahe an's Lager der Carthager, daß sie ihn hören konnten, zeigte ihnen ihres Feldherrn Haupt und erzählte die Niederlage der Ithigen. Sein Glück schien den Gipfel zu erreichen, als er in große Gefahr kam. Lykistos, seiner tapfersten Hauptleute einer, den er eingeladen hatte, hielt bittre Arden gegen ihn, erhitzt vom Wein. Agatholles, der das Verdienst des Mannes ehrte, nahm es als Schertz auf, aber sein Sohn Archagathos ward hitzig, und da Lykistos nun auch ihm schändliche Vorwürfe machte, erstach er ihn. Die Soldaten liefen zusammen, griffen zu den Waffen, forderten Auslieferung des Archagathos, und drohten dem Agatholles mit dem Tode, wofern er diese abschläge. Die Carthager erfuhren die Ursache des Aufstands und sandten Männer, welche das Heer zum Abfall reizten. Viele der Heferführer versprachen zu ihnen über zu gehen. Agatholles warf den Purpur von sich, sprang als ein gemeiner Mann unter die Soldaten, redete sie an, stellte sich als ob er sich ermorden wollte. Der Sinn des Heers wandte sich, sie sprachen ihn frei und verlangten, daß er sich

wieder als Feldherr kleiden sollte. Die Carthager erwarteten indessen, daß das Heer zu ihnen übergehen würde; und als Agathokles es gegen sie führte, glaubten sie Ueberläufer, nicht Feinde, zu sehen, bis er zum Angriff die Drommete tönen ließ. Viele der Carthager wurden getödtet. Diejenigen im Heer der Sicilier, welche es mit den Feinden gehalten hatten, gingen zu ihnen über, 200 an der Zahl.

Im Lande der Numider, wohin Agathokles mit ohngefähr 9000 Mann den Carthagern folgte, welche dort theils neue Eroberungen zu machen, theils um Abgefallene zu strafen, hingezogen waren, erhielt er wieder einen neuen Sieg über sie.

Da er nichts unversucht ließ, was ihm zu seinem Zweck dienen konnte, sandte er auch zu Dphellas, einem Griechen, der unter Alexander gefochten hatte, und nun Kyrene, eine griechische Colonie in Afrika, beherrschte. Er lud ihn zum Bündniß ein und reichte ihn mit der Eroberung von Libyen und von Carthago. Dphellas gab seinen Vorstellungen Gehör und sandte nach Athen, Hülfe zu dieser Unternehmung verlangend. Viele Athenienser, auch andre Griechen, ließen sich desto eher reizen, da nach vielen Kriegen ihr Vaterland zerrüttet war. Dphellas machte sich auf dem Weg mit 10,000 Vollgerüsteten, und eben so vielen minder gut geordneten, welche, Weiber und Kinder mit sich führend, dem Heere das Ansehen einer Colonie gaben. Außerdem folgten ihm Wagen und Reiter.

Durch die Wüsten Libyens hatten sie einen sehr beschwerlichen Zug und erreichten nach einer Reise von zwei Monaten das Heer des Agathokles. Dieser empfing Dphellias mit Bezeugungen der Freundschaft und des Dankes; versah sein Heer mit Lebensmitteln, und bat ihn, seine ermüdeten Soldaten wohl zu pflegen. Nach einigen Tagen, als die meisten von Dphellias Heer auf Fütterung ausgegangen waren, berief Agathokles seine Soldaten, beschuldigte Dphellias, daß er unter dem Schein des Bündnisses ihnen nachstellte, erbitterte sie, führte sie gegen die Kyrender. Dphellias wollte sich wehren, hatte aber wenig Streiter in der Nähe und ward ermordet. Sobald dieser gefallen war, hemmte Agathokles die Schlacht, verhiess große Dinge den Kyrendern, und gewann nun ihr ganzes Heer, ohne seine Feldherrnwürde mit einem Bundesgenossen, den er schändlich verrathen hatte, theilen zu müssen.

Zu eben der Zeit als Agathokles diesen Gräuel verübte, bemächtigte sich Bomilliar der Tyrannei. In dem jeder seinen Planen nachsann, entgingen ihm die Rathschlüsse des andern. Hätte der Carthager gleich das Lager des Sielliers angefallen, als dieser die Kyrender angriff, und den letztern beigestanden, so wäre es wahrscheinlich mit Agathokles aus gewesen. Hätte Agathokles Carthago angegriffen, als es durch Bomillars Erlöhnen in Zerrüttung und Schrecken war, so hätte er kaum Widerstand gefunden.

Bomilkar musterte sein Heer in der neuen Stadt, welche dicht bei'm alten Carthago war. Er verabschiedete viele. Unter 500 Bürgern, welche seiner Absicht mitkundig waren, und 4000 Soldnern, ernannte er sich zum Tyrannen. Mit fünffach vertheiltem Heer zog er in die Stadt, würgend was ihm entgegen kam. Während des ersten Getümmels glaubten die Carthager, daß ihre Stadt den Feinden verrathen worden. Als sie die Wahrheit inne wurden, rüsteten sich die Jünglinge gegen ihn; er aber ließ auf den Straßen und auf dem öffentlichen Platz die Bürger würgen. Endlich sandte man Abgeordnete und bot den Auführern Verzeihung an. Bomilkar und die Seinigen mußten an glücklichem Erfolg verzagt haben, denn sie legten die Waffen nieder. Den andern ward Wort gehalten, aber trotz eines Eides ward Bomilkar auf schmachvolle und schmerzhafteste Art getödtet.

Agathokles lud viele Beute und diejenigen Kyrender, welche ihm zum Kriege nicht tauglich schienen, auf Lastschiffe, und sandte sie gen Syrakus. Ein Sturm ergriff sie, einige gingen unter, andre wurden an die pithekusischen Inseln (Hchia, Capri und Procita) geworfen. Wenige kamen nach Syrakus.

Als Agathokles hörte, daß die Nachfolger Alexanders, Antigonos, Demetrios, Ptolemäos, Seleukos, Lyfimachos und Cassandros, den königlichen Titel angenommen hätten, erklärte auch er sich zum Könige.

Darauf zog er gegen die von Utika, welche von ihm abgefallen waren. Er nahm vor der Stadt 300 Mann gefangen. Zuerst bot er die Einwohner zur Uebergabe auf und versprach Vergessenheit des Vorigen; als sie aber die Stadt nicht übergeben wollten, ließ er eine große Maschine gegen sie rücken, auf welcher die Gefangenen und zugleich seine Katapulte, Schleuderer und Scharfschützen (ὀξυσταί) standen, und setzte daher die Belagerten in die traurige Nothwendigkeit, auch gegen ihre Freunde zu schießen, wenn sie die Freiheit behaupten wollten. Er eroberte die Stadt, und erfüllte sie mit Mord, auch derer, die in Tempel geflüchtet waren, nicht schonend. Gleich nachher nahm er Hippuakra ein, und war nun fast im Besiz der ganzen Küste und der mittelländischen Gegend Libyens, die Numider ausgenommen.

So mächtig in Afrika, war er gleichwohl besorgt wegen Sicilien, baute Fahrzeuge und schiffte hinüber mit 2000 Mann; seinem Sohn ließ er die Anführung des Heers.

Seine Feldherrn hatten neulich den Xenodokos geschlagen, und die Agrigenter hatten dem edeln Vorgesaz, die Sicilier zu befreien, entsagt, als er in Selinos ankam. Er eroberte wieder Heraklea, und dann auf der nördlichen Seite der Insel Therma-Himeräa (Termini) und Kephalddion (Cefalu). Darauf zog er gegen Kentoripa, wo er zwar durch Verrath eingelassen, aber mit Verlust von 500 Mann zurück ge-

geschlagen ward. Er nahm Apollonia, erwürgte die meisten Bürger und ließ die Stadt plündern.

Deinokrates, der Flüchtlinge Haupt, übernahm nun die Behauptung der Freiheit Siciliens, welche die Agrigenter aufgegeben hatten. Es sammelten sich daher Viele um ihn, und er hatte bald um sich ein Heer von beinahe 20,000 Mann Fußvolk und von 1500 Reitern. Es bestand mehrentheils aus Männern, welche Krieg und Unglück für jede Beschwerde abgehärtet hatten. Agathokles wagte nicht mit viel geringerer Macht Schlacht zu liefern, welche jener ihm anbot, ward auf dem Fuße von ihm verfolgt und sah von nun an das Glück sich wenden, welches ihm bisher so günstig gewesen.

Anfangs gelang zwar seinem Sohne Archagathos, und vorzüglich dem Unterfeldherrn Eumachos, welcher viele Städte und Landschaften eroberte, jede Unternehmung; als aber die Carthager 30,000 Mann gegen das feindliche Heer sandten und Archagathos das seinige auch in drei Theile sonderte, so ward Meschion, ein syrakusischer Feldherr, von Hannon mit 4000 Mann erschlagen; und von 8000 Mann Fußvolk und 800 Reitern, welche Eumachos anführte, retteten sich aus einer von Himilkon gegen ihn gewonnenen Schlacht nur 30 Mann des Fußvolks und 40 Reiter. Archagathos zog sich zurück in Lynes (Lunis), wo er eingeschlossen von Himilkon und Atarbas (Adherbal), Mangel zu leiden anfang.

Agathokles hörte den übeln Zustand seiner afrikanischen Angelegenheiten, als er auch von der immer wachsenden Macht des Deinokrates in Sicilien gedrängt ward. Er übergab sein Heer der Anführung des Leptines; er selbst lauerte auf einen günstigen Augenblick nach Afrika zu segeln, denn eine Flotte von 30 carthagischen Schiffen stand nahe bei Syrakus. Zu rechter Zeit kamen 18 Schiffe, von den Tyrrhenern gesandt, ihm zu Hülfe, welche bei Nacht in den Hafen liefen. Agathokles redete mit den Tyrrhenern eine Krieglislst ab. Er segelte mit 17 Schiffen in's offene Meer. Indes die Carthager ihn verfolgten, segelten die Tyrrhener aus. Nun wandte sich Agathokles gegen die Carthager, welche sich zwischen zwei feindlichen Flotten fanden. Sie wurden geschlagen und fünf ihrer Schiffe mit der Mannschaft gefangen. Der Feldherr tödtete sich, als sein Schiff, welches dennoch entvann, in der größten Gefahr war von den Feinden genommen zu werden.

Auf Befehl des Agathokles zog Leptines gegen die Agrigenter und besiegte den Xenodokos. Agathokles hatte nach seinem Siege über die Carthager die Herrschaft des Meeres und konnte den Seinigen Lebensmittel nach Afrika senden.

Ehe er selber sich entfernte, opferte er den Göttern für seine Siege und lud oft die vornehmen Syrakusier zu Gastmahlen ein. Bei solchen Gelegenhei-

ten war er, da er von Natur Wiß und Munterkeit hatte, immer sehr aufgeräumt. Er gewann manche Gemüther auf diese Art, und erforschte viele, deren Innerstes ihm der Wein offenbarte. Nachdem er auf diese Weise die Gesinnungen einer großen Zahl geprüft hatte, lud er 500 der Angesehensten ein und ließ sie alle an seinem Tisch ermorden; dann schiffte er hinüber nach Afrika.

Hier fand er sein Heer in einer traurigen Lage. Es schien ihm nothwendig, bald eine Schlacht zu liefern, und er ward besiegt mit einem Verluste von 3000 Mann.

In der folgenden Nacht, als die Carthager die Schönsten der Gefangenen den Göttern opferten, verbreitete sich Feuer in ihrem Lager und mit dem Feuer Unordnung. Verschiedene wurden von den Flammen verzehrt. Die Verwirrung ward allgemein, als 5000 afrikanische Söldner aus Agathokles Heer, welche zu den Carthagern übergehen wollten, von diesen für Feinde angesehen wurden. Ungeheiß, nicht geordnet, machte sich jeder auf die Flucht. Viele sahen die übrigen für Feinde an und wurden von jenen für Feinde gehalten, tödteten sich daher wechselseitig. Die Söldner, geschreckt durch Feuer und Geschrei, wandten sich zurück. Des Agathokles Heer glaubte von den Carthagern angegriffen zu werden, es entstand ein blindes Gemetzel, wie in dem Heer der Barbaren, und 4000 Mann wurden auf diese Art getödtet.

... Nun fielen alle Afrikaner von Agathokles ab, welcher ernstlich darauf sann, wie er dieses Land verlassen könnte. Aber theils fehlte es ihm an Schiffen, theils Herrschten die Carthager im Meer, und er wußte, daß sie nicht Frieden mit ihm schließen, sondern vielmehr durch sein Beispiel andre von einer Unternehmung gegen ihr Land abschrecken wollten. Er beschloß daher, heimlich mit seinem jüngeren Sohne Herakleides und mit einer gewählten Schaar hinüber nach Sicilien zu schiffen, den Andragathos aber mit dem Heere verrätherischer Weise zurück zu lassen. Hierzu bewog ihn unter andern Gründen auch die Furcht, daß sein ältester Sohn, welchen er, wie es scheint, in gerechtem Verdacht des verbotenen Umganges mit seiner Stiefmutter hatte, gegen ihn mit ihr etwas Feindseliges unternehmen möchte. Cicero erzählt uns, daß der ältere Dionysios sich den Wart von seinen Abkömmlingen scheeren ließ, keinem Scherer traugend, ja, daß er auch den Wächtern, als sie davon wuchsen, das Messer nahm und sie lehrte, ihnen den Wart mit glühenden Wallnußschalen abzufengen (Tuscul. V. 20.). Agathokles traute weder seinem Weibe, noch seinem Sohne. Dieser merkte des Vaters Absicht und offenbarte sie den Feldherren, die Feldherren den Soldaten. Der Tyrann ward ergriffen und gebunden (Diodor. B. XX.).

Indem verbreitete sich ein Gerücht, daß die Feinde anrückten. Die Soldaten zogen ohne Ordnung aus dem Lager. Die Hüter des Agathokles gingen auch

hervor mit ihrem Gefangenen. Da erregte sein Anblick Mitleiden bei einigen vom Volke, welche ihn löseten. Bei Nacht bestieg er einen Nachen und ließ mit dem Heere beide Söhne zurück. Diese wurden von den Soldaten ermordet. Man wählte sechs Anführer und schloß Friede mit den Carthagern, unter den Bedingungen, daß diese die eroberten Städte wieder bekommen und 30 Talente den Siciliern geben sollten, welche nach Solus, in die sicilische Provinz der Carthager, sollten gebracht werden, diejenigen ausgenommen, welche Lust haben würden, Kriegsdienste bei ihnen zu nehmen. Denjenigen, welche Wort hielten, wurden diese Bedingungen gehalten. Andre aber, welche Hülfe von Agathokles erwartend, den Besig der Städte behaupteten, mußten sich ergeben. Ihr Feldherr ward gekreuziget, sie selbst aber gezwungen, in Fesseln das Land zu bauen, welches sie verwüßt hatten.

Sobald Agathokles in Sicilien angekommen war, sammelte er eine Schaar Gewaffneter und zog nach Egesta, einer mit ihm verbündeten Stadt. Hier zwang er die Einwohner ihm den größten Theil ihres Geldes zu geben. Da hierüber ein großes Murren entstand, ließ er die ärmsten Bürger aus der Stadt an den Fluß Skamandros treiben und erwürgen. Die Reichen und Vornehmen, sowohl Männer als Weiber, ließ er auf mancherlei Arten, deren einige von seiner Eufundung waren, martern. Er hatte eine besondere Freude

daran; den schwängern Weibern mit Nägeln, die er ihnen auf den Leib legen ließ, die Frucht hervor zu quetschen. Statt des phalarischen ehernen Stieres ersann er ein eisernes Bett, welches in Gestalt eines Menschen ausgehöhlet war. Jedes Gelenk ward durch ein Schloß eingezwängt; dann ließ er unter dem Bett Feuer anlegen, in so fern sinnreicher als Phalaris, da er sich auch an dem Anblick der Gemarterten weiden konnte.

Als er die Ermordung seiner Stöhne erfuhr und sich an den Mörder selbst nicht rächen konnte, sandte er einige seiner Anhänger zu seinem Bruder Antandros nach Syrakus, mit dem Befehl, alle Angehörigen derer, die den Feldzug nach Afrika gemacht hatten, zu tödten. Antandros gab diesem Befehl die äußerste Ausdehnung. Nicht nur die Stöhne, Bräuer und Väter, sondern auch die Großväter und junge Kinder, welche in den Armen getragen wurden, die Weiber, alle, welche in irgend einem Grade der Blutsfreundschaft mit jenen Kriegern verwandt oder durch Sippschaft mit ihnen verschwägert waren, wurden am Meer ermordet. Und niemand wagte sie zu begraben, um nicht den Zorn des Ungeheuers zu reizen.

Indem Agathokles von Stadt zu Stadt zog, jede befestigend, Geld aus jeder erpressend, fiel sein Feldherr Pasiphilos von ihm ab und ging über zu Demokrates. Der Tyrann ließ nun den Muth so sinken, daß er dem Demokrates Friedensbedingungen vorschlug.

Deinokrates sollte zurück nach Syrakus kommen und diese Stadt sollte frei seyn. Für sich verlangte er nichts als Therma (Termini) und Cephalbion (Cefalu), mit dem Gebiet dieser Städte. *)

So tief ward der Tyrann gedemüthiget, daß Deinokrates diese Bedingungen ausschlug. Diodor sagt, er habe nach der Herrschaft von Syrakus getrachtet und sich stark gefühlt an der Spitze von 20,000 Mann zu Fuß und 3000 Reitern.

Agathokles schloß Friede mit den Carthagern. Sie erhielten alle ihre Städte wieder und gaben ihm 300 Talente und 200,000 Maasß Weizen.

Mit 5000 Mann zu Fuß und 800 Reitern griff er den Deinokrates an, dessen Heer aus 25,000 Mann zu Fuß und 3000 Reitern bestand. Da einige Tausend zu Agathokles im Treffen übergingen, gewann er die Schlacht.

Als ein Theil des Heers sich auf einen Hügel

*) Diodor sagt Therma, ohne zu bestimmen welches. Therma Himerda ist das jetzige Termini. Therma Hydara (die warmen Wasser) ist Sciacca. Dieses war der Geburtsort des Agathokles. Da aber Termini und Cefalu nur eine halbe Tagreise aus einander sind und beider Städte Gebiet an einander gränzt, so bleibt kein Zweifel darüber, welches Therma Diodor meint. Vermuthlich wählte Agathokles diese Städte, um das nahe Gebiet der Carthager anfeinden zu können. Dazu kommt, daß Cefalu durch seine Lage fest, ja selbst unüberwindlich ist, und einen guten Hafen hat.

zurück gezogen hatte, erhielt es Friede vom Tyrannen; sobald sie aber die Waffen gestreckt hatten, ließ er sie umzingeln und mit Wurfspeeren tödten. Nach einigen waren ihrer 4000, nach Limaios 7000, welche so umkamen. Die übrigen Flüchtlinge nahm er in sein Heer auf, ja er söhnte sich aus mit Deinokrates, dem er sich bis an seinen Tod, 16 Jahre lang vertraute, indem er ihn bei den wichtigsten Geschäften brauchte. Ein Räthsel, welches die Geschichte nicht auflöst, daß Deinokrates Zutrauen zu diesem Tyrannen fassen konnte und der mißtrauische Tyrann zu ihm. Pasiphilos, welchen Deinokrates greifen und erwürgen ließ, war das erste Opfer dieser Verbündung.

Agathokles schiffte hinüber zu den Liparischen Inseln und erpreßte ohne den geringsten Vorwand 50 Talente. Er zwang die Liparder, ihm Geld zu geben, welches in ihrem Prytaneion verwahrt lag, und theils dem Vulkan, theils dem Aeolos gewidmet war. Da man noch, wie zu Homer's Zeit, vielleicht seiner Dichtung glaubte, daß Aeolos die Winde beherrschte, so wurden die Böller in diesem Wahne bestärkt, als 11 mit dem geraubten Gelde belastete Schiffe untergingen.

Da mit dem 20sten Buch der Text des Diodor aufhört und nur von einigen der folgenden Bücher unvollständige Auszüge vorhanden sind, so weiß man wenig von der letzten Hälfte der Regierung des Agathokles. Er war im Begriff, eine zweite Unterneh-

nung gegen Carthago anzufangen, als er beschloß, seinen Sohn Agathokles zum Nachfolger zu ernennen (Diodor *Ελληναι* Vol. II. p. 491, 92.). Er sandte ihn daher in die Gegend des Aetna mit Briefen an seinen Enkel Archagathos, Sohn des in Afrika erschlagenen Archagathos, welcher das Heer anführte, und befahl jenem, dieses und die Flotte zu übergeben.

Archagathos ermordete seinen Oheim, nachdem er ihn trunken gemacht, und schrieb zugleich an einen gewissen Menon, er möchte seinen Großvater tödten. Diesen Menon hatte Agathokles aus Egesta mitgenommen und seiner schönen Gestalt wegen sehr hervorgezogen. Er aber verbarg im Herzen tiefen Groll gegen den Tyrannen, welcher in Egesta so gewüthet hatte, und tödtete ihn durch Darreichung eines vergifteten Zahnstochers.

So ward Sicilien von diesem Wüthrich befreit, welcher 72 Jahr gelebt und 28 Jahr geherrscht hatte. Er starb im 4ten Jahr der 122sten Olympiade, 287 Jahr vor Christi Geburt, auf Anstiften des Enkels, durch seines Lieblings Hand!

Menon tödtete durch List den Archagathos, gewann das Heer und strebte nach der Herrschaft. Die Syrakusier sandten gegen ihn ihren gewählten Strategen Hifetas. Als aber Menon von den Carthagern begünstigt ward, sahen die Syrakusier sich gezwungen, Friede zu machen, den Carthagern 400 Geiseln zu

geben und die Flüchtlinge aufzunehmen. Gleich nachher erregten die Söldner Tumult, weil sie nicht für fähig gehalten wurden, zu den Würden der Republik ernannt zu werden. Endlich verglich man sich dahin, daß die Söldner ihre Güter verkaufen und aus Sicilien weichen sollten. Sie wurden freundschaftlich von den Messinesen aufgenommen, tödteten aber in der Nacht die Bürger, bemächtigten sich der Weiber und der Stadt (Diodor. *Ἐκλογαί* Vol. II. p. 493.). Sie waren Campaner und nannten sich Mamertiner, nach Mars, dem Kriegsgotte, der bei ihnen Mamers hieß.

Die Syrakusier genossen keiner ungestörten Ruhe, sondern wurden von den Carthagern geängstet (Plut.: im Leben des Pyrrhos Vol. II. p. 463. ed. Lond.). Sie ordneten Gesandte ab an Pyrrhos, den König der Epirer, welcher den Larentinern gegen die Römer zu Hülfe gekommen war und nach zwei glänzenden aber blutigen Siegen, denen eine Niederlage gefolgt war, auf den Rückzug dachte, als zugleich zwei verschiedene Aussichten den unternehmenden Ehrgeiz dieses Eroberers reizten. Aus Griechenland erfuhr er, daß Ptolemäos, mit dem Beinamen der Blig, in einer Schlacht gegen die Gallier, welche Macedonien und Illyrien überschwemmt hatten, gefallen wäre. Ihn schmeichelte die Hoffnung, durch Siege den Thron seines Vorbildes, des großen Alexanders, dem er verwandt war, zu behaupten.

Auf der andern Seite hatte Siciliens Eroberung ihn schon lange gereizet. Er mochte sich wohl vielleicht gar als einen Erben von Syrakus ansehen, da er Eidam des Agathokles war, dessen Tochter Lanassa gleichwohl ihn für Demetrios Poliorketes verlassen hatte. Schon als er den Feldzug nach Italien anzutreten im Begriff war, warnte ihn Kineas, sein weiser Rathgeber und Freund, ihm die Macht der Römer zu Gemüthe führend, welche, selber kriegerisch, rüstigen Völkerschaften geböten. "Und," sagte er, "wofern ein Gott uns die Römer zu bekriegen verleihe, wie sollten wir diesen Sieg nützen?" — "Wie nützen, Kineas? Keine der barbarischen Städte Italiens, keine griechische, würde dann uns widerstehen können. Wir würden in den Besitz des ganzen Italiens kommen." "Und was," sagte nach kurzem Schweigen Kineas, "was werden wir thun, wenn wir Italien erobert haben?" Noch nicht merkend, wo Kineas mit diesen Fragen hinaus wollte, erwiederte Pyrrhos: "dann reichet uns Sicilien die Hand zur leichten Eroberung, diese vollreiche, beglückte Insel. Dort ist alles in Zwiespalt nach dem Tode des Agathokles, dort waltet Anarchie mit dem Überwiz der Demagogen." — "So ist's," sagte Kineas, "soll denn also Sicilien das letzte Ziel unserer Siege seyn?" — "Ein Gott müsse uns das Gelingen verleihen! Diese Vorkämpfe öffnen uns eine weite Bahn. Wer wollte sich dann Libyens und Carthago's, die uns zur Hand

lügen, enthalten, da Agathokles, heimlich aus Syrakus entronnen, mit wenigen Schiffen hinüber eilend, bei Einem Haar diese Länder gewonnen hätte? Haben wir sie erst erobert, wer wird dann sagen dürfen, daß einer von den Feinden, die nun uns trögen, werde widerstehen können?"

"Gewiß keiner. Offenbar ist's, daß wir Macedonien wieder erobern, *) und gestärkt durch diese Macht zum sichern Besitz von Griechenland gelangen werden. Wenn aber alles unser seyn wird, was sollen wir dann thun?"

Lachend antwortete Pyrrhos: "dann werden wir volle Ruffe haben, mein lieber Kineas, und täglichen Schmaus; dann wollen wir im frohen Gespräch uns ergötzen!"

"Was hindert uns denn, o König, wenn wir Lust haben zu schmausen und zu feiern, jetzt, da diese Ruffe, wenn wir wollen, unser ist, zu welcher wir erst gelangen sollen nach Vergießung vieles Blutes, nach überstandnen großen Arbeiten und Gefahren?"

Jetzt da Pyrrhos im Begriff war, Italien zu verlassen, zog er die Einladung der Syrakusier der Wiedereroberung von Macedonien vor. Mit den Syrakusiern boten sich ihm die Agrigenter und die

*) Pyrrhos hatte Macedonien erobert gehabt und wieder verloren, nachdem er schon zum Könige dieses Landes ausgerufen worden (S. Ant. im Leben des Pyrrhos.).

Leonfiner an, wöfern er die Insel von den Carthagern und von den Tyrannen säubern würde. Er legte eine Besatzung in Tarent, schiffte hinüber nach Sicilien mit 30,000 Mann zu Fuß und 2500 Reitern. In kurzer Zeit war er in Besiz von dem sicilischen Gebiet der Carthager, nachdem selbst das feste Eryx, dessen Mauer er zuerst bestieg, von ihm erobert worden. Den friedebittenden Carthagern antwortete er: Als Bedingung des Friedens setze er ihnen das libysche Meer zur Gränze. Er demüthigte die Mamertiner, welche von Messina aus die griechischen Städte drängten, deren einige ihnen Schatz zahlen mußten. Costratos und Lhdnon, die Häupter der Syrakusier, welche ihn nach Sicilien gerufen hatten, öffneten ihm die Thore der Stadt und begünstigten kräftig jede seiner Maßregeln. Gleichwohl ward er argwöhnisch gegen sie und hatte weder Lust, sie mit sich zu nehmen, noch sie in Syrakus zu lassen. Costratos merkte sein Mißtrauen und fiel ab von ihm. Den Lhdnon beschuldigte Pyrrhos eines Verständnisses mit jenem und ließ ihn tödten. Dadurch ward er den Städten verhaßt; einige verbündeten sich mit den Carthagern, andre riefen die Mamertiner herbei. Sehr willkommen waren dem Pyrrhos Briefe der Samniter und der Tarentiner, welche dringend seine Hülfe gegen die Römer heischten. Er ergriff diesen Vorwand, schiffte wieder ein mit den Seinen und rief, indem er noch einen Blick auf die Insel warf, einigen

seinen Gefährten zu: Welche Ringbahn überlassen wir den Carthagern und den Römern!

In der That kämpften gleich nachher diese beiden Völker in Sicilien um den Besitz dieser Insel, um die Herrschaft der Welt. Die Veranlassung war folgende:

Die Campanischen Söldner, welche sich durch Treulosigkeit und Mord in Besitz von Messina gesetzt, andre Städte zinsbar gemacht, und sowohl die Syrakusier als das sicilische Gebiet der Carthager angefeindet hatten, fanden Bundesgenossen an 4000 römischen Soldaten in Rhegion, die auf Bitte dieser Stadt, zur Zeit, da Pyrrhos nach Italien gekommen war, von Rom zur Besatzung gesandt worden (Polybios B. I.). Anfangs hatten sie ihre Pflicht beobachtet, aber gelockt durch die Lage und durch den Wohlstand von Rhegion, auch gereizt durch das Beispiel jener Campaner, ahmten sie es nach, vertrieben einige der Bürger, mordeten andre und beherrschten die Stadt. Die Römer waren zu beschäftigt mit ihren Feinden, um diesen Frevel gleich ahnden zu können; sobald sie aber einen Augenblick Murre fanden, sandten sie ein Heer gegen diese Empörer, von denen die meisten, des Schicksals, welches ihrer harrte, kundig, mit dem Schwert in der Faust fielen. Dreihundert wurden gefangen, nach Rom gesandt, mit Ruthen gestrichen und mit dem Beil enthauptet. Den Bürgern von Rhegion ward die Stadt mit dem Gebiet wieder eingeräumt.

Kurz vor dieser Begebenheit hatte ein Heer von Syrakusern, welches sich vor Morgention aufhielt*) und mit denen, welche ihre Vaterstadt verwalteten, nicht zufrieden war, den Artemidoros und den Hieron zu Hauptern erwählt. Hieron war noch sehr jung, hatte aber schon große Eigenschaften gezeigt und leitete sein Geschlecht vom großen Gelon ab. Durch Hülfe einiger Freunde gelang es ihm, sich der Stadt Syrakus und seiner Widersacher zu bemächtigen. So sanft und so edelmüthig nutzte Hieron sein Glück, daß die Syrakusier, wie sehr ihnen auch das Erlüknen der Krieger mißfallen hatte, nicht nur deren Wahl billigten, sondern Hieron zum Strategen ernannten.

Den leichten Sinn der Syrakusier kennend, wissend, daß sie Unruhen zu erregen pflegten, so oft die Strategen mit dem Heer im Felde waren, suchte er sein Ansehen durch eine Heirath zu befestigen und nahm zum Weibe die Tochter des Leptines, eines Mannes, dessen Macht und Gemüthsart ihm Vertrauen gab.

Noch weniger als seinen Mitbürgern traute er dem beweglichen und verderbten Sinn der Söldner. Unter dem Vorwande, gegen die Mamertiner zu ziehen,

*) Ἀσὶ δυνάμεις τῶν Συρακυσίων, διασχυθεῖσαι πρὸς τὰς ἐν τῇ πόλει, καὶ διατρίβουσαι περὶ τὴν Μοργάντιν — So muß man mit Causaubon lesen, statt Μεγάνης, ein Name, den man nirgends in Sicilien findet.

führte er das Heer aus. Er lagerte sich den Feinden gegenüber bei Kenturipe, einer Stadt am Fuße des Aetna. Als es zum Treffen kam beim Ströme Rymosoros (nach Cluver die Jaretta), blieb er mit den Syrakusern zurück, als wollte er von einer andern Seite angreifen, opferte jene Fremdlinge dem Schwert der Mamertiner auf und führte die Seinigen sicher zurück nach Syrakus. Diese That mag von derjenigen Politik bewundert werden, welche die Idee des Nützlichen von der Idee des Guten zu trennen sich vermigt; ich finde sie einen unauslöschlichen Fleck im sonst schönen Leben des Hieron. *)

Er führte bald nachher das Heer abermals gegen den Feind, schlug ihn beim Flusse Longanos (Fiume

*) Sehr schön sagt Cicero: Aliud utile interdum, aliud honestum videri solet. Falso! nam eadem utilitatis, quae honestatis est regula. Qui hoc non perviderit, ab hoc nulla fraus aberit, nullum facinus. Sic enim cogitans: est istuc quidem honestum, verum hoc expedit, res a natura copulatas andebit errore divellere, qui fons est fraudium, maleficiorum, scelerum omnium. "Das eine scheint zuweilen nützlich, das andre gerecht. Falsch! Der Begriff des Nützlichen darf nicht vom Begriff des Rechtschaffnen getrennt werden. Wer das nicht durchschauet hat, wird keines Trugs sich enthalten, keines Frevels. Indem er so denket: zwar dieses ist rechtschaffen, aber jenes nützlich, wird er sich erlauben, Dinge, welche die Natur vereinigte, durch einen Irrthum zu trennen, einen Irrthum, der die Quelle aller Trüge ist, aller Uebelthaten, aller Verbrechen."

di Castro reale), im Gebiet von Milda (Milazzo), nahm dessen Anführer gefangen und ward, sobald er heim nach Syrakus gekehrt war, zum König ernannt.

Nach dem Untergang ihrer Freunde in Rhegion und nach eignen Niederlagen waren die Kamertiner nun in der ängstlichsten Noth und sahen sich um nach fremder Hülfe. Eine Partei berief die Carthager und übergab ihnen die Burg. Andre flehten um Hülfe bei den Römern und boten ihnen die Stadt an.

Die Römer, welche so gern einen Schein des Rechts auf ihre Ungerechtigkeiten fallen ließen, sahen sich in einer großen Verlegenheit. Sie fühlten, wie unaufrichtig es seyn würde, diese Hülfe zu senden, da sie noch eben erst an ihren eignen Mitbürgern in Rhegion denselben Frevel, dessen die Campaner in Messina schuldig geworden, mit Strenge geahndet hatten. Aber zugleich sahen sie mit Eifersucht, daß die Carthager viele Völker Spaniens, daß sie Sardinien, Corsika und einen Theil von Sicilien beherrschten. Der Besiz von Messina würde nun gar ihnen gleichsam zu einer Brücke nach Italien dienen.

Der Senat wog den Vortheil, er wog die Schmach, und entschied nicht. Ohne Zweifel war er froh, dem Volke die Entscheidung zu überlassen, da er vorhersehen konnte, daß dieses mehr auf den Nutzen als auf Anstand und Recht sehen würde. Einer von den Consuln, Appius Claudius, setzte mit einem Heer über die Meerenge, nahm Besiz von Messina und

bald auch von der Burg, wiewohl diese von Carthagern bewacht ward.

Da er indessen die Obermacht der Feinde zu Wasser und zu Lande kannte und eine gefährvolle Belagerung fürchten mußte, versuchte er durch Gesandtschaften an die Carthager und an die Syrakusier den Frieden für die Mamertiner zu vermitteln. Als dieses nicht glückte, wagte er erst eine Schlacht gegen die Syrakusier, dann gegen die Carthager, siegte beidemal, zwang den Feind die Belagerung aufzuheben, und verheerte das Land der Syrakusier und ihrer Bundesgenossen (Polyb. B. I. Kap. 11. 12.).

Dieser glückliche Erfolg bewog die Römer im folgenden Jahr beide Consuls, Octacilius und Valerius, mit vier Legionen und den Schaaren ihrer italischen Bundesgenossen nach Sicilien zu senden. Die meisten der Städte fielen ab von den Carthagern und von den Syrakusiern.

Hieron erwog den Schrecken der sicilischen Griechen und die Hoffnungen der Römer, welche viel besser gegründet schienen, als der Carthager ihre, beschloß daher, mit jenen ein Bündniß zu schließen. Sehr willkommen war den Römern dieses Anerbieten, vorzüglich wegen der Lebensmittel, deren Mangel sie fürchten mußten, da die Carthager auf dem Meere herrschten. Des Bündnisses Bedingungen waren folgende: Hieron sollte den Römern die Gefangenen und hundert Talente Silbers geben, auch fernerhin im

Kriege ihren Bedürfnissen darreichen. Von nun an, sagt Polybios, beherrschte Hieron die Syrakusier mit Sicherheit. Lüftern war er nach dem Kranze des Lobes in Griechenland und ausgezeichnet vor allen, da er so lange Zeit, für sich sowohl als für sein Vaterland, sich der Früchte seiner Klugheit zu erfreuen hatte (Kap. 16.).

Die Carthager ersahen Agrigentum zu ihrem Wafsenplatz und diese Stadt ward nach hartnäckiger Gegendwehr von den Consuln eingenommen (Kap. 19.).

Voll großer Hoffnungen faßten die Römer einen großen Gedanken, welcher abentheuerlich scheinen möchte, wenn der Erfolg ihn nicht gekrönt hätte; und dieser Erfolg war nicht das Werk des Ungefährs, sondern jener besonnenen Kühnheit, welche die Römer vor allen Völkern dadurch bezeichnet, daß sie alles unternahmen, was sie durchsetzen konnten, nicht weniger und nicht mehr, von Muth entflammt und geleitet von einem politischen Genius, der von Höhe zu Höhe, oft neben Abgründen, immer sicher sie führte. Sie, welche der Schifffahrt ganz unkundig waren, beschloffen, den Carthagern die Herrschaft des Meers zu entreißen, sowohl um ihnen den Vortheil zu benehmen, Sicilien und Italien mit ihren Flotten zu drängen, als auch um Schwert und Flamme hinüber tragen zu können nach dem bisher sichern Afrika. In Fahrzeugen, welche sie von griechischen Städten Italiens gebungen hatten, war ihr Heer über die Meerenge gekommen; nun beschloffen

sie eine Flotte zu bauen, welche den meerkundigen Carthagern widerstehen, sie besiegen sollte.

Eine gestrandete Galeere der Carthager diente den Römern zum Muster ihrer ersten Flotte. Unterdessen daß die neuen Schiffe gebauet wurden, übte man die junge Mannschaft zum Seedienst. Auf Bänken am Strande sitzend, als säßen sie auf Ruderbänken und nach der Stimme des Anführers (sich mit ganzem Leibe vorbeugend, *) bildeten sie sich zu einer ihnen fremden Kunst.

Ehe sechszig Tage nach Fällung des Bauholzes verfloßen waren, stand eine Flotte von hundert und sechszig Schiffen auf den Anker, so daß, nach dem Ausdruck des Florus, es scheinen möchte, als wären sie nicht durch Kunst erbauet, sondern durch ein Geschenk der Götter aus Bäumen in Schiffe verwandelt worden (Flor. II. 2.).

Der Consul Enejus Cornelius, welcher mit sieben Schiffen vorausgegangen war, um für die Bedürfnisse der Flotte zu sorgen, ward von Boodes, einem Befehlshaber der Carthager, im Hafen der Insel Lipari eingeschlossen (Polyb. B. I. 21.). Zwar rettete

*) Πρὸς τὰ τῇ κλιούσῃ παραγγέλματα. Schon bei den Alten war der Gebrauch, nach der Flöte Ton in Tact zu rudern. Der Flötenspieler einer Galeere hieß Τρυγὰυλος (Potters Archäologie in Rambachs Uebers. Th. 2. S. 311.).

sich das römische Schiffsvolk; aber Cornelius ward auf eine treulose Art gefangen, da ihn der Carthager zu einer Unterhandlung geladen hatte (Flor. II. 2.).

Bald nachher fehlte nicht viel, daß Hannibal, der Carthager Oberfeldherr, wäre gefangen worden, als er mit funfzig Schiffen der in Ordnung einherziehenden römischen Flotte bei Italiens südlichem Vorgebürge entgegen kam. Er rettete sich mit Verlust seiner meisten Schiffe (Polyb. B. I. 21.).

Sobald die Hauptleute der römischen Flotte das den Consul Cornelius betroffene Unglück erfuhren, sandten sie zum andern Consul Cajus Duilius, welcher dem Landheere vorstand. Dieser kam und lieferte den Carthagern eine Seeschlacht vor Myla, dem jetzigen Milazzo, an Siciliens nördlichem Gestade, eine halbe Tagreise weit von Messina. Wohl wissend, daß sie weder an Leichtigkeit der Schiffe, noch an geübtem Seevolk den Carthagern sich vergleichen könnten, hatten die Römer ein Hülfsmittel erfunden, welches das Entern erleichtern, also den Erfolg der Schlacht mehr der persönlichen Tapferkeit, als der Kunde des Seewesens unterwerfen sollte. Von den Vordertheilen der Schiffe erhoben sich Balken, welche sie mit Haken versehen hatten. Die Balken konnten plöglich niedergelassen werden auf ein feindliches Schiff, es fest halten und das Entern begünstigen. Die Carthager ruderten in hundert und dreißig Schiffen mit verachtendem Unwillen und eilend gegen einen Feind, der, ein Fremder

ling auf dem Meere, sie in ihrem Element anzugreifen sich erlaubete. Hannibal fuhr auf einer Galeere mit sieben Ruderbänken, welche Pyrrhos getragen hatte.

Sobald die Carthager den Römern nahe kamen, bestrebte jene zwar der Anblick unbekannter Maschinen; den Feind aber gering achtend, griffen sie freudig an. Bald aber wurden die angreifenden Schiffe wie gefesselt durch die niedergeschneelten fest haltenden Haken, welche die Carthager ihres Vortheils einer leichteren Bewegung völlig beraubten, den enterns den Römern aber den Vorzug gewährten, welcher im Wassergemeng ihnen eigen war. Dreißig carthagische Schiffe, unter denen die schöne Galeere des Feldherrn war, wurden sammt der Mannschaft gefangen. Hannibal rettete sich in einem Nachen.

Bald nachher entsetzten die Römer das belagerte Egesta. Dagegen nutzte Amilkar die Rundschaft von einem Zwist im römischen Heer zwischen den Legionen und den Bundesgenossen, und da diese sich von jenen besonders gelagert hatten, fiel er sie unvermuthet an und tödtete deren beinahe viertausend.

Im folgenden Jahre nahmen die Römer Kamarina, Enna und andre Städte ein.

Ich eile manche Begebenheit vorbei, muß aber der Seeschlacht bei'm Vorgebürge Etnomos (Monte di Licata, bei der Stadt Licata) erwähnen, in welcher die Consuln M. Atilius Regulus und L. Maenius

Bulso über Amilkar und Hannon einen glänzenden Sieg erfochten, vier und sechszig Schiffe der Carthager mit der Mannschaft eroberten, und mehr als dreißig Schiffe versenkten (Kap. 28.). Der übrigen ward keins gefangen, aber vier und zwanzig gingen unter. Des Sieges Folge war die Hinübertragung des Krieges nach Afrika. Dieses Land ward der Schauplatz der Siege des großen Regulus, seiner Niederlage, seiner Gefangennehmung, seines freiwilligen Todes. Ich schränke mich auf Sicilien ein, und werfe nur Einen Blick auf diesen edeln Mann, welcher fünf Jahr bei den Carthagern im Kerker lag, dann ihre Gesandten, als Gefangne, nach Rom begleitete, und als diese um Auswechslung der Kriegsgefangnen baten, den Senat bewegte diese Bitte zu verweigern, wiewohl er die Grausamkeit der Carthager erwarten mußte, welche mit Marter und Tod sich an seiner Vaterlandsliebe rächten, an seinem strengen Eifer für die Kriegszucht Roms (Val. Maxim. I. 14 und Cic. off. I. 13.).

Fertur pudicae conjugis osculum,
 Parvosque natos, ut capitis minor,
 Ab se removisse, et virilem
 Torvus humi posuisse vultum;

Donec labantes consilio patres
 Firmaret auctor numquam alias dato,
 Interque moerentes amicos
 Egregius properaret exul.

Atqui sciebat quae sibi barbarus
 Tortor pararet; non aliter tamen
 Dimovit obstantes propinquos,
 Et populum redivus morantem,

Quam si clientum longa negotia
 Dijudicata lite relinqueret,
 Tendens Venafranos in agros,
 Aut Lacedaemonium Tarentum. *)

Hor. III. V. 41-56.

Xantippos, ein Lacedämonier, welcher als Heerführer der Carthager den Sieg über den Regulus erfochten hatte (Polybios B. I.), begab sich zurück nach Sparta, ohne Zweifel, um sich dem Neide zu entziehen, welcher einem Fremdling nach großen Thaten nur zu oft folgt.

Mit wechselndem Glück ward der Krieg fortgeführt. Die Römer, welche nie größer waren als nach Niederlagen, rüsteten gleich eine Flotte aus, wurden aber von einem Sturm in der Gegend von Kamarina so fürchterlich heimgesucht, daß sie von dreihundert vier und sechzig Schiffen nur achtzig behielten (Kap. 37.). Binnen drei Monaten erbauten sie wieder zwei-

*) Zur Zeit des ersten punischen Krieges hatte noch kein Römer entfernte Landgüter, weder in Venafrum, welches in Kampanien lag, noch im Gebiet des damals freien Tarents. Zu Horazens Zeit liebten sie diese anmuthigen Gegenden, und um seinen Gedanken anschaulicher zu machen, scheint sich der Dichter einen Anachronismus erlaubt zu haben.

hundert und zwanzig neue Schiffe, segelten mit einer Flotte von dreihundert Schiffen nach Panormos (Palermo) und nahmen diese Stadt, den Hauptsitz der Carthager in Sicilien, ein (Kap. 38.).

Im folgenden Jahre verloren sie wieder durch einen Sturm, oder wahrscheinlich durch Unkunde der Seefahrt, hundert und funfzig Schiffe und entsagten eine Zeitlang den Unternehmungen auf dem Meer, sich auf Lastschiffe zur Versorgung des Landheers einschränkend, dessen Waffen sie mit größerm Recht vertrauten.

Der Proconsul Cæcilius Metellus erhielt einen wichtigen Sieg über Asdrubal (oder Hasdrubal) den Carthager, im Gebiet der Panormiten. Der Römer Siegsfreude war desto größer, da sie Elephanten gefangen nahmen, welche ihnen noch vor kurzem großen Schrecken eingejagt hatten (Kap. 40, 41.).

Im vierzehnten Jahre dieses Krieges, als die Römer schon im Besiz des ganzen carthagischen Gebiets in Sicilien waren, ausgenommen Lilybaon und Drepanon (Marfalla und Trapani) begannen sie die Belagerung der erst genannten Stadt, welche mit gleichem Eifer von ihnen angegriffen und von den Carthagern vertheidiget ward, weil beide Völker den Besiz von Sicilien als eine Folge der Behauptung von Lilybaon ansahen. Außer den Bürgern ward die ohnehin feste Stadt von zehntausend Söldnern, und unter Himilkons Anführung mit Muth und

Kriegskunde vertheidiget. Hannibal, ein anderer Feldherr der Carthager, führte den Belagerten in fünfzig Schiffen noch zehntausend Mann zu Hülfe, ohne daß die römische Flotte (denn die Römer waren ihrer Entsagung auf die Seefahrt nicht treu geblieben) es gewagt hätte, sich ihm, als er in den Hafen einlief, zu widersetzen (Kap. 44.). Hannibal lief bald wieder aus bei Nacht, ohne daß die Römer es merkten, und schiffte nach Drepanon, an dessen Erhaltung alles gelegen war.

Da die Carthager sehr neugierig waren, Nachrichten von Lilybäon zu erhalten, so unternahm es ein Rhodier, welcher den punischen Namen Hannibal angenommen hatte, trotz der römischen Flotte, in den Hafen ein und wieder heraus zu segeln. Der Erfolg bewies, daß er sich nicht ohne Grund auf seines Fahrzeuges Leichtigkeit und auf die Unkunde der Römer im Seewesen verlassen hatte. Er wiederholte mehrmals ungestraft diese kühne That, bis er endlich von den Römern gefangen ward (Kap. 46, 47.).

Die Belagerten nützten bald nachher einen Sturm, welcher die Werke der Römer erschüttert und verletzethatte, um während der Zeit, da der Wind noch wehete, Feuer daran zu legen. Die Kriegsmaschinen verbrannten größtentheils und die Römer sahen sich gezwungen, den Gedanken, die Stadt mit Gewalt einzunehmen, fahren zu lassen und allein auf die Zeit zu hof-

fen, indem sie die Zufuhr der Lebensmittel verhinderten (Kap. 48.).

Unter Anführung des Consuls Publius Clodius sandten die Römer eine Flotte mit zehntausend Mann nach Sicilien. Clodius griff den Atarbas (Adherbal) bei Drepanon an, ward aber geschlagen und verlor drei und neunzig Schiffe (Kap. 49—51.).

Atarbas sandte nach dem Siege den Karthalon mit hundert Schiffen nach Lilybäon, daß er die Flotte der Römer vernichten sollte. Indem dieser sein Vorhaben auszuführen begann, fiel Himilkon mit den Belagerten die Römer an, deren Zerrüttung groß ward. Karthalon verbrannte gleichwohl nur einige Schiffe, nahm nur einige gefangen und eilte von dannen, vernehmend, daß eine neue Flotte der Römer unter Segel wäre, welche anzugreifen er entschlossen war (Kap. 53.).

Diese stand unter den Befehlen des Consuls Junius, welcher sich eine Zeit in Syrakus aufgehalten, nun aber schon das pachynische Vorgebürge (Capo Passaro) umsegelt hatte, als der überlegne Feind ihm entgegen kam. Junius sah sich gezwungen, zwischen Klippen der südlichen Küste Siciliens mit der größten Gefahr sich zu begeben, wohin ihm der Feind nicht folgte.

Karthalon warf die Anker aus bei einem Vorgebürge, sowohl diese Flotte der Römer als eine andre beobachtend, welche in der Mündung eines Stromes

lag. Zwischen beiden stand seine Flotte. Vorzeichen verkündeten einen nahen Sturm. Die Carthager umsegelten das pachynische Vorgebürge, um das offene Meer zu gewinnen. Beide Flotten der Römer wurden vom Sturm ergriffen und alle Schiffe gänzlich zernichtet (Kap. 54.)

Dem Consul Junius, welcher, so viel in seinen Kräften stand, diesen großen Verlust durch irgend einen Vortheil zu ersetzen strebte, gelang es, vom Berge Erux und der Stadt gleiches Namens, durch Verrath der Besatzung, Besitz zu nehmen (Kap. 55.).

Im 18ten Jahre dieses Krieges ernannten die Carthager zum Feldherrn den Amilkar (oder Hamilkar), vom Geschlechte Barcas, des großen Hannibals großen Vater. Amilkar war noch jung, als er zu dieser Würde erhoben ward; *) desto mehr gereicht diese Wahl dem Senate von Carthago zur Ehre. Er suchte zuerst die südliche Küste von Italien heim, landete dann mit der Flotte an das Gebiet der Panormiten und nahm Besitz vom Berge Eirte (Montepellegrino bei Palermo). Läh von allen Seiten, groß, reich, unbelästigt von giftigen Thieren, oben

*) *Hamilcar primo Poenico bello, sed temporibus extremis, admodum adolescentulus in Sicilia praesse coepit exercitui. Doch ward Hannibal, sein Sohn, im folgenden Jahr geboren; der Ausdruck, admodum adolescentulus ist offenbar zu stark (Corn. Nep. in Hamilcare.),*

eben, daher den Anbau begünstigend, heuſt er ſowohl von Seiten des Meers als des Landes, mit dem er durch eine ſchmale Erdzunge verbunden iſt, nur engen, leicht abzuwehrenden Zugang an. Er ſcheint von der Natur zur Feſtung beſtimmt zu ſeyn, und zur Warte, von welcher weit umher das Land und das Meer überſchaut werden. Am Fuße dieſes Berges bot eine Bucht den Schiffen der Carthager einen bequemen Hafen an.

Auf dieſem Berge ſchlug Amilkar ſein Lager auf. Von dort aus, umgeben von Feinden, ſich nicht der Hülfe irgend einer verbündeten Stadt erfreuend, ſetzte er zu Waſſer und zu Lande die Römer an, als ſie die ganze Inſel in Beſitz hatten. Er wagte, aus ſeinem feſten Sitze, mit ſeinen Schiffen ſich ſo weit, daß er die Küſte von Kuma verheerte, und lieferte beinahe drei Jahre lang dem römischen Heere, welches von Panormos nur fünf Stadien (dreitauſend Fuß) entfernt war, manche große Schlacht. Auch nahm er die Stadt Eryx ein, wiewohl Römer unten am Berge Eryx gelagert waren und andre den Gipfel behaupteten. Gleichſam belagernd und belagert, zeigte ſich auch hier Amilkar als ein Feldherr von der erſten Größe, mit ſeinem Häufchen ſich gegen zwei Heere zwei Jahr lang, bis zum Ende des Krieges, haltend, und ſelber oft die Beſchwerden des Mangels erdulnd, welche er den über ihm gelagerten Feind ertragen ließ (Kap. 58.).

Die Römer beschloffen nun, während dieses
 ges zum drittenmal, die Ausrüstung einer Flotte.
 erschöpften. Schones Abgang ward durch freiwillige
 Voransch. der angesehensten Bürger ersetzt. Nach
 Muster seines Fahrzeuges, in welchem der
 ihre Ankunde des Schiffbaus und der Gesetze
 Kilydon geübt hatte, bauten sie zweihundert
 Leeren mit fünf Ruderbänken (Kap. 59.).

Ihren anzukommen fanden die Carthager
 den Hannon mit einer Flotte, welcher am Tage
 den, die Thronen daselbst mit Lebensmitteln versehen
 den Annika aber mit den besten Streikern zu
 nehmten und den Römern Schlacht bieten sollte.

Der Consul Lutatius, welcher die neue Flotte
 Römer anführte, eilte dem Hannon entgegen, dann
 er weder mit den schon erleichterten Schiffen der
 thager, noch mit mehr erfahrenen Kriegeren des Al:
 kar, noch auch, was ihm das fürnehmste
 mußte, mit Annika selbst zu kämpfen hätte.
 kam zur Schlacht. Mit besseren Schiffen als
 her gehabt, kämpften die Römer gegen die
 ladnen Schiffe der Carthager, deren
 mal aus schnell fahrenden Schiffen
 ten bestand. So verdienten auch die
 Carthager nicht mit den Kriegern
 schiffen zu werden. Der erste Tag
 Die Römer versenkten der fünfte
 und nahmen siebzig sammt den
 Romanen theil.

oben, daher den Anbau begünstigend, heutz er sowohl von Seiten des Meers als des Landes, mit dem er durch eine schmale Erbjunge verbunden ist, nur engen, leicht abzuwehrenden Zugang an. Er scheint von der Natur zur Festung bestimmt zu seyn, und zur Warte, von welcher weit umher das Land und das Meer überschauet werden. Am Fuße dieses Berges bot eine Bucht den Schiffen der Carthager einen bequemen Hafen an.

Auf diesem Berge schlug Amilkar sein Lager auf. Von dort aus, umgeben von Feinden, sich nicht der Hülfe irgend einer verbündeten Stadt erfreuend, feindete er zu Wasser und zu Lande die Römer an, als sie die ganze Insel in Besiz hatten. Er wagte, aus seinem festen Sitze, mit seinen Schiffen sich so weit, daß er die Küste von Kuma verheerte, und lieferte beinahe drei Jahre lang dem römischen Heere, welches von Panormos nur fünf Stadien (dreitausend Fuß) entfernt war, manche große Schlacht. Auch nahm er die Stadt Eryx ein, wiewohl Römer unten am Berge Eryx gelagert waren und andre den Gipfel behaupteten. Gleichsam belagernd und belagert, zeigte sich auch hier Amilkar als ein Feldherr von der ersten Größe, mit seinem Häufchen sich gegen zwei Heere zwei Jahr lang, bis zum Ende des Krieges, haltend, und selber oft die Beschwerden des Mangels erdulnd, welche er den über ihm gelagerten Feind ertragen ließ (Kap. 58.).

Die Römer beschloffen nun, während dieses Krieges zum drittenmal, die Ausrüstung einer Flotte. Des erschöpften Schatzes Abgang ward durch freiwilligen Vorstoß der angesehensten Bürger ersetzt. Nach dem Muster jenes Fahrzeuges, in welchem der Rhodier ihre Ankunde des Schiffbaus und der Seefahrt bei Lilybaon gehöhnt hatte, bauten sie zweihundert Galeeren mit fünf Ruderbänken (Kap. 59).

Ihnen zuvorzukommen sandten die Carthager dem Hannon mit einer Flotte, welcher am Eryx landeten, die Ihrigen daselbst mit Lebensmitteln versehen, den Amilkar aber mit den besten Streitern zu sich nehmen und den Römern Schlacht bieten sollte.

Der Consul Lutatius, welcher die neue Flotte der Römer anführte, eilte dem Hannon entgegen, damit er weder mit den schon erlöschten Schiffen der Carthager, noch mit mehr erfahrenen Kriegern des Amilkar, noch auch, was ihm das fürchterlichste scheinen mußte, mit Amilkar selbst zu kämpfen hätte. Es kam zur Schlacht. Mit bessern Schiffen als sie bisher gehabt, kämpften die Römer gegen die noch beladenen Schiffe der Carthager, deren Schiffswort diesmal aus schnell zusammengerafften unerfahrenen Leuten bestand. So verdienten auch diese Soldaten der Carthager nicht mit den kriegsgeübten Römern verglichen zu werden. Der erste Angriff war entscheidend. Die Römer versenkten der feindlichen Schiffe fünfzig, und nahmen siebzig sammt der Mannschaft gefangen.

Nach dieser Niederlage gaben die Carthager dem Annianus Postumus des Kriegs und des Friedens. Dieser so weise als kühne Held, welcher kein Mittel das Geringe unversucht, seinen Vortheil erforschter Euge unbekümmert gelassen, wich der Nothwendigkeit mit edler Weisung und ordnete Schnelles Friedensvorschläge zu thun, an den Consul ab.

Der Frieden ward geschlossen und mit einigen Zusätzen vom römischen Volke genehmiget. Die Carthager mußten sich zur Abkennung von Sicilien und den Liparischen Inseln bequemen, auch sich verpflichten, weder die Syracusier noch deren Bundesgenossen zu belästigen. Außerdem ward ihnen eine Geldbasse aufgelegt (Kap. 60—63.).

Erregte der erste punische Krieg, 240 Jahr vor Christi Geburt, im dritten der 134ten Olympiade, 512 Jahr nach Erbauung Roms. Er hatte 24 Jahre gedauert.

Die Römer machten einen entscheidenden Schritt zur Weltbeherrschung, indem sie den größten Theil Siciliens, die erste ihrer Provinzen, außer Italien, in Besitz nahmen. *)

Hieron lebte noch 25 Jahr nach dem Ende des ersten punischen Krieges. Durch seine Verdienste

*) Vier Jahre nachher zwangen die Römer unter nichtigem Vorwande die Carthager, ihnen Carthagen abzutreten.

hatte er den Thron eines Volkes erstiegen, welches so eifersüchtig auf seine Freiheit, als unsäglich war, solche zu ertragen. Ohne Blut zu vergießen, ohne einen der Bürger Landes zu verweisen, erhielt er die Herrschaft (Polyb. Excerpta. L. VII. c. 8. Vol. II. Frag. 596. sq. ed. Schweigh.). Mit gleichen Tugenden mußte er sie zu behaupten. Er blieb der Verbündung mit den Römern aufrichtig treu. Er besuchte Rom während der säcularischen Spiele, im Jahr der Stadt 515 (Eutrop. III. 1.). Nach Hannibal's Sieg über die Römer bei'm Thrasymener See ordnete Hieron Gesandte nach Rom ab, welche seinen Schmerz bezeugten; sandte ihnen Vogenschußen, Schräderer, Getreide, eine schwere goldene Victoria und fügte den Rath hinzu: die Römer möchten ihren Prætor in Sicilien mit einer Flotte nach Afrika senden, um die Carthager zu verhindern, dem Hannibal Hülfe zu leisten.

Rom's Senat bezeugte in ehrenvollen Ausdrücken seine Dankbarkeit, nahm die Geschenke des Königs an, und ließ die Victoria im Tempel des capitolinischen Jupiters aufstellen (Bib. Lat. XXII. 37.).

Plinius nennt den Hieron unter den Königen, welche den Ackerbau blühen machten (Plin. Nat. hist. XVIII. 5.).

Durch eine Einrichtung, welche die öffentlichen Einkünfte sicherte, ohne den Landmann zu drücken, hob er jährlich den Zehnten vom Getreide. "Sowohl wenn das Getreide noch auf dem Felde in Garben

stand, als in der Lente und im Speicher, konnte, weder durch Untersetzung, noch durch Fortschaffung, der Landmann ohne schwere Strafe den Hebungsbedienten um Ein Korn waschen. So genau war die Verordnung abgefaßt, daß aus ihr erhobelte, wie Hieron nur diese Abgabe hatte *); scharfsinnig als von einem Sicilier; streng, als wäre er ein Tyrann gewesen. Doch ermunterte eben diese Verfügung den Ackerbau. Denn so abgemessen war des Hebungsbedienten Macht, daß er dem Landmann nicht mehr als den Zehnten abnehmen konnte (Cic. in Verrem.).

Dieser Zehnte ward immer verkauft; eine Einrichtung, welche auch von der Zeit an, da der bisherige syrakusische Antheil von Sicilien unter römische Herrschaft kam, aus Achtung für Hieron und weil sie dem Volke der Provinz so werth war, weislich von den Römern beibehalten ward, bis der rachsüchtige Prätor Verres, dem nichts heilig war, sie aufhob (Cic. in Verrem.).

Hieron's Freigebigkeit beschenkte nicht nur die Römer, seine Bundesgenossen, sondern er und sein Sohn Gelon sandten auch den Rhodiern, als ein

*) Man wird gleich aus einem Beispiel sehen, daß Hieron auch vom Handel Abgaben erhob. Wenn Cicero den Zehnten die einzige Abgabe nennt, so redet er von Abgaben, die der Landmann von seinen Feldern entrichtet. Eine in einem so fruchtbaren Lande sehr leichte und dem Staat gleichwohl sehr ergiebige Abgabe.

Erdbeden ihre Stadt erschüttert und den berühmten Koloß gestürzt hatte, ansehnliche Geschenke an Geld sowohl als an silbernen Geschirr, auch fünfzig Ratapulte (Mauerbrecher), ließen in Rhodos eine Statue aufrichten, welche diese Stadt vorstellte, die von Syrakus gekränzt ward, und befreiten die Syrakusier, welche nach Rhodos handelten, von den gewöhnlichen Abgaben (Polyb. V. 88.).

In Athenas finden wir eine weitläufige, aber interessante Beschreibung einer prächtigen und ungeheuren Galeere mit zwanzig Ruderbänken, welche nicht nur eine außerordentliche Zahl von Personen faßte, und mit furchtbarer Rüstung versehen war, sondern auch mit allem, was zum Vergnügen des Geistes und der Sinne dienen konnte. In ihr fand man Bäder von Erz und von Lauromenitischem Marmor (von Taormina); Ställe; ein Gymnasium; Gärten, welche mit mancherlei Bäumen bepflanzt waren und durch Röhren gewässert wurden; Lauben von Reben und von Ephen; eine Bibliothek und oben eine Sonnenuhr. Das Schiff hatte drei Stockwerke, deren mittlstes, mit bunter malaischer Arbeit eingelegt, die ganze Geschichte von Homer's Ilias enthielt. Für die Bedürfnisse der Nachtruhe und der Gastmahl war mit königlicher Ueppigkeit gesorgt worden. Aus den Waldungen des Aetna hatte man so viel Bauholz auf diese Galeere verwandt, als zu 60 andern Galeeren erfordert ward. Sie hatte drei Masten. Gleich einer

Burg hatte sie rund umher auf dem obersten Verdeck eine Mauer und acht Thürme. Auf jedem der Thürme standen vier vollgerüstete Streiter und zwei Bogenschützen. Inwendig enthielten die Thürme Geschöß und Steine. Auf der Mauer stand ein Geschöß, welches Archimedes erfunden hatte. Es warf drei Centner schwere Steine und einen zwölf Ellen langen Speer, beide in der Entfernung eines Stadions (600 Fuß). Jede Seite der Mauer war mit sechzig vollgerüsteten Jünglingen besetzt. Selbst in den Mastkörben waren Schützen. Rund um des Schiffes Bord war ein eiserner Rand und auf diesem standen Maschinen, welche, gegen feindliche Schiffe losgeschmettet, sie fest halten und an die Galeere hinan bringen konnten. Lange suchte man umsonst nach einem Baum, welcher zum größten Maste dienen könnte, bis ein Gauhirt einen in Brettia (Bruttium, jetzt das südliche Calabrien) fand. *) Der untere Schiffsraum konnte durch Einen Menschen ausgeschöpft werden, mittelst einer Maschine, welche die Griechen ein Schnecken nannten (Κοχλίοι), wir nennen sie noch, nach ihrem Erfinder, die archimedische Schraube.

Als dieses Wunderwerk vollendet war, fand man,

*) Statt *Berrias* las man sonst *Berraias*, und holte den Mastbaum der Galeere des Hieron's aus England! Casaubon entdeckte den Irrthum und stellte die wahre Lesart her.

daß unter den Häfen des Hieron einige es nicht fassen könnten, andre nicht sicher wären. Hieron sandte daher die Galeere *) dem Könige Ptolemäos (vermuthlich dem Ptolemäos Philadelphos) zum Geschenk nach Alexandrien. Man verzeihe mir diese dem Athenäos entborgte, aber verkürzte Beschreibung (Athen. B. V. Kap. 40, 41.). Sie schien mir nicht nur an sich interessant, sondern besonders nützlich für diejenigen, welche von der Mechanik der Alten keine würdigen Begriffe haben. Solchen empfehle ich das Kapitel im Athenäos, welches dieser Beschreibung vorhergeht, indem er andre noch viel größere Schiffe der Ptolemäer beschreibt, deren eines, welches Ptolemäos Philopator bauen ließ, an Rudern und Kriegskleuten siebentausend Mann zu tragen vermochte.

Der große Archimedes war ein Verwandter und Freund des Hieron. Jener Weise beschäftigte seinen Geist mit höherer Mathematik. Tief eindringend in das Wesentliche dieser ernstesten Wissenschaft achtete er es lange nicht werth, durch Anwendung derselben auf die Körperwelt bei Solchen zu glänzen, welche ihm in

*) Offenbar muß man mit Casaubon lesen: *Ἐκείνη πάντας τὰς λιμένας ἡμῶν τὴν μὲν ὡς ἔδυνατόν ἐστι τὴν νῆα διχοδοῦναι, τὰς δὲ καὶ ἐπιτιμῶντας ὑπάρχειν.* — Da indeß der Hafen von Syrakus einer der größten und sichersten in der Welt ist, vermuthe ich, daß Hieron nicht Lust hatte, den Eingang, dieses Schiffes wegen, zu erweitern.

seinen abgezogenen Betrachtungen zu folgen nicht vermochten. Als er einst sich in Hieron's Gegenwart verlauten lassen, daß er jeden Körper, ja selbst die Erde, wofern ihm außer ihr ein Standpunkt gegeben werden könnte, aus seiner Stelle zu rücken vermögen würde, und der König in ihn dräng, diese Aufgabe durch ein sinnliches Beispiel zu lösen, kaufte Archimedes eine veraltete Galerie, ließ sie beladen und mit Mannschaft besetzen, und zog, fern von ihr sitzend, durch leichte Bewegung einer Maschine, sonder Mühe über die Erde sie zu sich, als glitte sie auf Meeresfläche dahin. Es staunte der König und erhielt durch Worten von ihm, daß er jene berühmten Kriegsmaschinen machte, deren einige noch jetzt, da doch die Wissenschaft so große Fortschritte gewonnen, bewundert, aber nicht erreicht worden (Plat. im Leben des Marcell. Vol. II. p. 258, 59. ed. Lond.).

Der Dichter Theokritos, ein Syrakusler, blühte zur Zeit des Hieron.

Livius erzählt uns, daß Gelon, Hieron's ältester Sohn, nach der Schlacht bei Cannä, des Vaters Muth verachtend, zu den Carthagern abgefallen wäre und den Zustand Siciliens würde verändert haben, wofern nicht, so sehr zur rechten Zeit (indem er schon das Volk gewaffnet und die Bundesgenossen erregt) der Tod ihn überfallen hätte, daß sein Vater mit einigem Verdacht besetzt worden (Tit. Liv. XXIII. 30.).

Hieron verdient, daß wir uns nicht so schnöden Verdachts gegen ihn erwehren; auch verliert solcher sein Gewicht durch des Polybios Zeugniß, welcher ausdrücklich sagt: daß Gelon, der über fünfzig Jahr alt geworden, sich zum schönsten Ziel des Lebens gesetzt hätte, seinem Vater zu gehorchen, und weder Reichthümer noch der Herrschaft Glanz so hoch zu achten, als die Beobachtung der Treue und der Liebe, die er seinen Völkern schuldig war. Polybios lebte nur Ein Geschlecht, Livius aber zweihundert Jahre nach Hieron. Seine Geschichte der Begebenheiten dieser Zeit verdient also weniger Glauben, als das Zeugniß des griechischen Erzählers (Polybios in den Auszügen von Tugend und Laster. B. VII. K. 8.). *)

Hieron starb im ersten Jahr der 141sten Olympiade, 538 Jahr nach Rom's Erbauung, im 214ten vor Christi Geburt. Er war über 90 Jahr alt und hatte 54 Jahre regiert. Er hatte oft die Herrschaft ablegen und den Freistaat wieder herstellen wollen; aber das Volk hatte ihn, nach Polybios Zeugniß, ge-

*) Von den Schriften des Polybios sind uns nur Ueberbleibsel seiner Geschichte geblieben. Diese bestand aus 40 Büchern. Die fünf ersten haben sich vollständig erhalten, außer diesen große Fragmente der zwölf folgenden Bücher und Auszüge seiner Geschichte, welche der griechische Kaiser Constantinos Porphyrogenetes machen ließ. Der eine heißt: Ueber Tugend und Laster, der andre: Ueber Gesandtschaften.

beten, jene zu behalten. Nivius sagt: er habe im hohen Alter seiner Würde entsagen wollen, auf daß sie nicht durch seinen Enkel Hieronymos besleckt würde, sei aber von seinen beiden Töchtern und deren Männern, Andranodoros und Zoippos, welche unter dem Namen des jungen Königes zu regieren hofften, davon abgehalten worden, da er, als neunzigjähriger Greis, ihren anhaltenden Liebkosungen nicht widerstehen können (Vergleiche Polyb. im 7. B. der Auszüge von Tugend und Laster, mit Tit. Liv. XXIV. 4.).

Sterbend ermahnte Hieron den jungen Hieronymos, den Grundsätzen seiner Erziehung und dem fünfzigjährigen Bunde mit den Römern treu zu bleiben; ernannte ihm auch funfzehn Vormünder, welche den Staatsrath ausmachen sollten (Kap. 4 und 5.). Nach dem Tode des alten Königs aber gelang es bald, dem Andranodoros seine vierzehn Gehülfen zu entfernen, indem er selber, dem Scheine nach, der Vormundschaft über den funfzehnjährigen König, den er als einen volljährigen Jüngling anzusehen vorgab, entsagte; in der That aber das Ansehen an sich riß und es mit Zoippos theilte. Doch hörte der junge König auch einen gewissen Thrason, den einzigen, der ihn ermahnte, Freundschaft mit den Römern zu halten.

Durch einen Troßbuben, welcher gleiches Alters mit dem Hieronymos und vertraut mit ihm umzugehen gewohnt war, ward eine Verschwörung gegen das Leben des jungen Königs entdeckt; doch vermochte

jener keinen Verschworen, außer den Theobotos, zu nennen, welcher ihn, Antheil an seinem Vorhaben zu nehmen, eingeladen hatte. Theobotos ward ergriffen, bekannte sich auch gleich schuldig, aber keine Folter vermochte die Namen der Mitschuldigen von ihm zu erzwingen. Zuletzt, gleich als müßte er der Pein nachgeben, nannte er verschiedene Freunde des Königs, unter andern auch den Thrason, um den Verdacht von seinen Genossen, auf solche, die keinen Antheil an der Verschwörung gehabt, abzuleiten. Alsbald wurden diese getödtet. Der Mitverschwornen, deren keiner entdeckt ward, hatte nicht Einer die Stadt verlassen, nicht Einer sich verborgen. So verließen sie sich auf die Standhaftigkeit eines Mannes, welcher sich in der That dieses Vertrauens in Absicht auf sie würdig zeigte, wiewohl er sich eine frevelhafte Verklümdung der Unschuldigen erlaubt hatte (Kap. 5.).

Mit Thrason's Leben ward das letzte Band der Freundschaft mit Rom zerrissen. Man ordnete Gesandte an Hannibal ab. Dieser sandte dagegen einen jungen carthagischen Edelmann, Hannibal, auch zugleich Hippocrates und Epilydes, zwei Brüder, deren Großvater ein siracusischer Flüchtling gewesen. Sie selbst waren in Carthago geboren, von einer carthagischen Mutter.

Des römischen Gebietes Prätor, Appius Claudius, schickte gleichfalls Gesandte an Hieronymos; sie wurden aber von ihm gehöhet und nach näheren Umständen der bei Cannä erlittenen Niederlage befragt. Die

Römer warnten ihn ernsthaft gegen Abfall und verließen ihn. Hieronymos sandte Abgesandete gen. Carthago. Dieses Bündniß ward geschlossen: "Sobald die Römer aus Sicilien würden seyn vertrieben worden, sollte der Fluß Himeras das syrakusische Gebiet vom carthagischen scheiden." *). Bald nachher schickte er eine andre Gesandtschaft, den Schmeicheln derjenigen Gehör gebend, welche ihn daran erinnerten, daß er nicht nur Hieron's, sondern auch, durch seine Mutter, des Pyrrhos Enkel wäre. Dadurch aufgeblasen verlangte er nun ganz Sicilien zu beherrschen, den Carthagern Italien überlassend. Diese lächelten über den Wahnsinn einer Forderung, mit welcher sie ihn nicht gradezu abwiesen, auf daß sie ihn den Römern abwendig behalten möchten (Kap. 6.).

Im Schwindel seines Ehrgeizes führte Hieronymos ein Heer von funfzehntausend Mann nach Leontion, mit welchem er die Städte des römischen Gebiets angreifen wollte, als die gegen ihn Verschwornen eine Gelegenheit erfaßen, die ihnen günstig war. In einem engen Wege ward der König erstochen (Kap. 7.).

Er hatte dreizehn Monate regiert.

*) Daß die Alten sowohl den Fluvio grande, der am nördlichen, als den Fluvio salus, der am südlichen Gestade Siciliens sich in's Meer ergießt, Himeras nannten und beide aus Einer Quelle herleiteten, auch wahrscheinlich nicht ohne Grund, habe ich schon im sechs und achtzigsten Urtheile angemerkt.

Anfange schenkte das verzehrte Heer; Cimonen erschollen: "Man mußs dem erschlagenen Könige das Blut der Hölzer zum Opfer bringen!" Aber bald schrieen die Gemüther der so oft tausende Mäthe einer wieder behaupteten Freiheit und die Hoffnung, den Sarg des Erschlagenen zu theilen, dessen Grausamkeit und Mißthaten ohne Zweifel mit Ueberrauschung geschildert wurden. So schnell wach die Menge umgestimmt, daß der noch eben mit Jammer und Durst nach Nahrung vermißte König unbegraben liegen blieb. *)

Indessen daß die andern Verschworenen beim Heere blieben, sich dessen zu bemächtigen, sprangten Theodotos und Ephis auf königlichen Rossen nach Syrakus. Doch war ein Botz ihnen zuvor gekommen. Schon hatte Andramakoros die Insel, die Burg und andre Plätze mit Wachen versehen. Durch das Thor Herapylon traten Theodotos und Ephis in den Theil der Stadt ein, welcher Lyche hieß, und von dort nach Akradina. Aberall zeigten sie des Königs kühnes Gewand. Sie liefen das Volk nach Akradina (oder Akradina), so hieß der große Theil von Syrakus, was

*) Polybios, dieser Kenner des Verdienstes und Unwerths, giebt zu, das Aussonderte Vermessen und ungerecht (αἰσῆτος καὶ ἀγροῖμος) gewesen, läugnet aber, daß er, wie von einigen Schriftstellern geschehen, den berühmtesten Cyriaken dürfte verglichen werden (Polyb. im 7. B. 3. A. der Ausgabe von Augustin und Lascaris).

der die Insel Orrogia, den festesten Theil der Stadt, von Lypha und von der neuen Stadt (Neapolis) trennte (Kap. 21.). Am folgenden Morgen hielt der Vornehmsten einer, Polyidos, eine Rede, welche Freiheit und Mäßigkeit athmete. Er erinnerte die Zuhörer: „Daß sie, die Schwachheit der Menschheit kennend, dagegen als gegen ein erfahrendes Uebel sich hielten; daß aber auch die Zwietracht ihren Jammer habe, wüßten sie nur durch Erzählungen von ihrem Vortore. Er lobte sie, daß sie die Waffen ergriffen; mehr würde er sie loben, wenn sie solche nur im äußersten Nothfall brauchten. Man müßte dem Andranodoros Abgeordnete senden, welche ihm befohlen, sich dem Senat und dem Volk zu unterwerfen, die Thore zu öffnen, die Wachen auseinander gehen zu lassen. Wollte Andranodoros die Herrschaft behaupten, so müsse man, seiner Meinung nach, mit mehr Gefange noch von ihm, als vom Dionysius die Freiheit abfordern.“

Dem Senat warb verständig, nachher zu Hieron's Zeit andere öffentliche Angelegenheiten wohl befragt; während des Hieron's Regierung aber nicht beauftragt worden.

Den Andranodoros schreckten der Bürger Einnuth und die von ihnen besetzten Theile der Stadt, deren festesten Theil, die Insel, nicht mehr von den Seinigen bewacht ward. Aber nach der Unterredung mit den Gesandten ließ ihn sein Weib Demarata rufen, des Hieron's Tochter; sie umflachte ihn mit ihrer

Herrschaft, ihm rathend, das Joch von Quantian
kommen zu lassen und durch Veräußerung des künig-
lichen Schatzes solches zu gewinnen. Gleichwohl sah
er ein, daß er in diesem Augenblick nachgeben müßte,
und verließ den Abgeordneten, sich dem Senat und
dem Volk zu unterwerfen.

Früh am andern Tage ließ er die Thore der Insel
öffnen und erschien auf dem öffentlichen Platz in
Majestas. Dort hielt er eine Rede und entschuldigte
seinen Verzug damit, daß er nicht gewußt hätte, ob
nicht das Volk vielleicht gegen alle, die mit dem Sic-
ronymos verwandt wären, zürnte. Jetzt, da er sehe,
daß diejenigen, welche das Vaterland besetzt hätten,
solches auch frei erhalten wollten, trüge er kein Beden-
ken, sich, alles Existenz und was ihm anvertraut ge-
wesen, dem Vaterlande zu übergeben. Darauf wandte
er sich an die Verschwornen und redete Theobates und
Sofis namentlich an: „Ihr habt eine werthwürdige
That vollbracht, aber glaubet mir, nur Muthen be-
gann, er ist nicht vollendet. Noch drücket eine große
Last, daß, wofern ihr Friede und Eintracht nicht
wieder herstellt, die freie Republik wie eine Leiche be-
stattet werde (Cap. 22.).“

Nach dieser Rede legte er die Schlüssel der Thore
und des küniglichen Schatzes zu ihren Füßen. Früh
ging die Versammlung auseinander. Männer erfüllten
die Tempel der Götter, sammt Weibern und Kindern,
Gelübde bringend für das Heil der Republik. Tages

darauf wurden Strategen ernannt. Unter diesen war Andranoboros. Die meisten der andern waren aus der Verschwörnen Zahl.

Hippokrates und Epithides sahen sich von den Soldaten verlassen, gingen nach Syrakus und verlangten ein gewaffnetes Geleite, um nach Lokri in Italien zu Hannibal zurück zu kehren, da ganz Sicilien erfüllt mit Römern wäre. Gern sah man ihre Abreise, künnte gleichwohl zur Unzeit, und diese beiden Jünglinge schädigten unterdessen beim Volke, bei den Soldaten und Ueberkäufern, deren meiste von den italischen mit den Römern verbündeten, das heißt abhängigen Völkern waren, den Senat und die Edlen an, sie beschuldigend, daß sie damit umgingen, Syrakus den Römern in die Hände zu spielen, um unter deren Segen ihr Ansehen zu führen (Kap. 23.).

Das Volk hörte, glaubte also auch die Beschuldigungen gegen seine Häupter. Nicht nur Epithides, auch Andranoboros schloß neue Hoffnungen. In einflußreiche sein Weib. Als dem Themistokles, welcher Selon's Tochter, des Hieronymos Schwester, also sehr nobles Weibes Mächtige, zur Ehe hatte, entwarf er den Plan der Herrschaft und thatte solchen dem Ariston, einem Schauspieler, mit. Dieser gab beide bei den Strategen an, beide wurden im Senat getödtet. Die That erregte Mord. Maanden die Strategen den Ariston in die Versammlung des Senats führten, als dieser erzählte, die Verschwörung sei entstanden bei der

Hochzeit der Harmonia, Tochter des Gelon, mit dem Themistok; die Absicht sei gewesen, durch afrikanische und spanische Soldaten die Strategen sammt den Vornehmsten der Stadt zu ermorden und deren Güter den Mördern zu geben; die Schaar der Söldner, gewohnt dem Andranodoros zu gehorchen, sei schon bereit gewesen, sich der Insel (Ortygia) wieder zu bemächtigen, so schienen dem Senate die beiden Erschlagenen mit eben so vielem Recht als Hieronymos gebüßt zu haben.

Vor dem Hause dieser Versammlung erschollen vermischte Stimmen eines ungewissen und bräuenden Übels. Man schreckte ihn mit dem Anblick von den Körpern der Erschlagenen. Schweigend folgte er nun dem ganzen Volk in die allgemeine Versammlung, vor welcher der Stratege Sopatros, einer von denen, die sich gegen Hieronymos verschworen hatten, auf Geheiß seiner Genossen und des Senats eine heftige Rede hielt (Kap. 24.). Er entflammte die leicht zu entzündenden Syrakusier, vorzüglich gegen die Gemahlinnen der Ermordeten, welche beide königliche Fürstinnen ihren Männern königlichen Ehrgeiz eingebaucht hätten.

Nun erhob sich allgemeines, wildes Geschrei. Der Fürstinnen solle keine leben! Leben nicht jemand vom königlichen Geblüt! "So ist," sagt Livius, "so ist die Gemüthsart der Menge! Knechtisch dienet sie, oder sie herrschet mit Uebermuth! weiß der Freiheit, die in der Mitte liegt, weder bescheiden zu entbehren noch zu

gebrauchen; und nicht leicht fehlet es an nachgebenden Dienern ihrer Wuth, welche die gierigen und ungekürzten Gemüther des Volks zum Blut anreizen und zum Morde." *)

So ging es auch nun. Kaum hatten die Strategen den Vorschlag gedußert, daß der ganze königliche Stamm ermordet werden sollte, als er angenommen, bekannt gemacht, und hingefandt ward, um die Demarata und Harmonia zu tödten (Kap. 25.).

Das Weib des Solppos, Heraklea, lebte einsam mit ihren beiden Töchtern; denn ihr Gemahl, von Hieronymos zum Könige der Aegyptier gesandt, hatte den dortigen Aufenthalt seinem unruhigen Vaterlande vorgezogen. Als sie erfuhr, daß auch nach ihr wäre gesandt worden, floh sie in's innerste Heiligthum zu ihren Hausgöttern, mit den Töchtern. In Trauer gehüllt und mit fliegenden Haaren erwarteten die Jungfrauen bebend ihren Tod. Umsonst flehete Heraklea, bald bei Hieron's, bald bei Gelon's Andenken die Mörder beschwörend, nicht sie, die schuldlos wäre, in die Sache des Hieronymos zu verwickeln. "Wenn jemand," sagte sie, "wenn jemand jezt meinem Gemahl

*) Haec natura multitudinis est; aut servit humiliter, aut superbe dominatur; libertatem, quae media est, nec spernere modice, nec habere sciunt: et non ferme desunt irarum indulgentes ministri, qui avidos atque intemperantes plebeiorem animos ad sanguinem et caedes irritent.

den Tod des Hieronymos meldete und daß Syrakus befreit sei, wie würde er eilen, ein Schiff zu besteigen und zurück zu kehren zum Vaterlande! Wie tausend sind die Hoffnungen der Menschen! Im befreiten Syrakus schwebet nun sein Weib, schweben seine Töchter in Todesgefahr! Was fürchtet ihr von einem Weibe, die als Wittwe lebt? was von verwaiseten Jungfrauen? Ist euch der ganze königliche Stamm so verhaßt, o so sendet uns nach Alexandrien, das Weib zum Gatten, zum Vater die Töchter!"

Da die Wüthriche ihres Bittens nicht achtend schon das Schwert zückten, flehete sie, ihrer selbst uneingedenk, für die Jungfrauen, deren Alter ja auch Feinden erbarmenswerth scheinen mußte! flehete: sie möchten nicht die Grausamkeiten der Tyrannen nachahmen, indem sie solche bestrafen wollten.

Sie schleppten die Jammernde aus dem Heiligtum und ermordeten sie. Dann stürzten sie gegen die Jungfrauen, welche, besprägt mit dem Blute der Mutter, wie wohnstänig von Trauer und von Schrecken, sich hervor rissen; oft von starken Fäusten ergriffen sich verwundet löswandten, endlich, nachdem sie jeden Ort, den sie betraten, mit Blut besetzt hatten, entseelt hinstürzten, als: schonen solle man ihrer! ein zu spätes Bote verkündigte.

Des Volkes Wuth verwandelte sich in Mitleiden gegen die ermordeten Fürstinnen; dieses Mitleiden in neue Wuth gegen die Anstifter und schnellen Vollzieher

des mörderischen Befehls. Man braufete auf, man verlangte die Wahl neuer Strategen statt der geduldeten Andranodoros und Themistos. Die regierenden Strategen sahen wohl, daß die bevorstehende Wahl nicht nach ihrem Wunsch ausfallen würde (Kap. 26.).

Als das Volk zur Wahl versammelt war, nannte einer aus dem niedrigsten Pöbel den Epikydes, ein anderer den Hippokrates. Viele Stimmen unterstützten diese Wahl und lenkten desto leichter die Mehrheit, da die Versammlung größtentheils aus Soldaten und Flüchtlingen bestand, denen jede Neuerung willkommen war. Vergebens suchten die Strategen der Wahl Bestätigung aufzuhalten; überwunden durch die Menge, Aufruhr fürchtend, mußten sie die neu Ernannten als Genossen ihrer Würde anerkennen.

Ganz den Carthagern ergeben, sahen Epikydes und Hippokrates ungern, daß man Gesandte an Appianus Claudius, den Prätor der römischen Provinz, abgeordnet hatte. Appianus hatte den Consul Claudius Marcellus, welcher in Sicilien erwartet ward, hiervon benachrichtiget, und dieser sandte Abgeordnete nach Syrakus. Ihrer Ankunft Augenblick war nicht günstig. Erschollen war die Nachricht von der Gegenwart einer carthagischen Flotte auf der Höhe des Vorgebürges Pachynos (Capo Passaro). Hippokrates und Epikydes entlarvten nun ihre Absichten und beschuldigten ihre Genossen bey den Soldnern und römischen Ueberläufern, daß sie Syrakus den Römern verrathen wollten.

Dieses Vorgehen erhielt einen Anstrich von Wahrscheinlichkeit durch einige Schiffe, welche Appius, den Muth der Römischgesinnten zu erhöhen, in die Mündung des Hafens gesandt hatte. Schon stürzte der Pöbel dort hin, um, wofern sie etwa landen wollten, die Römer abzuwehren (Kap. 27.).

Man berief das Volk. Groß war, einen Aufruhr drauend, die Verwirrung. Da hielt Apollonides, der Vornehmsten einer, eine dem Bedürfniß des Augenblicks angemessene Rede. Er ermahnte zur Eintracht, zeigte die Nothwendigkeit, sich mit ungetheiltem, einmüthigen Entschluß für die Römer oder für die Carthager zu erklären. Minder wichtig schien ihm die Frage, für wen von beiden? Doch rieth er aus politischen und moralischen Gründen zum Bunde mit den Römern, deren Freundschaft sie länger als funfzig Jahr erfahren hätten; stellte auch das Beispiel des Hieron ihnen vor und die entgegen gesetzten Maßregeln des Hieronymos, und schloß mit der Betrachtung: daß man mit den Carthagern, auch wenn man ihnen den Krieg ankündigte, nicht gleich kriegen müßte; mit den Römern aber würde der Krieg, wenn man gegen sie entscheide, von diesem Augenblick an müssen geführt werden.

Des Apollonides gemäßigte Rede wirkte. Man überzeugte sich auch bald, daß man den Krieg mit den Römern zu führen nicht vermögend wäre und schickte Gesandte an sie, um den Frieden zu bestätigen (Kap. 28.).

Nach einigen Tagen kamen Abgeordnete von Leontion, welche um Beschützung ihres Gebiets baten. Sehr willkommen schien den Häuptern von Syrakus die Gelegenheit, ihre Stadt von unruhigem Pöbel und gefährlichen Anführern zu reinigen. Man befahl dem Strategen Hippokrates, die Ueberläufer dorthin zu führen. Söldner gesellten sich zu ihm. In allem folgten ihm 4000 Menschen. Denen zu dieser Unternehmung Gesendeten war sie so angenehm, als den Sendenden. Jenen war jeder Anlaß zu Neuerungen erwünscht. Hippokrates begann mit verstoßener Verheerung des römischen Gebiets, und als Appius den Verbündeten Schaaren zur Hülfe sandte, griff Hippokrates solche mit seinem ganzen Haufen an und tödtete viele. Sobald Marcellus das erfuhr, sandte er nach Syrakus, beschwerte sich über Verletzung des Friedens und verlangte die Verbannung des Hippokrates und Epikhydes, nicht nur aus Syrakus, sondern aus ganz Sicilien. Epikhydes begab sich gleich nach Leontion, fand dort die Bürger den Römern ungeneigt und wandte sie, ihrer alten Freiheitsliebe schmeichelnd, auch ab von den Syrakusern, die er der Herrschaft beschuldigte. Gesandten von Syrakus, welche sich über die an den Römern ausgeübte Feindseligkeit beschwerten, ward mit Trotz geantwortet: Die Leontiner hätten weder den Syrakusern aufgetragen, für sie mit den Römern Frieden zu schließen, noch auch hielten sie sich durch fremde Bündnisse verpflichtet.

Die Syrakusier theilten diese Antwort den Römern mit und erklärten: Da die Leontiner sich ihrer Gewalt entzogen, könnten die Römer, ohne Verletzung des Bundes, mit ihnen Krieg führen; ja sie selbst würden sich diesem Kriege nicht entziehen, auf daß sie sich jene wieder unterwürfen, wie man ja im Friedensschlusse übereingekommen wäre, daß Leontion zum Gebiet der Syrakusier gehören sollte (Kap.:29.).

Marcellus zog mit seinem ganzen Heer wider Leontion und befahl dem Appius, es zugleich mit ihm anzugreifen. Im ersten Anlauf ward die Stadt von den zürnenden Römern erobert. Hippokrates und Epikydes flüchteten in die feste Burg; von dannen nach Herbestos.

Achttausend aus Syrakus gegen Leontion ziehenden Kriegern begegnete ein Bote mit der Nachricht von der Einnahme dieser Stadt. Er erzählte zugleich Grausamkeiten der Römer, welche ihnen angedichtet worden: Allgemeiner Mord habe Leontion's Bürger mit den Kriegern vermischt; er glaube nicht, daß Ein Erwachsener übrig geblieben; geplündert habe man die Stadt, verschenkt die Güter der Reichen.

Damaliger Kriegsgebrauch machte die Erzählung wahrscheinlich, desto mehr, da die Leontiner die Römer so leichtsinnig beleidigt hatten. Gleichwohl hatte Marcellus nur gegen 2000 Ueberläufer geißeln und köpfen, der Leontiner nicht Einen, weder am Leibe noch an der Habe verlegen lassen.

Nach einigen Tagen kamen Abgeordnete von Leontion, welche um Beschützung ihres Gebiets baten. Sehr willkommen schien den Hauptern von Syrakus die Gelegenheit, ihre Stadt von unruhigem Pöbel und gefährlichen Anführern zu reinigen. Man befahl dem Strategen Hippokrates, die Ueberläufer dorthin zu führen. Eöldner gesellten sich zu ihm. In allem folgten ihm 4000 Menschen. Denen zu dieser Unternehmung Gesendeten war sie so angenehm, als den Sendenden. Jenen war jeder Anlaß zu Neuerungen erwünscht. Hippokrates begann mit verstohlener Verheerung des römischen Gebiets, und als Appius den Verbündeten Schaaren zur Hülfe sandte, griff Hippokrates solche mit seinem ganzen Haufen an und tödtete viele. Sobald Marcellus das erfuhr, sandte er nach Syrakus, beschwerte sich über Verlegung des Friedens und verlangte die Verbannung des Hippokrates und Epikydes, nicht nur aus Syrakus, sondern aus ganz Sicilien. Epikydes begab sich gleich nach Leontion, fand dort die Bürger den Römern ungeneigt und wandte sie, ihrer alten Freiheitsliebe schmeichelnd, auch ab von den Syrakusern, die er der Herrschaft beschuldigte. Gesandten von Syrakus, welche sich über die an den Römern ausgeübte Feindseligkeit beschwerten, ward mit Trotz geantwortet: Die Leontiner hätten weder den Syrakusern aufgetragen, für sie mit den Römern Frieden zu schließen, noch auch hielten sie sich durch fremde Bündnisse verpflichtet.

Die Syrakusier theilten diese Antwort den Römern mit und erklärten: Da die Leontiner sich ihrer Gewalt entzogen, könnten die Römer, ohne Verletzung des Bundes, mit ihnen Krieg führen; ja sie selbst würden sich diesem Kriege nicht entziehen, auf daß sie sich jene wieder unterwürfen, wie man ja im Friedensschlusse übereingekommen wäre, daß Leontion zum Gebiet der Syrakusier gehören sollte (Kap.:29.).

Marcellus zog mit seinem ganzen Heer wider Leontion und befahl dem Appius, es zugleich mit ihm anzugreifen. Im ersten Anlauf ward die Stadt von den zürnenden Römern erobert. Hippokrates und Epikydes flüchteten in die feste Burg; von dannen nach Herbestos.

Achttausend aus Syrakus gegen Leontion ziehenden Kriegern begegnete ein Bote mit der Nachricht von der Einnahme dieser Stadt. Er erzählte zugleich Grausamkeiten der Römer, welche ihnen angedichtet worden: Allgemeiner Mord habe Leontion's Bürger mit den Kriegern vermischt; er glaube nicht, daß Ein Erwachsener übrig geblieben; geplündert habe man die Stadt, verschenkt die Güter der Reichen.

Damaliger Kriegsgebrauch machte die Erzählung wahrscheinlich, desto mehr, da die Leontiner die Römer so leichtsinnig beleidigt hatten. Gleichwohl hatte Marcellus nur gegen 2000 Ueberläufer geißeln und köpfen, der Leontiner nicht Einen, weder am Leibe noch an der Habe verlegen lassen.

Die Verläumdung wirkte kräftig auf das Heer. Es weigerte sich, weiter nach Leontion zu gehen, weigerte sich fernere Botschaft zu erwarten. Die Anführer Sosis und Deinomenes führten es gen Megara. Mit einer kleinen Reiterschaar eilten sie selber nach Herbestos, in der Hoffnung, diese Stadt durch Verath zu gewinnen. Nach mißglücktem Versuch zogen sie an der Spitze des in Megara gelassenen Heeres gegen jene Stadt.

An ihrer Rettung verzweifelnd, beschloßen Hippokrates und Epikydes, sich dem anrückenden Heer in die Arme zu werfen, da sie mit den meisten Soldaten bekannt waren und erfahren hatten, welchen Eindruck die falsche Botschaft auf sie gemacht hatte. Der Vortrab bestand aus 600 Kretern, welche neulich mit ihnen beiden unter Hieronymos gedient, zugleich auch dem Hannibal ergeben waren, der sie nach dem Siege bei'm Thrasymenter See gefangen und entlassen. Diesen reichten Hippokrates und Epikydes, nach Art der Flehenden bei den Alten, Delzweige, durch welche Wolle gewunden war, bittend, daß sie nicht den Syrakusern möchten ausgeliefert werden, welche bald sie selbst den Römern zur Ermordung überliefern würden (Kap. 30.).

Als bald erhob sich der Kreter Geschrei: Gutes Muthes möchten beide seyn; jedes Schicksal mit ihnen zu theilen, wären sie bereit! Das Heer stand still, ehe die Feldherrn des Verzugs Ursache wußten. Als

aber durch's Heer das Gemurmel: Gegenwärtig seien Hippokrates und Epithydes, sich verbreitet hätte, sprengten hin zu den vordersten Fahnen die Strategen und fragten die Kreter: Wess sie sich vermessen, Gespräch zu halten mit Feinden? Feinde, sonder Genehmigung der Feldherrn, in's Heer aufzunehmen? Drauf befohlen sie, den Hippokrates zu fesseln. Aber so wild schrieen die Kreter, so laut erscholl die Zustimmung der andern, daß den Strategen bange ward. Sie führten das Heer wieder nach Megara und sandten nach Syrakus Nachricht von diesem Vorfall. Seiner Vermessenheit fügte Hippokrates noch Trug hinzu, indem er erdichtete Briefe der Strategen in Syrakus an Marcellus, von denen er vorgab, daß sie aufgefangen worden, vorlas; Briefe, welche nicht nur die vorgegebene Ermordung der Leontiner billigten, sondern Beschuldigungen gegen alle Eöldner, nebst dem Wunsche, Sicilien von ihnen befreit zu sehen, ja das Ansuchen enthielten, sich des Heers vor Megara zu bemächtigen und durch Hinrichtung dieser Menschen Syrakus von ihnen zu befreien.

Des Briefes Vorlesung erregte tobendes Geschrei und Zusammenlauf der Soldaten. Sie ergriffen die Waffen. Jagend entwichen die Strategen nach Syrakus. Was von Syrakusern im Haufen war, ward angegriffen und keiner von ihnen wäre dem Tode entronnen, wosern nicht Hippokrates und Epithydes der Wuth gesteuert hätten. Sie thaten es nicht aus

Menschlichkeit, sondern um auf allen Fall sie als Geiseln brauchen zu können.

Durch Erfahrung belehrt, wie leicht der Pöbel zu bewegen sei, stifteten sie einen Soldaten an, der aus Leontion gekommen war, daß er den Syrakusern eben die falsche Nachricht von der Mege lung der Leontiner hinterbrachte, welche schon auf's Heer so stark gewirkt (Kap. 31.).

Nicht nur die Menge, auch der Senat dieses entzündbaren Volkes, maß dem Menschen Glauben bei. Man wünschte sich fast Glück, den Geiz der Römer und ihre Grausamkeit entdeckt zu haben, ehe sie schändlicher in Syrakus zu wüthen Gelegenheit gefunden.

Einnüthig beschlossen alle, die Thore zu schließen; aus Furcht vor den Römern die meisten, einige aus gerechterer Besorgniß wegen des Hippokrates und des Epikydes. Und schon waren diese vor dem Thor von Tyche, welches Herapylon hieß (Thor mit sechs Pforten), schon murmelte das Volk, man solle ihnen öffnen; schon ließ man sie mit ihrem Heer hinein. Umsonst befehlen, dräuten die Strategen, erniedrigten umsonst ihre Würde, indem sie zum Flehen sich herabließen. Laub war das Volk, eingelassen ward das Heer, auch Akhradina eingenommen; die Strategen wurden ermordet, bis auf einige, welche sich im Getümmel retteten. Die Nacht steuerte dem Gemetzel.

Folgenden Tages wurden die Knechte freigelassen, die Gefängnisse geöffnet; eine tumultuarische Versammlung dieses vermischten Pöbels ernannte den Hippokrates und den Epikhydes zu Strategen (Kap. 32.).

Als die Römer in Leontion den veränderten Zustand von Syrakus erfuhren, eilten sie dorthin. Gesandte von Appius entflohen mit Mühe, ihre Galeere ward im Hafen genommen. So wurden nicht nur die Rechte des Friedens, auch des Krieges Geseze wurden verletzt. Funfzehnhundert Schritt von der Stadt lagerten die Römer bei Olympion (dem Tempel des olympischen Zeus, nach welchem ein Flecken gleiches Namens hieß). Von dannen sandten sie Abgesandte, denen, auf daß sie nicht in die Stadt kämen, Hippokrates und Epikhydes, nicht unbegleitet, entgegen gingen. Einer von den Römern erklärte: "Sie kämen nicht als Feinde, sondern als Befreier, sowohl derjenigen, die zu ihnen geflüchtet, als der andern, welche schmäbliche Knechtschaft dulden mußten; kämen als Rächer treulos ermordeter Bundesgenossen. Würde den zu den Römern Geflüchteten freie Rückkehr gewährt, würden ausgeliefert die Urheber des Mordes, würden Freiheit und Geseze wieder hergestellt, so bedürfe es keiner Waffen."

Epikhydes beschloß eine trogende Antwort mit den Worten: "Die Römer, wofern sie angriffen, würden bald inne werden, welch ein Unterschied es sei, Leontion zu belagern, oder Syrakus (Kap. 33.)."

Nun begannen die Römer zu Wasser und zu Lande die Belagerung des aus vier vereinigten Städten bestehenden Syrakus.

Die Schiffe führte Marcellus an, Appius das Landheer. Indem beide mit ungeheuern Maschinen die Stadt bestürmten, indem Ballisten und Katapulten (Wurfmaschinen und Mauerbrecher) spielten, schossen und schleuderten Leichtbewaffnete aus dazu bestimmten Schiffen gegen die Mauer von Akradina und duldeten kaum, daß die Syrakusier ungestraft sich zeigen durften.

Solcher Anfeindung hätte Syrakus nicht lange widerstanden, wäre nicht Ein Greis in der Stadt gewesen, ein Greis, der, vertraut mit den Gestirnen des Himmels und mit verborgner Kunde beschaulicher Wissenschaft, sich nur aus Freundschaft für Hieron zu Erfindung kriegerischer Maschinen herabgelassen hatte. Jetzt, da das Vaterland in Gefahr war, fügte der große Mann neue Erfindungen den vorigen hinzu (vergleiche Tit. Liv. B. XXIV. 55 mit Polybios VIII. 5 - 8 und Plutarch im Leben des Marcellus.).

Marcellus versprach sich große Wirkung von ungeheuern Sturmleitern, welche nach einem musikalischen Instrument von den Griechen Sambyke genannt wurden. Sie ruhten auf zwei Galeeren, welche an einander befestigt wurden, indem man der einen die Ruder an der rechten Seite nahm, der andern die Ruder an der linken. Es waren lange, vier Schritt

breite, mit Geländern versehene Leitern, deren vorderes hoch empor gewundnes Ende einer Zugbrücke gleich auf die Mauer niederfiel. In Verbindung mit den Galeeren, auf denen sie ruhten, hatte man sie dem musikalischen Instrument ähnlich gefunden. Wurfmaschinen des Archimedes bereiteten die Wirkung dieser Sambyken. Einige jener Maschinen schossen bleierne Kugeln, andre ungeheure zehn Zentner schwere Steine, welche die Sambyken und die Galeeren zertrümmerten.

Die Mauern ließ Archimedes an vielen Stellen so durchlöchern, daß auswendig die Oeffnungen klein, inwendig von der Größe eines Mannes waren. Aus diesen schossen die Syrakusier ohne Gefahr mit kleinerem Geschütz und mit Pfeilen (Polyb. VIII. Tit. Liv. XXIV. u. Plut. im Marcell.).

Mit mannigfaltiger Kunst schleuderte und regnete Archimedes Werkzeuge der Zerstörung auf den entfernten Feind wie auf den nahen. Wenn die Römer sich durch ihre Nähe gegen die Gefahr fern wirkender großer Maschinen gesichert glaubten, so hagelten desto dichter Stein und Pfeile aus verborgnem nahen Hinterhalt auf sie herab. Gegen richtig abgezielte Ballen und Steine von ungeheurer Größe halfen die über sie gespannten Flechten (*γίγες, crates, plutei*) den Belagerern nichts.

Hinter den Mauern hatte Archimedes große Maschinen aufgerichtet, welche bald plötzlich die Galeeren

der Römer versenkten, indem sie Balken losschnellten, an deren Ende ein ungeheures Gewicht befestiget war; bald mit schnell niedergefenkten Balken, welche ihrer Haken wegen eiserne Hände hießen, die Gatteren faßten, empor huben, in der Luft umher wirbelten, die Mannschaft heraus schüttelten, zuletzt das schwebende Schiff gegen die Mauer zerschellten.

Ein solcher Schrecken hatte sich der Römer bemächtigt, daß, wenn sie nur einen von der Mauer herunter hangenden Strick, oder eine vorstehende Latte sahen, sie schnelle Flucht ergriffen, schreiend: Archimedes richte neue Maschinen gegen sie (Tit. Liv. XXIV.).

Marcellus sah sich gezwungen, die Belagerung in eine Verrennung zu verwandeln und sowohl zu Wasser als zu Lande die Zufuhr der Lebensmittel abzuschneiden.

Im zweiten Feldzuge ließ er den Appian an der Spitze der Belagerer und zog gegen andre Städte Siciliens, welche die Parthei der Carthager ergriffen hatten. Meloros und Herbeffos ergaben sich. Megara ward mit Sturm erobert und geplündert, zum Schrecken der andern Städte, besonders von Syrakus. Düngefahß zu gleicher Zeit landete Himilkon in Minoa mit 25,000 Mann Fußvolk, 3000 Reitern und 12 Elephanten.

Hippokrates schlich, von den Belagerern nicht bemerkt, mit 40,000 Mann Fußvolk und 500 Reitern

nächtlich aus Syrakus, und lagerte sich bei Akrilla, dessen Lage man ohngefähr eine halbe Tagreise nördlich über Capo Passaro setzen muß (Kap. 35. siehe Elw. Charte v. Sicilien.). Marcellus kam eben von Agrigentum, wo er nichts ausrichten können, weil Himilkon es eingenommen. Er griff unversehens den Hippokrates an, schlug ihn, hielt durch diesen Vortheil verschiedne Städte vom Abfall ab, und kehrte zurück zum Lager der Römer vor Syrakus.

Himilkon nahm Morgantion ein und lockte wieder verschiedne Städte, daß sie den Carthagern zuhielten. Pinarius, römischer Befehlshaber in Enna, merkte, daß die Einwohner mit Himilkon in Verstandniß wären. Die Häupter der Stadt, gleich als ob sie durch unverdientes Mißtrauen sich beleidigt fühlten, forderten ihm die Schlüssel der Thore erst bittend, dann bringend ab, zuletzt dräuend, unterstützt durch des Volkes ungestümen Ruf. Pinarius hatte seine Soldaten gewarnt, ausgestellt, gewaffnet. Auf gegebenes Zeichen stürzen sie mit dem Schwert unten die Einwohner, die sich dessen nicht versahen, wüthen, morden und erhalten auf diese Art den Römern mitan in Sicilien eine feste Stadt, welche durch Gewalt nicht erobert werden konnte. Marcellus billigte diese That und ließ den Soldaten die Beute des geplünderten Enna (Kap. 37, 38, 39.).

Marcellus ließ Appius, welcher das Consulat suchte, nach Rom reisen und setzte an dessen Stelle

L. Quinctius Crispinus. Er selbst hielt Winterquartier in einem Ort, der Leon hieß, fünftausend Schritt von Syrakus (Kap. 39.).

Im Frühlinge (des dritten Jahres) war Marcellus zweifelhaft, ob er gegen Himilkon und Hippocrates sich wenden und Agrigent zu erobern suchen, oder Syrakus ferner belagern sollte, welches seiner Macht trogte und einer fast ungehinderten Zufuhr der Lebensmittel aus Carthago genoß. Er beschloß einen Versuch der List, durch Flüchtlinge von Syrakus, die sich bei ihm aufhielten. Dieser ward aber vereitelt, Epikydes ließ die Mitkundigen der Verschöderung in der Stadt mit Marter tödten.

Bald nachher ward Damippos, ein Lacedämonier, welchen die Syrakusier zu Philippos, dem Könige der Macedonier sandten, von den Römern gefangen. Epikydes wünschte ihn zu lösen, auch war Marcellus nicht abgeneigt, weil schon damals die Römer anfangen, den Aetolern, deren Bundesgenossen die Lacedämonier waren, sich willfährig zu bezeigen. Die Verhandlung veranlaßte verschiedne Zusammenkünfte bei einem syrakusischen Hafen, welcher, um ihn von den beiden andern zu unterscheiden, nach einem Flecken der trogilische Hafen genannt ward.

In dieser Gegend bemaß ein Römer mit den Augen die Höhe der Mauer, zählte die über einander liegenden Steine und fand, daß nach dieser Schätzung die Höhe nicht so ansehnlich wäre als man glaubte.

Er ging zu Marcellus, dem die Angabe des Soldaten nicht zu verachten schien; nur wartete er auf günstige Gelegenheit jene zu nutzen. Ein dreitägiges Fest der Diana gewährte sie ihm bald. Je mehr es an Leckereien in der belagerten Stadt gebrach, desto freigebiger spendete Epikydes zu dieser Feier den vorbandnen Wein. Bei Nacht wurden Leitern aufgesetzt. Auserlesene erstiegen zuerst die Mauer, gestärkt durch das Beispiel folgten andre nach. Sie schlichen auf der Mauer bis zum Thor Heraphylon, wenig Widerstand findend, den wenigen mit dem Schwert erstickend (Tit. Liv. XXV. Kap. 23.). Nun begannen sie eine der sechs Pforten des Thores Heraphylon zu erbrechen; zugleich erschollen von der Mauer alle Trommeten der Römer, deren einige schon bis Epipolä vorgedrungen waren. Gegen Morgen war das Thor erbrochen, Marcellus zog mit dem ganzen Heer in die Stadt ein. Epikydes glaubte den gegenwärtigen Feind nicht so stark, eilte aus der Insel hin nach der Gegend von Epipolä, zog aber nach vergeblichem Angriff sich mit dem Heer zurück nach Akradina, weniger aus Furcht vor den Römern, als weil er Verrath besorgte, und daß er das Thor, welches die Insel mit Akradina verband, wofern er länger säumte, gesperrt finden möchte.

Als Marcellus von der höhern Gegend der Stadt sie übersah, sollen ihm Thränen in die Augen gefallmen seyn, theils aus Freude, sagt Livius, über seinen

Erfolg, theils bei'm Gedanken des alten Ruhmes dieser Stadt. Ihm schwebten vor dem Sinn die versenkten Flotten der Athenienser und ihre zwei große, mit zwei berühmten Feldherren vertilgten Heere; die vielen gefährvollen Kriege, welche Syrakus mit den Carthagern geführt hatte; die mächtigen Tyrannen und Könige dieser Stadt, vor allen Hieron der Zweite, dessen frisches Andenken, verbunden mit der Betrachtung seines Glücks und seiner Tugend, dem Römer desto werthet war, da dieser König, Rom's so standhafter als ausgezeichnete Freund, es durch Wohlthaten verpflichtet hatte. Als alles dieses ihm und zugleich die Vorstellung gegenwärtig ward, daß diese ganze herrliche Stadt vielleicht binnen Einer Stunde in Flammen stehen sollte, sandte er, ehe er die Fahnen gegen Agradina vorrücken ließ, der Syrakusier, die bei ihm waren, einige, auf das sie mit glimpflichem Antrag ihre Mitbürger zur freiwilligen Uebergabe bewegen möchten (Kap. 24.).

Agradina's Mauern und Thore wurden von Ueberläufern gehütet, welche, keine Verzeihung erwartend, den Abgeordneten des Marcellus jeden Zugang sperrten und Gehör versagten. Marcellus schlug sein Lager zwischen Tyche und Neapolis auf (zwei Theile von Syrakus), nachdem er einen vergeblichen Versuch gemacht, Philodemus, den Befehlshaber des hohen Schlosses Euryelos, zur Uebergabe zu bewegen. Er wählte zum Lager einen nicht häufig bewohnten Ort,

um desto leichter die Soldaten vom Raube abhalten zu können. Hier kamen Abgeordnete von Tyche und Neapolis zu ihm, mit Oelzweigen in den Händen, flehend, daß er des Mordens und Brennens sich enthalten möchte. Er gewährte, nach gehaltenem Kriegsrath, den Freien Unverletzbarkeit. Alles andre gab er den Soldaten zur Beute. Unermeßlich war der Raub einer Stadt, welche so lang geblühet. Nun übergab auch Philodemos die Burg Eurycelos, nachdem er für sich und seine Schaar freien Abzug zum Epikydes erhalten.

Während einer stürmischen Nacht entschlief Bomilkar, der carthagische Admiral, dem Hafen von Syrakus mit fünf und dreißig Schiffen, ließ fünf und fünfzig zurück, eilte nach Carthago, und kam bald wieder mit hundert Schiffen (Kap. 25.).

Unerwartet kamen Hippokrates und Himilkon mit einem Heer. Diese griffen, zugleich mit der Besatzung von Agradina und mit Epikydes, die Römer an, indem die carthagische Flotte sich so legte, daß sie alle Gemeinschaft zwischen Marcellus und Crispinus hemmte. Aber dieser stieß den Hippokrates zurück, jener den Epikydes.

Der Jammer des Krieges ward durch eine Pest vermehrt, welche, durch üthliche Luft und durch Jahreszeit veranlaßt, wegen Menge der Kranken immer ansteckender um sich griff, vorzüglich in den Lagern außerhalb der Stadt, welche von dem Schatten der Häuser

etwas gekühlt ward. Bei Tag und bei Nacht erscholl die Todtenklage, bis, zum Uebel gewöhnt, die Grämüther erst gleichgültig wurden, bald so verwilderten, daß sie nicht nur thränenlos beim Anblick ihrer Sterbenden waren, sondern auch deren Bestattung versäumten und die Luft dadurch noch tödtlicher machten. Die Carthager, welche weder, wie ihre sicilischen Kriegsgenossen, in ihre Städte flüchten konnten, noch auch, wie die Römer, Zeit gehabt, die Luft von Syrakus zu gewöhnen, starben alle, mit ihren beiden Feldherren Hippokrates und Himilkon.

Von den Römern wurden viele das Opfer der Seuche (Kap. 26.).

Da auf solche Weise das Landheer der Carthager vertilgt worden, schiffte Bomilkar abermals mit einer Flotte nach Carthago und wieder von dannen mit hundert und dreißig Kriegsgaleeren und siebenhundert Lastschiffen. Widrige Winde wehrten ihm die Fahrt um das Vorgebürge Pachynos.

Epithyes, besorgt, daß diese Winde anhalten und den Bomilkar bewegen möchten, zurück nach Afrika zu schiffen, überließ die Hut von Achradina den Anführern seiner Soldner und begab sich auf Bomilkar's Flotte, um ihn zu vermögen, daß er eine Schlacht wagen möchte.

Auch Marcellus hatte Lust zu schlagen, ehe Bomilkar sich mit seinen Bundesgenossen vereinigen und

ihn zu Wasser und zu Lande umzingeln möchte; denn er sah, daß aus ganz Sicilien sich Feinde gegen die Römer rüsteten. Er zog daher dem Bomilkar entgegen.

Schon standen beide Flotten in der Nachbarschaft von Pachynos. Der Ostwind begann zu sinken und Bomilkar lichtete die Anker zuerst, dem Anschein nach das Freie zu gewinnen, um das Vorgebürge zu umsegeln. Als er aber die römische Flotte gewahr ward, ergriffen ihn plötzliche Schrecken, wiewohl er an Macht dem Marcellus überlegen war. Er floh Sicilien vorbei nach Tarent, und sandte den Lastschiffen, welche vor Minoa lagen, Befehl zur Heimkehr nach Afrika.

Mit getäuschter Hoffnung begab Epilydes sich nach Agrigent, mehr in der Absicht, dort den Ausgang der Dinge zu erwarten, als von dannen etwas zu unternehmen. (Kap. 27.).

Als seine Entfernung und der Carthager Flucht im Lager der Sicilier rüchbar geworden, schickten sie Abgeordnete an Marcellus und kamen bald über Friedensbedingungen überein, daß Rom in die Rechte der Könige von Syrakus treten und allen Siciliern vergönnt werden sollte, nach eignen Gesetzen zu leben.

Die Sicilier theilten den Belagerten diese Vorschläge mit, stellten ihnen vor, daß sie freundschaftlich ihr Schicksal mit dem von Syrakus verbunden hätten, und ermahnten sie zur Uebergabe. Vier Hauptleute

des Epiphydes wurden ermordet, man war geneigt den Römern Gehör zu geben, doch wählte man vorher neue Strategen.

Von Seiten der Römer fanden sich keine Schwierigkeiten; desto größere in der Stadt von Seiten der Ueberläufer, denen es gelang, auch die Soldner zu beströhen, gleiches Schicksal mit ihnen zu fürchten und Antheil an einem Aufstand zu nehmen, in welchem die Strategen und viele Bürger ermordet und Häuser geplündert wurden. Darauf ernannten sie drei Anführer in Agradina und drei in der Insel. Doch wurden bald die Soldner ihres Irrthums gewahr und durch Gesandte von Marcellus vollkommen beruhigt.

Unter den drei neu ernannten Anführern in Agradina war ein Spanier, mit Namen Mericus. An diesen sandte Marcellus einen Landsmann von seinen spanischen Hülfsvölkern, welcher ihn zur heimlichen Unterhandlung mit Marcellus bewegte. Die Frucht dieser Unterhandlung war, daß Mericus den Römern ein Thor der Insel bei der Quelle Artchusa öffnete. Zugleich griff Marcellus mit ganzem Heer Agradina an. Die Römer kamen nun auch in Besiz dieser beiden Theile, waren also Meister von der ganzen Stadt.

Marcellus sandte einen Quästor, um den königlichen Schatz in Empfang zu nehmen, stellte Wachen

aus vor den Häusern der Bürger, welche im römischen Lager gewesen, und ließ die Stadt plündern. Nach Livius Meinung würde selbst Carthago, wäre es zu dieser Zeit in der Römer Hände gefallen, keine größere Beute gewährt haben.

Den Ueberläufern hatte man Zeit und Gelegenheit zur Flucht verstattet (Kap. 28 — 31.).

Indem Geiz und Grausamkeit bei der Plünderung wütheten, indem das Getöse der eroberten und geplünderten Stadt erscholl, war Archimedes mit allen Sinnen und mit dem Geiste versunken in mathematischen Betrachtungen, und beschrieb Linien im Sande, als plötzlich ein Römer vor ihm stand und wild befahl, zum Marcellus ihm zu folgen. Archimedes blickte auf und bat ihn, zu erwarten, daß er seine Aufgabe gelöst habe. Ungeduldig über den Verzug stieß ihm der Soldat das Schwert in's Herz. Dieser Mord schmerzte den Marcellus sehr, er ließ den großen Mann ehrenvoll begraben und ehrte dessen Andenken in seinen nachgelassenen Verwandten. (Kap. 31. und Plut. im Leben des Marcellus.).

Aus einer Rede des Cicero gegen Verres sehen wir, daß Marcellus der Büstensäulen der Götter Schatz, auch überhaupt Syrakus nicht ganz ausplündern ließ und nichts für sich nahm, indem er Rom mit dem Raube dieser Stadt schmückte. „Er hielt dafür,“ sagt der weise Cicero, „daß sein Haus die Stadt zieren

würde, wofür er die Herde der Stadt nicht in sein Haus brächte.“ *)

Syracus ward erobert im 549ten Jahre nach seiner zweiten Gründung vom Archias dem Korinther, 540 Jahr nach Erbauung Rom's, im dritten der 141sten Olympiade, 212 Jahr vor Christi Geburt.

Von dieser Zeit an ward ganz Sicilien eine römische Provinz; wurde aber von diesem stolzen Volke mit ausgezeichnetem Glimpfe schonend behandelt, bis der römische Prätor Verres, ohngefähr hundert und vierzig Jahr nachdem Sicilien eine Provinz der Römer geworden, Schandthaten der Wollust, der Raubsucht und der Grausamkeit übte, welche Cicero mit dem Feuer seiner Beredsamkeit in einer Reihe von Reden gegen dieses Ungeheuer gerichtet und verworfen hat.

Zu den vielen unsterblichen Thaten jenes großen und edeln Mannes, welcher einmal sein Vaterland rettete und dann dem Kampfe gegen dessen Unterdrücker ruhmvoll erlag, zu diesen Thaten rechnet man vorzüglich die Anklage des Verres in einer Reihe von Reden, deren jede ihm den Beifall der Guten erworben, aber den Haß vieler Männer zuziehen mußte, welche entweder vom Raube der Provinzen reich ge-

*) Putayit, si urbis ornamenta domum suam non contulisset, domum suam ornamento urbi futuram.

Cic. in Verrem.

worden, oder künftig durch solchen Raub sich zu bereichern hofften.

Kein Gräuel läßt sich denken, den Verres nicht begangen. Er bestahl die öffentlichen Einkünfte, plünderte ganze Städte und Provinzen aus, beraubte die Tempel, bot das Recht feil, gab die Insel den Seeräubern Preis, indem er das Geld zu hinlänglicher Unterhaltung der Kriegsgaleeren unterschlug; er erpresste neue Abgaben und raubte mit Gewalt, jeder begüterten Privatperson ihr Eigenthum. Er warf Unschuldige in's Gefängniß und trieb, auf eine bisher unerhörte Art, Wucher mit dem Elende dieser Unglücklichen. Von ihren jammernden Aeltern ließ er sich so viel bieten für die Erlaubniß sie zu sehen, so viel für die Erlaubniß ihnen Speise zu bringen, so viel für die Begünstigung sie nicht martern zu lassen vor dem Tode! Und wenn lange Gefangenschaft, ja selbst die Todesart dieser Opfer seiner Grausamkeit ihn bereichert hatte, warf er, den Aeltern auch den letzten Trost mißgönnernd, die Leichen den wilden Thieren vor!

Selbst die Menge seiner Frevel gab dem Verres Zuredung; denn er hatte durch sie so viel erpresst, daß er seine Sicherheit zu erkaufen hoffte. Und seine Hoffnung war nicht grundlos. Es bedurfte der Standhaftigkeit, der außerordentlichen Gaben und des Feuers eines Cicero, um zu erhalten, daß er endlich zur Rechenschaft gezogen und bestraft würde. Und wie

bestraft? Mit einer mäßigen Geldbuße, welcher er selbst freiwillige Landesverweisung hinzufügte. Der Wachsamkeit seines großen Anklägers war es gelungen, zu erspähen, daß eine Genossenschaft in Rom schon mit Verres in Unterhandlung stand, indem sie die Erkaufung der Richter für eine noch zu bestimmende Summe, wie eine Handlungsspekulation, übernehmen wollte. Cicero vereitelte den schändlichen Plan, indem er Gebrauch von dem Rechte machte, nach welchem der Kläger sowohl als der Beklagte eine gewisse Zahl der Richter entfernen durfte. Indem er diesen Kunstgriff bekannt machte, legte er auch vielleicht den bleibenden Richtern einen nöthigen Zwang an (Cicero in Verrem.).

Die in Cicero's Reden enthaltene Prätur des Verres läßt uns einen Blick in die Verfassung des römischen Reichs werfen, bei welchem wir erschauern müssen. Zu oft lassen wir uns blenden von der Vorstellung römischer Freiheit, da doch in den letzten Jahrhunderten der Republik, besonders von der Zeit der Gracchen an, Zwietracht und Feilheit in Rom und in Italien, Unterdrückung und Raub in der römischen Welt herrschte; aber solcher Raub, solche Unterdrückung, solches Elend, daß ohne Zweifel selbst unter den meist wüthenden Kaisern die Provinzen minder grausam behandelt wurden, als zu den Zeiten der gesuchten Republik.

Von der Zeit an, da ganz Sicilien eine römische Provinz geworden, theilte Syracus die Schicksale der Insel.

Im Kriege des Augustus mit Sextus Pompejus hatte diese Stadt durch den letzteren sehr vieles erlitten. Augustus, dem sie günstig gewesen, stellte sie zum Theil wieder her und sandte eine Colonie hin; doch ließ er nur die Gegend, welche an die Insel Drtygia stößt, wieder aufbauen, das heißt Akhradina (Strab. B. VI.).

Zur Zeit des griechischen Kaisers Basilios ward Syracus nach tapferer Gegenwehr, an welcher mit glühendem Eifer jedes Alter, jedes Geschlecht Antheil nahm, von den Saracenen erobert, geplündert, mit vielem Morde der Einwohner zerstört. (Gazello 6. und Amico). Von dieser Zeit an wird nur die Insel bewohnt. Im Jahr 1086 eroberte Roger der Normann, Graf von Sicilien, Syracus von den Saracenen (Gazello 7.). Nach Roger's Tode fiel sie dessen Neffen Tancredo zu, welcher auch Graf von Syracus genannt ward. Während der Minderjährigkeit Kaisers Friedrich des Zweiten, im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, bemächtigten sich die Pisaner der Stadt. Die Genueser versenkten jener Schiffe im Hafen, nahmen Syracus ein und mordeten alle Pisaner. Der Genueser Anführer, Alemanno Costa, welcher sich von Gottes und der Republik Genua Gnaden, Grafen von Syracus nannte, fiel gegen die Venetianer, und nun kehrte Syracus

wieder zurück unter die Herrschaft der Kaiser aus dem schwäbischen Hause, welche Könige von Sicilien waren (Amico, Lex. topogr. Sic.).

Im Jahr 1348. ward die Stadt von einer schweren Pest heimgesucht und nachher von inneren Zwisten beunruhiget.

Der folgende Brief wird Nachrichten von den Trümmern dieser einst so herrlichen Stadt und von ihrem jetzigen Zustande enthalten, da die großen aus vier Städten bestehenden Syrakusen: (*μεγαλόπολις Συρακοῦσαι*) auf die kleine Insel eingeschränket, ein ruhrendes Denkmaal vom Wechsel menschlicher Größe, von der Wichtigkeit menschlicher Größe: sind.

Ἐπ' αἰῶνον τί δι' τις; τί δ' οὐ τις;
Σκῆδ' ὄναρ ἀνθρώποι. Ἄλλ' ὅταν αἴγλα
Διδότας ἔλθῃ,
Λαμπρὴν ἔπει φέγγος ἀνδρῶν,
Καὶ μελιχρὸς αἶαν.

Pindar Pyth. 8. V. 136.

“Ephemeren — was ist jemand? was ist niemand?
— Traum vom Schatten sind die Menschen. Aber
umidallet sie ein Glanz von Zeus gesandt, so um-
fahet sie ein helles Licht und sanftes Leben!”

Plutarch.

Zwei und neunzigster Brief.

Syracus, den 1sten Juli 1792.

Die berühmtesten der alten Schriftsteller stimmen mit einander überein in der Beschreibung, welche sie uns von der Macht und Herrlichkeit des alten Syrakus geben.

Die Stadt hatte zur Zeit ihrer Blüthe hundert und achtzig Stadien, das ist, zwei und zwanzig und eine halbe Miglie (über sechstehalb geographische, beinahe vier gemeine deutsche Meilen) im Umfang.

Folgende Stelle aus einer Rede des Cicero gegen Verres zeigt, was Syrakus noch lange nach dem Verlust seiner Freiheit war:

“Daß Syrakus die größte und schönste aller griechischen Städte sei, habt ihr oft gehdret, und so ist es in der That. Seine befestigte Lage ist von jeder Seite des Landes und des Meeres herrlich anzuschauen. Seine Hafen sind noch in den Bau der Stadt mit eingeschlossen und werden von ihr übersehen. Verschiedene Zugänge habend, vereinigen sie sich beim Ausgang und fließen zusammen. Bei beider Vereinigung wird der Theil von Syrakus, welcher die Insel heißet,

durch einen schmalen Strich Meeres abgesondert, durch eine Brücke aber mit der übrigen Stadt (wieder verbunden. So groß ist diese Stadt, daß man zu sagen pflegt, sie bestehe aus vier Städten. Unter diesen ist die Insel eine, welche, gegürtet von zwei Hafen, in beider Mündungen sich hervorstreckt. In ihr ist das Haus, welches die Burg des Hieron war und jetzt den Prätores zur Wohnung dient. In ihr sind viele Tempel, unter denen zwei vor allen herrlich sind, der Diana Tempel und der Tempel der Minerva. Auf der Insel äußersten Seite ist eine süße Quelle, mit Namen Arethusa, von unglaublicher Größe und an Fischen reich. Sie würde ganz von den Fluthen bedeckt werden, hätte man sie nicht durch einen steinernen Damm vom Meer getrennet. Die andre Stadt in Syrakus heißt Akradina. In ihr ist das größte Forum, schöne Säulengänge, das geschmückte Prytaneion, *) ein großes Rathhaus und des olympischen Jupiters herrlicher

*) In Athen hieß der Saal so, in welchem die Vorsteher des Senats sich zuweilen besonders versammelten; diese Vorsteher waren selber aus der Zahl der fünfshundert Senatoren, deren zwölfter Theil immer einen Monat des Jahres dieses Vorrechts genoß. Im Prytaneion wurden öffentliche Gastmähler gegeben. Auch wurden in ihm solche, die sich um das Vaterland wohl verdient gemacht hatten, ja deren Verwandten nach jener Tode, öffentlich gespeiset. (S. Potter's Archäologie, Kambach's Ueb. I. Th. S. 202 u. 282.) In Syrakus hatte es mit dem Prytaneion wohl eben diese Bewandniß.

Tempel. Die übrigen Theile dieser Stadt bestehen aus einer langen Straße und vielen Quergassen, welche die Wohnungen der Bürger enthalten. Die dritte Stadt heißet *Lyche*, weil in ihr ein alter Tempel der *Fortuna* stand. Sie hat ein weitläufiges Gymnasium und viele heilige Gebäude. Dieser Theil von *Syracus* ist sehr bewohnt. Die vierte Stadt, welche zuletzt erbauet worden, heißt *Neapolis*. Wo sie am höchsten ist, steht ein großes Theater, zwei vortreffliche Tempel, deren einer der *Ceres*, der andre der *Libera* gewidmet ist, *) und die große herrliche Bildsäule des *Apollo*, mit dem Zunamen *Lemenites*."

Daß *Cicero* nur vier Städte oder Theile von *Syracus* nennet, da doch andre Schriftsteller, Griechen und Römer, ihre Zahl auf fünf setzen, kommt, nach *Cluver's* richtiger Bemerkung, ohne Zweifel daher, daß *Epipolæ*, wie aus *Livius* zu erhellen scheint, nicht von Bürgern bewohnt, sondern in Kriegszeiten mit Soldaten zur Vertheidigung besetzt ward (*Tit. Liv. XXV. 24.*).

Pindar redet im Anfang seines zweiten pythischen Siegeshymnus, welcher an *Hieron* den ersten, Bruder

*) *Libera* war ein Name der *Proserpina*. *Vetus est haec opinio — insulam Siciliam totam esse Cereri et Proserpinae consecratam — Raptam esse Liberam quam eandem Proserpinam vocant, ex Ennensium nemore.*

• *Cicero in Verrem.*

des großen Selon, gerichtet ist, diese Stadt mit einem für sie erfundenen Beinamen an:

Μεγαλοπόλις ὁ Συρά-

κοῦται, Βαδυπολίμω

Τίμνωσ' Ἀρεὸς, ἀνδρῶν

Ἰππῶν τε ριδάροχαρμῶν

Δαιμόνιαι τροφοί.

„O großstädtige Syrakusen, Heiligthum des kriegerischen Ares (Mars), göttliche Ammen der Männer und der Rosse, die des Eisens sich freuen!“

Amico schätzt die Zahl der ehemaligen Bewohner von Syrakus auf eine Million und Niedesel auf zwölffmal hundert tausend Menschen. Ich weiß nicht, worauf beide neuere Schriftsteller diese Schätzungen gründen, übertrieben scheinen sie mir nicht, da Diogenes Laertios die Zahl der Einwohner des alten Agrigentum auf achtmal hundert tausend Menschen angiebt. Uebrigens muß man nicht vergessen, daß gewöhnlich auf einen freien Menschen vier Sklaven gerechnet wurden. Die Zahl der freien Menschen im alten Syrakus mag sich also wohl auf 300,000 Menschen belaufen haben. In einer Stadt von vier gewöhnlichen deutschen Meilen im Umfang, können wohl eine Million Menschen Platz gefunden haben und desto eher, da vier Fünftel dieser Zahl aus Sklaven bestanden, welche sehr eng bei einander wohnten.

Am 26sten Juni des Vormittags gingen wir zum Malteserritter Saverio Landolina Nava, einem Manne,

welchem zu ihrem Glück die Fremden mehrentheils empfohlen werden. Er verbindet die Kenntniß des jetzigen Landes mit des Alterthums Kunde, ist ein feiner Leser der Griechen, ein gefälliger und rechtschaffener Mann. Einzelne Winke zeigen schon den Scharffinn, mit welchem er manches, was bisher in alten Schriftstellern dunkel geblieben, aufklären wird. Sehr freundlich erbot er sich, uns mit den Alterthümern dieser Stadt bekannt zu machen; ein Anerbieten, welches von einem Manne, der mit richtigem Urtheil so viele Kenntnisse verbindet, großen Werth für uns hatte. Mit wahrer Herzensgüte schenkte er uns während der sechs Tage unsers hiesigen Aufenthalts seine ganze Zeit; wofür ich ihm desto dankbarer bin, da dieser treffliche Mann seine Zeit so wohl anzuwenden weiß.

Er führte uns gleich in die Cathedral-Kirche, in welcher noch an der einen Seite 12 oder 13 alt-dorische Säulen stehen. Sie gehörten, wie man vermuthet, zum Säulengang des Minerventempels, dessen Cicero in der angeführten Stelle erwähnt. Jetzt stehen sie nur halb hervor, da man sie, als der Tempel in eine Kirche verwandelt ward, vermauert hat. Der Tempel muß ohngefähr so groß gewesen seyn, als der in Egesta.

Vor der Fassade dieser Cathedral-Kirche stehen die Bildsäulen der Apostel Petrus und Paulus. Unter der von Petrus steht:

Apostolorum principi; fundatori suo, Ecclesia Syracusana p.

“Die Gemeinde von Syrakus errichtete diese Bildsäule dem vornehmsten der Apostel, ihrem Stifter.”

Die Syrakusier behaupten, Petrus habe ihnen ihren ersten Bischof gesandt.

Sehr edel scheint mir die Inschrift der Bildsäule von Paulus, welcher auf seiner Reise von Jerusalem nach Rom, durch einen Sturm nach Malta verschlagen, drei Tage in Syrakus zubrachte (Apostel Gesch. XXVIII. 12.).

Apostolo gentium, hospiti suo, Ecclesia Syracusana p.

“Dem Apostel der Heiden, ihrem Gaste, errichtete die Gemeinde von Syrakus diese Bildsäule.”

Daß, wie die Sage geht, Archimedes in diesem Tempel die Mittagslinie gezogen habe, ist wahrscheinlich. Sehr ungereimt aber ist das Märchen, welches von Unwissenden erzählt wird, daß der Mittagsstrahl durch Oeffnungen des Tempels vom olympischen Jupiter in diesen Tempel gefallen sei! Ein Mittagsstrahl, welcher durch zwei verschiedene Gebäude fällt! Durch Gebäude, deren eins in der Insel, das andere außer der Stadt, jenseit des Hafens liegt. Und dazu ein hoher, fast senkrecht fallender sicilianischer Mittagsstrahl!

Im Seminarium sahen wir einen Stein, welcher erst vor kurzem gefunden worden. Seine Inschrift scheint zu beweisen, daß entweder ein Tempel, der

allen Göttern gewidmet war (ein Pantheon), oder ein
allen Göttern gewidmeter Altar in Syrakus stand:

ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΑΓΓΕΜΟΝΩΣ

ΙΕΡΩΝΩΣ ΙΕΡΟΚΛΕΩΣ

ΣΥΡΑΚΩΣΙΩΙ ΘΕΩΙΣ ΠΑΣΙ

“Unter Anführung des Königes Hieron, des Soh-
nes Hierokles, widmeten es die Syrakuser allen
Göttern.” *)

Im Seminarium ist eine Bibliothek, welche immer
zunimmt, aber die einzige in Syrakus. Es besitzt
auch eine Sammlung alter Münzen.

Die Hitze war nicht außerordentlich stark, als wir
in das Seminarium hinein gingen. Als wir nach
etwa drei Viertelstunden es verließen, wehete uns ein
heißer Wind an, wie aus einem glühenden Ofen.
Gegen diesen schützte kein Schatten im Freien.
Einige von uns empfanden gleich im ersten Augenblick
heftige Schmerzen in der Brust, welche so lange als
dieser Wind wehete, etwa drei Stunden, anhielten.
Landolina rieth uns, als wir zu Hause kamen, nicht
nur die Fenster, sondern auch die Fensterladen so
weit zuzumachen, daß wir noch eben lesen oder schreiben
könnten, und Wasser in den Zimmern sprengen zu lassen.

Durch diese Mittel erhielten wir im Hause eine
erträglichere Luft. In einem engen, sonst sehr küß-

*) Wir sehen hieraus, daß Hieron des zweiten Vater Hie-
rokles hieß.

ken Hase stieg der Thermometer von 22 auf 31 Grad Reaumur. *)

Dieser heiße Wind wehet mit solcher Gluth nur ohngefähr alle drei oder vier Jahr, und fast nie einen ganzen Tag. Er kommt von Westen und ist daher dieser östlichen Küste, was der Scirocco der Gegend von Palermo ist, beladen mit afrikanischen heißen Dünsten. Am Nachmittage wagten wir noch nicht auszugehen. Wir kühlten uns mit Gefrorenem und stärkten uns mit eblem syrakusischem Wein. Ich spürte nicht die Trägheit, mit welcher ich bei'm Scirocco erschlaffte; dagegen hat mir der Scirocco nie solche Schmerzen in der Brust gemacht. **)

*) Im folgenden Sommer 1793 ist in England die Hitze auch auf 31 Grad gestiegen. Man fand Menschen todt auf der Erde liegen. So wahr ist's, daß der gleiche Grad von Hitze in Italien und Sicilien lange nicht so beschwerlich ist, als wenn er Länder heimsucht, deren Luft nicht so rein ist. Cicero rühmt von Syracus, daß im ganzen Jahr kein Tag so umwölket sei, daß die Sonne nicht Einmal scheinen sollte.

**) Der Gebrauch des Gefrorenen wird in Italien und Sicilien als unentbehrlich zur Erfrischung angesehen, und als ein kräftiges Mittel in vielen Krankheiten. Die Aerzte dieser Länder geben nicht viel Arznei, verordnen aber oft strenge Diät und nehmen mancher Krankheit dadurch früh ihre Kraft, daß sie den Kranken verschiedene Tage nur mit Wasser, welches an Eis gekühlt worden, mit süßen Pomeranzen und mit Gefrorenem von Früchten nähren. Dem äußern und innern Gebrauch des Wassers schreiben sie, und ich

Am Abend führte mich Landolina zu einer Wirthin, welche nach der Laufe ihres Kindes Besuche annahm. Hier sah ich den ganzen Adel von Syracus, der für eine Stadt von achtzehn tausend Menschen, in welcher kein Hof lebet, sehr zahlreich ist. Die Lebhaftigkeit der Weiber erinnerte mich an die

glaube mit Recht, viele Wirkung zu. — Das Gefrorne von Milch, von Früchten, von Chocolate &c. findet man fast in allen Städten. Es wird dazu nicht, wie bei uns, Eis genommen, sondern Schnee. Nicht nur ist es leichter den Schnee aufzubewahren als das Eis (welches dadurch angesehnlich, daß wir in warmen Sommern oft Mangel an diesem in unsern Eiskellern haben, da es den Südländern nie an Schnee gebricht), sondern sie halten auch den Gebrauch des Schnees für gesünder. Sie verwahren ihn theils in natürlichen Bergklüften, theils in Löchern, welche sie auf hohen Gegenden in die Berge gegen Norden eingraben. In diesen wird der Schnee fest zusammengepackt und, um ihm dauernde Festigkeit zu geben, mit Stroh, Sand, oder in vulkanischen Gegenden mit Asche vermischt. Der Städte Magistrate sorgen für den hinlänglichen Vorrath des Schnees, und würden Gefahr laufen, den Zorn des Volks zu empfinden, wenn es einmal an diesem Bedürfnis Mangel haben sollte. Für die Stadt Neapel hat die Regierung selber diese Sorge auf sich genommen und einem Ranno das Privilegium, ihre 400,000 Einwohner mit Schnee zu versehen, verpachtet. Er wird verwahrt in Klüften und Gruben des Berges San Angelo, zwischen Castell-a-Mare und Sorrento. Alle Nacht bringen Esel den Schnee an's Ufer und Bötten werden damit beladen, welche Vorrath für den folgenden Tag nach der Hauptstadt bringen. Sollte der Schnee einen Tag ausbleiben, so würden

Syrakuserinnen, welche Theokrit uns in einer seiner Idyllen nach dem Leben schildert.

Die junge Wöcherinn war vor fünf Tagen entbunden worden, sah vollkommen wohl aus, und schien nur des Wohlstandes wegen im Bette zu liegen. Sie war sehr munter. Ihrer Mutter würde niemand an-

die Neapolitaner lauter murren, als unsre Soldaten, wenn es im Lager an Brauntwein fehlet, oder an Rauchtoback. Im Pachtcontract hat sich der Pächter daher einer Geldbuße von zweihundert Ducaten unterwerfen müssen für jeden Tag, an welchem nicht Schnee genug nach der Hauptstadt gebracht werden sollte.

Auf den Gebrauch des Schnees bei den Alten hat mich Landolina aufmerksam gemacht.

Athendos führt im dritten Buche viele Stellen von Schriftstellern an, welche davon reden. Ein alter Dichter, Alexis, sagt:

Kai χιόνα μὲν πίνω παρὰ νύκτα ζῶον.

(Auch sorgen wir für Schnee zu unserm Trank.)

Und ein andrer Dichter, Euthokles:

Πότος μὲν αἶναι εἰ χιὼν ἔσ' ὄντα.

(Ob feil der Schnee, erforschet er zuerst).

Athendos führt eine Stelle aus Chares an, der eine Geschichte Alexanders des Großen geschrieben hatte, aus welcher wir sehen, daß Alexander den Schnee obugesähe so verwahren ließ, wie er noch jetzt in Italien und Sicilien verwahrt wird. Er ließ bei Belagerung einer indischen Stadt dreißig Gräben dicht an einander machen, sie mit Schnee füllen, und dieselben mit Eichenzweigen bedecken, weil auf diese Weise, sagt Chares, der Schnee so lange hält.

gesehen haben, daß sie vierzehn lebendige Kinder geboren und zwölf Mißwochen gehabt. Wenn heiße Länder, wie von Einigen behauptet wird, der Fruchtbarkeit nicht zuträglich sind; wenn sie das Alter der Weiber beschleunigen, so machen Italien und Sicilien hiervon eine Ausnahme. Die weibliche Blüthe hat

Ein gewisser Dichter Stratis sagt:

Ὅτιον γὰρ πῖνι ἐκ ἀν' ἑὺ
Δείχαιτο θερμὸν, ἀλλὰ πολὺ τεταντῖον,
κυχόμενον ἐν τῷ φρίατι, χιόνι μεμιγμένον.

(“Keiner würde gern warmen Wein trinken, sondern vielmehr solchen, der im Brunnen abgekühlt und mit Schnee vermischt ward.”)

Auch ein Epigramm des Simonides führt Athendos an, in welchem der Dichter vom Schnee sagt:

Τῷ ῥά ποτ' Ὀυλύμποιο περὶ πλευρὰς ἐκάλυψεν
Ἄκνυς ἀπὸ Θερύκης ὀρνύμενος Βορέας,
Ἄνδρῶν δ' ἀχλαίνων ἰδὼς φρίνας, αὐτὰρ ἐκὰ μὲν
Ζωὴν περὶ γῆν ἐπισσαμένην,
Ἐν τις ἱμοὶ καὶ τῆς χεῖτος μέρος. οὐ γὰρ ἰόικε
Θερμὴν βασιλῆϊ ἀνδρὶ φίλῳ πρόποσιν,

(“Eilend daherrauschend von Thrazien, streute der Boreas diesen Schnee auf die Seite des Olympos. Mantellose Männer durchdrang er mit kältendem Schmerz, aber milde ward er, als man ihn lebendig mit pierischer Erde bestattete. Es reiche mir jemand davon, denn es geziemet sich nicht, einem Freunde warmes Wasser zum ersten Trunk bei'm Gastmahl zu bieten.”)

Casaubon sagt: γῆν ἐπισσάδαι dicuntur mortui quando sunt sepulti, ac terra seu veste amicti. Man hatte diesen Schnee in Gruben frisch erhalten, wie noch jetzt geschieht. Simonides war ein Zeitgenosse des Perres.

hier einen langen Frühling und ihre Frucht gedeihet noch im Nachsommer später Jahre.

Man sieht hier, wie in Calabrien, viele blonde Weiber mit frischen Farben. Im westlichen Sicilien sind sie beinahe so braun wie die Apulerinnen. So unterscheiden sich von den andern Apulerinnen die tarentinischen Weiber, deren ich einige sah, welche man für Deutsche oder Engländerinnen hätte halten mögen.

Freundlich und naiv fand ich die meisten Weiber in beiden Königreichen.

Ich habe in einer der neuesten deutschen Reisebeschreibungen gelesen, daß die sicilischen Frauen nur mit Einer Brust säugen sollen. Die andre, heißt es, lassen sie austrocknen und wähnen, daß die Milch hierdurch an Güte gewinne.

Man sollte seiner Sache sehr gewiß seyn, ehe man eine ganze Nation einer so albernen Sitte zeihen dürfte. Ich habe mich des Gegentheils versichert, da ich mich in Messina, in Trapani und hier darnach erkundigte. Niemand hatte je etwas von einem solchen Gebrauch gehöret.

Am 27sten fuhren wir mit Landolina in einem Nachen durch den großen Hafen, welcher fünf Miglien (eine kleine deutsche Meile) im Umfang hat, hinein in den Fluß Anapo, den Anapos der Alten. Jemand erzählt, Karl der Fünfte hätte diesen Hafen, aus Furcht vor Seeräubern, verschütten lassen. Karl der Fünfte war nicht Kleinmüthig und würde einer

solchen Furcht wegen einen der besten Hafen seines Reiches, ja Europens, nicht haben verschütten wollen. So wenig ward er verschüttet, daß noch in diesem Jahrhundert, nach dem Successionskriege, die englische, spanische und französische Flotte zugleich drinnen gelegen haben. Und während des vor zwei Jahren geendigten Krieges der Russen mit den Türken hatte die russische Kaiserinn schon vom Könige die Erlaubniß erhalten, eine Flotte, die aus Kronstadt auslaufen sollte, in diesen Hafen einlaufen zu lassen. Der unerwartete, mit plöglichem Ueberfall begleitete Friedensbruch des Königs von Schweden war Ursache, daß jene Flotte in der Ostsee blieb.

Dieser Hafen ist es, in welchem gegen Syrakus die Macht von Athen scheiterte! Nach vorhergegangenen Schlachten sah Ein Tag sechszig atheniensische Galeeren in der entscheidenden Schlacht sinken. Wir sahen das Feld, wo das Heer der Atheniensier gelagert war, und die Sümpfe, deren böser Aushauch ihnen die Pest gab.

Aus dem großen Hafen fuhren wir durch die Mündung des Anapo diesen Strom hinauf. Du weißt, wie groß in der Griechen und Römer Beschreibungen ihre Ströme wunden. Theokrit nennet diesen *μῆγας ἑὸς* (den großen Strom). Er hat wirklich den Ruhm, der einzige schiffbare Strom Siciliens zu seyn, ist aber nur für einen Nachen schiffbar und theilet diesen Ruhm mit der Quelle Ciane. Seine Ufer sind

angenehm, dicht beschattet von hohem Schilfrohr, welches wohl die Höhe von zehn Ellen erreicht, von Pappeln, wilden Feigenbäumen und wilden Reben. Wir hörten viele Nachtigallen. Wo die Eiane (Kiane) sich in den Strom ergießt, fuhren wir ihr nach bis in ihre Quelle. Dicht vor der Quelle bildet sie zwei Arme, welche von Dichtern zu Armen der Kyane gemacht wurden, weil diese Nymphe hier, indem sie sich Proserpinens Entführung widersetzte, vom zürnenden Pluto soll seyn in die Quelle verwandelt worden. Sehr schön beschreibt Ovid diese Verwandlung (Ovid. Met. V. 411 - 37.). Diodor hat uns eine andre Sage aufbewahrt. Pluto soll die in Enna's Gefilden geraubte Proserpina hierher gebracht, hier die Erde aufgerissen haben, hier mit der Geraubten hinunter gestürzt seyn in's Schattenreich. Indem er hinab stürzte, ließ er die Quelle aufsprudeln (Diodor. B. V. Vol. I. pag. 333. ed. Wessel.). Herkules soll, als er mit den Kindern des Geryon, aus Spanien nach Griechenland ziehend, durch Sicilien kam, der Proserpina zu opfern die Sikuler gelehrt und den schönsten seiner Stiere in diese Quelle gestürzt haben (Diodor B. IV. u. V.).

Die Syrakusier feierten jährlich ein Fest und stürzten nach Herkules Beispiel Stiere in die Quelle. Gleich den Gefilden von Enna war auch die Eiane der Proserpina besonders gewidmet (Diodor. B. V. Vol. I. pag. 333.).

Diese Quelle ist sehr groß, daher einige der Alten sie einen See nennen. Sie ist lauter und hat Felsengrund. Die Steine des Grundes sind blau, auch ihre Fische haben eine schöne blaue Farbe, wie ich sie nie an Fischen sah, und einen Glanz wie Goldfische. Ich vermuthe, daß sie daher ihren Namen hatte, denn *κυανός* bezeichnet auf griechisch die Farbe eines dunkeln Blau.

An den Ufern der Elane wächst häufig die Papyruspflanze. Jetzt steht sie in Blüthe. Sie treibt im ganzen Jahr beständig neue Sprossen. Ihre Wurzel ist wohlriechend. Sie ist eine Art von Cyperus, und erreicht eine Höhe von 7, 8, ja wohl bis 10 Ellen. Landolina ist den Alten, welche ihr Papier aus dieser Pflanze machten, auf die Spur gekommen. Unter seiner Aufsicht wird Papier, wie die Alten es hatten, verfertigt. Es ist stark, dünn, ziemlich weiß, läßt sich aber nicht falten wie das unsrige, welches in jeder Absicht weit vorzuziehen ist.

Die Fahrt auf dem Anapo und der Elane muß im Winter sehr annuthig seyn. Im Sommer ist die Luft dieser Gewässer bödsartig. Die meisten von uns kamen mit Kopfweh zurück.

Auf der Hinfahrt sahen wir links vom Anapo zwei Säulen des Tempels vom olympischen Zeus. In diesem Tempel stand die Statue des Gottes mit einem goldenen Mantel, den ihm der ältere Dionysios, spottend nach seiner Art, raubte.

Der goldene Mantel taue nicht; im Sommer sei er heiß und kalt im Winter.

So nahm er auch dem Aeskulap seinen goldenen Bart. Es gezieme sich nicht, sagte er, daß der Sohn bärtig sei, da der Vater, Apollo, ein glattes Kinn habe.

Um den Tempel des olympischen Zeus stand ein Städtchen, welches den Namen des Tempels führte, Olympion.

In einem Hause von Syrakus stehen noch zwei alt-dorische Säulen des Dianentempels, dessen Cicero erwähnt. Man behauptet, daß es die größten in Sicilien seyn sollen. Wir schienen die Säulen, welche ich unter den Trümmern des Tempels vom olympischen Zeus in Girgenti sah, viel größer. Ich glaube, daß diese syrakusischen von einem höhern Alterthum seyn mögen, aus einer Zeit, da die Verhältnisse des Schönen in der Baukunst noch nicht entdeckt waren. Sie stehen so nahe bei einander, daß, wiewohl sie nach alt-dorischer Art in sehr starker Verzückung oben zu laufen, dennoch ihre Kämpfe sich oben berühren.

Den mittlern Theil dieser Säulen sieht man in einem Stall, der untere wird bedeckt vom Schutt. Sie müssen sich unten beinahe berühren.

Unter der Kirche des heiligen Philippus ist ein alter Brunnen, zu dem man auf hundert sechs und fünfzig Stufen hinunter steigt. Es fehlt ihm nie an Wasser. Es soll mit dem Monde abnehmen, mit

ihm zunehmen. Vermuthlich stand ein heidnischer Tempel hier und die Priester schöpften aus dem Brunnen das Weihwasser.

Auf der Insel Spitze steht die Citabelle, und ein altes Casteel, welches die Saracenen errichtet haben. Nicht weit davon ist die besungne Quelle der Arethusa (Ovid. Met. V. 574-641.).

Die Alten fabelten, es habe eine arkadische Jungfrau mit Namen Arethusa, eine Liebhaberinn der Jagd, die Liebe des Jägers Alpheus verschmähet und sei, ihn zu vermeiden, hinüber geflüchtet in diese Insel Ortygia. Dort sei sie in eine Quelle und der trauernde Liebhaber in einen Strom verwandelt worden. Die Liebe sei nicht vom Strom gewichen, durch das Meer habe er die Geliebte verfolgt, ohne salzig zu werden, und habe hier seine Wellen mit der jungfräulichen Quelle vermischt (Pausanias B. V. Kap. 7.).

Nähe bei dieser entquillet wirklich dem Boden des Meeres ein süßer Quell, welcher ohne Zweifel zu dieser Dichtung Anlaß gab. Auch ging die Sage, es hätten die Götter der Diana die Insel Ortygia geschenkt, und für sie hätten Nymphen die schöne Quelle Arethusa aufsprudeln lassen. Die Fische dieser Quelle waren berühmt wegen ihrer Größe und Menge. Menschen durften sie nicht fangen. Man erzählte, es sei wohl zu Kriegszeiten geschehen, aber nie ohne nachfolgende Strafe der Götter.

Da Daphnis in Sicilien das Hirtengedicht erfunden hat, da Theokrit, der größte Idyllendichter, ein Syrakusier war, da diese Stadt auch den Idyllendichter Moschos hervorgebracht, und Byon, wiewohl aus Smyrna gebürtig, in Sicilien gelebt hatte, so redet Virgil die Nymphe Arethusa als Muse des Hirtengesanges an. Wer kennt nicht die schönen Verse, mit denen er die zehnte Idylle beginnt, welche die unglückliche Liebe seines Freundes, Cornelius Gallus, des Dichters, und die Sprödigkeit der Lycoris besingt?

Extremum hunc Arethusa mihi concede laborem,
 Pauca meo Gallo, sed quae leget ipsa Lycoris
 Carmina sunt dicenda, neget quis carmina Gallo?
 Sic tibi, cum fluctus subterlabere Sicanos,
 Doris amara suam non intermisceat undam.

Virg. Ecl. X. 1-5.

Dieses letzte Geschäft vergönne mir noch, Arethusa.
 Wenig begehrt mein Gallus, doch was selbst lese Lycoris,
 Wenig des Liedes von uns. Wer versagt wohl Lieder
 dem Gallus?

O daß, während du unter Sikanens Fluthen daher
 rindest,

Nicht die bittere Doris dir einmisch' ihres Gewoges.

Wos. Uebers.

Die letzte Gabe, welche Virgil von der Arethusa verlangte, war ein Gesang für seinen Freund. Jetzt gewähret die Nymphe den Wäscherinnen der Stadt eine Quelle, in welche die bittere Doris (die Nymphe

des Meers), noch als ich jene besuchte und ein starker Wind das Meer erhub, ihre Welle mischte. Wies wohl wasserreich, ist doch die jetzige Quelle nur ein Theil von der alten Arethusa, welche verschüttet worden; nährt auch daher keine Fische mehr. Aber fast überall, wo man nur in der Stadt aufgräbt, sprudeln Wasser der verborgnen Arethusa empor.

Am 29sten fuhren wir durch das ehemalige Akra-
dina hin zu dem Theile der Stadt, welcher Tyche
hieß. Diese beiden Städte (die großen Syrakusen
bestanden ja aus vier Städten) sind jetzt theils mit
Ackern, theils mit schönen Frucht-bäumen bedeckt.
Wir sahen zuerst das Amphitheater, der Römer Werk.
Der ganze Umfang ist deutlich zu sehen; es haben
sich auch viele der Sitze, einige Gänge und Ausgänge
erhalten.

Weit mehr als dieses Denkmaal eines blutdürstigen Vergnügens der Römer interessirte mich das alte griechische Theater, dessen in den Felsen eingehauene Sitze sehr wohl erhalten sind.

Von der Scene ist nichts mehr zu sehen. Desto mehr vom schönen eigentlichen Theater. Auf einem seiner Sitze stehet eingehauen *Βασιλίσσας Φιλίστιδος* (der Königin Philistis). Diese Königin macht den Forschern der Geschichte viel zu schaffen. Elnige halten sie für die Gemahlinn des Gelon, durch deren Vermittlung die Carthager von diesem Helden den Frieden erhielten. Die Carthager beschenkten sie mit einer

goldenen Krone, welche hundert Talente werth war, und sie ließ Münzen prägen, welche nach ihr Demaretion genannt wurden. Sie hieß also Demareta und nicht Philistis (Diador. B. XI. Vol. I. p. 424.). Noch mehr. Die Münzen der Königin Philistis sind nicht aus Einem Zeitpunkte. Sie muß lange regiert haben. Auf einigen ist sie jung vorgestellt, auf andern alt; doch erkennet man die Züge desselbigen Gesichts; auch führen sie gleiche Ueberschrift des Namens. Auf der andern Seite pflegt ein vierspänniger Wagen zu stehen. Es ist ein feiner griechischer Gedanke, daß auf den Münzen, wo sie jung erscheint, die Rosse feurig und in vollem Laufe vorgestellt wurden; der schon alten Philistis gaben sie einen Wagen, vor dem die Rosse langsam gehen.

Wollte man die Hypothese so weit treiben, zu vermuthen, daß Gelon, seiner Gemahlinn zu Liebe, zu verschiednen Zeiten Münzen mit ihrem Bildniß und ihres Namens Unterschrift habe prägen lassen, so würde man nicht bedenken, daß Gelon nur sieben Jahr regiert habe.

Einige wollen aus der Inschrift des Steines beweisen, daß diese Königin das Theater erbauet habe; und sie schließen weiter, daß dieses sehr alt seyn müsse, da nach Gelon's Zeit eine Königin, die in Syrakus geherrschet hätte, uns nicht unbekannt seyn könnte. Daß Philistis vor Gelon's Zeit müsse regiert haben, ist außer allem Zweifel. Aber auch ohne Zweifel ist

es, daß weder sie noch Selon das Theater bauen ers
baut haben. Der Dichter Aeschylos lebte zu Selon's
Zeit. Er focht selber gegen Xerxes in der Schlacht
bei Salamin, welche er in einem auf uns gekomme-
nen Schauspiel so schön besang. Als Dichter ward
er später bekannt. Er war der erste, welcher dem
Tragenspiel eine Gestalt gab. Er nahm die bis her
auf dem Karren umher irende Melpomene freundlich
auf und führte sie auf eine mäßige hölzerne Bühne.

— — modicis instruit pulpita tignis.

Hor. Ars poet.

Ich vermuthe, daß dieses heraliche Theater ent-
weder während der 60 Jahre sei gebauet worden,
welche zwischen der Vertreibung des Krazybulos und
der Syrakusier Unterjochung unter Dionysios ver-
strichen, oder von Dionysios, oder vielleicht erst von
Hieron dem Zweiten.

Beim Theater endiget eine durch Felsen geführte
Wasserleitung, welche vierzehn Mighien lang seyn soll.
Sie ist reich an gutem Wasser. In dieser Gegend
sind viele Gräber in Felsen gehauen und eine Straße
zwischen ihnen, in welcher die Fußstapfen der Pferde
und tiefe Wägenleise deutlich in die Augen fallen.
Hier war es, wo Cicero unter Dornsträuchen, die es
verhagten, das von den Syrakusiern versäumte und
ihnen nicht mehr bekannte Grabmaal des Archimedes
sah (Cic. Tusc. quaest. V. 25.). Eine Sphäre
und ein Cylinder, die auf einer kleinen Säule stum-

den, bezeichneten die Bruststücke des großen Mannes, zum Andenken des von ihm gefundenen Verhältnisses des Einkindes zur Epäre.

Erst, und schon ist Robbin's Bemerkung, daß diese Bezeichnung des archimedischen Stabes ganz im Sinne des großen Mannes war, der einer mathematischen Demonstration mehr Werth beilegte, als den flüchtigsten Maschinen, vor welchen Platon's Horte zitterten (Robbin histoire anc. livre XX. art. III. §. 6).

Das sogenannte Ohr des Dionysios ist eine der Latomien (Steingruben), deren es mehrere in Syrakus gab. Du kennst und verläßt mit mir die köstliche Sage, es habe Dionysios diesem Gefängniß die Gestalt eines Ohres gegeben und es so kunstreich angelegt, daß er ungeschen sich an den Wühlplätzen und Gängen der Gefangenen habe werthen, oder ihre Unterredungen belauschen können. Daß diese Latomien, deren erster Zweck nur war, gehobene Steine zu haben, gleich den andern Latomien von Syrakus, zu einem Gefängniß gebraucht worden, ist außer allem Zweifel. Auch sieht man öfter nur die Steine gesehen, durch welche vermuthlich Minge liefen, an denen die Gefangenen mit Ketten befestigt waren. Dem Eingang dieser Latomie kann die Phantasie leicht die Gestalt eines umgewendeten Ohres geben, dessen Ohrklappen nach oben zu gerichtet wären. Daher vermuthlich erst der Name, später die falsche Erklärung. Das Werk ist auszumachen. Es hat verschiedene

Abtheilungen, in einigen schließt sich oben die Wölbung, in andern stützte sie ein, und Giebelnassen, die ihr zu Pfeilern dienten, starrten in die nun freie Luft empor. Die erste Abtheilung ist oben ganz vom Giebel fest gebildet. Hier ist ein lautes Echo. Wir liegen eine Bank abseuernt, deren Knall sich langsam von fernd umherwälzte. In dieser Locomie ist ein Wasserbehälter, dessen Wölbung auf Pfeilern ruhet. Unter Lehnmern sieht man eine gestirzte Leuchte, welche Landeskind gefunden hat. Er hält sie für diejenige, auf welcher (ich weiß nicht nach welchem Begriffskriterium) Dionysios vornehmte Personen führen ließ, deren Verhaftung er verheimlichen wollte.

In der Stadt hat man vor einigen Jahren ein Bad entdeckt. Es ist 45 Stufen tief. Neben dem Bade ist ein runder Brunnen. Dieses Wasser wird mit Nutzen gegen Krankheiten der Haut gebraucht. Das ganze Bad ist in einen Felsen gehauen. Durch eine besondere Oeffnung konnte man von oben das Wasser nach gebrauchtem Bade abschöpfen.

Am Hafen führen wir auf Speronaren hin in den kleinen Hafen, welcher bei den Alten Karpas genannt ward. Man sieht auch Splinter der Schiffe werfte, die der ältere Dionysios brennen ließ mit der Mauer seiner Burg zugleich umfassen ließ (Diodor B. XIV.). Die sitzen in Akadina (auch Akkadina) aus den Schiffen und gingen zuerst in ein Granatlaner-Kloster, wo eine schöne liegende Statue der hei-

ligen Lucia gezeigt wird. Sie ist das Werk von Marini. Die Heilige wird als Leiche vorgestellt; ihr Tod ist einem Schlummer ähnlich. In der einen Hand liegt ihr, als hätte sie noch mit den letzten Kräften darnach gegriffen, ein Crucifix; bei der andern Hand liegt die Palme, welche sie durch Märtyrertod gewann. Die Cyrcusser verehren sie als ihre Schutzheilige.

In diesem Kloster hat vor einigen Jahren ein Hund eine That gethan, die ich nicht mit Stillschweigen übergehen mag, weil sie Vorbedacht, Edelmuth und Kühnheit zeigt. Die Gegend ward von einem Wolfe heimgesucht, dessen Bekämpfung über seine Kräfte ging. Einige Tage nach einander verscharrte er einen Vorrath von Fleisch und Knochen, führte dann andre Hunde herbei, gab ihnen einen Schmaus, führte sie dann auf die Jagd, zerriß mit ihnen den Wolfe.

Nabe bei den Franciskanern steht das Kloster der Kapuciner, in deren Garten die große Latomie ist, welche eigentlich aus zwei Latomiceen besteht. Sie überrifft sehr weit an Größe das sogenannte Ohr des Dionysios, und ist ohne Zweifel diejenige, in welcher die gefangenen Athenenser verwahrt und sehr übel behandelt wurden. (Schucyd. im letzten Kap. des 7. Buchs p. 504, 5. ed. Duk. u. Diodor B. XIII. Vol. I. p. 567. ed. Wessel.)

und ist eine sehr große und tiefe Grube, die von den Menschen

Es sind zwar verschiedene Steingruben in Syra-
kus (man zählt deren bis 9), aber diese ist die größte,
und von ihr spricht Cicero *) in einer Rede gegen
Verres) wo er ihre Größe rühmt. Man staunet über
die Kunst, über den Umfang und über die Mühsamkeit
dieser Arbeit. In unglaubliche Tiefe hinab sind die
Felsen, welche zum Theil sich oben in einer Wölbung
schließen, ausgehauen. Zum Theil stürzten Wölbun-
gen ein. Sowohl die noch vollkommenen als die ein-
gestürzten Wölbungen, die Pfeiler, die vorstehenden
Mauern, die Höhlungen mit ihren perspectivischen
Öffnungen, bilden ein Ganzes, welches einzig in sei-
ner Art ist. In dieser Tiefe haben die Kapitäne
einen großen amuthigen Garten, dessen herrliche Frucht-
bäume, gegen den Wind geschützt, mit außerordent-
licher Freudigkeit, des Wuchses dem Auge schmeicheln,
wenn es, erschreckt von den kühnen Felsen und graue-
sen Höhlen, dieser Erquickung bedarf. Einige dieser

~~in eis non modica pars est, sed non modica~~

*) Opus est ingens, magnificum, regum ac tyrannorum.
Totum est ex saxo in mirandam altitudinem depresso,
et multorum operis penitus exciso. Nihil tam clau-
sum ad exitus, nihil tam septum undique, nihil tam
tutum ad custodias nec fieri nec cogitari potest. Car-
cer ille est a crudelissimo tyranno Dionysio factus.

Cicero sagt nicht, daß Dionysios diese Latente
habe machen, sondern nur, daß er sie zum sichersten,
verschlossenen Gefängnis habe einrichten lassen. Er
sagt in auch in eben dieser Stelle, daß sie das Werk
vieler Könige und Tyrannen gewesen sei.

Bäume sprossen aus Felsen hervor. Wo sie in schmalen Rissen zuerst keimten, da erweiterten sie den Spalt durch langsamen aber unachlassenden Wuchs, den Lauf der Spalte verfolgend und ausdehnend, bis eine lange und breite Aushöhlung entstand. Selbstbäume werden sich häufiger mit diesem Stamme, je nachdem die vorhandene Felsart ihren Wuchs leitet, oder die Weichheit des Gesteins solchen in verschiedenen Richtungen nachgibt. Noch übermannt die Schwierigkeit, diese Bäume oben mit belaubten Ästen empor, hoch vom Felsenrande hangen Äpfel und wilder Wein hinab in die Tiefe, wo kühle Lüfte mit ihrem schwebenden Rauche spielen. Die zierliche Kletterpflanze windet sich die ungeheuren Steinmassen, zwischen Felsen und Granitbäumen, die aus Felsen sprossen, hinan.

Die Kapuziner bauen für ihren Gebrauch einen gelblichen sehr wohlriechenden Schnupftabak.

Das Kloster ist arm und erhält sich von den Geschenken an Gelde, welche den Mönchen für die trefflichen Früchte des Gartens gegeben werden.

In dieser Steingrube findet man einige alte Gräber.

In schmaligen Katakomben sind die Katakomben. Dabei steht die älteste Kirche von Syrakus, in welcher der erste Bischof Marcianus, von dem gesagt wird, daß der Apostel Petrus ihn gesandt habe, soll begraben seyn.

nicht sah, sollen christlichen Johannis Jern. In vielen ist noch die rothe Lünche sichtbar, welche die Alten so liebten. Sie bekommt, wenn man sie etwas netzt, ihren alten Glanz. Vielleicht war diese auch in Judäa gebräuchlich, und unser Heiland spielte wohl auf sie an, als er die gleißende Heuchelei der Pharisäer mit getünchten Gräbern verglich (Matth. XXIII. 27.). Daß in diesen Felsen gegraben worden, ehe man an die nähere Bestimmung der Gräber dachte, bewiesen Spuren einer Wasserleitung und einige Brunnen.

Heute ritten wir durch Akradina nach Lybe, dann nach Neapolis und von da nach Epipolä, dem westlichsten Theile der alten Stadt. Hier sind zwei Latomieen, deren eine Elaver für diejenige hielt, in welcher die atheniensischen Gefangenen eingesperrt waren. Aber dazu ist sie nicht groß genug. Die Mauer von Epipolä hat sich zum Theil sehr wohl erhalten. Sie ist von einer erstaunlichen Höhe und Breite, aus großen Bruchsteinen erbauet. Obwohl sie dreißig Stadien lang war (eine geographische Meile), vollendete Dionysios der ältere, bei bevorstehendem Kriege gegen die Carthager, sie in zwanzig Tagen. Bei der Arbeit waren sechzigtausend Menschen, lauter Freie, beschäftigt, außer denen, welche Steine hieben, und sechstausend Dassen. Dionysios ermunterte die Arbeiter durch Belohnungen und durch Beispiel (Diodor B. XIV. p. 614.).

. . . Wenn dieser Mauer Abgang war, dem ganzen
 Abgang der alten Stadt, die beiden Hüfen bei der
 Insel; den dritten nördlichen, welcher der möglichste
 genannt ward, nach dem gleichen Logos, die Halb-
 insel Lapsos, den Aetna und die beiden Hümpfe Syss-
 areia und Syrak. Nach dem letzten hatte wohl
 Syrakus seinen Namen. . . .
 Die Höhe von Epipolohöhen liegt wegen ihrer
 weiten Ausdehnung. . . .
 Landolina ist der Meinung, daß die besetzte
 Höhe, welche Ladas für Ladas hielt, den Hügel
 des Turgelos sei. Seine Gründe scheinen mir über-
 zeugend, wenn Ladas von den Athenern fest-
 gehalten, was während der Belagerung eines festen
 Ort zu haben, ihre Aufbewahrung des Beutes und
 des Geldes; dazu war dieser Hügel hinreichend (Thu-
 cyd. B. VI.). Turgelos Hügel hingegen scheint groß
 gewesen zu seyn, da Marcellus, ehe er sich davon in
 Besitz gesetzt hatte, einen Ueberfall von der Besatzung
 befürchtete. Ferner ist wahrscheinlich, daß die Athe-
 nienser ihre Festung in einiger Entfernung als
 unmittelbar an den Mauern angelegt haben (Tit. Liv.
 XXV. 26.). Setzt hinzu, daß ein noch jetzt beobach-
 teter unterirdischer Gang von diesem breiten Hügel un-
 ter der Mauer fortläuft, und endlich, daß der Lada-
 los im Givias nicht vermuthen werde; vermuthlich ward
 dieses Markden Athener nach dem athenischen
 Krieger geführt. . . .

und endlich habe Artemis ihn in Ortigia, gebettet, denn im funfzigsten Gesang der Odyssee sagt Eumelos an Odysseus, es wäre eine Insel Syrakus, heißt der Insel Ortigia, wo die Sonne sich umwenden. Sollte nicht diese Insel Syrakus dem Theil von Sicilien, sollte nicht ihres Namens Spur noch im Namen Syrakus zu suchen seyn? Die Sonne wendet sich dort, weil die Alten zu Homer's Zeit glaubten, daß man jenseits der Säule des Herkules hinter den Gang der Sonne köme. Auch sagt Eumelos, daß phönizische Schiffe dort her gekommen. Die Phönizier haben sehr früh Handlung in Sicilien getrieben. *) Die Insel, oder das jetzige Syrakus, hanget mit dem festen Lande durch einen Damm zusammen; welcher von vier Kanälen durchschnitten wird, so daß man über vier Brücken gehen muß. Wo ich nicht irre, ist die Ausbesserung des Dammes, dessen vierfache Durchschneidung und Anlegung der Brücken das Werk Kaiser Karls des Fünften.

Ich will diesen Brief nicht beschließen, ehe ich

*) Ich fand, seitdem ich dieses geschrieben, folgende Anmerkung in Vosses's Odyssee (1781) "Syrakus, vielleicht die Landzunge, worauf Syrakus steht, die damals eine Insel oder Halbinsel war, oder von Homer, der diese Gegend nur dunkel kannte, dafür gehalten ward. Die Insel Ortigia war durch Artemis Geburt unter den Griechen berühmt. Hier hatten die Phönizier vielleicht einen Sonnenweiser, der durch den Schatten einer Säule die Sonnenwenden und Tagelichen bemerkte."

der von einer alten Sitte erzählt, die sich zwei und zwanzig Jahrhunderte in Syrakus erhalten hat:

Nach dem Siege über die Athener wurden Waffen auf einem Baum umher getragen, eine Trophäe (Τροφαιο). Dies geschah jährlich wieder, zum Andenken der großen Begebenheit. Die Zünfte begleiteten diesen Zug. Der feierliche Umgang hat aufgehört, aber ein Baum wird noch am ersten Mai vor dem Rathhause aufgepflanzt, und während des ganzen Monats darf niemand wegen Schulden eingekerkert werden. Nach vor wenig Jahren wurden auch die wegen Schulden gefangen sitzenden Bürger losgelassen, damit auch sie an der öffentlichen Freude Theil nehmen und sterben könnten ihren Gläubigern zu genügen. Eine so menschenfreundliche und milde Sitte, welche nicht hätte fallen aufgehoben werden!

Die Sitte, die Waffen auf einem Baum umher zu tragen, ist in Syrakus noch vorhanden, aber nicht mehr jährlich, sondern nur einmal im Jahr, am ersten Mai, und nur noch in der Form, dass ein Baum vor dem Rathhause aufgepflanzt wird.

Die Sitte, die Waffen auf einem Baum umher zu tragen, ist in Syrakus noch vorhanden, aber nicht mehr jährlich, sondern nur einmal im Jahr, am ersten Mai, und nur noch in der Form, dass ein Baum vor dem Rathhause aufgepflanzt wird.

Beilage zum zwei und neunzigsten Briefe.

Erst heute am 27ten Januar 1794 erhalte ich einen Brief von meinem Freunde, dem Ritten Landolina in Syrakus. Folgende Beschreibung eines Phänomenes der Aretusa wird ohne Zweifel vielen meiner Leser interessant seyn.

Il giorno 17 del corrente Luglio l'Acqua dell' Aretusa alle ore sei della sera incominciò a scorrere torbida in tutte le diverse sorgenti che scorrono dentro il gran porto; ed anche la sorgente che é in mezzo del mare, sgorgava torbida dal letto del mare. Il colore che dava era rossiccio oscuro; ma dentro il bicchiere sembrava acqua torbida, e lasciava nel sedimento una polvere sottilissima canericcia. Il sapore dell' acqua che prima era salmastro, divenne dolce perfettamente. Notai che per tutta la città le acque sorgive che sono incavate nella pietra, e che servono di pezzi alle case delli singoli, non erano alterate nel colore, e nel sapore erano più raddolcite di prima. Durò tre giorni questa torbidezza, che mancava di giorno in giorno, e lasciava fra le pietre per le quali scorreva, un sedimento caner-

riccio. Il giorno 21 al tramontar del sole secco totalmente la fonte di Aretusa con tutte le altre acque che scorrono vicino alla medesima, dalle diverse sorgenti che mettono la loro foce nel gran porto, e si ridusse totalmente secco il letto delle acque, tantochè vi concorse molta gente, e a piedi asciutti entrarono dentro la grotta per dove sotterraneamente scorre l'acqua. La ritrovavano incavata dall' arte, e che era distante del luogo dove si vede a cielo aperto circa quaranta palmi. Nel fine di questa grotta era una fessura nella pietra, per la quale sgorgava l'acqua. Per tutta la lunghezza della grotta furono prese moltissime anguille, che restarono nel letto. Dopo sette minuti ritornò l'acqua a poco a poco, e la mattina del giorno 22 era abbondante come prima. Ma è restata ancora dolce. I

„Am 17ten dieses (Juli 1793) Abends um sechs Uhr, begann das Wasser der Aretusa sich wieder zu ergießen in alle Quellen, welche ihren Ausfluss in den großen Hafen haben.“ (Man erinnere sich, daß diese Nebenquellen durch Verhärtung der jetzt viel kleineren Aretusa entstanden sind und nur eine unterirdische Gemeinschaft haben.) „Auch die Quelle, welche im Meere selber ist (der alte Quell Apheus) sprudelte wieder aus dem Meeresbogen auf. An Farbe war sie dunkelroth, im Glase ließ das Wasser einen Bodensatz von sehr feiner Asche. Der vorher süßge Ge-

schmelz des Wassers ward vollkommen süß. Ich sah
 noch, daß in der ganzen Stadt das Quellwasser,
 welches in eingehauenen Behältnissen des Eisenswerks
 von Wälgern zum Gebrauch diente, an Farbe unver-
 ändert, aber an Geschmack süßer war als vorher.
 Diese Mischung dauerte drei Tage, nahm aber von
 Tag zu Tag ab und ließ zwischen den Steinen,
 durch welches das Wasser seinen Lauf hat, einen
 schätzbaren Nachschuß. Am besten bei Sonnenan-
 gang vertraute die Quelle der Arthusa gänzlich mit
 allen andern Wassern, welche nahe bei ihr aus ver-
 schiednen Quellen sich in den großen Hafen ergießen.
 Das Bett dieser Gemäßer ward ganz trocken, so daß
 viele Leute mit unbewachten Füßen in die große Grotte
 gingen, durch welche das Wasser aus unterirdischen
 Gängen hervor fließt. Diese Grotte fanden sie aus-
 gehöhlet durch Kunst, und vierzig Palmen weit vom
 Orte, wo man sie unter freiem Himmel sieht. Am
 Ende der Grotte war eine Spalte im Felsen, durch
 diese sprudelt das Wasser. In der ganzen Grotte
 wurden sehr viele Male gefangen, die im Bett gar nicht
 geblieben waren. Nach sieben Minuten kehrte nach
 und nach das Wasser zurück und war in Ueberfluß
 wieder da am Morgen des 22sten. Aber es ist süß
 geblieben."

Landolina merket noch an, daß ähnliche Phäno-
 mena, ohne Zweifel, sowohl zum Bahn der abergläu-
 bischen Alten, als ob das Wasser der Arthusa sei in

Blut vermandelt worden, als auch zum Philosophem
solcher den Ursprung gegeben haben, welche ernsthaft
behaupteten, es sähe das Wasser sich roth vom Blute
der bei Olympia geopfertem Thiere. Solche Axtleger
wollten Scharffinn mit dem Aberglauben an unter-
irdische Gemeinschaft des peloponnesischen Flusses mit
der süßlichen Quelle verginigen. "In unserm Jahr-
hundert," so fährt Sandolina in seinem Briefe fort,
"in welchem nach verbanntem Aberglauben der Ur-
sprung solcher Erscheinungen in der Natur gesucht
wird, scheint es mir vernünftig, den Grund hierzu
in den vulkanischen Materien zu finden, welche in
Gährung gerathen, Strudel sich öffnen, alte Gänge
verschließen, Höhlen verstopfen und in den Eingewei-
den der Erde der Gewässer Lauf verändern."

In questo secolo però in cui sbandita la su-
perstizione si ricerca nella natura l'origine di tali
fenomeni, mi conviene ridurne la cagione alle
vulcaniche materie, che fermentando aprono vora-
gini, chiudono meati, riempiscono caverne, e fanno
cambiare il corso delle acque dentro le viscere
della terra.

Drei und neunzigster Brief.

Catania, den 5ten Juli 1792.

Am 2ten Juli des Mittags bestiegen wir kleine Fahrzeuge von Syrakus, in der Hoffnung, mit gutem Winde Catania in vier Stunden zu erreichen. Der Wind aber nahm ab, ward auch veränderlich. Nachts um halb elf Uhr kamen wir hier an. Während der Fahrt sahen wir beständig den Aetna gerade vor uns, und in den dunkeln Stunden ergoß sich vor unsern Augen der rothe Gluthstrom.

Catania, welches zur Zeit der Alten Katana hieß, ist eine der ältesten griechischen Colonien. Es ward von eben den Chalcidensern gegründet, welche kurz vorher, im ersten Jahr der dreizehnten Olympiade, 726 Jahr vor Christi Geburt, eine Colonie in Leontion gestiftet hatten. Ein Theil von ihnen ließ sich hier nieder, unter Anführung ihres gewählten Hauptes Euarchos (Thucyd. B. VI. Kap. 3. pag. 379. ed. Dukeri.).

Charondas, dieser berühmte Gesetzgeber, war ein Katander, ein Schüler des Pythagoras. Die Univer-

sität von Catania rühmet sich mit Recht einer der ältesten Sitze der Wissenschaften zu seyn. *)

Zweihundert neun und vierzig Jahr nach Gründung dieser Stadt versetzte Hieron der Erste, Gelon's Bruder, die Einwohner von Naxos und von Katana nach Leontion. Beide leere Städte bevölkerte er theils mit Peloponnesiern, theils mit Syrakusern. Dem mit 10,000 neuen Einwohnern bevölkerten Katana gab er den Namen Metna, nach dem Berge, an dessen Fuß es steht. Er räumte ihnen nicht nur das alte Gebiet der Katanaer ein, sondern auch noch neues von den angränzenden Ländern. Das that er, theils um Krieger, auf die er sich verlassen konnte, an ihnen zu haben, theils um nach dem Tode von ihnen als Heros

*) Siehe Besseling's Anmerkungen zum Diodor (Vol. I. pag. 485.), wo er beweiset, daß Charondas nicht nur Gesetzgeber der Thurier war, sondern auch seiner Vaterstadt Katana und der andern Halcidensischen Städte in Italien und Sicilien. Diese waren: in Italien, Rhegium; in Sicilien, Zanglia, Naxos, Leontion, Katana, Euböa, Myla, Himera und Kallipolis. Von Charondas sagt Aristoteles, daß er, außer seinem Gesetze gegen die falschen Zeugen, nichts Eigenthümliches gehabt habe; daß aber an Bestimmtheit und an eleganter Klarheit des Ausdrucks ihm kein Gesetzgeber von seiner (des Aristoteles) Zeit gleich komme. Χαρόνδῳ δ' ἴδιον μὲν εἶναι ἐστὶ, πλὴν αἱ δίκαι τῶν ψευδομαρτύρων. πρῶτος γὰρ ἐποίησε τὴν ἐπίσχεψιν. τῇ δ' ἀκριβείᾳ τῶν νόμων ἐστὶ γλαφυρώτερος καὶ τῶν νῦν νομοδιδασκῶν. Aristoteles Polit. B. II. Kap. 12.

(ein nach dem Tode Vergötterter) verehrt zu werden (Diodor. B. XI. Vol. I. p. 440, 41.):

Er starb in dieser Stadt und ward auch wirklich als Heros in ihr verehrt, weil ihn die Bürger als den zweiten Gründer der Stadt ansahen.

Im vierten Jahr der 79sten Olympiade, 459 Jahr vor Christi Geburt, ergriff Duketios, Anführer der Sikuler, die Waffen gegen diese Stadt, deren Bürger jene eines Theils ihres Gebiets beraubt hatten. Zugleich fielen die Syrakusier sie an, alte Ansprüche geltend zu machen. Nach verschiednen Niederlagen mußten die Aetnader aus ihrer Stadt weichen. Sie zogen nach Inessa, *) welcher Stadt sie nun den Namen Aetna gaben. Die vorigen Besitzer erhielten jene Stadt wieder und nannten sie wieder mit ihrem alten Namen Katana.

Im zweiten Jahr der 94sten Olympiade, 401 Jahr vor Christi Geburt, nahm Dionysios der ältere Katana, verkaufte die Einwohner und räumte die Stadt Campanern ein (Diodor. B. XIV. Vol. I. p. 651.).

In Katana war ein Geschlecht, welches *εὐσεβες* (die Frommen) genannt ward. Als einst der Aetna die Stadt feuerspeierend heimsuchte, waren zwei allein

*) Eluver und Besseling beweisen, daß man im Diodor statt *Ἰνέσσιον* lesen müsse *Ἰνέσσαν*. Es ist dieses nach Eluver der Ort, wo jetzt, 12 Miglien von Catania, das Kloster des heiligen Nikolaus steht, am Abhang des Aetna.

darauf bedacht, ihre Aeltern zu retten. Der eine trug seinen Vater, seine Mutter der andre. Der Feuerstrom erreichte sie, theilte sich aber dicht hinter ihnen in zwei Ströme und ließ sie unverletzt. Es geschah vor Alexander's Zeit und noch zur Zeit des Pausanias, der unter Augustus Regierung lebte, ward dieses Geschlecht geehrt (Pausan. B. X. K. 28.).

Zu Augustus Zeit ward eine römische Colonie hergeführt. In Catania sind große Ueberbleibsel aus dem Alterthume. Die Thermen (warmen Bäder) haben sich zum Theil wohl erhalten und man würde vielleicht mehr davon sehen, wäre nicht die Domkirche drüber gebauet worden. Ein unterirdischer achteckiger Saal schien mir noch unbeschädigt. Wasserleitungen, welche die Bäder versahen, sind zum Theil noch in Stand und treiben Mühlen. Das Gymnasium stieß an die Thermen. Es muß sehr groß gewesen seyn; denn wiewohl es größtentheils von der Lava des Jahres 1669 überschüttet ward, stehen doch noch an beiden Seiten einer großen Straße viele Arkaden, welche dazu gehörten. Nahe bei'm Gymnasium sind des Theaters große Ruinen. Von den Sizen der Zuschauer hat sich nicht viel erhalten; da man aber von einem Stück des halben Bogens auf dessen Umfang schließen kann, auch noch sieht, wo das Postscenium aufhört, so verbindet man leicht im Geiste die Vorstellung von der ehemaligen Breite des Ganzen mit der sichtbaren Länge. Die Gänge haben sich zum

Theil sehr wohl erhalten, auch die Treppen der drei verschiednen Ordnungen und viele der Vomitorien. Der selbige Prinz Biscari hat es auf seine Unkosten vom Schutte, unter dem es lag, befreien lassen. Die Catanesen behaupten, in diesem Theater habe Melbias des die Rede gehalten, durch welche er die Aufmerksamkeit der Bürger fesselte, indessen atheniensische Krieger in die Stadt schlichen. Thucydides und Diodor erwähnen dieser List, aber nicht des Theaters.

An das große Theater stößt ein kleineres bedecktes, welches Odeum genannt wird. Man ist nicht einig über die Bestimmung der Odeum. Der Name scheint anzuzeigen, daß sie dem Gesang gewidmet waren. Eben dieser Bestimmung wegen waren sie wohl mit einem Dach versehen. Von dem Odeum in Catania sieht man nur den äußern Umfang. Gleich dem Theater des Marcellus in Rom, ist es größtentheils in Wohnungen armer Familien verwandelt worden.

Wie man von gewissen Thieren sagt, daß, sobald sie Blut gekostet haben, sie des Blutes sich nicht enthalten können, so konnten auch die Römer, nachdem sie Geschmack an blutigen Kämpfen wilder Thiere oder der Menschen bekommen hatten, dieses abscheulichen Schauspiels nicht entbehren. In Catania stehen große Ueberbleibsel eines römischen Amphitheaters.

Der untere Theil (denn es bestand aus drei Ordnungen) ist in Schutt vergraben. Von der zweiten Ordnung ist vieles übrig, wenig von der dritten,

da zur Zeit des gothischen Königes Theodorich Steine davon genommen und zur Erbauung der Stadt gebraucht worden.

Catania ward mehrmal mit Feuerströmen des Aetna und mit Erdbeben heimgesucht. Im Frühlinge des dritten Jahrs der 88ten Olympiade, 424 Jahr vor Christi Geburt, ergoß sich der Gluthstrom aus dem Berge und verheerte das Gebiet der Katanger (Thueyd. B. III.).

Am fürchterlichsten ward, Catania bebräuet vom schrecklichen Erguß des Aetna im Jahre 1669. Die Lava floß wie ein breiter und tiefer Strom gegen die Stadt an. Je nachdem sie sich mehr vom Feuer-schlund entfernte, floß sie langsamer und war minder flüßig. Statt, wie man erwartete, die Mauer zu stürzen, staute sie vor derselben, erhob sich und floß über sie hinweg. Sie machte zwei seltsame Erscheinungen, deren Spuren nicht untergehen werden, es mußten denn neue Ergüsse, oder Erdbeben sie tilgen. An der westlichen Seite der Stadt stand schon das alte Benedictinerkloster, welches jetzt einen kleinen Theil des Klosters ausmacht. Die Lava floß mit hohem Strom gegen die Mauer des Klosters an, umgab es von mehreren Seiten und blieb, ohne sie zu berühren, dicht vor der Mauer stehen. Es ist ein sonderbarer Anblick, wie die erhärtete Masse starrend da steht.

Ein andrer Strom der Lava bedeckte denjenigen Arm des Flusses Giudicello, welcher Canale del Duca

genannt wird. Da sein Wasser sehr geschätzt wird, machten die Bürger eine tiefe Oeffnung durch die verhärtete Lava bis zum reich quillenden Strom, welcher jetzt mit lauterem Gewässer aus der Lava gewölbten Hallen, wie aus Felsengrotten, sich ergeußt. Der Fluß Giudicello ist derjenige, den die Alten Amenas und Amenanos nannten. Pindar erwähnt des Amenas in seinem ersten pythischen Hymnus. Er entspringt dem Aetna. Oft wird sein Hauptstrom unsichtbar und vertheilet sich in viele unterirdische Arme. Oft strömt er in seinem Bette sichtbar durch die Stadt. Daher sagt Ovid von ihm:

— Sicaniæ volvens Amenanus arenas

Nunc fluit, interdum suppressis fontibus aret.

Ovid. Met. XV, 279-80.

Jetzt ist er unsichtbar. Er versah der alten Stadt zahlreiche Wasserleitungen, deren verschiedene noch übrig sind (s. Lex. topogr. Sicul.).

Fürchterlich war das Erdbeben des Jahres 1169, durch welches, nach Amico, die Stadt 14,000 Menschen verlor. Zugleich verheerte des Aetna Feuerstrom das Gefilde.

Diese beiden Schrecken der Natur suchten Catania wieder zugleich heim im vorigen Jahrhundert, da die Stadt durch ein Erdbeben beinahe in einen Steinhaufen verwandelt ward, im Jahr 1693.

Catania erhub sich bald mit neuer Schönheit aus dem Schutt empor. Diese Stadt hat schnurgerade

breite Straßen und ist schön gebaut. Da sie ansehnliche Handlung treibt und in einer der fruchtbarsten Gegenden des fruchtbarsten Landes von Europa liegt, genießen die Bürger eines glänzenden Wohlstandes. Als im Jahr 1783 ein großer Theil von Messina durch das Erdbeben einstürzte, nahm Catania zu, auf Unkosten jener Stadt. An Bevölkerung ist sie die zweite in Sicilien. Die Zahl ihrer Einwohner wächst immer; keine Mauern setzen ihr ein Ziel.

Einige schätzen die Menschenzahl in Catania auf achtzig tausend. Man muß sich hüten, den sanguinischen Angaben der Italiener und Sicilier zu trauen, wenn sie die Volksmenge ihrer Städte bestimmen. Zur Zeit, als Amico sein schätzbares *Lexicon topographicum Siculum* schrieb, vor etlichen und dreißig Jahren, zählte man 25,848 Einwohner. Diese Zahl mag wohl bis auf 40,000 Menschen gestiegen seyn.

Das Benedictinerkloster ist ein prächtiges Gebäude. Ehemals wohnten diese Ordensgeistlichen am Hang des Aetna, in San Nicolao de la Rena, wo noch einige ihrer Laienbrüder Reisende aufnehmen. Im Jahr 1558 wurden jene in die Stadt versetzt. Nur einige Wochen der heißen Jahreszeit, und die Zeit der Weinlese, bringen sie alle in ihrem vorigen Aufenthalte zu, den sie der Erdbeben und des zu nahen Aetna wegen verlassen haben.

Das Kloster in der Stadt hat eine schöne Kirche, deren Orgel berühmte ist, ein großes Museum, in

welchem Naturkundige die Ordnung vermissen, eine Bibliothek und zwei Gärten, die nach Landesfittte keinen Schatten geben.

Die Verdienste des verstorbenen Prinzen Viscari um diese Stadt sind bekannt. Er that viel für die Erweiterung der Naturkunde, viel für die Enthüllung der Alterthümer. Er war ein Wohlfhäter seiner Mitbürger, ein Freund der Musen, und der Fremdlinge Gastfreund. Seine Söhne kommen, gleich ihm, dem Fremden mit Freundlichkeit und mit wahrer Gefälligkeit zuvor. Sie setzen auch die Sammlung seines großen Museums fort. Ich bin zu sehr ein Laie in der Naturkunde, als daß ich diesem schönen Naturalienkabinet volle Gerechtigkeit könnte widerfahren lassen. Die Sammlung der Antiken ist auch sehr groß. Als der selbige Viscari das Theater von seinem Schutte befreite, fand er viele Säulen und Statuen, welche jetzt sein Museum zieren. Ein großer Torso (Kumpf ohne Kopf, Hände und Beine) ist sehr schön. Ich wage nicht eine Meinung darüber zu äußern, viel weniger zu entscheiden, welchen Gott des Alterthums diese Statue vorstellte. Wenn Winkelmann aus den Muskeln des Rückens vom berühmten Torso in Rom die ganze Vorstellung der Statue, wie auf dem Dreifuß der Pythia wahrsagend, zu sehen glaubte, so mag man wohl lächeln bei der Trunkenheit des gefühlvollen Mannes, der ein so großer Kenner war. Des Unkundigen und Nächternen angelegte Trunkenheit

ist eckelhaft. Niedeser, ein bescheidener Beurtheiler und feiner Kenner, hält diesen Torso für einen Bacchus. Mir scheint er nichts von der weiblichen Schönheit zu haben, welche des Bacchus antike Statuen charakterisirt. Denenjenigen aber, welche ihn für einen Jupiter halten, antwortet man: Daß auf der Brust der untere Theil des Wortes sichtbar seyn müßte.

Ein eherner Kopf des Antinous gehört zu den schönsten, die ich jemals sah.

Die Sammlung ist reich an ehernen und irdenen ägyptischen und griechischen Iden (Kleine Götzenbildchen), an Thronen, Lampen u.

Griechische Vasen sammelte der selige Discari mit desto besserem Erfolg, da die Ueberbleibsel des alten Kamarina, einer der großen griechischen Städte Siciliens, zu seinem Lehr gehören und nirgends schönere Vasen gefunden werden.

Eine kleine blaue Vase, welche ohngefähr wie Porcellan aussieht, wird für eine vorzügliche Zierde dieser Sammlung gehalten, weil man glaubt, daß sie ein *vas mirrulinum* sei, welche von den Alten sehr hoch geschätzt wurden. *)

*) Man weiß nicht bestimmt, was für eine Materie die *mirra* oder *mirra* der Alten war. Plinius sagt: Sie komme aus dem Morgenlande und man halte sie für eine Feuchtigkeit, welche in der Erde durch die Hitze verdickt worden. Man schütete an den Gefäßen, welche aus ihr gemacht wurden, das Schachspiel, einen ge-

Das Stück eines Obeliskes von ägyptischen Granit gehörte vermuthlich zu einem Gegenstück desjenigen Obeliskes, der, auf dem Rücken eines Elephanten von Lava ruhend, auf dem großen Plage der Stadt steht. Beide Obeliskten dienten wahrscheinlich zu Zielen der Rennbahn des Circus, den die Römer angelegt hatten. Sie sind ägyptische Arbeit, wie aus dem Hieroglyphen erhellet.

Auf einem Steine, der in Agirone, dem alten Agyrion, des Geschichtschreibers Diodoros Vaterstadt, gefunden worden, steht die Inschrift: ΔΙΟΔΩΤΟΣ ΑΠΟΛΑΒΗΝΙΟΥ (Diodoros, Sohn des Apollonios); Vielleicht bedeckte dieser Stein die Asche des Schriftstellers, dem wir so viel Licht in der alten Geschichte und vorzüglich in der Geschichte dieser seiner vaterländischen Insel verdanken.

Die Sammlung von Gemmen, Cameen und Intaglios ist schön und das Kabinet alter Münzen vielleicht das vollständigste in Sicilien.

wissen matten Glanz (Splendor his sine viribus, nitorque verius quam splendor) und den Wohlgeruch. Die ganze Beschreibung im Plinius ist meisterhaft (s. Nat. Hist. B. XXXVII. 8.).

Als Augustus Alexandrien eingenommen hatte, behielt er von den Kostbarkeiten des königlichen Geräths nichts als einen Becher von Murrha (s. Suet. in Octav. 71.). Der Prinz Viscari hat eine Abhandlung über Vasen von Murrha geschrieben, unter dem Titel: Ragionamento dei vasi murrini.

Der selige Biscari legte eine große Villa auf dem breiten Rücken der Lava an, welche sich im Jahr 1669 aus dem Aetna in's Meer ergoß. Dieser forschende Mann wollte untersuchen, oder vielmehr, er wollte die Nachwelt in Stand setzen zu untersuchen, wie bald durch menschlichen Fleiß die Lava urbar gemacht werden könnte. Mit ungeheuern Unkosten ließ er breite Wege zum Fahren auf der hockrichten, durch ihn geebneten Lava machen. Zu beiden Seiten ließ er Erde legen zwischen den Erhöhungen und Vertiefungen. Die Erde ließ er mit Bäumen bepflanzen. Das moderne Laub wird mit der Zeit die harte Materie desto eher sanftigen, da diese von zarten Wurzeln erst umwunden, dann durchschlungen, dem unnachlassenden, wiewohl langsamen Fortschritt der Vegetation, gleich den Felsen, wird nachgeben müssen. An einigen Stellen schien mir, daß die schöne Kapernpflanze und die indianische Feige nicht in aufgeführter Erde, sondern in schon ermürbender Lava wurzelten. Die großen, rauhen Massen sind noch felsenhart; nur einige, welche tiefer liegend Feuchtigkeit sammeln, fangen an sich mit grauem Moose, dem Erstling beginnender Vegetation, zu kleiden. Der Lava Natur ist sehr verschieden, wie ich deutlich sah bei Vergleichung der dreißigjährigen bei Pompeji und der fünfshundertjährigen beim Lago del Re in der Insel Ischia. Beide sind ungefähr in gleichem Zustande kümmerlich beginnender Vegetation. Auch desselben Vulkans verschiedene Laven sind oft von

sehr ungleicher Art. Die Annalen der Natur sind sehr ehrwürdig, wurden, gleich jenen Gesehtafeln, geschrieben von Gottes Hand; wer sich aber zu ihrem Geschichtschreiber geboren glaubt, der erkühne sich nicht, ihrer Zeitrechnung eine genaue Bestimmung zu geben. Man kann sehr oft auf sie die Inschrift im Tempel des delphischen Apollo anwenden:

Οὐ λίσσῃ, οὐδὲ κρύπτει, ἀλλὰ σημαίνει.

(Er sagt nicht, er verbirgt nicht, er deutet an).

Der Lavastrom vom Jahre 1669, auf welchem diese biscarische Villa angelegt worden, verschlang auch hier einen Arm des Giudicello und verwandelte seine Mündung in einen stehenden See, der Eine Quelle behalten hat. Da er dann und wann austretend die Luft ungesund macht, ließ der Prinz einen andern daneben graben, durch welchen jener seine übrigen Gewässer in das Meer gießt. Beide sind fischreich, mit Bäumen umpflanzt und in dem Garten mit eingeschlossen. Aus dem Garten sahen wir gegen Norden im Meer die drei kegelförmigen Klippen, welche bei den Alten Klippen der Cyclopen hießen. Ihr jetziger Name ist Gli farigliani.

Einem andern Privatmanne, welcher früher als Biscari lebte, aus dem Geschlecht der Cutelli, verdankt diese Stadt ihr Collegio nobile, oder ihre Ritterakademie, welche seine Stiftung ist, eingerichtet zur Wohnung und zum Unterricht für 24 junge Edelleute.

Alle die aus dem Geschlecht der Cutelli, oder mit ihm verwandt sind, genießen dieser Wohlthat umsonst.

Das Gebäude und dessen äußere Einrichtung sind schön. Ob der intellectuelle und moralische Theil des Instituts dem Aeußern? ob der Unterricht und die Bildung der Jünglinge des Stifters Absicht entspreche? darüber vermochte ich keine Nachrichten einzuziehen.

Die jungen Leute werden in der Religion, in den Sprachen, in den Wissenschaften, im Reiten, Fechten und Tanzen unterrichtet.

Die Universität ist die vornehmste, ja in gewisser Absicht die einzige in der Insel, da die Juristen und Mediciner, welche in Valerino studiert haben, hier ihren Lauf der Studien vollenden müssen, wofern sie befördert zu werden wünschen.

Don Giuseppe Gionni, dessen Geschlecht von dem in Sicilien zu berühmten französischen Hause Anjou abstammt, ist Majordomo der Königin, Kammerherr und Professor der Naturkunde bei der hiesigen Universität. Man sieht mit Verlangen seiner Beschreibung und Geschichte des Aetna entgegen, von welcher viel erwartet wird. Er hat ein großes, sehr sauber geordnetes Naturalienkabinet.

Der Lector in der Botanik, ein vernünftiger und freundlicher Mann, hat durch Anlegung eines eignen botanischen Gartens dem öffentlichen Mangel, in so fern ein in seinen Mitteln eingeschränkter Privatmann das thun kann, abgeholfen. Sein Sohn wird einst

den Vater ersetzen können. Unter vielen Pflanzen mancher Länder sahen wir hier, als fremde Gewächse, den Buchweizen, den Johannisbeerstrauch und die Maiblume. Auch Himbeeren und Stachelbeeren wachsen nicht in Sicilien. Die Maiblume (oder Maililie) soll in einigen Gegenden mitten in der Insel wild blühen, wie bei uns, und zwar im April. Sie kann also nicht die Lilie seyn, von welcher der Cyclope Polyphemus der Nymphe Galatea sagt, daß sie im Winter blühe. Denn vom Mohn, welcher im Sommer blühet, kann er das nicht sagen.

ὦ μοι ὅτ' ἐκ τέκιν μ' αἰ μάτην βράγχι' ἔχοντα,
 ὧς κατέδυν ἐπὶ τὴν, καὶ τὰν χεῖρα τέως ἐφίλασα,
 Αἰ μὴ τὸ τόμα λῆς ἔφρον δι τοι ἢ κρεῖνα λευκά,
 Ἡ μάκων' ἀπαλὰν, ἐρυθρὰ πλαταγῶν' ἔχουσιν.
 Ἀλλὰ τὰ μὲν ἄριστος, τὰ δὲ γίνεταί ἐν χαμᾶν.
 ὧς' ἐκ αἰ τοι ταῦτα φέρει ἅμα πάντ' ἰδυῖάνην.

Θιόφρ. οἰδ. Ια. 54-59.

Hätte mich doch als Fisch mit Flossen die Mutter
 geboren,

Daß ich könnte das Meer durchschwimmen, dann wollt'
 ich die Hand dir

Küssen, wenn du versagtest den Mund; dann wollt' ich
 dir bringen

Rothe krause Köpfe des Mohns und glänzende Liljen;
 Aber jene blühen im Sommer, die andern im Winter,
 Und ich vermag sie nicht alle zugleich auf der Wiese zu
 pflücken.

Ehr. Graf zu Stolberg Uebers.

Ich habe nicht erfahren können, welche weiße Blume hier Theokrit unter dem Namen der Lilie verstehen könne. Die Maiblume blühet hier im April, die große Lilie im Sommer. Man hat mir eine dritte Art von mittlerer Größe genannt, aber auch diese soll im Frühling blühen.

Sehr angenehm ist mir die Bekanntschaft des Herrn Francesco Ferrara, Lehrers der Naturkunde, dem ich einen Brief vom großen Spalanzani brachte. Es ist ein interessanter und freundlicher junger Geistlicher, der uns desto bessern Unterricht zu unsrer bevorstehenden Reise auf den Aetna geben kann, da er gebürtig ist aus dem Städtchen Trefastagne, am Fuß des Aetna.

Die Bürger von Catania legen jetzt einen neuen Molo, oder Steindamm am Meer an, ihren Hafen zu sichern. Um einen dauerhaften Rütt zu diesem Werk zu haben, lassen sie Pozzolana (vulkanische Erde) vom Vesuv kommen, die sie nach Art der Alten, welche Pozzolana brauchten, ehe sie wußten, was sie wäre, mit dem Kalk vermischen. Die vesuvische Vermischung der Erde mit der Asche muß also sehr verschieden seyn von der ätnaischen, da man jene bis an den Fuß des Aetna hinbringen läßt.

Catania handelt vorzüglich mit Getreide und mit Potasche.

Vier und neunzigster Brief.

Giarre am Fuß des Aetna, den 7ten Juli 1792.

Vorgestern, Nachmittags um vier Uhr, machten wir uns auf und sahen vor uns das größte und letzte Ziel unsrer Reise, den dampfenden Aetna.

Er ward uns mehr als einmal durch Wolken umhüllet, ja es begann einmal zu regnen und schon ward uns sehr bange, daß trübes Wetter uns den interessantesten Augenblick unsrer Wallfahrt verderben möchte. Aber bald ward der Himmel wieder heiter, die weiße Rauchsäule stieg wieder vor uns auf am blauen Horizont.

Gleich vor Catania empfing uns der Anblick von der Lava des Jahres 1669. So traurig ist der Eingang in das Val Demone, welches doch reich an den größten Naturschönheiten und, nach meiner Empfindung, das schönste Land ist, so ich je gesehen. Es faßt den Aetna in sich, das Gestade der Meerenge und das nördliche Gestade Siciliens bis zum Fiume grande, welcher zwischen Cefalu und Termini strömet. Mit Catania endet das Val di Noto auf. Doch

rechnete man zu Jazello's Zeit Catania mit zum Val Demone.

Die Weingärten dieser Stadt werden noch jetzt zu dieser Provinz gerechnet. Sie grünen zwischen der schwarzen starrenden Lava, die oft von rankenden Reben umschlungen wird.

Hier beginnet die unterste Gegend des Aetna (Regione piemontana). Gleich dem Befur verbreitet der Aetna, durch den Einfluß seiner vulkanischen Luft und Asche, eine außerordentliche Fruchtbarkeit um sich her, und ersetzt dadurch siebenfältig den Schaden, welchen seine Verheerungen anrichten.

Einige der Alten hielten es für die höchste Glückseligkeit, seinen Feinden allen möglichen Schaden zuzufügen und seine Freunde mit Güte der Wohlthaten überhäufen zu können. Solchen wäre der Aetna ein vollkommenes Bild der Götze gewesen, nach welcher sie strebten.

Bald nachdem wir die Stadt verlassen hatten, sahen wir die beiden Monti grossi, in deren Nachbarschaft das Kloster San Nicolo della Rena (der heilige Nicolaus zum Gande) steht, zwölf Meilen von Catania. Die ganze Gegend besteht aus vulkanischer Materie. Man ersäunet ihrem schwarzen Rücken den freudigsten Wuchs des Oeles, des Weines, des Obstes entgrünen zu sehen. Dieser Landstrich ist daher sehr bewohnt, das Völkchen scheint fleißig zu seyn, und eines verdienten Wohlstandes zu genießen. Die Häuser

der Landleute sind meistens aus Lava, ohne Verbindung eines Stützes, erbauet, und erscheinen als schwarze Flecken mitten in dieser glänzenden Vegetation.

Dicht hinter einander folgen sich die Dörfer Gravina, Mascalucia, Mazzanunciata und Nicolosi. Hinter Mazzanunciata grünet links ein Eichenwäldchen, rechts wachsen Pistazienbäume. Gleich nachher verbreitet sich eine Wüste von Lava, zwischen deren hohen zackigen Massen ein schmaler Pfad läuft. Das Dörfchen Nicolosi liegt nahe an den Monti grossi. Diese zwei Berge erheben sich halb rund wie Weiberrüste; unten sind sie mit einander verbunden, ähnlich den beiden Hügeln am Fuße des Vesuvius, aus welchen im Jahr 1767 die Lava strömte, welche noch bei den Ruinen von Pompeji in's Meer floss. Aber die ätnaischen Monti grossi sind viel höher. Bei'm Aetna mißt die Natur mit ganz andern Maassstabe als bei'm Vesuvius. Gleich jenen Hügeln entstanden sie durch einen Feuerausbruch. Es war der schreckliche vom Jahre 1669. Die Lava umher fängt an dünnes Gras zu tragen, an den meisten Stellen ist sie noch bedeckt mit grauem Moose.

Trauriger vielleicht als selbst diese Lava ist die schwarze Asche zwischen dem kleinen Dorfe Nicolosi und dem Kloster San Nicolo della Rena. Sie ist wohl beinahe eine Miglie breit. Desto erfrischender ist der Anblick von den Reben, Obstbäumen, Pinien, Silberpappeln und Kastanien, welche San Nicolo

della Rena umgeben. Um 8 Uhr Abends erreichten wir dieses Kloster, in welchem nur Ein Laienbruder des großen Benediktinerklosters von Catania sich aufhält, zur Bequemlichkeit der Reisenden. Dieses alte Kloster ward gegründet im Jahr 1156, und von den Mönchen bewohnt bis ins Jahr 1558, da sie nach Catania versetzt wurden. Nach wahrscheinlicher Vermuthung steht es da wo das alte Inessa stand.

Als wir uns und unsre Thiere ein wenig erfrischt hatten, ritten wir Nachts um 10 Uhr weiter. Eine Stunde lang sahen wir im Mondschein nichts als Lava; dann erreichten wir die mittlere Gegend des Aetna, welche auch die waldige genannt wird.

Auf dieser Grite ist sie bedeckt mit Eichen und einigen Buchen, deren Anblick mich desto mehr erfreute, da dieser schöne Baum in Italien und in Sicilien selten ist. Weder sein Stamm noch sein Laub erreichen in diesen Ländern die Schönheit unsrer vaterländischen Buchen.

Ehemals wuchsen in des Aetna waldiger Gegend viele Pinien und Lärchen. Der ältere Dionysios holte die Hälfte seines Schiffbauholzes dorthier, aber vor Diobors Zeit muß der Wuchs dieser Bäume aufgehört haben, da dieser Schriftsteller ausdrücklich bemerkt, daß sie zu jenen Zeiten häufig hier gestanden hätten (Diodor Vol. I p. 676.). Auch noch zu Hieron des Zweiten Zeit war der Aetna reich an Nabelholz, denn dieser König ließ zum Bau seiner ungeheuren Galeere

so viel Hatz aus diesen Wadungen hauchen, als zur Verfertigung von sechszig Galeeren erforderlich gewesen (Athenos. B. Vol. II. p. 296. ed. Schweigh.). Pindar, ein Zeitgenosse Gelon's und Hieron's des Ersten, spricht von den schwarzblättrigen Höhen des Aetna.

Wechselnde Höhen und Thäler, der Wald, der Vollmond zu unsrer Linken, und rechts die entflammte Wolke des Rauches, welche sich über des jetzigen Ausbruchs Gluthstrom, den ein Gipfel des Gebürge's verbarg, einer Feuersäule gleich, in gewundenen Kreisen erhob, gaben dieser Nacht Schönheiten, welche so vereinigt, nur auf diesem Berge, und selbst auf ihm nur selten zu sehen, dennoch nicht seltner als erhaben sind. Nie sah ich den Mond, nie die Sterne so hell, als in dieser hohen und reinen Luft. Am Ende des Waldes ist die sogenannte Ziegenhöhle. Es ist eine tiefe Wölbung überhangender Lava. Als ich am folgenden Tage, auf unsrer Rückkehr vom Gipfel des Aetna, bei dieser Höhle Ziegen und Schaafe von einem Hirten weiden sah, fiel mir der theokritische Ziegenhirte ein, der im vollen Gefühl seiner Glückseligkeit ausruft:

*Αἶμα μάτηρ ἡμέ, πῆγ' αὖ παλὶν ἄντρον βιαιοῖ,
Κόιλαις ἐν πτέραισιν. ἔχω δὲ τοι ὅσσ' ἐν ὀνίξῃ
Φαίνονται, πολλὰς μὲν οἷς, πολλὰς δὲ χιμαίρας et cet.*

Θιοκρ. id. 9. 15-17.

Aetna meine Mutter! ich wohn' in deinen Gewölben,
Schön ist meine Behausung, und alles welches in Träumen
Uns erscheint ist mein! So Schaafe als Ziegen die Fülle!

S. Christ. Graf zu Stolberg Uebers.

Bald begann nun die hohe unfruchtbare Gegend und die Luft war sehr kalt. Wir stiegen um 1 Uhr des Nachts von unsern Maulthieren ab, um unsre erfrorenen Glieder des Schutzes einer zweiten Lavahöhle genießen zu lassen. Unter der Wölbung dieser starren Lava lagen wir in schwarzer Asche, zwischen scharfzackigen Schlacken. Dieses Lager würde uns dennoch auf einige Stunden willkommen gewesen seyn, wenn wir Zeit zur Ruhe gehabt hätten.

Wir empfanden die Kälte desto lebhafter, als wir nach etwa einer Viertelstunde uns wieder auf den Weg machten.

Da die letzten Winter sehr gelinde und der vorige Sommer sehr heiß gewesen, wird es der milderer Sonne dieses Sommers leicht, fast allen Schnee auf dem Rücken des Aetna zu schmelzen. Sogar derjenige, den man in Gruben und Klüften verwahrt, fest gestampft und mit Asche bedeckt hat, wird vielleicht nicht bis zur Zeit des neuen Schnee's, wiewohl dieser auf dem Aetna schon im September zu fallen anfängt, ausbauern, da man in früher Ermangelung des hoch liegenden Schnee's diesen zubereiteten Vorrath früh hat angreifen müssen. Jede der benachbarten Städte hat ihren besondern Vorrath. Der Mann, welcher den Schnee nach Catania zu bringen pflegt, war unser Wegweiser.

Der Cyclope Polyphemos ladet seine geliebte, aber ihn nicht liebende Nymphe Galatea ein auf das

frische Wasser der Bäche, die aus dem Schnee des Aetna sich ergießen. Erst löst er sie mit seines lächelnden Reichthums Beschreibung, dann fährt er fort:

Ἐπὶ ψυχρὸν ὕδωρ, τὸ μοι ἂ πολυδίνδριος Ἄιτῃς
 Ἀνκᾶς ἐκ χιόνος, ποτὸν ἀμβρόσιον, προίητι.
 Τίς κεν τῶνδε θαλάσσαν ἔχειν ἢ κύμαθ' ἔλοιτο;

Diap. eid. in. 47-49.

Klare Bäche rieseln dort, die zum kühlenden Trunke
 Wir aus Schnee bereitet der waldernährende Aetna,
 Sage, wie kannst du wählen das Meer? —

S. Ehrst. Graf zu Stolberg Uebers.

Wir sahen nun bald den Monte rosso, einen gewaltigen Berg des Aetnagebürges. Er ist der höchste nach dem Gipfel des Aetna. Einige Reisende haben diesen Monte rosso, welcher drei Miglien weit vom Gipfel des Aetna ist, mit den zweien Monti grossi, welche achtzehn Miglien vom Gipfel entfernt sind, verwechselt.

Folgendes sagt von ihm Don Giuseppe Gioeni in einem Büchelchen, dessen Titel dieser ist: Relazione della eruzione dell' Etna nel mese di Luglio M. DCC. LXXXVII. scritta D. C. G. G. (dal Cavaliere G. Gioeni. Catania, 1787. *)

*) „Beschreibung vom Ausbruch des Aetna im Monate Julius des Jahrs 1787, verfaßt vom Ritter Joseph Gioeni. Catania, 1787.“

„Ein merkwürdiger Feuerausbruch des Jahres 1751 bildete diesen Berg, welcher nach der Farbe seines Stoffes der rothe genannt wird. Er erhebt sich über einem andern älteren Berge, mit dem er Einen Rücken bildet. Sein Feuer ist noch nicht erloschen, und sendet oft aus vielen Dampföchern Rauch auf, welchen jene Bergbewohner für Anzeichen böser Witterung oder einer neuen Ausbrausung im Aetna halten.“

Dieser Monte rosso hat vor 25 Jahren einen fürchterlichen Ausbruch gehabt. Beim tausendenden Mondschein hielten wir ihn für den Gipfel des Aetna, dessen Haupt mit Nebeln der Nacht und mit eigenem Rauch verhüllet war.

Aber bald sahen wir ihn wieder. In grauer Dämmerung stiegen wir ab von unsern Mauleseln, am Fuße des Gipfels, welcher nicht sowohl der Gipfel eines Berges ist, als der höchste Berg des Aetnagerbürges. Wir erwarteten, daß unser Wegweiser uns gleich auf die oberste Höhe bringen würde, er führte uns aber an den östlichen Fuß des Gipfels. Anfangs waren wir unwillig, sahen aber bald, daß wir vor Sonnenaufgang die Höhe nicht erreichen und, wofern das auch möglich wäre, wegen des Rauches und Schwefeldampfes, die dem Schlund entstiegen, und vom Westwinde nach Osten getragen wurden, auf der östlichen Seite des Gipfels nicht würden stehen können.

Auf der Höhe, wo wir standen, war es so kalt, daß der Thermometer auf anderthalb Grad Reaumur

unter dem Eispunkte stand; Landolina's ältester Sohn, ein Jüngling von etlichen und zwanzig Jahren, *) welcher uns von Syrakus aus begleitet hatte, ward im ersten Augenblick, da wir von den Maulfelsen abgestiegen waren, wie betäubt von der Kälte, raffte sich zwar bald wieder auf, erholte sich doch aber erst vollkommen nach einigen Stunden.

Rund um uns her sahen wir beim tagenden Lichte Gefilde der Verwüstung, wild durch einander geworfene, starrende Massen von Lava, Schlacken, aus dem Schlunde des Vetus zu verschiedenen Zeiten hervorgeschleuderte Felsen, dazwischen Schnee und schwarze Asche; links den dampfenden Krater. Vor uns lagen, in ferner Tiefe, der Toro und andre Berge, und ein langes schwellendes Wolkenbette, dessen äußerste sich verlierende Seiten der Blick weder von den Bergen, noch vom Meer rein absondern konnte, bis flammend die Sonne sich erhob und die ganze Gegend ordnete. Es war wie eine neue Schreibung des Lichts von der Finsterniß, des Trocknen und der Gewässer. Ein Chaos entwickelte sich, kein vierfüßiges Thier, kein Vogel unterbrach die feierliche Stille dieser Oede,

„Wo sie keinen Todten begraben und keiner erstehn wird.“

Mess. I. Gesang.

wie Klopstock vom uneiseten Nordpol sagt.

*) Landolina der Vater ist Malteserritter, aber Cavaliere di divozione. Diese dürfen heirathen.

Auf den grauen Dunst des westlichen Luftbäumels warf der Aetna seinen schwarzen Schatten. Rund um den Aetna stehen seine Ebbne, tief unter ihm vulkanische Berge, sechs und dreißig Besue. Das nördliche, östliche und südliche Sicilien lag unter uns, mit seinen Bergen, Strömen, See'n und Städten. Tief unter uns erhoben sich Wolken, welche die Sonne mit Gold umsäumte, die Schatten der Wolken flogen unter ihnen vor dem Westwinde über die weite Landschaft hin.

Nachdem wir staunend und ergötzt dieses Schauspiel genossen hatten, machten wir uns auf, um den höchsten Gipfel des Berges zu ersteigen. Vorher mußten wir eine große Strecke über Schlackenklumpen gehen, wo es der äußersten Vorsicht bedarf, um nicht auf starrende Zacken zu fallen, wo auch diese Vorsicht nicht mit Gewißheit gegen Arm- oder Beinbruch schützt, da viele der Schlacken, hohl liegend, oft unter dem Tritte wanken, manchmal umkippen. Als diese Beschwerde überwunden war, blieb uns die Erstiegung des Gipfels übrig. Er ist sehr steil, an einigen Orten so glatt, daß man mit Mühe fußen kann, doch nicht so jäh, daß ein Fall leicht gefährlich werden könnte. Hie und da athmen Oeffnungen so kräftigen Schwefeldampf auf, daß man schnell sich von ihnen wenden muß.

Da wir oft ausruhen mußten, um den erschöpften Odem wieder zu gewinnen, brachten wir ohngefähr zwei Stunden darauf zu, ehe wir die Höh' erklommen.

Ogleichwohl hatten wir uns die Beschwerde, weil sie von einigen Reisebeschreibern übertrieben worden, größer vorgestellt als wir sie fanden.

Nun standen wir am großen, runden, unabsehbaren Schlunde. Er hat die Gestalt eines Trichters, doch ist seine Rundung nicht regelmäßig; seine spitze Vertiefung entziehet sich dem Auge bald. Rund umher steigen dünne Rauchwölkchen aus kleinen Dampföchern, wie aus Schornsteinen auf; dem Schlunde selbst entströmen mit wirbelnder Bewegung gewundene Kreise schwarzen und weißen Rauchs. Es wäre nicht möglich, Einen Augenblick vor dem Winde zu verweilen, oder rund um den Krater zu gehen. Selbst hinter dem Winde, wo man gegen den Rauch des Schlundes gesichert ist, wird man beschwert und bestäubt von den kleinen Schwefeldämpfen, die dem Rücken des Gipfels entsteigen.

Wie in der Solfatara bei Pozzuoli findet man auch auf des Aetna Höhe an des Kraters Rand gediegenen Schwefel, nur in kleinern Stücken. Auch findet man dessen bei den kleinen Dampföchern.

Den Umfang des Schlundes (oder Kraters) schätzt man auf drei bis viertausend Schritte. Inwendig ist er, so weit man sehen kann, mit Schwefel überkleidet.

Nur durch eine dünne Scheidewand einer schweflichten Kruste von diesem alten Krater abge sondert ist der nördliche neue Schlund, welcher sich durch Ein-

stürzung des Gipfels dieses Jahr im Maimond bildete. Auch er ist rund, trichterförmig, unabsehlich. Von seinem Rande sahen wir den ganzen westlichen Theil der Insel, den uns diese Höhe vor einigen Stunden verborgen hatte, wir sahen der Insel äußerste Spitze, den hohen Monte di Trapani. (Eryx) und das jenseitige Meer. Unser Führer wollte uns rechts die Liparischen Inseln zeigen, aber der Gegend minder kundig als er, vermochten wir nicht, sie von blauen Wolken am Horizont zu unterscheiden.

Wir warfen Steine in diesen Schlund. Dampfbonnernd rollten sie, bis sie endlich mit lautem Getöse in's untre Wasser stürzten. Vom Wurf an zählte ich acht und vierzig Pulsschläge, ehe ich die Wasser rauschen hörte. Diese Erfahrung scheint mir die Meinung derjenigen zu bestärken, welche glauben, daß die Schlünde der Vulkane bis auf die Meeresstiefe ausgehöhlet seyn.

Auf einmal begann die Tiefe fürchterlich zu brausen. Wir hörten ein Geräusch wie von siedenden Wassern in diesem ungeheuern Kessel. Unser Führer gebot schnelle Flucht.

Als dieser Schlund sich vor etwa acht Wochen öffnete, entströmte ihm Lava 17 Tage lang. Sie hatte aufgehört zu fließen, als sich die jetzt strömende Lava aus einem Berge, der mit dem Monte rosso zusammen hängt, am ersten Juni zu ergießen anfang.

Zwar minder beschwerlich als das Steigen war das Herabgehen, doch aber auch sehr unbequem, und nachher mußten wir wieder über die lange Strecke der Schlacken gehen.

Es wunderte mich, am Schlunde des Aetna, überall auf und an dem Gipfel, an den Schlacken, selbst auf dem Schnee und dem Eise, den schönen, kleinen rothen Käfer mit schwarzen Flecken zu finden, welcher auch bei uns häufig ist, und sich von Gras, vom Laube der Büsche oder von Saaten zu nähren pflegt, da er hier in dieser Oede, wo, so weit das Auge reicht, selbst des Mooses Vegetation aufhört, von allem nichts finden kann. Und doch sah ich ihn nirgends lebhafter, nirgends in solcher Menge.

Vorzüglich waren die Schwefelklumpen bedeckt mit diesen kleinen Thierchen. Ohne Zweifel nähren sie sich von den Dünsten des Schwefels, dessen Wärme ihre Menge und ihre Lebhaftigkeit verursacht.

Ehe wir wieder unsre Maulesel bestiegen, gingen wir auf einen Aschenhügel, auf dem noch vor einigen Jahren große Ueberbleibsel des Gebäudes sollen gestanden haben, welches la Torre del filosofo (Thurm des Philosophen) genannt ward. Man hat behauptet, daß Empedokles hier die Erscheinungen des Aetna beobachtet habe. Daß dieser große sicilische Naturkündiger dem Aetna seine vorzügliche Aufmerksamkeit widmen habe, ist sehr wahrscheinlich. Die Nachricht von diesem Gebäude aber ist wohl eben so

fabelhaft als das Märchen, welches du aus dem Horaz kenneſt, daß er, um für einen Gott gehalten zu werden, ſich in den Schlund dieſes Vulkans geſtürzt habe, auf daß man wäñnen möchte, er wäre verſchwunden (Hor. de arte poet. 464. 65.).

Horaz glaubte ſchwerlich an dieſe Sage, er brauchte ſie als ein Gleichniß. Des Ammenhiſtdrchens, als habe der Aetna den Philoſophen dadurch, daß er einen ſeiner ehernen Pantoffel wieder ausgeworfen, verrathen, erwähnt der Dichter nicht.

Auf dem Aetna ſtand ehemals ein Tempel des Vulkans. Cluver hielt den ſogenannten Thurm des Philoſophen für eine Trümmer dieſes Tempels. Aber dieſer muß in einer tiefern Region geſtanden haben; denn bei ihm war ein Hain, im Tempel ſelbſt ward ein ewiges Feuer unterhalten, und Hunde wurden drinnen ernährt. Jener Thurm aber muß alle Winter halb in Schnee vergraben worden ſeyn, weder Menſch noch Hund hätte drinnen haufen, kein Baum hätte dabei wachſen können. Jetzt ſind ſehr wenig Spuren des Gebäudes übrig; die wenigen ſcheinen zu beweifen, daß es aus ſpäterer Zeit ſei. Griechen würden ohne Kalk, aus gehauenen Steinen, oder hier aus Lavaſtücken gebauet haben.

Wir ritten den vorigen Weg nach Nicolo della Rena zurück, wo wir um zwei Uhr Nachmittag, ermüdet und erhitzt, aber herzlich froh über unſre geſückte Unternehmung ankamen.

Früh, eine Stunde nach Mitternacht, machten wir uns heute wieder auf, um die jetzt strömende Lava noch bei Nacht zu sehen. Wir ritten einige Stunden längst derjenigen, die sich im Jahr 1682 aus dem ätnaischen Vulkan Salto del cane (Hundsprung) ergoß.

Unser schmaler Weg lief in mancherlei Krümmungen, wir sahen bald vor uns, bald hinter uns, bald seitwärts den jetzt glühenden Strom, und wo er sich unserm Blick entzog, da bezeichnete der rothe Feuereampf seinen Pfad. Ehe wir ihn erreichten, sahen wir links Lava des Monte rosso vom Jahre 1767, und ritten, der strömenden Gluth uns nahek, zwischen schwarzen Massen voriger Ergüsse.

Der jetzige stürzet hoch aus dem Colificio, einem Seitenberge des Monte rosso, wie ein Wasserfall herab, bis er an der Stelle, wo wir standen, in mäthlicher Reige, aber beschleuniget durch höherer Gluthen Drang, seinen Lauf vierzehn Miglien (über zwei deutsche Meilen) weit fortsetzet. Man sieht wenig von der eigentlichen Lava, das heißt von der geschmolzenen Erd- und Felsenmasse; glühende Schlacken bedecken sie. Der Strom hat sich, a worthy pioneer! (ein wackerer Schanzgräber) wie Hamlet vom Geiste seines Vaters sagt (Shakespeare's Hamlet), ein tiefes Bette zwischen Ufern seiner schon abgeglüheten Schlacken gegraben. Wo er von oben herabstürzt, sammeln sich die schwärzeren Theile in der Mitte und bilden, mit sich entsprechenden schwarzen Seitenlinien, ohngefähr

die Gestalt eines Fisches, dessen Fleisch feuerfarben, dessen Rückgrath und Gräthen schwarz waren. Da die vom Strom getragenen Schlacken zu beiden Seiten sich an den schwarzen Schlacken des Ufers reiben, so werden sie aufgehalten und die mittelsten fließen schneller. Unter den etwas gehöhlten Schlackenufern sieht man die helle flammenfarbene Lavagluth. Ihre sich fortwälzende, oder eigentlicher sich fortschiebende Masse ist hart. Wirft man Steine darauf, so geben sie einen klappenden, nicht nachdringenden Laut, wie auf Eisenschlacken; und werden auf der Oberfläche mit fortgetragen. Jede brennbare Materie entzündet sich im Augenblick. Der Widerschein giebt den Uferschlacken an der innern Seite eine dunkle Purpurfarbe. So auch dem Rauch, bis er sich erhebend immer heller und zuletzt morgenröthlich aufsteigt. Als der Morgen anbrach, schwammen in des Rauches Wallungen sich spiegelnd die Gegenstände des Meers und der Erde dahin. Wir gingen dicht an das Ufer des Lavastroms, kletterten an die Schlackenwand hinauf und sahen hinein in die Gluth, konnten aber nur Augenblicke da verweilen.

Von unaussprechlicher Schönheit war der Anblick des ganzen Feuerstromes, wie er von oben herab stürzte, darin sich in die Tiefe ergoß, in mäandrische Ströme sich theilte, Inseln bildete. Selbst als der Tag anbrach, ja da die Sonne schon am Himmel stand, schien die Gluth, wiewohl minder feurig, doch

noch, eoth, in der Nähe. In der Ferne steht sie bei Tage schwarz aus. Wir gingen etwas hinab, ihren Lauf verfolgend; wir sahen, wie sie weiter unten Wein-
gärten und Haine mit versenkenden Armen umschlang,
als plötzlich mit lautem Krachen das jenseit stehende
hohe Schlackenufer an verschiedenen Orten einstürzte.
Auch am diesseitigen sahen wir durch Oeffnungen rothe
Lava schlammern und an einigen Orten vorbringen.
Inne wurden wir nun, wie leicht unter uns die
Schlackenwand, als wir an sie hingeklettert waren,
hätte einstürzen können.

Wo Nebenströme durch diese Wände durchbrechen,
verlieren sie vieles von ihrer Stromungsluth und von
ihrer Schnelligkeit. Wir sahen einen, dessen zäher,
feueriger Schleim sich langsam loswend und mit träge-
gem Gang, aber unaufhaltsam, sich fortstob.

Diese Lava fließet nach Nordosten dem Meere zu.
Sie hat untern schon manche fruchtbare Gefilde und
Gärten verwüstet. Angedacht, welchem Lauf sie nehmend
werde, steht das bange Volk, es starret Tages auf
den Rauch, ihm Nachts auf die Flamme.

Als wir diese Feuergefilde verließen, sahen wir
Anfangs der Gegenden verheerter Natur. Nach und
nach ward sie belebter. Die Abhänge der Berge
waren mit Kastanienwäldern beschattet. Wenn ich in
Italien und in Sizilien von Kastanienbäumen rede,
so meine ich den schönen ächten Kastanienbaum, dessen
edlere Frucht bei uns selten und auf kleinen Bäumen

reiset. Unsere gemeine Kastanien, ob sie gleich, wo ich nicht irre, im 15ten Jahrhundert aus Asien über Italien zu uns gebracht ward, ist in diesen Ländern sehr selten und wächst nur in Gärten hie und da. Bald sahen wir um uns Weingärten und Fruchthaine auf Hügeln und in Thälern. Vor uns verbreitete sich, jenseits blühender Gefilde, das Meer, der lange Berg Toro, Calabriens hohes Gestade. Wir sahen das Vorgebürge Spartivento, Italiens südlichste, den Schiffern verlichtigte Spitze. Nach den fürchterlichen Schönheiten eines vulkanischen Schauplatzes lachte diese paradiesische Gegend mit neuem Reiz, den der schwarze Lavaström des Jahres 1682 mehr zu erhöhen als zu stören schien. Bei Ferreri, wo wir den Mittag blieben, sahen wir in einem Weingarten funfzehn hohe, gerade aufwachsende Kastanienbäume, welche, alle der Wurzel Eines abgehauenen Baumes entsprossen, die schönste Laube bilden, die ich jemals sah. Jeder hatte mehr als gewöhnliche Leibesdicke eines Mannes.

Heute Nachmittag ritten wir zum Kastanienwalde, der auf der nördlichen Seite des Meines steht. Dieser Baum gedeiht vorzüglich in der Nachbarschaft der Vulkane, am Vesuv, bei der Solfatara, am Epomeo in Ischia; nirgends so viele am Aetna, dem Haupte der Vulkane. Rund um uns her grünten in der Fülle schwellender Vegetation die schönsten Gefilde, von dem Abhang des Aetna an, bis an die Fläche

des fruchtbaren Meerestades, welches beschattet wird von Obstbäumen mancher Art. Die Bäume des ätnaischen Kastanienwaldes bestehen zum Theil aus schlanken Wurzelsproßlingen, welche gleich jentes, die ich eben beschrieb, natürliche Lauben bilden, theils aus Stämmen, welche vielleicht nicht auf der Erde, gewiß nicht in Europa, ihres Gleichen finden. *) Gleich Anfangs sahen wir einige, welche dicker waren, als die ungeheuren Eiche bei Bomte im Stift Osnabrück; aber wie schwanden selbst diese gegen den Baum der hundert Pferde (dei cento cavalli), wie die Sicilianer ihn nennen. Dieser Baum, welcher seit Jahrhunderten hohl ist, besteht jetzt aus fünf gewaltigen Bäumen, deren inwendige, viel flachere Seiten, die Zeit zwar mit einer Art von Borke überrindet hat, deren man aber sehr deutlich ansieht, daß sie nur Einen großen Baum ausmachten und nur nach Moderung verschiedener Theile durch große Lücken getrennt wurden. Sie

*) Selbst die berühmte afrikanische Baumart, welche Baobab heißet, von Prosper Alpinus, Clusius und zuletzt von Adanson, einem französischen Botaniker, beschrieben worden, nach dem man sie auch Adansonia nennet, reicht, was den Umfang des Stammes betrifft, nicht an diese Riesenzweige des Ätnawaldes. Adanson fand Bäume, deren Durchmesser beinahe fünf und zwanzig Schuh betrug. Der größte Kastanienbaum des Ätna ist mehr als noch einmal so dick. Ueber die Adansonia siehe Linné's Pflanzensystem nach der 12ten Ausgabe übersezt. Nürnberg 2ter Theil 1777. S. 151. 169.

stehen in Einem Kreise und ein großes, unten ganz zusammenhängendes Bogenstück beweiset die natürliche Ründung dieses Baumes, welche nur durch eine Reihe von Jahrhunderten unterbrochen ward. Ja, Swinburne, ein sehr wahrhafter und vernünftiger Reisender, erzählt, daß er selbst Anfangs die fünf Fragmente des Baumes für Wurzelsprossen Eines Stammes gehalten, nachdem er aber den Stamm umgraben lassen, gefunden habe, daß, sehr dicht unter der Oberfläche des Bodens, diese fünf Bäume Einen gemeinschaftlichen Stamm ausmachten.

Wir maßen des Baumes äußeren Umfang. Er beträgt 25 Canne und 6 Palmi, oder 162 französische Fuß (pieds de Roi), welche etwas größer sind als die Rheinländischen. (Die Canna enthält 8 Palmi, der Palmi eine Spanne mit hinzugefügtem erstem Gliede des Daumens.)

Wir und unsre Maulthiere fanden weit mehr als überflüssigen Raum in diesem Baume und wurden nicht eingeschränkt durch Ueberbleibsel eines steinernen Hauses und eines Backofens, welche in ihm angelegt worden. Auch sieht du an seinem Umfang, daß der ihm gegebne Raum keine Uebertreibung enthalte. Große Nester, verbreiten sich aus den Hauptstämmen nach allen Seiten, und die freudige Vegetation des grünen Alters vermehrt die Bewunderung beim Anblick eines Baumes, der so viel von der Gewalt der Zeit erlitten und dessen ehrwürdige Trümmer eher

einen Hain als einen Baum ausmachen. Von allen Seiten und von innen ist sein Ansehen so schön als einzig.

Ein andrer, welcher *la nave* (das Schiff) nach der Bildung seiner Aeste heißt, hat auch, nach durchlebten Jahrhunderten oder Jahrtausenden viel gelitten. Er ist hohl wie jener und nur seine Hälfte steht noch. Auch er schattet mit weitausgestreckten Aesten. Sein Umfang ist jetzt von 8 Canne und einem Palmo, oder von 49 französischen Fuß. In diesem Walde hörten wir noch heute am siebenten Julius die Nachtigall.

Durch eben so schöne Gegenden als diejenigen waren, welche wir auf dem Hinwege zu diesem Walde gesehen hatten, ritten wir Abends zwischen dem Aetna und dem Meer zum Flecken Giarre.

Die Einwohner sind in großer Furcht gewesen, als im Mai dieses Jahres sich die Lava aus dem Krater des Aetna ergoß und sie bedrohte. Während der drei ersten Tagen bebte die Erde bei jedem Gebürle des Berges; wo Fensterscheiben in den Häusern waren, da sprangen sie.

Aus unserm Wirthshause sahen wir jetzt Fackeln eines feierlichen Umgangs, welcher auf dem Abhang des Aetna gehalten wird, um Abwendung des jetzigen Lavastromes zu erfliehen. War' es nicht gewöhnliche Sitte, bei nächtlichen Umgängen Fackeln zu tragen, so würde ich diese für die Spur eines heidnischen

Gebrauches halten. Die Alten fabelten, es habe Ceres Fackeln am Aetna angezündet, um ihre von Pluto entführte Tochter Proserpina in verschiednen Weltgegenden zu suchen. Zum Andenken dieser Nachsuchung ward ein Lauf mit Fackeln gehalten. Agathokles spielte auf diese Sitte an, als er dem Heere rieth, seine der Ceres und der Proserpina gelobeten Schiffe in Fackeln zu verwandeln. (λαμπάδιον ἄπας τὰς ναῦς) Und was ist wahrscheinlicher, als daß die Siciller feierliche Umgänge der Ceres, besonders alsdann nützen gehalten haben, wenn ihre Saaten von des Aetna Gluth bedräuet wurden? (Diodor. B. V. Vol. I. p. 333. verglichen mit B. XX. Vol. II. p. 410. u. Besseling's Anmerk.)

Fünf und neunzigster Brief.

Messina, den 10ten Juli 1792.

Vorgestern früh öffnete sich vor uns, sobald wir Giarre verließen, eine herrliche Aussicht. Links sahen wir den Aetna, welcher sich von dieser Seite, wenn es erlaubt ist, die erhabensten Naturgrößen mit dem kleinlichen Lande menschlicher Kunst zu vergleichen; wie ein griechisches Theater zeigt. Ueber der fruchtbaren Ebne heben sich seine waldigen Stufen und erstrecken sich in Einer Kette von Bergen bis zum Monte Toro, der von Südwesten gegen Nordwesten mit zackigen Gipfeln empor starrt und seinen Felsenfuß in's Meer setzt. Rechts zeigt sich das Meer und Calabriens südliches Gestade, welches sich von fern an den Loro anzuschließen scheint.

Wir ritten zweimal durch den Fiume freddo, den Aflnes der Alten. Er verdient seinen neuen Namen, denn seine Wasser sind sehr kalt; dabei lauter und süß. Seiner Kälte unerachtet mag er vermuthlich zum Baden oder Trinken sehr gesund seyn und deswegen von den Griechen *αγρός* (unschädlich) genannt worden. Zwischen seinen beiden Namen fanden wir

einen Hain von großen Maulbeerbäumen und erfrischen uns mit der lieblichen Frucht. Ich weiß nicht, ob die Art Maulbeerbäume, welche weiße Frucht trägt, dem Winter besser widerstehe, als jene edlere Art mit der schwarzen, oder eigentlicher dunkelrothen Frucht und deswegen in Deutschland zum Seidenbau vorgezogen werde? In Italien sah ich viele Bäume von beiden Arten; in Sicilien aber zieht man die Bäume mit der dunkelrothen Frucht vor und hat daher einen solchen Ueberfluß an diesen schönen Beeren, daß jeder davon nach Belieben pflücken darf. Du weißt, daß man sich beim Pflücken dieser Frucht Hände und Gesicht zu bes Flecken pflegt. Ein Sicilier lehrte mich eine leichte Art sich von diesen purpurnen Flecken zu befreien. Man braucht nur einige unreife, noch fleischfarbne Beeren zu zerquetschen, und die bes Fleckte Stelle mit ihrem Saft zu reiben.

An dem linken Ufer des Flusses Mynes stand die Stadt Naxos, welche wohl niemand mit einer gleichnamigen Insel des Archipelagos verwechseln wird. Chalcidenser aus Cubda stifteten jene Colonie unter Anführung des Theokles, ein Jahr ehe Syrakus von Griechen bewohnt ward, im dritten der ersten Olympiade, 732 Jahr vor Christi Geburt (Thuchyd. B. VI. p. 379. ed. Dak.). Sie setzten Apollo, dem Urführer (*Ἀπόλλων ἄρχηγος*), einen Altar, weil dieses Gottes Orakel zu Delphos die Auswanderung griechischer Colonien nach Sicilien geheigen hatte. Unter diesen vom

Drakel angerathenen Colomien war Naros die erste, Syrakus die zweite.

Im zweiten Jahr der 94sten Olympiade, 461 Jahr vor Christi Geburt, als diese Stadt 330 Jahr gestanden hatte, ward sie durch Verrätherei eines Mariers, Prokles, vom ältern Dionysios erobert. Dieser verkaufte die Einwohner, nur der Verwandten des Verräthers schonend. Der Marien Habe übertieß er den Soldaten und ließ sowohl die Häuser als die Mauern schleifen. Das Gebiet räumte er benachbarten Sikulern ein (Diodor. B. XIV. Vol. I. p. 651.).

Sieben und dreißig Jahre nachher sammelte Andromachos, des Geschichtschreibers Timäos Vater, die noch übrigen Flüchtlinge von Naros, gründete Lauromenion, auf dem Berge Tauros (Loro) und ließ sich dort mit ihnen nieder. Nach dem Namen des Berges und dem Worte *μεινω*, bleiben, erhielt die Stadt ihre Benennung. Jetzt heißt sie Taormina.

Durch den Friedensschluß der Römer mit Hieron dem Zweiten ward Lauromenion dem letztern zugesprochen.

Die Lauromeniten stürzten eine Statue, welche sie selbst dem räuberischen Verres errichtet hatten, ließen aber das Fußgestell stehen, um der Umstürzung Schmach zu verewigen.

Als Augustus seine Soldaten, die ihm zu Unterjochung der römischen Welt behülflich gewesen, belohnen wollte, und fast alle Landgüter Italiens ihnen

eländern ließ, die alten Besitzer theils verlegend, theils ohne Entschädigung von ihrem Heerde treibend, sandte er auch eine Colonie nach Tauromenion.

Die Saracenen waren schon fast von ganz Sicilien Meister, ehe es ihnen gelang, diese Stadt zu erobern. Ihrer Grausamkeit Andenken hat sich bis auf diesen Tag erhalten. Graf Roger der Normann eroberte Taormina wieder, durch Abschneidung der Lebensmittel die Feinde zur Uebergabe zwingend.

Taormina liegt hoch auf dem Berge Toro, welcher beschwerlich zu ersteigen ist. Auf einem noch höheren Gipfel liegt das Städtchen Mola. Die Gefilde unter Taormina sind fruchtbar, baumreich, gewässert und sehr anmuthig. Ich sah, sehr große Citronenbäume in einem Dorfe am Fuße der Stadt.

Einige Mighien vor der Stadt strömet der Cantara, den die Griechen Onobalos, die Römer Tauromenius nannten. Sein Bette zeigt, daß er im Winter sehr breit sei, im Sommer versiegt er größtentheils. Doch rauschen seine Wogen mit Gewalt in einer Vertiefung, welche nie austrocknet. Als wir hindurchritten, trieb er die Pferde und Maulthiere etwas seitwärts. Ohne Zweifel erhielt er von dieser Gewalt seinen griechischen Namen *ὄμβρος*, der Eselsfürzer.

Nicht weit von dem Ort, wo wir ihn durchritten, steht eine Brücke, welche die Teufelsbrücke genannt wird. Das abergläubische Landvolk erzählt: Gott habe dem Teufel gesagt: wofern er eine Brücke hinbauen

wollte, sollte der erste, welcher drüber gehen würde, ihm gehören; flugs habe der Teufel sich an's Werk gemacht. Als die Brücke fertig geworden, sei ein Hund zuerst drüber gelaufen. Wüthend habe der Teufel mit dem Fuß gestampft, ein Stein sei herunter gefallen, und das Loch könne nie gefüllt werden, ohne daß der neue Stein einstürzte. Uebrigens sei die Brücke gesegnet worden. Sie wird noch immer gebraucht. Wir hielten es nicht der Mühe werth, ihretwegen in der Hitze einen Umweg zu machen, und ließen sie ungesehen.

Zwischen dem Cantara und Taormina steht die Trümmer eines alten Thurmes und eine Wasserleitung. Der Thurm heißet Castello Schisone. Einige glauben, daß Maros hier gelegen habe. Mit Recht wendet Cluver dagegen ein, daß Maros, nach Zeugnissen der Alten, am Flusse Mises erbauet ward. Der Thurm und die Wasserleitung sind auf Lava des Aetna gegründet, deren Erguß in frühen Zeiten muß geschehen seyn. Sie erstreckt sich bis in's Meer. Ich glaube nicht, daß irgend eine andre so weit gestossen.

Bei Taormina sieht man Ueberbleibsel von Wasserbehältern des alten Tauromenion. Die Wölbung der größten dieser Cisternen erklärt die von vielen bezweifelte Bestimmung des viel größern Wasserbehälters bei Bajā, welcher unter dem Namen piscina mirabilis bekannt ist. Die Wölbung der Cisterne bei Taormina wird, gleich der Wölbung jener piscina mirabilia,

von Pilastern gestützt. Man sieht noch Spuren des Aquedukts, der die Cisterne mit Wasser versah. Unter den vier andern Cisternen bei Taormina ist die eine besonders groß gewesen. Sie diente dazu, einen gepflasterten Platz, welcher ummauert war, mit Wasser zu füllen, um dem Volke das Schauspiel eines Seesgefechts geben zu können. An der einen Seite dieser Naumachie *) stehen noch die Hallen, in welchen Bildsäulen aufgestellt und über denen die Sitze der Zuschauer waren. Auch von diesen Sitzen sind Ueberbleibsel vorhanden.

Ich vermuthe, daß dieses Werk aus den Zeiten der Römer war, theils, weil es aus Ziegelsteinen erbauet ist, theils auch, weil dieses Volk zu den Zeiten der Kaiser, welche seinen Begierden aus Staatsklugheit schmeichelten, an thörichtem Luxus ein besonderes Wohlgefallen hatte. Ich zweifle, daß die Griechen, deren Gefühl für das Wahre in den Dingen viel feiner war, den Gedanken einer Naumachie auf einem Felsen der am Meere liegt, hätten ausstehen können. Jeden Vortheil der Lage überhaupt, und, wenn ich so sagen darf, jede Handhabe der Natur zu ergreifen, war den Griechen eigen. Diese Eigenschaft gehört dem Genie.

*) Naumachie (*Ναυμαχία*) heißt eine Seeschlacht, ein Treffen auf dem Meer. Wo ich nicht irre, gaben Römer zuerst diesen Namen ausgegrabenen Zeichen, in welchen Seeschlachten vorgestellt wurden.

Ueberwindung der Schwierigkeiten, welche doch nur zum Verdienst wird, wenn man ihnen nicht ausweichen kann; sichtbare Anstrengung, welche in allen Dingen die Grazie tödtet; Liebe zum Ungeheuern, welches so viel leichter erreicht wird als edle Größe, charakterisirt den Geist der Nachahmung und war den Römern desto natürlicher, da sie mit diesem Geiste der Nachahmung immer zugleich den alten Charakter siegender Stärke verbinden wollten.

Ueber der jetzigen Stadt, welche, da sie nur von fünftausend Menschen bewohnt wird, nur einen kleinen Theil der alten, von den Saracenen verwüsteten Stadt einnimmt, stehen die großen Ruinen des Theaters, von dem man mehr erhaltne Theile beisammen findet, als von irgend einem andern alten Theater. Die Sitze der Zuschauer waren zum Theil in Felsen eingehauen. Hinter ihnen steht noch die mit Nischen für Statuen gezierte Mauer, auf welcher vermuthlich, wie in den römischen Theatern und Amphitheatern, die Sitze der Weiber waren. Hinter diesen erhoben sich auf hohen Hallen die Sitze des gemeinen Volks.

Ich bin der Baukunst viel zu unkundig, um die einen deutlichen Begriff von den Ueberbleibseln derjenigen Theile geben zu können, deren Erhaltung dieses Theater vorzüglich merkwürdig macht. Man sieht noch das Podium, das heißt die vorderen, den Vornehmen bestimmten Sitze. In Rom saßen die Senatoren und die Vestalen auf dem Podium. Das Orchester,

das Pulpitum, das Proscenium, die Scene und das Postscenium, sind noch sehr wohl zu unterscheiden. Ich halte dieses Theater für ein römisches Werk, weil es aus Ziegelsteinen gebauet ist. Ohne Zweifel war es mit Marmor aus dem Berge, auf dem es steht, in welchen es zum Theil hinein gehauen ist, überkleidet. Des Lauros Marmorbrüche waren bei den Alten berühmt. Hieron der Zweite schmückte seine ungeheure und prächtige Galeere mit Wäbern von tauromentischem Marmor (Athenos B. V. Vol. II. p. 300 ed. Schweigh.).

Der Kunst des Baumeisters gereicht es zu großer Ehre, daß selbst jetzt, da so viele Theile dieses Theaters zerstört sind, der Schall von der Scene her so deutlich zu den Sizen herüber kommt. Der Cicerone, welcher uns umher führte, deklamirte eine Scene her, welche wir auf den obersten Sizen vollkommen verstehen konnten. Wie oft haben unsre Schaubühnen, wie oft unsre Kirchen den Fehler, daß sie nicht akustisch gebauet sind, indem entweder der Schall sich in Winkeln verliert, oder durch einen Wiederhall gestört wird! Und wie schwer war es doch, die ungeheuern Theater jener Zeiten akustisch zu bauen, wo von der Scene her, unter freiem Himmel, die Schauspieler von vielen Tausenden deutlich mußten verstanden werden!

Weit mehr als das Theater interessirte mich seine Lage. Es ist gegen das Meer und den Aetna gerichtet, den man hier in seiner ganzen Herrlichkeit vor

sich streht. Die Gebäude der Scene nahmen wohl den meisten Zuschauern diese Aussicht, aber man genoß ihrer von den Sigen der Weiber und von der obern Gallerie.

Hinter den Sigen sieht man gegen Norden den Faro und die beiden Küsten. Stellt man sich gerade gegen das von arragonischen Königen erbaute alte Castell, so übersieht man auf der einen Seite den Aetna, die östliche Küste von Sicilien und das sicilische Meer; auf der andern den ganzen Faro zwischen seinen herrlichen Gestaden, den Capo Spartivento und den Eingang des adriatischen Meers.

Ich habe weitere Aussichten als diese gesehen, aber keine schönere. Das eine Meer entzieht sich dem Auge, das andre dränget sich zwischen den schönsten Ländern Europens, Calabrien und Sicilien! Und welcher Berg ist dem Aetna gleich?

Wir wohnen im Kapucinerkloster, wo wir von den guten Mönchen freundlich aufgenommen wurden. Sie haben einen großen Garten, in welchem, nebst andern Obst, Agrumi vieler Art und von großer Schönheit wachsen. Ich sah eine Art Citronen, welche zweimal des Jahres an denselben Bäumen reifet, das erstemal im April und Mai, das zweitemal im August und Septembr.

Gestern am 9ten hatten wir längst dem Meer einen sehr angenehmen Weg, bei kühlem, wiewohl

hellern Wetter. Wir hörten noch die Ruchigall im Gebüsch einer quellenreichen Gegend bei Taormina.

Den Morgen ritten wir über einige steile Höhen. Bei'm Capo di San Alessio erhebt sich fast senkrecht ein Felsen und setzt seinen Fuß in's Meer. Auf ihm steht ein altes Castell. Links sahen wir fast beständig Felsen oder Berge, welche einen schönen Anblick geben, doch aber nicht so anmuthig sind, als das nördliche Gestade des Val Demone zwischen Messina und Esalu, dessen Berge mit Wäldern, Saaten, Aebem und Fruchtbäumen bedeckt sind. Rechts sahen wir den untern Theil von Calabrien, und Siciliens östliche Küste von Messina's Gegend bis hin nach Syrakus.

Zwischen Taormina und Messina, unfern eines Gesundbrunnens am Meer, in welchem gebadet wird, sind Gold- und Silberbergwerke, die einem Fürstlichen Cesaro gehören. Sie werden nicht verarbeitet, so wenig als die königlichen Bergwerke. Es fehlt nicht an Tadlern dieser Unterlassung. Ich meine sie haben Unrecht. In einem Lande, wo der Weizen zwanzig, dreißig- und vierzigfältige Frucht trägt, in einem Lande, das reicher als irgend eins an vielfältigen Gaben der Natur ist, welche theils freiwillig sich darbieten, theils mit geringer Mühe erworben werden, in einem solchen Lande muß man nicht nach Gold oder Silber im Schooß der Berge graben; man muß durch fleißigen Landbau und durch vernünftige Beförderung des Handels anderer Länder Gold und Silber hingin leiten.

Wohl angebauet, wohl vermaltet, würden Sicilien und Neapolis bald das Herz von Europa werden, in welches, durch große Ädern und durch feines Geäder die Metalle fremder Länder zusammen flössen.

Ungefähr eine kleine deutsche Meile vor Messina läuft in gerader Linie eine Straße von Häusern, welche durch große, angenehme Gärten unterbrochen werden. Man sieht sie als eine Vorstadt von Messina an, unter dessen Gerichtsbarkeit sie stehen. Diese Straße nennet man *il. dromo*, ohne Zweifel nach dem griechischen Worte *δρομος*, ein Lauf, eine Laufbahn. Vermuthlich war in griechischen Zeiten hier ein Stadion für Wettläufer.

Wir kamen noch bei Tage in Messina an und beschlossen so unsern Ritt um Sicilien in einer Jahreszeit, von welcher wir Deutsche geneigt sind zu glauben, daß sie in dieser Insel unerträglich sei. Wir lachten oft über der Südländer Begriffe von der Kälte nördlicher Gegenden. Unserer Landsleute Begriffe von der Hitze dieser südlichen Gegenden sind nicht minder abentheuerlich. Freilich ist in beiden Sicilien die Hitze viel größer als bei uns. Sie ist an einigen Tagen, wenn der *Scirocco* wehet in Palermo, wenn der *Ponente* hauchet in Syrakus und in Catania, fast unerträglich. Eine entzündete Luft, wie diejenige war, welche wir am 26sten Junius in Syrakus einhauchten, ist Fremdlingen fürchterlich; aber solche Erscheinungen sind selten. Die ganze Stadt redete davon als von

einer Seltenheit. Die gewöhnliche Sommerwärme dieser Länder muß so wenig wie die gewöhnliche Winterkälte Rußlands allein nach dem Thermometer beurtheilt werden. Ich ging mit Vergnügen im December des Jahres 1785 in der Gegend von Petersburg spazieren, und fror nicht, wiewohl der Thermometer auf 20 Grad Reaumur unter dem Eispunkte stand. Ich empfand die Wohlthat einer reinen Luft, eines hellen Sonnenscheins, einer tiefen Windstille. Als wir in Deutschland im außerordentlich kalten Winter 1788 — 89 eben diesen Grad der Kälte hatten, war sie uns allen unerträglich. Eben so unerträglich ist uns in Deutschland die Hitze, wenn der Thermometer zwischen 22 und 28 Grad Reaumur über dem Eispunkte steht. In solcher Luft ritten wir mit Vergnügen in Sicilien.

Unter diesem reinen Himmel flagt man nicht über schwüle Luft, welche uns im Sommer manchmal heimsucht. Vormittags gegen neun Uhr erreicht die Hitze dieser Länder mehrentheils ihren höchsten Grad. Dann erheben sich kühlende Lüftchen vom Meer her und erfrischen die Luft. Das Meer, die Berge, die Ströme, zahllose Quellen mäßigen die Wärme.

Die Provinz Val Demone, welche mir ein irdisches Paradies scheint, wird vorzüglich von waldigen Gebürgen und vom Aetna gekühlt. Ihr nördliches Gestade von Messina bis Cefalu würde noch weit

schöner als ihr östliches Ufer von Catania bis Messina seyn, wenn nicht der Aetna sein entscheidendes Gewicht in die östliche Schale legte. So wie seine Gipfel und die Bullane seines Gebürges rund umher mit allen Schrecken der Natur gerüstet sind, schmücken seine unteren Gegenden sich mit allen ihren Reizen und mit jeder Fruchtbarkeit. Sie genießen eines sanften Himmels, unter dessen mildem Strahl alle Früchte reifen und kein Gräschen versenget wird. Und welches Labsal geben diese Früchte des Aetna! Welches Labsal giebt das Aroma seiner Kräuter! Bekannt mit den Tugenden mannigfaltiger Pflanzen, an welchen diese Gegend vorzüglich reich ist, weiß das gesunde freundliche Aetnaböckchen der Aerzte zu entbehren.

Wie reich sind überhaupt Italien und Sicilien an Früchten verschiedener Art! Es ist wahr, daß bei vernachlässigter Pflege weder die Kirschen, deren Baum sehr groß in diesen Ländern wird, noch die Pflaumen, Aprikosen und Pfirsichen den Grad der Vollkommenheit erreichen, welchen unsrer Gärtner Kunst ihnen zu geben weiß. Aber wird nicht der bei uns seltenen Aprikosen und Pfirsichen Vollkommenheit durch die Fülle ersetzt, in welcher sie hier wachsen? mehr als ersetzt, wenn wir gerecht genug seyn wollen, weniger auf das Vergnügen einer geringen Anzahl von Menschen, als auf den allgemeinen Genuß zu sehen. Und wer darf unsre Feigen mit den vielfältigen Arten dieser saftigen und süßen Frucht vergleichen, welche hier und im süd-

lichen Italien zweimal des Jahres an hochstämmigen, sich weit verbreitenden Bäumen gedeihen? Melonen und Wassermelonen werden wie bei uns die Gurken gezogen. Die eßbaren Sorben (*sorbus esculenta*), welche kleinen Äpfeln ähnlich sind, auch solche, nur etwas flachere Kerne haben, und beinahe traubensförmig an Einem Zweiglein hängen, wachsen auf großen Bäumen, deren einziger Unterschied mit unserm Vogelbeerbaume (*sorbus aucuparia*) nur in der Frucht bestehet. Der säuerlichen Äzzerroten feiner Geschmack (*crataegus oxyacantha*), deren es weiße und rothe giebt, und die Frucht des Erdbeerbaumes (*arbutus*), die einer Erdbeere ähnlich ist, aber an einem Stengel, wie die Kirsche, auf hohen schlanken Stämmen wächst, sind uns so unbekannt, wie den Italienern und Siciliern unsre Johannis-, Stachel- und Himbeeren. Ich weiß nicht, ob man in hiesigen Wäldern die Heidelbeere kenne. Der Ueberfluß an Maulbeeren ersetzt gewiß den Mangel mancher andern Frucht. Sind diese Länder minder reich an Äpfeln und Birnen, so würden uns ganz die Citronen, die bittern und süßen Pomeranzen fehlen, wenn wir sie nicht aus dem Süden holten. Unreif, ja noch grün gepflückt, im Kasten nachreisend, erreichen sie nicht den Saft, noch den Geschmack, noch das Aroma derjenigen, welche hier fast im ganzen Jahre reif von den Bäumen gepflückt werden. Und wie wenige Geschlechter kennen wir von der zahlreichen Nation dieser Agrumi? Es gelingt der

Kunst unsrer Gärtner die Granatblüthe hervor zu bringen, aber hier erreicht dieser schöne Baum einen ansehnlichen Wuchs, seine rothe Blume glühet im Frühling und im Sommer zwischen dem grünen Glanze des Laubes, und erfrischt noch das Auge hie und da, wenn der erquickende Granatapfel die fruchtbaren Zweige beugt.

Schon in der Mitte des Julius beginnen bei Syrakus die Trauben zu reifen. Sie schwellen von mannigfaltigem Nektar. Wer hat nicht von Siciliens Weinen gehört, die bei sorgloser Pflege dennoch so edel sind? Wenige Arten von Wein können verglichen werden mit dem feurigen und duftenden Castelvetro, mit dem aromatischen Amarenasorte, mit dem rothen und weißen Muskat von Syrakus, welche Nachbarn des Amarenasorte sind. Jene beiden Muskatarten sind nicht nur bei uns, sondern auch in Calabrien und in Sicilien unter dem Namen calabrische Weine bekannt, weil noch vor Gelon's Zeit Pollis aus Argos, ein Beherrscher von Syrakus, Neben aus Italien dorthin verpflanzte, welche früher aus Thrazien nach Italien gebracht worden. *)

*) Der Ritter Landolina, dem ich so manchen sehr interessanten Wink verdanke, hat mich mit folgender Stelle des Athendios bekannt gemacht. *Ἰππία δὲ Πρωΐνος τὴν ἑλὶον καλεσμένην ἀμπυλον, βιβλίαν φησὶ παλαιάδα, ἣν Πάλλιν τὸν Ἀργεον, ὃς ἱεραίδευσεν Συρακούσας, πρῶτον εἰς Συρακούσας κομίσαι ἐξ Ἰταλίας. Εἷν αὖ ἐν ὁ πικρὰ Σικι-*

Die Weinlese dieses Mustatgewächses fängt gewöhnlich schon den 24sten August an. Nach 14 Tagen werden andre nachreisende Trauben gelesen, und abermals nach 14 Tagen wieder andre.

Landolina hat mich auch belehrt, daß bei dieser Weinlese in der Gegend bei Syrakus nach eben den Regeln verfahren werde, welche Hesiodos schon vorschrieb.

Der Dichter sagt:

Εὐτ' αὖ δ' Ὀρίων καὶ Σείριος ἐς μῖνον ἔλθῃ
 Ὀυρανίον, Ἀρκτῦρον δ' ἰοῖδῃ ῥοδοδάκτυλος Ἥως,
 ὦ Πίρση, τότε πάντας ἀπόδραπτι οἰκαδὶ βότρυν.
 Δείξαι δ' ἡλίῳ δίκᾳ τ' ἡμάτα καὶ δίκᾳ νύκτας.
 Πέντε δὲ συσκάσσαι, ἔκτῃ δ' εἰς ἄγχι ἀφύσσαι
 Δῶρα Διανύσῃ πολυγηθίας.

Ἡσιόδ. Ἔργα καὶ ἡμέρ. 609-14.

Λιώτας γλυκὸς καλῆμενος Πόλλιος, ὁ Βίβλινος οἶνος. "Hippias von Rhegium sagt, daß die sogenannte gewundene Rebe, welche Pollis der Argeier, der die Syrakuser beherrschte, zuerst aus Italien nach Syrakus brachte, die biblinische sei genannt worden. Der süße, von den Siciliern genannte pollische Wein, wäre also biblinischer." Den Mustatwein nannten die Alten biblinischen Wein, nach der thrazischen Gegend Biblia, wo trefflicher Wein wuchs. Auch Hesiodos erwähnt dieses biblinischen Weines. Pollis aus Argos muß vor Gelon's Zeit herüber gekommen seyn; in späterer Zeit hätte kein Beherrscher der Syrakuser so unbekannt in der Geschichte bleiben können.

Wenn Orion hinan mit Sirius steigt zu des Himmels
Mitte, wenn der Arktur anschaut die rosige Eos, *)
Lies dann alle Trauben, o Perses, und bring' sie zu
Hause.

Zeige sie drauf zehn Tage mit ihren Nächten der Sonne,
Lege sie auch fünf Tag' in Schatten, und geuß an dem
sechsten

In Geschirre die Gaben des freudeschenkenden Bacchos.

Die Ausleger haben nicht begriffen, was Hesiodos
wollte. Einer hat gemeint, es müsse Perses einen
kleinen Weinberg gehabt haben, da er alle Trauben
zu Hause erst in die Sonne, dann in den Schatten
legen und ausbreiten sollen. Aber so ist es nicht ge-
meint. Die Art, wie man noch jetzt in Syrakus ver-
fährt, erklärt den Dichter. Man pflückt die Trauben
wenn sie reif sind, aber auch die Reife genügt dem
Winger nicht, wenn er diesen Muskatwein aus den
Beeren pressen will. Er legt die Trauben, ohne doch
eine bestimmte Zahl von Tagen zu beobachten, sondern
sich nach dem Wetter richtend, in die freie Luft, damit
die Sonne die noch wäfrigen Theile aus ihnen ziehe.
Dann legt er sie in den Kelter, wo er sie einige Tage

*) (Eos die Morgenröthe, die Göttinn Aurora). Ich be-
gehre nicht die Uebereilung des alten Griechen zu ent-
schuldigen, wenn er sagt, daß man die Trauben zehn
Tage und zehn Nächte der Sonne zeigen soll.
Man versteht ihn. Sie sollen dem freien Himmel aus-
gesetzt seyn.

ungestampft liegen läßt, weil sie nach der Besonnung zu trocken seyn würden, um, ohne vorhergegangene Gährung, Wein geben zu können. Das nennt der Dichter beschatten.

... *'Εὖς ἄρ' ἔτι σπύροναι*, in Geschirre gießen, heißt ganz sumpel, was es allein heißen kann, den gestampften Most aus dem Kelter in die Fässer laufen lassen. Was bedurfte der Dichter des allbekannten Stampfens zu gedenken? Er handelt nicht die Materie der Weinlese didaktisch ab, sondern er lehrt den Verses eine besondere Art, recht edlen Wein zu machen. Es ist ein seltsames Mißverständniß, wenn man, um ja das Stampfen der Trauben in diese Verse hinein zu zwingen, die *ἄρ' ἔτι* (Geschirre) zum Kelter macht. Das Wort *σπύροναι* bezeichnet gewöhnlich ein Geschirr, in welchem flüssige Dinge aufbewahrt werden, nicht einen Kelter; und *σπύροναι* (schöpfen, gießen) kann nicht von Trauben gebraucht werden, sondern vom Weine. Die Italiener und Sicilier nennen die Handlung, wenn sie den Most aus dem Kelter in die Fässer laufen lassen, *spinare*. *)

*) Man berechnet die Größe der Felser und Weingärten in Sicilien nach Salmen. Eine Salma Ausaat, d. h. ein Raum, auf welchen man eine Salma Weizen säen könnte, hält 6666 Quadratre Cannen. Die Canne 8 Palmi. Der Palmo ist eine Spanne, mit hinzugefügtem ersten Glied des Daumens. Tausend Reben geben bei Syrakus 4 bis 7 Salmen. Die Salma hält 80 Flaschen. Der Preis des weißen Syrakusischen Mosts:

Unsre Weingärten heißen Weinberge. Der sicilische Winzer bepflanzt zwar auch Hügel, aber die Fläche zieht er vor. Sucht der Deutsche sonnige Höhen, so pflanzt der Sicilier schattende Maulbeer- und Feigenbäume zwischen den Reben. Weder er noch der Calabrer ziehen diese an Bäumen. Auch nicht der Pugliese. In Puglien, wie ich schon bemerkt habe, sind die Reben oft nicht höher als bei uns die Pflanze der Kartoffel oder des Flachses. In Sicilien und Calabrien erreichen sie ohngefähr, doch kaum, Mannshöhe. Nirgends schmeicheln die Reben dem Auge so sehr, als an den Ufern des Meerbusens von Neapel, wo sie die höchsten Stämme umschlingen, rankend von Baum zu Baum.

Nach dem Weizen macht des Welnes Ausfuhr den wichtigsten Artikel der Handlung Siciliens.

Landolina hatte bemerkt, daß am Ende des Novembers, etwa 8 Tage nachdem das weisse Weinlaub abfällt, schon der Saft wieder in die Reben steigt. Er urtheilte daher, daß es besser seyn müßte, sie dann schon zu beschneiden, als nach gewöhnlicher

weins ist die Salma 4 bis 5 Uncien. Die Uncia hält 3 Reichsth. 9 gute Groschen, den alten Louisd'or oder den Friedrichsd'or zu 5 Reichsth. berechnet. Des rothen spanischen Muskatweines gilt die Salma 5 bis 7 Uncien. In der Gegend zwischen Terranova und Lentini (den berühmten Campis Gelois) sollen 1000 Reben 60 bis 100 Salmen gehen!

Sitte im Januar, weil auf diese Art so viel vom Saft verloren geht, welcher ganz in die zu erhaltenden Reben steigen würde, wenn man die unnützen früh abschneide. Er vermochte aber keine Arbeiter zu finden, welche sich zu einer Neuerung wollten brauchen lassen, die ihnen thöricht schien. Um durch Beispiel zu lehren, befahl er seinem Verwalter, mit einem kleinen Weingarten selber den Versuch zu machen. Nach einigen Tagen ging er hin, um zu sehen, wie es mit den Reben stünde. Der Verwalter hatte nur einige beschnitten. Er entschuldigte sich, die Nachbarn hätten ihn so verhöhnet, daß es ihm unerträglich geworden, mit der Arbeit fortzufahren.

Unbegreiflich ist eine ungereimte Gewohnheit der Landleute von Syrakus, von welcher weder die auffallende Thorheit, noch das beste Beispiel anderer Sicilier sie abbringt.

Sie schlagen die Oliven, ehe sie vollkommen gereifet, mit Stangen von den Bäumen. Die Zweige werden verletzet, das Del wird grün und herbe aus den unreifen Beeren gepreßt. Zum Brennen ist es vortrefflich, aber nur ein schlechter Haushalter wird Brennöl machen wollen, wenn er Tischöl pressen könnte. Das Del aus der Gegend von Sirgenti, welches häufig nach Carthago versührt ward, behauptet noch immer seinen alten Ruhm. Sicilien erwirbt viel mit dem Delbau.

Der größte Handlungsweig dieser gesegneten In-

sel ist der Waizen. Ich vermag nicht die alle Arten zu nennen; folgende sind die vornehmsten.

Der Cicirello würde allen andern Arten seiner Fruchtbarkeit wegen vorgezogen werden, hätte nicht sein Korn, ja auch das Mehl dieses Kornes, den Fehler, daß es sich nicht lange aufbewahren läßt. Er soll manchesmal 60fältig tragen.

Ventina und Trentina haben diese Namen, weil die erste Art zwanzigfältig zu tragen pflegt, die andre dreißigfältig.

Triminia heißet so nach dem griechischen Worte Τριμηνίος (drei Monate dauernd), weil dieser Waizen am Ende des Aprils gesät und im dritten Monat manchesmal, wie man mir gesagt hat, vierzig Tage nach der Saat geerntet wird. Diese Art soll vorzüglich seyn. Man sät den Triminia in Aecker, auf welchen man im Februar noch grüne, im November gesäete Gerste zum Futter gemähet hat. *)

Man schähet auch hoch eine Art Waizen, welche von ihren schwarzen bärtigen Aehren den Namen barba nera bekommen hat.

*) Triminia von Τριμηνίος. Die Sicilier waren auch zur Zeit der Alten nicht als Puristen in Absicht auf die Sprache bekannt, wiewohl einige herrliche Schriftsteller eine Ausnahme machten. Die jetzigen beweisen so wenig wie die neuen Griechen, daß das *α* als ein *a* ausgesprochen ward. Sonst würden die Sicilier und Neapolitaner auch beweisen, daß man das italienische *e* als *i* aussprechen müsse.

Unsre glatte Art Winterweizen wird Majorika genannt. Vermuthlich ward er aus der spanischen Insel hierher gebracht.

Türkisches Korn, welches wir auch türkischen Weizen oder Mais nennen, wird an vielen Orten gebaut. Hier und in Italien heißt diese Kornart Grano d'India (Korn von Indien) und Granone (großes Korn).

Selten ist hier der Roggen. Man nennet ihn, wie im andern Königreiche, Grano germane (deutsches Korn).

Den Hafer bauen die Sicillier gar nicht. Nach Gebrauch der Alten füttert man in beiden Königreichen die Pferde mit Gerste.

Diodor sagt uns, auf Glauben andrer Schriftsteller, Sicilien habe das erste Korn hervorgebracht; das Land solle im Leontinischen Gebiet und an vielen andern Orten wilden Weizen tragen (Diodor Vol. I. B. V. p. 531.).

Homer sagt ausdrücklich von Sicilien:

Ἄλλα τὰ γ' ἀσπαρτα καὶ ἀνήροτα πάντα φύονται,
Πυροὶ, καὶ κριθαί, ἣδ' ἄρπελοι, αἵτι φέρουσιν
Οἶνον ἐριτάφυλοι, καὶ σφιν Διὸς ὄμβρος ἄσχει.

Ὅμ. ὠδ. I. 109-111.

Ohne des Pflanzers Sorg' und der Ackerer steigt das
Gewächs auf,
Alles, Weizen und Gerst' und edele Reben, belastet
Mit großtraubigtem Wein, und Kronions Regen er-
nähret ihn.

Voß Ueb. der Od. Ges. IX. 109-111.

Eine Pflanze, welche häufig in Sicilien wild wächst, mag wohl zu dieser Sage Anlaß gegeben haben. Sie trägt eine Art von Aehre, wächst aber sehr niedrig und ist eine Grasart. Ihr botanischer Name heißet *Aegilops ovata* (eyrunder Walch).

Ich erinnere mich in Buffon's *Histoire naturelle* gelesen zu haben, daß dieser Schriftsteller der Meinung ist, alle Arten von Getreide wären ursprünglich Grasarten, die der Menschen Fleiß veredelt hätte. Wäre das der Fall, so würden diese Pflanzen, gleich den durch Cultur gefüllten Blumen, entweder keinen, oder seltenen Saamen tragen; oder führen sie fort fruchtbar zu seyn, auch wenn der Mensch sich nicht um sie bekümmerte, so würden sie bald wieder in ihren wilden Zustand zurück arten. Auch würde diese Veredlung durch Cultur nur unter glücklichen Himmelsstrichen Statt finden.

Von alle dem sehen wir das Gegentheil. Der ausgefallne Saame bringt das folgende Jahre einige seltnen Aehren hervor und diese reifen so selten, daß ich mich nicht erinnere, jemals im zweiten Jahre nach der letzten Erndte freiwillig sprossende Aehren gesehen zu haben. Sie entarten nicht, sie gehen aus; da doch viel zartere Pflanzen, welche der Kunst des Gärtners, um nicht zu entarten, erfordern, ohne solche viele Jahre lang, allmählich entartend, sich erhalten.

Die Erhaltung des Menschengeschlechts ward mit der Erhaltung dieser Getreidepflanzen verbunden, doch

so, daß wir ihnen noch unentbehrlicher sind, als sie uns. Ohne menschliche Cultur können sie nicht bestehen. Ohne sie ist unsre Erhaltung mißlich, aber nicht unmöglich, unsre Cultur hanget größtentheils von ihnen ab. Denn dem Ackerbau verdanken wir Eigenthum, bürgerliche Verfassung, Sittenmilde, Wissenschaft und Kunst.

Ich kann diese Körner nicht anders als ein unmitttelbares Geschenk Gottes ansehen. Ueberlieferte Nachricht von dieser Schenkung gab wohl Anlaß zur griechischen Sage, daß Ceres selbst die Menschen den Ackerbau gelehret habe. Unsre heiligen Urkunden lehren uns, daß der erstgeborne Sohn unsrer allgemeinen Mutter das Feld bauete. Vieles ward der Entwicklung menschlicher Kräfte überlassen; mit der göttlichen Gabe der Sprache, mit dem minder erhabenen aber nöthigen Geschenk des Kornes ward das junge Menschengeschlecht vom Schöpfer und Erhalter unmittelbar versehen. Ohne jene hätte der Mensch mit unentwickelten Fähigkeiten sich in diesem Leben nicht über das Thier erhoben; ohne dieses wäre er ein wilber, nicht fabelhafter Cyklope geworden. Als der erste Mensch verurtheilt ward, im Schweiß seines Angesichts sein Brod zu essen, gab ihm vielleicht der väterliche Richter, der ihn kurz vorher gelehret hatte, seine Blöße zu bedecken, diese Körner mit auf die Flucht. Eine Pflanze des Paradieses, gedeihet sie nicht ohne

menschliche Pflege im rauhern Boden; sie wird vom Menschen erhalten, wie sie ihn erhält.

Die Kühe weiden das ganze Jahr: im Gebürge des Sommers, des Winters auf der Ebne. Alle Rinder sind in Sicilien ohne Ausnahme roth. Die Ochsen haben gleich den pugliesischen und denen bei Rom, welche ursprünglich pugliesischer Art sind, gewaltige Hörner. Die Art ist vortrefflich, nicht so hochbeinig, wie die Rinder in der Terra di Lavoro, nicht so riesenmäßig groß, aber von edler Natur, gedrunken und stark. Virgil würde seine Freude daran haben; sie entsprechen seiner Beschreibung von trefflichen Rindern.

Siciliens Pferde hatten von jeher einen edlen Ruf. Sophokles spricht irgendwo von einem ätnaischen Rosse, Pindar rühmet die sicilischen Pferde mehr als Einmal, und Virgil die Pferde von Agrigentum. Ich sah in den Städten schöne und feurige Rasse. Auf dem Lande sind sie selten, da zum Reiten, der Berge wegen, die Maulthiere vorgezogen werden. Diese sind in Sicilien stark und scheinen mir den calabresischen vorzuziehen. Hingegen gefielen die Pferde Calabriens mir besser als die sicilischen. Doch sollen mitten in der Insel edle Gestüte seyn. In den Städten sieht man Kutschen. Ich erinnere mich nur einige Bauerwagen und diese am nördlichen Ufer des Faro gesehen zu haben. Sie hatten zwei Räder und wurden von Stieren gezogen.

Schaafe und Hegen sind von guter Art; doch sah ich sie schöner in verschiedenen Gegenden von Itallen.

Ich weiß nicht, ob Hirsche, Damhirsche und Rehe in dieser Insel seyn mögen. Auf dem Aetna sollen Gewissen seyn. Ich sah keine.

In den sonderbaren Begriffen der Nordländer von diesen Gegenden gehören auch die Vorstellungen von giftigen und von stechenden Thieren.

In den Wäldern fallen hier und da Schlangen von ungeheurer Größe seyn; aber wo ich nicht irre, sind sie nicht giftig. Die gewöhnliche auch bei uns gemeine Art ist hier so wenig giftig als bei uns. Andere Arten sind gefährlich. Die Mitter, deren Biss auch bei uns gefährdet wird, hat hier mehr Gift. Des Skorpion's Furch kann in der Gegend von Syrakus zuweilen tödtlich seyn, wenn man die Mittel dagegen versäumt, oder zu spät anwendet. Bisher habe ich keinen andern Skorpion als den am Himmel hier gesehen, welcher bei uns nur zum Theile sichtbar ist. *)

*) Ich fand einen Skorpion etwa einen Monat nachher in meinem Zimmer im Piano di Syrakus. Eine ganz kleine Art, von der Größe einer Spinne, sah ich, nachher in Ischia. Diese kleine Art ist nicht giftig, und grau von Farbe. Sie verhält sich ohngefähr zum rechten Skorpion, welcher schwarz ist, wie die kleine Meerkrabbe zum Krebs. Jene, welche auch Granate an der Mündung der Weser genannt wird, ist viel kleiner wie der Krebs, und grau. Hat auch keine Scheeren.

Ich sah nicht mehr Wespen, Bremsen und dergleichen als bei uns, aber einige uns unbekannte Arten. Der Mückenstich ist etwas giftiger als bei uns.

Die harmlosen Eidechsen sind sehr schön in Italien, schöner noch und lebhafter in Sicilien. Sie sind größer als die unsrigen und glänzend grün. Einige haben blaue Köpfe. In beiden Ländern laufen sie die Bäume hinan bis auf die Zweige der Wipfel. Sie erinnerten mich an eine schöne Stelle im Horaz, wo er ein schüchternes Mädchen mit einem jungen Reh vergleicht, das sich von der Mutter verlaufen hat und an allen Gliedern zittert, wenn grüne Eidechsen durch den Brombeerstrauch schlüpfen (Hor. Od. lib. I. 236.).

In beiden Ländern vermüßt man die Menge der Vögel, welche unsere Wälder beleben, weil fast jeder Bauer mit der Vogelflinte geht und sie sogar oft bei der Feldarbeit neben sich stehen hat.

Die meisten Bauern sind Pächter, dem Edelmann gehört der Grund. Nach einer alten Sitte pflegt dieser dem Bauern, wenn die Zeit der Bestellung anfängt, Korn zur Aussaat, Stiere zum Pflügen, Ackergeräth u. zum Gebrauch zu leihen. Nach der Bestellzeit bringt der Bauer alles dieses, welches la Colonna genannt wird, wieder zurück. Für eine Salma Korn zur Aussaat pflegt der Bauer fünf Salme Korn wieder zu geben. Eine Salma enthält 16 Lu-

mul, der Tumulo 20 bis 22 Motali, das Motalo $2\frac{1}{2}$ Libre. Acht und $\frac{1}{2}$ Salme machen eine Last von Amsterdam aus. Die Last von Amsterdam ist um ein Dreizehntel größer als die Hamburger Last. Der Werth einer Salma Waizen ist 3 bis 5 Uncien.

Caraccuoli, der vorige Vicerödig von Sicilien, nahm den Gutsherren das Recht, die Bauern, wenn sie die bestimmten Salmen Korn nicht geben, oder die Colonna nicht erstatten, in Verhaft zu nehmen. Man behauptet, es fehle daher jetzt den Eigenthümern des Grundes an Sicherheit des Ertrags und sie ließen oft lieber den Boden ungenutzt, als daß sie ihn in ungewisser Erwartung verpachten und die Ausgabe der Colonna wagen wollten. Wie leicht wäre es, diesem Uebel abzuhelpfen! Wie kann es dem Edelmann an Sicherheit fehlen, wenn der Landmann eben sein Korn eingeerntet hat? Die Verhaftnehmung des Schuldners, der mit seinem Arm sich und die Seinigen erhalten muß, ist immer eine barbarische Maßregel.

Für ihre Wohnung bezahlen die Bauern Grundzins und pflegen solche, gleich als wären sie Erbpächter, von Geschlecht zu Geschlecht zu behalten. Wollte man ihnen ihre Häuser mit dem Acker, den sie pachten, in Erbpacht übergeben, so würden sie, es würde der Edelmann, es würde die ganze Insel unendlich dabei gewinnen; nur müßten sie entweder in natura ihre Abgaben entrichten, oder die Geldabgaben müß-

ten, wo nicht alle Jahr, doch zu bestimmten Zeiten, nach dem Preis des Weizens festgesetzt werden.

Der Handel ist sehr eingeschränkt. In England giebt man Prämien für die Ausfuhr, in Sicilien bezahlt jede ausgehende Waare einen stärkern Zoll. Indessen scheint mir das Uebel nicht hauptsächlich hierin zu bestehen und diese Einrichtung hat doch auch wieder ihre Vorzüge. Das Volk findet sich minder gedrückt, wenn es denkt, daß der Fremde die Abgabe allein bezahle. Der Landmann bedenkt nicht, daß jener, wenn die Abgabe nicht Statt fände, ihm das Korn theurer bezahlen würde. Man muß so sehr als möglich nicht nur jeden Druck vermeiden, man muß auch das Gefühl des Drucks schonen. Denn weder lebt der Mensch vom Brode allein, noch auch drückt ihn das wahre Gewicht der Last allein. Die Vorstellung drückt oft viel schwerer. Ferner fällt freilich die Beschwerde des Zolles eigentlich auf den inländischen Verkäufer; aber sie fällt auf ihn im günstigsten Augenblick, da er eben Geld aus seinem Korne löset.

Das wahre Uebel scheint mir darin zu liegen, daß nicht der Landmann dem fremden Schiffer sein Korn verkaufen darf, daß nur der Edelmann dieses Recht habe, und daß auch dieser nicht auf den Verkauf sicher rechnen kann, da die Kornausfuhr oft plötzlich gesperrt wird. Man sagt, daß oft Unterbediente, durch falsche Vorpiegelungen, die Eröffnung oder die Sperrung dieses Handels auszuwirken und zum Vor-

theil einiger, die mit ihnen theilen, diesen schändlichen Gewinn auf Unkosten der Landeigenthümer und der Bauern zu erwerben wissen.

Das Gesetz spricht den Bauer von allen Frohnen frei; aber die Verwalter, welche mehrentheils zugleich Pächter sind, bitten dann und wann die Bauern, ihnen mit ihrer Arbeit behülflich zu seyn, und des Verwalters Bitten schlägt auch hier der Bauer nicht gern ab.

Ueber die Person des Bauern hat der Edelmann keine Gewalt, weder ihn in Verhaft zu nehmen, noch auch ihn am Leibe zu strafen. Gleichwohl ist jener in so fern selbeigen, als er das Gut nicht nach Willkühr verlassen darf.

Die Kalipflanze wird so häufig gebauet, daß jährlich zweimal hunderttausend Cantari Potasche aus dem Lande geführt werden. Ein Cantaro hält hundert Rotoli, oder hundert und sechszig Pfund von Amsterdam.

Ein angesehenener Kaufmann hier in Messina, der ein Fremder ist, sagte mir, die wichtigsten Waaren, welche aus dem Lande geführt würden, beliefen sich auf ein und achtzig Artikel. Nächst den genannten, sind rohe und verarbeitete Seide, Citronen und Pomeranzen, Manna und Safran, ansehnliche Artikel.

Nicht nur einschränkende Verfügungen, auch Furcht vor den Seeräubern legt der Handlung Fesseln an. Die Regierung hebt große Summen, um das Meer

von den Seeräubern frei zu halten. Diese Absicht würde wohl besser erfüllt werden, wenn man für's erste der Idee, eine Flotte von Linienschiffen zu haben, entsagte, und sich begnügen wollte, mit Fregatten, Scharaken, Brigantinen und Galeeren den Handel gegen die afrikanischen Seeräuber zu schützen. Erst muß der Handel blühen und Matrosen bilden, ehe man an Errichtung einer Seemacht denken darf. Als ich das erstemal in Messina war, erzählte man mir, es sei ein barbarisches Raubschiff, einer in Reggio liegenden königlichen Galeere zum Troß, durch den Faro gesegelt. Zwischen Palermo und Neapel sogar haben Seeräuber zwei Gelucken genommen. Bis an den Hafen von Trapani haben andre ein Schiff verfolgt und ein mit Wein beladenes Fahrzeug zwischen Girgenti und Marsalla genommen.

Da die Schiffe, welche ein afrikanisches Raubschiff gefangen nahmen, einer strengen Quarantana unterworfen waren, ließen viele Capitaine die Seeräuber entweichen. Dem Uebel abzuhelpen, hat die Regierung allen königlichen Capitainen Befehl gegeben, jedes Raubschiff, auch wenn dessen Volk sich ergeben will, in Grund zu bohren; eine Maßregel, welche die ersten Grundsätze des allgemeinen, natürlichen Völkerrechts, das allen Nationen heilig seyn muß, auf eine schreckliche Art verletzt.

In vorigen Jahren hielten die Venetianer, welche einen siebenjährigen Krieg mit den Türken geführt

haben, von diesen das Meer rein. Kaum hatten sie in diesem Frühjahr Friede mit ihnen geschlossen, als zwei und vierzig Raubschiffe aus dem Hafen von Tunis liefen. Man sandte ihnen aus Neapel Schiffe entgegen; aber weder in hinlänglicher Anzahl, noch zur rechten Zeit.

Ganz anders verhält sich die portugiesische Regierung. Ihr verbanke seit einigen Jahren das atlantische Meer seine Sicherheit. Ein aus einigen Kriegsschiffen und Fregatten bestehendes Geschwader kreuzt jenseits der Straße von Gibraltor. Die Säulen des Herkules setzen dem Seeraube der Barbaren ein Ziel.

Eine große Ursache der Schwäche des Landes liegt wohl darin, daß der dritte Stand zu wenig Rechte hat. Wiewohl die königlichen Städte Repräsentanten zum Parlamente schicken, wird dieses Standes Interesse nicht hinlänglich wahrgenommen, da diese Repräsentanten aus dem kleinen Adel genommen werden. Da indessen in manchen Städten dieser kleine Adel auch Handlung treibt und also ein gemeinschaftliches Interesse mit den Kaufleuten aus der Bürgerschaft vertheidiget, wird dieser Fehler der Verfassung etwas gemildert.

Wo der Adel Antheil am Handel nimmt, ist die Scheidewand zwischen ihm und dem dritten Stande minder sichtbar als bei uns, wo die Ritterschaft, und ich meine zu ihrer Ehre, wie zum Besten des Landes,

jede Art des Erwerbes den andern Ständen gern überläßt.

Der Adel Siciliens besteht aus vier Ordnungen. Die ersten sind die Baroni des Reichs. Ihrem Ursprung nach sollten sie ohngefähr das seyn, was die Peers in Großbritannien sind, was Frankreichs Pairs in mittlern Zeiten waren. Diese Baroni haben gleiche Rechte, ungleichen Rang, sind Fürsten, Herzoge, Markgrafen, Grafen, Burggrafen (Visconti) und Freiherrn: Ihr Sitz im Parlament ist erblich, wie im Oberhause von England.

Die Ritterschaft macht die zweite Ordnung aus. Sie besteht zum Theil aus sehr altem Adel. Zu ihr werden die Geschlechter gerechnet, denen die Könige zwar erbliche Titel von Fürsten, Herzogen u. aber keine erblichen Rechte geben konnten, Noblesse titrée, wie die Franzosen sagen, welche auch bei uns eigentlch nicht zum hohen Adel gerechnet wird, der nur aus reichsständischen Häusern besteht.

Eine dritte Ordnung besteht aus solchen Geschlechtern, welche, nach einem alten Rechte, die Ritterschaft unter sich aufgenommen, um ausgestorbne Familien zu ersetzen.

Die vierte Ordnung hätte beinahe das Land mit neuem Adel überschwemmet. Gewisse Aemter geben auch den Nachkommen den Adel. Man sah die Folgen ein und giebt diese Aemter mehrentheils Männern aus dem Adel.

Das alte, ehemals demokratische Syrakus, hat allein in seinem Rath zwei Mitglieder aus dem Bürgerstande.

Adeliche Unterthanen des hohen Adels, welcher ganze Städte besizet, empfinden ihre Abhängigkeit, und klagen oft darüber. Gleichwohl vermögen sie nicht zu läugnen, daß die Baronialstädte eines bessern Schicksals genießen als die königlichen. Die Klage gegen einen mächtigen, daher von der Regierung sehr angesehenen Barone, findet leichter Gehör als die Beschwerde über den königlichen Gouverneur.

Das Parlament wird vom Vizekönige, zu unbestimmten Zeiten, in irgend eine der königlichen Städte berufen. Das letzte ward in Cefalu gehalten. Es besteht aus dem geistlichen Arm, (*il braccio ecclesiastico*) Erzbischöfen, Bischöfen, Aebten und Prioren; aus dem kriegerischen Arm, (*il braccio militare*) den Baroni des Reichs; und endlich aus den Deputirten der Städte (*il braccio demaniale*).

Die Rechte des Parlaments sind groß, wiewohl sie durch Mißbrauch selten wirksam werden, weil sich die mächtigsten Mitglieder auf mancherlei Art vom Hofe abhängig machen lassen. Keine außerordentliche Abgabe kann ohne Bewilligung des Parlaments aufgelegt werden.

Die Pfründen der Geistlichkeit sind zum Theil sehr groß. Aber Sicilien hat nur zwei Erzbischöfe und sieben Bischöfe, da hingegen im Königreiche Neapel

ein und zwanzig Erzbischöfe und hundert und zehn Bischöfe gezählt werden.

Die Canonici haben ansehnliche Einkünfte. Man findet viele unter ihnen, welche durch vernünftigen Betrieb des Landbaus ihren Mitbürgern ein nützlichcs Beispiel geben. Einige widmen sich den Wissenschaften. Sie pflegen sehr gastfrei zu seyn. Diese Tugend der Gastfreiheit wird auch von den Ordensgeistlichen in den meisten Klöstern geübet.

Solche Reisende, welche dafür halten, daß die Hauptbestimmung des Menschen sei, den Umlauf des Geldes durch thätigen Erwerb zu befördern, sollten, für die freundliche Art, mit welcher sie von den Mönchen aufgenommen werden, diesen wenigstens die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu bekennen, daß viele Laien durch die Klöster ernähret werden.

Man ist ihnen aber durchaus die Gerechtigkeit schuldig, sie nach den Grundsätzen ihrer Kirche zu beurtheilen. Und dann — sage dieser oder jener was er wolle — das Leben eines wahren Ordensgeistlichen ist ein hartes Leben. Wer, um sich zu veredeln; wer, um Gottes willen, Selbstverleugnung übet; wer, um das Unsichtbare zu ergreifen, den süßesten Freuden des Lebens entsagt; wer, bei Beobachtung strenger Vorschriften und Uebungen, demüthig vor Gott, und freundlich gegen Nebenmenschen bleibt, der verdient unsre Hochachtung, unsre Ehrerbietung; er ist über jeden Spott des Leichtsinns so sehr wie über den Un-

glimpf des Reisenden erhoben, der sich freundlich in Klöstern bewirthen läßt, und ohne Unterschied, hinter dem Rücken, einige hundert Meilen von ihnen entfernt, sich und leichte oder bittre Aeset über ihre Bewohner lustig macht, sich nicht entblödet, sie mit dem gehässigen Namen Pfaffen zu schelten, da er doch vielleicht mit literarischer Hochachtung von den verkrümmelten Pfaffen der Cybele, oder von andern Obgedienten der Alten, wie von ehrwürdigen Priestern reden würde.

Gern sei es von mir zu läugnen, daß viele Mönche und Priester den Namen Pfaffen verdienen. Jeder unwürdige Geistliche, — sei er Katholik oder Protestant — der sich von der Kirche nährt und gegen ihre Grundsätze lebt und redet, ist ein Pfaff. Jeder der dem Geiste seiner Kirche und seinem Gewissen treu, anerkannten Pflichten nachlebt, ist ein Mann, den wir ehren müssen, desto mehr ehren, wenn er mit wahrer Selbstverleugnung, um Gottes willen, ein mühseliges Leben geduldig in Hoffnung lebt.

Urtheile jeder wie er will, nur halte sich keiner für einen freien Denker, wenn er sein Urtheil nach der Modegesinnung eines leichtsinnigen, kurzsichtigen, hochfahrenden Jahrhunderts oder Jahrzehends stimmt.

Ueber den Charakter der Bewohner eines Landes wird ein bescheidner Reisender, wenn er nicht Jahre mit ihnen gelebt hat, nicht gern ein Urtheil, am mindestens ein ungünstiges Urtheil, fällen wollen. Lange,

fortgesetzte Beobachtungen, besondre Gelegenheiten und verschiedene Umstände müssen zusammen treffen, um einen Fremdling in Stand zu setzen, etwas Gründliches über die Denkungs- und Empfindungsart der Nation, die er besucht hat, sagen zu können.

Die Sicilier rühmen sich eines offenen, freien Charakters. Die Neapolitaner werfen ihnen entgegengesetzte Fehler vor, und eignen den Ruhm der Freimüthigkeit sich selber zu. Ich fand beide Nationen freundlich, zuvorkommend, nicht nur mit Höflichkeit, auch mit Wohlwollen, ja mit Vertrauen. Mir scheinen die Neapolitaner sanguinischer und froher; ernster, feuriger die Sicilier. Beide sehr reizbar, aber nach Verschiedenheit des Charakters. Drausender ist der Neapolitaner und auffahrend sein Zorn. Unbemerkt fällt ein Wort, als Saame des Grolls, in die Tiefe des sicilischen Herzens; *crescit occulto velut arbor aevo* (Hor. Od. I, 12-45.) das Gefühl der Beleidigung, und plöglch enthüllet sich aus plagender Schaaie die Frucht der blutigen Rache. Groß ist indessen der Unterschied des Charakters in verschiedenen Städten. Den Trapanesen wirft man am meisten die Rachsucht vor.

Liebe zur Freiheit ist den Eluwohnern beider Königreiche gemein. Zum Ruhme gereicht es den Neapolitanern, daß sie sich beständig der Einführung des schrecklichen Tribunals der Inquisition widersetzten. In Sicilien ward es erst durch diesen König aufgehoben.

Bei den Siciliern, wie bei den Neapolitanern, und bei den Italienern überhaupt, haben die Fehler eines heißen Himmelsstrichs desto freieres Spiel, da der öffentliche und der häusliche Unterricht der Jugend auf eine nicht zu verantwortende Weise vernachlässigt wird. Wie unter diesem Himmel der fruchtbare Boden reich an mannigfaltigen Früchten ist und an vielartigen Disteln von ungemeiner Größe, so ranken auch Fehler und Laster mit üppigem Wuchs aus dem Rationalcharakter dieser Völker, deren Anlagen und Fähigkeiten sehr groß sind. Wollust, Zorn, Rache glühen mit des feurigen Temperaments ungekühlter Hitze. Ungereizt scheinen sie mir wohlwollend.

Daher die freundliche und edle Gastfreiheit der Bewohner beider Königreiche. Daher die Sicherheit der Fremden in Rom, wo doch jährlich fünfhundert Ermordete gezählet werden, welche nicht als ein Opfer der Raubsucht fallen, sondern der Eifersucht, des Jähzorns, der Rache.

Schon ihre zarten Kinder zeigen heftigen Zorn; ihr Weinen ist begleitet mit Zeichen des Eigensinns und der Heftigkeit. Etwas von diesen Fehlern gehört vielleicht auf die Rechnung der geerbten Anlage und des heißen Bluts; aber wohl wenigstens eben so viel auf der Eltern Unvernunft und Heftigkeit im Betragen gegen die Kinder. Gewohnt mit Steinen zum Spiel zu werfen, wird der Knabe von jähem Wuth mit dieser fürchterlichen Waffe gerüstet. Wirst jemand einen

Stein nach einem Hunde, so werfen alle Knaben dem unglücklichen Thiere nach, und die Erwachsenen billigen diese böse Unart wenigstens durch Stillschweigen, ermuntern sie wohl gar durch Beifall. Ihre Behandlung der Thiere überhaupt beweiset rohes Gefühl.

In einem Lande, wo die Natur so freigebig, ist der Müßiggang natürlich. Der Nordländer arbeitet im Schweiße seines Angesichts, weil er starker Nahrung, warmer Kleidung, theurer Feuerung bedarf, und gebranntes Getränk nicht entbehren will. Der mäßige Italiener und der Sicilier genießen einer leichtten Nahrung, sie sind leicht gekleidet. Wiewohl ihre feurigen Weine in manchen Gegenden so wohlfeil sind, wie bei uns das gemeine Bier, ist doch die Trunkenheit hier ein sehr seltenes Laster. Ich sah in Italien einen oder zwei betrunken Menschen, in Sicilien keinen. Unter mildem Himmel bedürfen sie weder einer dichten noch geräumigen Wohnung; selbst die Handwerker arbeiten mehrentheils auf der Straße. Ruhe und Schatten sind ihre natürlichsten Bedürfnisse, daher der Müßiggang. Aber so sehr auch dieser Entschuldigung verdienet, so fürchterlich sind doch seine Folgen.

Eine von diesen ist der Bettler Menge. Sie sind oft unverschämt, scheinen aber dem Reisenden noch mehr so, als sie es wirklich sind; man vergißt zu oft, daß die Lebhaftigkeit der Nation sich auch dem Bettler mittheilen müsse. Man wirft den Italienern und Siciliern Eigennuß vor; etwas von diesem Vorwurf mag

gegründet seyn, aber ich habe in allen Ständen Menschen von Edelmuth unter ihnen gefunden. Nicht selten ist es mir und meinen Reisegenossen begegnet, daß gemeine Leute, für erzeigte Gefälligkeit oder übernommene Mühe durchaus keine Belohnung annehmen wollten. Nach solchen Leuten, welche hauptsächlich von den Fremden leben, muß man nicht die Nation beurtheilen. Wie würde man sich irren, wenn man von dem Eigennuz mancher Wirths und Fuhrleute in der deutschen Schweiz, auf den Charakter der deutschen Schweizer, des edelsten Volkes auf Gottes Erdboden, schloße!

In Ländern, wo die Natur vieles freiwillig, vieles für geringe Arbeit hervorbringt, müßten durch Eröffnung neuer Bahnen der Industrie die Menschen zur Arbeit gelockt werden. Hier wird die Ermunterung der Industrie oft durch Saumseligkeit der Regierung vernachlässiget, oft auch — und das ist noch schlimmer — durch widersinnige Sorgfalt gehemmt.

Lebhafte Phantasie, misleitet durch schlechten Unterricht in der Religion, gebiert den Aberglauben. Dieser setzt leichte Uebungen an die Stelle gewissenhafter Erfüllung der Pflichten; sinnloses Gewäch an die Stelle der Herzensreinheit und der Liebe. So befördert er die Unsitlichkeit und oft den Unglauben.

Die Freigebigkeit der Natur und die Vernachlässigung der Erziehung zeigen sich im Gespräch der Italiener auf ihren schön gezeichneten, durch heftige

Affekten aber verzognen Gesichtern; an ihrer zu lauschen, das Ohr verlegenden, obwohl rein tönenden Stimme; endlich an Vergleichung der Kinder mit den Erwachsenen.

Nirgends sah ich unter dem Volke mehr schöne, mehr geistreiche Kinder, als in diesen Ländern. Schnell sind ihre ersten Fortschritte, bald aber werden sie gehemmt. Nirgends sah ich so wenig Buckliche, so wenig von der Geburt an mißgestaltete Menschen; nirgends aber so viel durch Verwahrlosung mißgebildete Kinder; nirgends so viel Eindugige, Blinde, Lahme, so viele Menschen mit verdorreten Händen, so viele Krüppel jeder Art, als in Italien und Sicilien; doch mehr in Italien. Wie oft begegnet man auf der Insel sowohl, wie im festen Lande, unglücklichen Männern und Weibern, denen das Gesicht, sei es vom Krebs oder vom Ausfag halb zerfressen ist. Man erschrickt, schauernd zweifelt man, ob sie eigne Jugendsünden büßen, oder ob die Sünden ihrer Aeltern sie bezeichnen. Man wendet, mit unwillkürlichem unüberlegtem Abscheu, der sich bald in Mitleiden verwandelt, den Blick von ihnen ab.

Einer eigenthümlichen Sitte Siciliens muß ich noch gedenken. Hier gilt ein Vorkaufsrecht von sonderbarer Art. Wenn jemand ein Grundstück, sei es Haus, Acker, Weingarten u. gekauft hat, so kann während eines ganzen Jahres nach dem Verkauf, der Nachbar den Käufer durch Erlegung des Kaufpreises

aus dem Besitz stoßen. Umsonst würde der frühere Käufer dem ersten Besitzer mehr nachbieten wollen. Dieses seltsame Gesetz wird mehrentheils durch eine Lüge vereitelt. Der Kaufpreis wird im Kaufbriefe höher angegeben, als er unter vier Augen verabredet ward.

Nicht minder auffallend ist ein andres sicilisches Gesetz, nach welchem jeder seinen Nachbar, durch Erlegung des dreifachen Werthes, ihm sein Haus zu verkaufen zwingen kann. Diese Gesetze haben der Städte Verschönerung zur Absicht. Man will Besitzer großer Häuser begünstigen, will sie ermuntern, die unansehnlichen kleinen Wohnungen aufzukaufen.

Sechs und neunzigster Brief.

San Jorio bei Neapel, den 13ten Juli 1792.

Am 10ten, Abends um 7 Uhr bestiegen wir im Hafen von Messina kleine Fahrzeuge, welche man Speronari nennet. Sie sind lang und schmal, daher leicht in ihren Bewegungen, haben sieben Ruderer und viele Segel. Die Malttheser sind Erfinder und beinahe einzige Besizer solcher Schiffchen. Nur die Syrakusier haben es ihnen nachgethan. Unsre Speronari waren aus Syrakus. Wir hatten sie nach Messina hinbestellt, weil bei jetziger Unsicherheit dieser Meere solche Fahrzeuge fast immer den Seeräubern entrinnen. Größere Schiffe werden, wofern sie nicht zur Vertheidigung gerüstet sind, wenn sie Seeräubern begegnen, fast immer ihre Beute; denn da diese ihre Fahrzeuge nicht zum Transport von Waaren, sondern zum Raube bauen, so haben sie über andre Schiffe großen Vortheil. So schnell auch die Speronari segeln, vertrauen ihre Führer, wenn Barbaresken sie verfolgen, ihrem Segel nicht, sondern rudern gerade gegen den Wind an, worinnen die Afrikaner ihnen nicht gleich kommen.

Man soll kein Beispiel haben, daß ein Speronaro, wofern es nicht mit Waaren beladen gewesen, in der Seeräuber Hände gefallen wäre.

Vor Sonnenaufgang sahen wir am 11ten fast alle liparischen Inseln, theils uns zur Linken, theils gerade vor uns. Man zählt deren bald 7, bald 10, bald 12, je nachdem man die westlichen beiden, Alicudi und Felicudi, oder einige kleinere, welche eigentlich nur Klippen sind, mitrechnet oder nicht. Gleich den Alten lieben die Italiener und Sicillier große Zahlen, und machen gern aus Klippen Inseln, aus Bächen Ströme.

Lipari ist die größte und eines Bischofs Sitz. Alte und Neuere halten sie für Homer's äolische Insel, in welcher Aeolos, der unsterblichen Götter Freund, welchem Zeus der Winde Aufsicht anvertrauet hatte, den Odysseus bewirthete und ihm alle Winde in einem Schlauche gab, den Westwind ausgenommen, weil der ihm günstig in die Segel wehen sollte (Odyss. 10, 1-55). Odysseus traute keinem der Genossen das Steuer an und sah am zehnten Tage schon das liebe Ithaka, als ein süßer Schummer sich seiner bemächtigte. Seine thörichten Gefährten, welche glaubten, daß Schätze im Schlauche wären, öffneten ihn; als bald brachen ungestüm die Winde hervor, warfen das Schiff weit in's Meer und brachten es endlich wieder zurück zum Aeolos.

Da diese Inseln, welche sich als Berge hoch aus dem Meer mit fahlen Gestaden erheben, sehr weit

gesehen werden, und, je nachdem man sich gegen sie richtet, gleich den homerischen sogenannten irrenden Klippen vor der Scylla, immer eine verschiedene Lage zu haben scheinen, so nutzte der große Dichter diesen Umstand, und nannte die äolische Insel auch die schwimmende.

Lipari ist hoch, wie ihre Gespielen und hat gleich ihnen jäh abschüssige Ufer. Diese sind eisenfarbig, wenigstens von fern, wie wir sie sahen. Daher dichtete Homer, es sei des Aeolos Insel mit einer ehernen Mauer umringet gewesen. Ich verdanke diese Bemerkung dem guten Vater Minasi, einem Ordensgeistlichen nach der Regel des heiligen Dominicus, in Neapel. Ehemals war Lipari feuerspeltend. Diodor giebt uns von diesen Inseln folgende Nachrichten:

“Winde brechen hervor mit großem Geräusch aus den Klüften der Strongyle, (Stromboli) und der Hiera Hephästa (der dem Vulkan heiligen, jetzt heißt sie Vulkano). Sie werfen Sand auf und glühende Steine. Einige glauben, daß sie durch unterirdische Gänge mit dem Aetna zusammen hängen und abwechselnd mit diesem Feuer ergießen. Liparos, Sohn des italischen Königes Aeson, von seinem Bruder vertrieben, soll die äolischen Inseln zuerst bevölkert und angebauet haben. Nach ihm erhielt Lipara (Lipari) ihren Namen. Aeolos, Sohn des Hippotas, kam hin und heirathete des Liparos Tochter, Ryane. Er ward König von Lipara und verhalf seinem Schwiegervater,

der sich nach Italien sehnte, zur Eroberung von Eolento. Zu diesem Aeolos kam Odysseus. Aeolos war ein gerechter Mann und ward Freund der Götter genannt. Ihm schrieb man die Erfindung der Segel zu. Aus der Beobachtung von den Vorzeichen des Feuers (des aufsteigenden Rauches, welcher bei Nacht feurig ist) soll er den Einwohnern die Winde vorhergesagt haben, weswegen auch die Fabel ihn zum Vorsteher der Winde gemacht. Aeolos hatte sechs Söhne. Einer herrschte in der Gegend von Rhegion (Reggio in Calabrien) die fünf andern in Sicilien. Sowohl wegen des väterlichen Ruhmes, als auch wegen ihrer eignen sanften und gerechten Gesinnung, gehorchten ihnen Sikaner und Sikuler, welche doch vordem immer uneins gewesen. Lange herrschte ihr Geschlecht, bis es ausstarb. Nachher wählten die Sikuler ihre Fürsten; die Sikaner führten bürgerliche Kriege." — —

„Gedrückt vom Joch der persischen Könige beschloffen einige Karer aus der Stadt Knidos (Gnidus) und einige Rhodier, zur Zeit der 50sten Olympiade (578 — 75 Jahr vor Christi Geburt), ein andres Vaterland zu suchen. Nach verunglücktem Versuch in Sicilien, schon auf dem Rückwege, wurden sie freundlich in Lipara aufgenommen, wo nur noch fünfhundert von den Abkömmlingen der alten Einwohner übrig waren, und vereinigten sich mit ihnen. Gegen tyrrenische Seeräuber rüsteten sie eine Flotte. In Gemeinschaft besaßen alle das Land und des Seekriegs Beute.

Zuletzt vertheilten sie nach dem Loose das Land aller dieser Inseln, und so, daß alle zwanzig Jahr von neuem geloset ward. Sie besiegten die Tyrrhener in vielen Seeschlachten und sandten große Geschenke vom Raube nach Delphos. Lipara ward wohlhabend und berühmt durch seine natürlichen schönen Hafen und wegen der warmen Quellen, welche auszeichnende Eigenschaften, sowohl durch ihre, bei besondern Krankheiten nützliche, als auch sehr angenehme Bäder, hatten. Auch brachten ihre Alaungruben den Einwohnern unglaublich viel Geld ein. Diese kleine Insel war wohl mit Feldfrüchten versehen, und mit allem, was zur Nahrung dient, besonders mit dem feinsten Baumsobst und mit Fischen jeder Art" (Diodor. Vol. I. B. V. p. 355-38.).

Diese Beschreibung soll noch fast ganz auf Lipari passen. Mich wundert, daß Diodor des Weines nicht erwähnt. Der jetzige Muskatwein dieser Insel ist vorzüglich.

Die Dichtung, als habe Nestos die Winde beherrsche, und die Erzählung, daß er aus den Vorzeichen des Feuers die Veränderung der Winde vorhergesagt habe, sind darauf gegründet, daß wirklich, weil sich der Wind in der hohen Region früher ändert als in der unteren, die Schiffer bis auf diesen Tag aus dem Rauch, der aus den vulkanischen Inseln steigt, und aus den Dünsten, die aus den andern sich erheben, die Winde vorhersehen.

Im Kriege der Syrakuser mit den Atheniensern hielten die Liparäer es mit den erstern. Folgendes erzählt uns Thucydides:

“Im Winter (des zweiten Jahres der 88ten Olympiade, 426 Jahr vor Christi Geburt, im 5ten des peloponnesischen Krieges) schifften gemeinschaftlich mit den Rhegiern die Athenienser gegen die sogenannten Inseln des Neos. Im Sommer wäre es nicht möglich gewesen, einen Feldzug dorthin zu thun, weil es diesen Inseln an Wasser fehlt. *) Die Liparäer, Abkömmlinge der Knidier, besitzen diese Inseln. Sie wohnen in einer von ihnen, Lipara, welche nicht groß ist. Die andern benutzen sie zum Feldbau, aus Lipara hinüber-fahrend. **) Diese heißen Didyme, Strongyle und Hiera. Die Menschen dort glauben, daß Hephästos (Vulkan) in Hiera schmiede, weil man bei Nacht viel Feuer aus ihr aufsteigen sieht und des Tages Rauch. Da sie es mit den Syrakusern hielten, verheerten die Athenienser ihre Felder. Die Liparäer blieben aber ihrer Verbindung treu und zogen zurück nach Rhegion.” (Thucyd. B. III. p. 221, 22. ed. Duk.).

*) Das gilt nicht von allen. In Stromboli fand ich gutes Wasser.

**) Neue Geographen irren, wenn sie behaupten, daß das noch der Fall sei. Die größten der liparischen Inseln werden bewohnt. Nur auf den kleineren wird der Boden von den Nachbarn bebauet.

Agathokles schiffte hinüber und erpreßte fünfzig Talente, welche zum Theil dem Vulkan, zum Theil dem Aeolos gewidmet waren. Die Völker wurden in dem Wahn, daß Aeolos die Winde beherrsche, gestärkt, als eilf mit diesem Gelde belastete Schiffe untergingen (Diod. B. XX.).

Die Liparoten hielten es noch mit dem Hause Anjou, nachdem die Franzosen schon in Sicilien waren ausgerottet worden. Erst im Jahr 1363 ward durch endlichen Frieden das arragonische Haus in Besitz dieser Inseln gesetzt (Amico Loric. topogr. Sic.).

Die Inseln Voleano, Volcanello und Stromboli speien Feuer. Volcanello ist nur ein Fels im Meer, aus dem es sich in neuern Zeiten muß erhoben haben; da die Alten seiner nicht erwähnen. Ein unterirdischer Feuerausbruch hat es ohne Zweifel sichtbar gemacht.

Den ganzen Morgen hatten wir schon Stromboli vor uns liegen gesehen, und erreichten diese Insel, welche ihrer Höhe wegen so nahe geschiessen hatte, mit günstigem Winde erst den Nachmittag. Stromboli hieß bei den Griechen Strongyla, das heißt die runde. Ihre Bewohner und die sicilischen Schiffer nennen sie noch Strongoli. Das Inselchen besteht aus einem sehr hohen Berge. Wir landeten an der östlichen Küste. Der Strand ist mit schwarzer Asche bedeckt, welche vermischt ist mit funkelndem Sande. Als wir aus den Fahrzeugen stiegen, kamen einige der Bewohner gewaffnet herbei und fragten nach unsern Pässen und

Gesundheitscheinen. Ein solcher Gesundheitschein heißt *prattica*. Weil wir zwar vom Vicedönig, aber nicht vom Governadore in Lipari, wo wir nicht gewesen, einen Paß hatten, und unsre *prattica* nicht ausdrücklich sagte, daß wir in Stromboli landen würden, durften wir nur längst der Küste und zwar in einer gewissen vorgeschriebenen Entfernung gehen, den Wohnungen aber nicht nahen. Doch erlaubte man den Gipfel zu besteigen und den Krater zu besehen. Jacobo nutzte diese Erlaubniß; uns andre schreckte die Höhe ab und der jähe Berg.

Ich ging zu vorstehenden Felsen des Gestades, um mich hinter ihnen im Meere zu baden. Ein Strombolese begleitete mich als Hüter bis zu den Felsen. Seine Frau kam eilend aus ihrer Hütte am Abhang des Berges und brachte ihm eine Flinte. Bei ihrer Wachsamkeit, welche ein gewaltthätiges Ansehen hat, sind die Leutlein, so verwildert sie auch scheinen, dennoch freundlich. Wir kauften von ihnen trefflichen weißen Muskatwein, und einen rothen Wein, der so viel Feuer hat, daß uns jetzt der *Lacrima* des Besuns und der *Posilippo* dagegen schaal von Geschmack scheinen.

Mit gutem Winde segelten wir des Abends weiter und sahen in der Nacht den feurigen Rauch aus dem nimmer ruhenden Krater von Stromboli aufsteigen. Am 12ten, Nachmittags um 1 Uhr, sahen wir ein Schiff. Unsre Schiffer besahen es oft mit einem Sebrohr. Wir achteten nicht darauf. Mögliche

fielen sie über die Ruder her und arbeiteten aus vollen Kräften mit sichtbarer Angst.

Sie hielten das Schiff für ein barbarisches Fahrzeug und ich glaube mit Recht; denn wir konnten zwar durch ihr Rohn nicht deutlich die Menschen dieses Fahrzeugs erkennen, sie schienen uns aber lange Kleider zu tragen. Sie riefen uns zu; wir verstanden sie nicht, unsre Schiffer hatten gar nicht Lust, sich mit ihnen in Gespräch einzulassen, sondern verdoppelten ihre Ruderschläge. Plötzlich machte jenes Schiff eine Wendung gegen uns, mochte aber wohl daran verzweifeln, unsern Speronaro einzuholen, und setzte seine Fahrt fort.

Einige Stunden nachher umsegelten wir das Vorgebürge, von dem Virgil sagt, daß es nach Palinurus, dem Steuermann des Aeneas, welcher hier in's Meer stürzte, sei genannt worden. Es heißt noch Capa Palinuro. Wir ergößten uns an der schönen Küste des *Principato citra*.

Gegen Abend wehete ein starker Wind sehr günstig. Wir hofften Salerno zu erreichen und wollten von da unsre Reise zu Lande vollenden. Aber ein Sturm erhob sich; unsre Schiffer suchten Schutz in einer kleinen Bucht.

Früh am 13ten ruderten wir weiter bei hohem Meer, welches unsre Schiffer hinderte, das Vorgebürge Licosa zu umsegeln. Wir mußten jenseits in der Anfur von Lazarolo, welches aus einigen Häusern

besteht, landen, nachdem wir beinah an einem Felsen gescheitert wären. Wegen des hohen Meeres mußten wir den ganzen Tag dort bleiben. Ich reisete mit dem ältesten Herrn von Drost in einem Speronaro; unsre Freunde hatten wir, seitdem wir Stromboli verlassen, nicht gesehen und waren ihretwegen unruhig, sowohl des Sturmes als des verdächtigen Schiffes wegen.

Abends verließen wir endlich Lazzaro, segelten in der Nacht den Meerbusen von Salerno vorbei und sahen früh die Insel Capri vor uns liegen, deren südliche Küste noch viel ruhigeres Ansehens ist als die nördliche. Gegen Westen thürmen sich, durch eine schmale Meerenge von ihr getrennt, hohe Felsen. Einer von diesen ist durchbrochen, vermuthlich von der Gewalt der Winde. Man sieht das Meer wie durch ein gemalbtes Thor. Am Nachmittag landeten wir in Neapel, von wahren ich gleich herfuhr, wo ich meine Frau und Kinder wieder fand, die ich am 27ten April verlassen hatte.

Sieben und neunzigster Brief.

Piano di Sorrento, den 19ten Sept. 1792.

Um noch einige Sommermonate in einer der schönsten Gegenden Italiens zuzubringen und ihrer in ungestörter Freiheit zu genießen, schifften wir am 21sten Julius des Nachmittags herüber nach diesem Thale, welches große Reize hat von einer ihm eigenthümlichen Art. Es ward durch die Natur von der ganzen übrigen Welt abgesondert.

Amgerist beschwerlich sind seine Zugänge von der Landseite und nur die Hände der Menschen haben es von der Seite des Meeres zugänglich gemacht. Es mag ohngefähr vier Stunden im Umfang haben. In Gestalt eines halben Mondes liegt es eingerückt in die Berge des Gefhades, welche seine Mündung umfassen. Sein Ufer besteht aus steilen Felsen, die in furchtbarer Höhe bald senkrecht im Meere stehen, bald einem schmalen Strande Raum zu Wohnungen der Fischer und Schiffer gestatten, deren Fahrzeuge zum Theil in den Grotten der Küste aufbewahrt werden. Die Wege, welche vom Strande hinauf in's Thal führen, sind in die Felsen des Ufers eingehauen.

Oben schatten große Bäume, unter andern die schönsten Pinien, so ich jemals sah. Wenig Bäume machen eine so große Wirkung, als diese ungeheuren Pinien, die auf geradem Stamme sich hoch auf dem Felsengestade erhebend, ihr einem Sonnenschirm ähnliches Haupt mit breiten Ästen in den Lufthorizont erstrecken. Die höheren Berge werden von Eichen und Kastanien beschattet, auch von Delbäumen. Das Piano oder die hohe Ebne selbst ist bedeckt mit Wohnungen; bei jeder ist ein Plätzchen Erde mit Weingärten, Obstdäumen und Agrumi bepflanzt.

Einige Reben winden sich um hohe Stämme von Obstdäumen und ranken von Baum zu Baum; andre werden höher, als ich irgendwo sie sah (wenn ich Eslabriens wilde Reben ausnehme), an abgerindeten Stämmen schlanker Kastanienbäume, welche hauptsächlich dazu auf den Bergen gezogen werden, hinan geleitet. Diese Kastanienwälder werden wie im Harze die Buchen, wie im nördlichen Deutschlande die Erlen, in Schläge getheilt und sprossen wieder aus der Wurzel. Man haut sie, wenn sie zehn Jahr alt sind. Ich sah in der Insel Ischia, wo die Vegetation besonders freudig ist, siebenjährige Kastanienbäume, welche wenigstens so hoch waren wie fünf und dreißigjährige Buchen des nördlichen Deutschlandes, und bedeckt mit Früchten.

Die Agrumibäume jeder Art geheißen in diesem Thale zu einer außerordentlichen Höhe und Frucht-

barkeit, daher Citronen und Pomeranzen in großer Fülle nach Neapel, Salerno, Rom, Livorno und Ancona gesandt werden.

Wir wohnen in einem angenehmen Landhause, eine halbe Stunde von dem Städtchen Sorrento, nahe bei'm Flecken Carotta. Zwischen Pomeranzen und Neben, welche beide weit über das zweite Stockwerk des Hauses empor streben, sehen wir aus den Fenstern und von zwei großen, freien Eöllern auf der einen Seite hinter vielen Gärten hohe, mit Wald bewachsene Berge; auf der andern, auch hinter Neben und Obstbäumen, das Meer, die krummen Ufer, Neapel und Portici, mit dazwischen liegenden Landhäusern, welche, in dieser Ferne beide vereinigend, den Anblick einer ungeheuern Stadt hervorbringen und uns unsre paradiesische Einsamkeit desto werthet machen. Im Hintergrunde der Aussicht unterscheidet das Auge vierfache Gebürgreihen, deren letzte sich im Abruzzo thürmet. Nahe scheinend erhebet sich links die hohe Insel Ischia, welche alle Abend, wenn neben ihr die Sonne sinket, im Abendroth zu schwimmen scheint.

Ähnliche Schönheiten findet man in vielen Gegenden beider Sicilien; aber diesem Thale eigenthümlich sind die vielen Felsenthäler, oder Felsenspalten, in welchen man auf engen Pfaden tief hinab in den Schooß der Erde steigt. Hier findet man in den heißesten Stunden die frischeste Kühlung. Bald erweitern sich diese Spalten so, daß man von unten

einen ansehnlichen Theil des durch die Oeffnung dunkler scheinenden Himmels, die Wipfel mancherlei Bäume, welche den obersten Rand umschatten, den bis hinab in die Tiefe rankenden Epheu und viele Arten von Sträuchern und Kräutern sieht, die sich dem Felsen entwinden; bald werden sie gegen Oben so eng, daß man bei Tag in ewiger Nacht tappet und die Fledermäuse über sich schwirren hört.

Ich sah zugleich an der einen Seite den goldnen Sonnenstrahl durch die Wipfel der obern Bäume auf den schwebenden Epheu fallen und an der andern Seite leuchtete am Blatte das Johanniskörnchen, wie bei Nacht.

Ein solches Thal auf dem Wege nach Castell-a-Mare ist so breit, daß unten ein ganzer Hain von Agrumi grünet.

In einem andern sehr tiefen Thale, nahe vor Sorrento, stürzt ein flehender Wasserfall über Felsen.

In der mittleren Höhe steht auf einem vorspringenden Stein eine kleine Kapelle, deren brennende Kerzen in dunkeln Stunden eine schöne Wirkung im schauerlichen Thale hervorbringen.

Von einem ähnlichen jenseits Sorrento habe ich dir schon in meinem Briefe vom 19ten April erzählt.

Gleich hinter unserm Garten ist eine lange Felsenklüfte. Durch solche werden viele Weingärten verschiedener Besitzer von einander abgesondert. Ich begreife nicht, welche Begebenheit der Natur diese langen

und tiefen Spalten der Erde habe hervorbringen können. In einem Lande, wo auch die schauerlichsten Naturscenen sich mit Blüthen ewiger Jugend schmücken, haben solche Thäler und Felsen einen unaussprechlichen Reiz.

Das Piano di Sorento lehnt sich an die Bergkette, welche, mit dem Capo Campanello endigend, die eine Seite des Meerbusens von Neapel ründet und diesen vom Salerner Meerbusen scheidet. Beide sieht man zugleich an verschiedenen Stellen der von Aroma vieler Pflanzen duftenden Berge. Hier übersieht das Auge Meere, Länder und Inseln, vom Capo Licosa an bis zum Monte Circello. Dicht am Gestade stehen im Golfo di Salerno die einzelnen Klippen, welche von vielen Alten und Neuern für die homerische Sireneninsel gehalten wurden. Sie heißen le Galle.

Eine der schönsten Stellen, die ich auf meiner ganzen Reise gesehen, ist der Kapucinergarten nahe bei Sorento. Er ruhet auf den Felsen des Gestades.

Aus seinen schattenden Gängen übersieht man den ganzen Meerbusen von Neapel, außer einigen Buchten, welche rechts und links durch vorlaufende Küsten, deren eine die Insel Capri verbirgt, gebildet werden.

Nirgends erscheint der Vesuv so vertheilhaft, nirgends die hohe Insel Ischia. Aber selbst von diesen großen entfernten Gegenständen kehrt der Blick oft

zurück und verweilet bei'm nahen Felsengestade, dessen Hallen und zackige Klippen, die schäumenden Wogen einschlürfend und wieder hervorwerfend, eine donnernde Brandung des Meers verursachen.

Mancherlei Gewächse, insonderheit die Capernpflanze mit ihrer schönen Blüthe, sprossen aus den Felsen, welche mit hohen überhangenden Bäumen gekränzt sind. Aus dem Garten steigt man durch eine in Felsen gehauene Treppe hinab an's Meer, wo die Brandung am stärksten ist. In den Stein hinein ist eine weite Halle gehauen, deren beide Seiten von ungleicher Tiefe sind, so daß man in der einen badend sitzen kann, und schwimmen in der andern.

Du erinnerst dich vielleicht, daß schon im April mich die Lage dieses Klosters reizte, als ich unten aus dem Nachen einen Mönch oben stehen sah, welcher Wachteln ein Netz stellte. In den Gegenden des Meerbusens von Neapel wird jährlich zweimal, im Frühling und im Herbst, eine ungeheure Menge dieser Zugvögel gefangen, besonders in der Insel Capri.

Des Piano di Sorento Volksmenge soll sich, wenn man die gegen viertausend Einwohner enthaltende Stadt mit dazu rechnet, auf achtzehn tausend Menschen belaufen. Welche Bevölkerung in einem Umkreise von kaum 4 Stunden! Ehmals gehörte das ganze Piano der Stadt Sorento, in welcher viel Adel wohnte; ihre Einwohner verarmten aber, als sie vor einigen Jahrhunderten von afrikanischen Seeräubern

überfallen wurden, welche Priester und Jungfrauen in großer Zahl entführten. Männer, Mütter und Brüder löseten die geliebten Gefangenen wieder aus und sahen sich gezwungen ihre Landgüter zu verkaufen.

Eine sanfte Melancholie, welche Ernst mit Freundlichkeit verbindet, charakterisirt die Sorentiner wie des Piano Bewohner und unterscheidet sie auf eine auffallende Art sowohl von den sanguinischen rauschenden Neapolitanern, als von den, gleich ihrem Himmel, immer heiteren Ischiesern. Die Einwohner des Piano sind wohlhabend und geben keine Abgabe als von der Seide, die sie spinnen, und vom Wein, den sie ausführen. Diejenigen, welche fremden Boden bauen, bezahlen oft eine theure Pacht, weil sich viele Liebhaber dazu finden.

Sie erhalten daher ihr Leben oft dürftig, wiewohl im Schweiß ihres Angesichts.

Da die Berge dieses Thals gegen die Wärmittags-sonne schützen, genießt es das mildeste Luft. Selbst in den Hundstagen ist die Hitze nicht drückend, im einem glücklichsten Winkel der Erde, wo die feinsten Früchte den höchsten Grad der Vollkommenheit erreichen und wo ich noch gestern die Frucht der hien wild wachsenden *Cactus Opuntia* sah, eines Gewächses, das bei uns in Treibhäusern gezogen wird. Späher ich dieses schmale, sehr ich vor mir an hohen Stäben die Fülle der schönsten purpurnen und goldenen Trau-

ben von ungemeiner Größe hängen. Einige Citronenbäume stehen wieder in voller Blüthe.

Die Weinlese ist schon vor mehr als acht Tagen angegangen. Ich weiß nicht weswegen sie in diesem kühlen Thale früher anfängt als in den heißeren Gegenden Italiens. In Ischia ist man seit 6 Wochen reife Trauben, gleichwohl wird die Weinlese dort nicht vor Ende Septembers anfangen.

Wir haben die 14 letzten Tage des August und die ersten 8 Tage des Septembers in der Insel Ischia zugebracht. Auf Eseln haben wir das ganze Ländchen, welches drei deutsche Meilen im Umfang hat, umritten. Wo ich im April auf Obstbäumen noch Blüthen des langen Frühlings sah, da reifte nun das Obst; wo damals des Agrum goldne Früchte vollgereifet zwischen dem Laube funkelten, da färbte sich wieder die jüngere Frucht, ja man hatte schon Schiffsladungen von süßen Pomeranzen nach Rom gesandt. Die Granatapfel rötheten sich; gleichwohl sproßten Hle und da neue Blüthen; soll ich sagen noch oder schon?

Nun reifte die Frucht des Erdbeerbaumes, dessen Laub und schlanker Wuchs Ähnlichkeit mit dem Stachelbeer hat. Rund und von glänzender Scharlach hanget diese sonst der Erdbeer gleiche Frucht an einem Stengel wie die Aepfel. Nun reiften die rothen und die weißen Myrteolen, ein liebliches süßliches Baumobst; nun die Corben, sowohl die weißen als die

rothen. Der Feigen Mannigfaltigkeit ist dort so groß wie bei Sorrento. Solche wie die unsrigen würde kein Mensch hier essen, bessere wirft man hier den Säuen vor. Eine Art Neben ist, wosfern ich nicht irre, der Insel eigenthümlich.

Sie tragen dreimal, im August, im December und am Ende des Februars. Man nennet diese Traubentre volte l'anno (dreimal des Jahrs). Ehe die reisenden Vören gepflückt werden, treibt die Rebe schon wieder Blüthen.

Die Feigenbäume tragen in vielen Gegenden beider Königreiche zweimal. Ob die dreimal tragenden Neben auch irgendwo anders als in Ithia gedeihen, ist mir nicht bekannt. Homer scheint diese Art gekannt zu haben. Wie gut läßt sich auf diese Paradiesische Insel folgende Stelle aus der Beschreibung der Gärten des Alkinoos anwenden:

Ἔνθα δὲ δένδρεα μακρὰ πεφύκει τηλετόντα,

Ὀρχναι καὶ ροιαί, καὶ μῆλιναι ἀγλαόκαρποι,

Συκαὶ τε γλυκεραί, καὶ ἰλῆναι τηλετόνται.

Τῶν ἕκαστος καρπὸς ἀπολλύται, ὅδ' ἐπιλίπμι

Χύματος, ὅδ' ἰέρους, ἐκασήσας· ἄλλα μὲν αἰεὶ

Ζεφυρεὶν πνίγσας, τὰ μὲν φρεῖ, ἄλλα δὲ πίττει.

Ὀρχνὴν ἐπ' ὀρχνὴν γηράσκει, μῆλον δ' ἐπὶ μῆλον,

Ἄνταρ ἐπὶ σαφυλῇ σαφυλῇ, σῦκοι δ' ἐπὶ σῦκοι.

Ἔνθα δὲ οἱ πολυκαρπὸς ἀλυσὶν ἄρριζοται.

Τῶν ἑνέροι μὲν θεϊλόντων λυγρῶ ἐν χερσὶ

Πέσονται, ἄλλων ἱτίαν ἄντα τε τρυγόντων.

Ἄλλας δὲ τραπίεσι παρὰ τοὺς οὐρανούς τισιν,
 Ἄνθος ἀφιδῶσαι, ἵταται δυποπιπταλέων.

Ὀμ. Ὀδ. H. 114-26.

Dort sind ragende Bäume gepflanzt mit laubigen Wipfeln
 Voll der balsamischen Birne, der süßen Feig' und Granate,
 Auch voll grüner Oliven, und roth gesprenkelter Äpfel.
 Diese tragen beständig im Jahr nie mangelnd des Obstes,
 Nicht im Sommer noch Winter; vom athmenden Weste
 geschächelt,

Knospen sie hier und blühen, dort zeitigen schwellende
 Früchte.

Birne reift auf Birn', es röthen sich Äpfel auf Äpfel,
 Traub' auf Traub' erdunkelt, und Feigen auch schrumpfen
 auf Feigen.

Dort auch prängt ein Gefilde von edelm Wein bes
 schattet.

Einige Trauben umher auf der Ebene hingebreitet
 Dorren am Sonnenstrahl, und andere schneidet der
 Winzer,

Andre keltert man schon; hier stehn die Herling in
 Reihen,

Hier entblühen sie zuerst, hier bräunen sich leise die
 Beeren.

Wos Uebers. der Odys. VII. 114-26.

Uebrigens wird diese dreimal reisende Art Trau-
 ben von den Winzern nicht vorzüglich hoch geschätzt.
 Die Beeren des Februars sollen selten reifen, und
 Wein wird, auch wenn sie reifen, nicht aus ihnen gepreßt.

Nichts ist lieblicher als die Wälder am Epomeo,
 die Weingärten und zerstreuten Wohnungen auf den

Seiten des Berges, die Lage der Städtchen, Flecken und Landhäuser auf Hügeln und am Meer, dessen entzückende Aussichten neuen und mannigfaltigen Reiz erhalten durch die zackigen Gestade der Insel.

Die Volkszahl von Ischia beläuft sich auf zwei und zwanzig tausend Menschen. Auch hier sind die Eigenthümer sehr wohlhabend, die Pächter oft arm. Jene bezahlen keine andre Abgabe als einen Scudo (zwei Gulden Conventionsmünze) für jedes Faß Wein, welches ausgeführet wird. Ein Faß enthält 6 Eimer, ein Eimer 80 Flaschen.

Ischia's Bäder sind berühmt. Deren sind viele von verschiedner Kraft, gegen mancherlei Uebel. In einer großen Anstalt, welche Monte di Misericordia genannt wird, werden jährlich 600 arme Badegäste auf Unkosten einer Privatstiftung in Neapel 14 Tage lang verpflegt und genährt.

Die Luft ist sehr gesund in Ischia, nur nicht für Personen, welche an der Brust oder an den Nerven leiden. So kühl wie die forentinische ist sie lange nicht.

Die Naturschönheiten des Piano di Sorento haben einen ernsteren Charakter und vielleicht mehr erhabne Größe. Die Reize von Ischia sind freundlicher und erfüllen das Herz mit Heiterkeit. Das Völkchen ist vielleicht das liebenswürdigste auf Erden. Leichtes Blut waltet in ihren Adern, ihr ganzes Wesen ist Freundslichkeit und Freude. Herzliche Freundslichkeit

und Freude sind nie von Einsalt der Sitten und nie ist diese von der Unschuld getrennt.

Das Volk ist schön, besonders die Weiber. Doch sah ich der schönen Weiber noch mehr in Tarent, schönere Männer an der nördlichen Küste Siciliens. Die ischiesischen Mädchen haben viel angeborne Grazie. In dem Hofe des Hauses, welches wir bewohnten, tanzten einige Mädchen fast alle Abend zur Lamburine den Tanz, welcher, weil er aus Tarent dahin gekommen, die Tarantella genannt wird. Zwei Personen tanzen mit einander, niemals zwei Männer, selten ein Mann und ein Weib, mehrentheils zwei Weiber oder Jungfrauen. So wird auch die Lamburine immer von einer weiblichen Hand geschlagen. Dieses Instrument ist ein breiter Reif, auf der einen Seite mit einem Trommelfell bespannt. Im Reif sind flache Schellen, welche an einander stoßend, zugleich mit Glocklein, die kreuzweis über der hohlen Seite des Reifs gespannt sind, die trommelnde Musik begleiten. Der spielenden Jungfrau Gesang beseelet die Musik. Die Lieder, welche sie singen, sind voll Naivität und Empfindung. Gewöhnlich sind es Klagen eines Liebhabers über die Grausamkeit seiner Geliebten. Niemals drücken sie Empfindungen weiblicher Liebe aus, wiewohl Weiber sie singen. So geschmeichelt findet sich überall das weibliche Geschlecht durch die Huldigungen des stärkeren! Die Spielende singt mit so lauter Stimme, daß man sie lieber in einiger Ent-

fernung als in der Nähe hören möchte, wenn nicht ihre ernstste, begeistertste Miene den Blick fesselte. Man glaubt, eine Priesterin des Apollon auf dem Dreifuß sitzen zu sehen, welche sich durch Musik auf des Gottes Eingebungen vorbereitet.

Kein Tanz ist so anständig, keiner so voll Grazie, wie dieser. Mit gesenktem Haupt und gesenktem Blick, mit edler Würde und zugleich mit unnachahmlicher Leichtigkeit, schweben die Mädchen, den Boden kaum berührend, dahin, heben sie die Arme, wechseln sie geschlungene Windungen in mannigfaltigem Tanz.

Fortunata, ein zart gebildetes und schönes Mädchen von 15 Jahren, übertraf die andern an Grazie, Leichtigkeit und Laune. Franzesca mit vollblühenden Wangen war das Ideal wohlwollender Heiterkeit. Eine gemeine Dienstmagd, welche bei Verrichtung niedriger Geschäfte sich nicht von Dirnen ihres Gleichen unterschied, tanzte mit einem Adel in jeder Bewegung, welcher uns staunen machte.

Alle zwei Monate wird ein neues Volkslied in Neapel bekannt. Dieses verbreitet sich sogleich mit seiner Melodie auf die Küsten und Inseln umher; selten wird es aufgeschrieben, es pflanzt sich fort durch lebendigen Gesang. Es weicht dem folgenden, wie Blumen und Früchte der wechselnden Monate. Doch erhalten sich einige, welche durch besondere Naivität, durch abentheuerliche Geschichte des Lieb-

habers, oder durch herzbrechende Klagen über das grausame Mädchen, mehr als andre gefallen.

Wir saßen einmal auf einem Hügel, welcher bewachsen war mit jungen, schlanken Kastanienbäumen. Um uns her übten sich verschiedene kleine Duben von fünf bis sieben Jahren an diese Bäume hinan zu klettern. Wenn sie so hoch gekommen waren, daß das Bäumchen zu schwanken anfing, so griffen sie mit großer Behendigkeit nach einem andern Bäumchen und schwangen sich hinauf. Zuweilen beugten sie mit Gewalt ein Bäumchen so weit hinunter, daß einer die obersten Zweige ergreifen konnte. Dieser ließ sich dann durch die natürliche Bewegung des losgelassenen empor strebenden Baumes mit ihm in die Höhe schnellen. Sie neckten sich bei diesen Uebungen auf manche Art und keiner nahm des andern Muthwillen übel auf. Ermüdet setzten sie sich dann, als hätten sie uns schon lange gekannt, zu uns in's Gras, schälten Kastanien, aßen und boten auch uns so freundlich davon an, daß wir nicht unterlassen konnten rohe Kastanien mit ihnen zu essen.

In ganz Italien, vorzüglich in den Königreichen, werden viele Festtage gefeiert, und diese sind Tage der Freude; wiewohl es ein Irrthum ist, wenn man glaubt, daß an Feiertagen gar nicht gearbeitet werde. Nur die Sonntage sind Tage vollkommener Ruhe. In Ischia vorzüglich ist die Freude der Feiertage groß. Es ist ein schöner Anblick, wenn man die vielen auf

dem ehemals feuerpeienden hohen Epomeo und ant Gestade stehenden Kirchen und Kapellen Abends erleuchtet sieht. Manchesmal werden auch Häuser erleuchtet; dann besetzen sie mit Lampen das flache Dach. Oder einem Heiligen zur Ehre werden mit großem Zauchzen der Buben und Jünglinge alte Linnen verbrannt.

Die guten Alten sitzen dann vor der Hausthüre, nehmen Theil an der Freude des jungen Volks, sehen vielleicht mit einem vorüberfahrenden Schatten von Wehmuth die gute alte Lonne, welche den Wein mancher Jahre verwahrt hat, auslodern, hoffen aber, der Heilige werde ihnen desto reicheren Segen für's künftige Jahr ertheilen.

Am Abend vor jedem Feste wird aus kleinen Mörsern vor den Kirchen geschossen. Oft auch werden Raketen geworfen. An Feuer sieht der Italiener sich nicht satt, hört sich nicht satt an des Pulvers Knall. Sogar Schlangen schießt er, um knallen zu hören, mit der Flinte todt.

Die ersten acht Tage, welche wir in der glücklichen Insel Ischia lebten, waren die frohesten unsrer Reise. Das Gefühl der Freude gab mir diese Sündschreiben an unsern Ebert ein. Ich nenne sie Hesperiden; nach diesen blühenden nicht fabelhaften hesperischen Gessiden.

Mit Absicht läßt Gott die Weinlese vor dem Winter hergehen. So läßt er uns auch zuweilen eine außerordentliche Freudenlese halten, wenn ein Schmerz

uns bevorsteht. Mein kleines, in Neapel gebornes Töchterchen ward krank und starb nach sechs Tagen schmerzhafter Leiden, welche doch gewiß weit schmerzhafter für die Mutter waren, als für das Kind,

Dieses ist beim gegangen aus einem irdischen Paradiese in das schönere himmlische Paradies! Wohl ihr, daß sie erfunden ward

Berth schnell wegzublähen, der Blumen Edens
Beste Gespielin!

Klopstock.

Des Völkchens Charakter zeigte sich liebenswürdig während der Krankheit der Kleinen. Sie wollten meine Frau durch Hoffnung der Genesung des Kindes aufrichten und nahmen lebhaften Antheil an seinem Zustande. Fremde, welche wir nicht mit Namen kannten, fragten uns nach dem Befinden unsrer Kranken: Aus dem gekrümmten hohlen Pfade vor unserm Fenster schollen oft Fragen hinauf: *che fa la bambina?* (Wie geht es dem Mägdlein?)

In der Insel herrschet eine schöne Sitte. Wenn eine erwachsene Person gestorben ist, so versammelt sich am Abend die ganze Freundschaft und betet für die Seele des Todten. Ist aber ein Kind gestorben, so wünschet man den Leidtragenden Glück zu seiner gewissen Seligkeit, und diese geben der ganzen Freundschaft ein Gastmahl.

Mit freundlicher und edler Weisheit sagte uns ein alter Winger: Betrübet euch nicht über des Kindes

Lob! Es ist im Paradiese! Es betet zu Gott für euch! Ihr habt eine Seele in den Himmel gesandt! Auf eurer Reise wird das Mägdelein über euch schweben und Gefahren von euch abwenden!

Glückliches Inselvölkchen! Das Meer trennet dich von der Feste. Bleib' auch in deinen Sitten, in deiner Frömmigkeit, ein Inselvölkchen! so wird deine Freude nicht von dir weichen, und Geschlecht auf Geschlecht, zu seinen Vätern versammelt, wird höheren Freuden entgegen reisen!

Hesperiden,
 meinem Freunde F. A. Ebert gewidmet.

Erste Hesperide.

Indeß ich hier, am warmen Busen
 Der immer blühenden Natur,
 Umtanzt von immer jungen Musen,
 (Denn diese Töchter folgen nur
 Der Mutter, keine Zauberflur
 Mißleitet sie von dieser Spur,)
 Indeß ich hier, in weisem Rausche,
 (Wer kennet solchen Rausch wie du?)
 An diesem warmen Busen ruh',
 Und oft der Töchter Stimme lausche,
 Doch gegen ihre Melodie
 Die hohe, volle Harmonie
 Der hehren Mutter nicht vertausche,
 Noch an der Musen Nektarkelch

Mit solcher Seligkeit mich nade,
 Wie ich an ihrer Mutter Brust,
 Gleich Bienen in den Blumenkeusch,
 Mit unbefangner Säuglingslust,
 Mein ganzes Wesen tief versenke;
 Indes ich, bald im Felsenthal,
 Bald bei'm Gesang der Nachtigall,
 Bald an dem klaren Wasserfall,
 Bald an der Wogen lautem Schall,
 Und in der Grotten Wiederhall,
 Mich ganz vergesse, ganz empfinde,
 Mich ganz verliere, ganz mich finde,
 So schweben leis' heran und zart,
 Mit Stunden aus der Gegenwart.
 In holder Einigkeit gepaart,
 Die Schatten der verflochten Stunden;
 Zwar manche zeigt auf ihre Wunden,
 Und manche reißt die Blütenränder ab,
 Die ihrer jüngern Schwester Hand im Noth
 Um hingeschiedner Stunden Grub.
 Mit Weisheit und mit Liebe wand;
 Doch manche blicket unverwandelt
 Hinauf zum großen Vaterland;
 Und deutet mit erhobenem Stab,
 (Umwunden mit gestirntem Band),
 Hinein in jene lichte Ferne,
 Wo über Sonne, Mond und Sternen,
 Uns Gott den Blick der Zukunft gab.

Was wäre dieses Lebens Tand?
 Ein Blendwerk magischer Katernen,
 Ein Märchen vom Schlaraffenland,
 Wofern unkundig jener Sphären,
 Und mit dem Himmel nicht verwandt,
 Mit unserm Ursprung unbekannt,
 Wir heut von wenigen genascht,
 Und morgen schon vergessen wären;
 Ein wahres Bild der Ephemeren,
 Die, nach der Kindheit Hauptzustand,
 Des immer neuen Stromes Rand
 Umflattern, bald ihr Ende finden,
 Und zappeln, niedersinken, schwinden.

Der Blick in jene Welt allein
 Vermag der niedern Erde Söhnen
 Der Erde Schönheit zu verschönern,
 Und lehrt uns wirklich frohlich seyn;
 Er wird uns von dem Silberthron
 Der Nachtigallen nicht entzweien,
 Er lehret nicht den edeln Mann
 Mit Alterweisheit zu verhöhn,
 Noch kalt für die Natur zu seyn,
 Um uns den Himmel zu verschönern.

Zwar sollen wir der Sinnlichkeit
 Und ihrer bunten Eitelkeit
 Nicht mit gesenktem Blick nachhahn,
 Nicht schwindende Phantome loben,
 Und mehr als an dem wahren Seyn

Uns nichtiger Gestalten freun.
 Es soll der kleinen Freuden Chor
 Uns nicht zum leeren Schein verhöhnen,
 Nicht wie Eifaden unser Ohr
 Mit schmetterndem Gesang durchdröhnen;
 Doch werden wir nicht, Eulen gleich,
 In schwarz verwittertem Gestäuch
 Aus hohler Kehle dumpf aufstöhnen.
 Nur wollen wir die Freude nicht
 Nach ungestempeltem Gewicht
 Der neuen Epikure schätzen,
 Und uns mit Nascheteilen äßen
 Bis uns der Sinn für sie gebricht!
 Wir wollen, eh' im Tod es bricht,
 Das Auge früh am höhern Lichte
 Des Himmels, nicht an bunten Odern
 Der franken Phantasie ergötzen!

In dieses höhern Lichtes Schein
 Verkläret sich das wahre Sein,
 Es gleicht der goldnen Mittagssonne;
 Wenn sie das flammende Gespann
 Aus blauen Wogen auf die Bahn
 Des hochgewölbten Himmels lenket,
 Und unser Herz mit neuer Wonne
 Aus ihrem Flammenbecher tränket,
 Indem zugleich ihr milber Strahl
 Im kleinen, kühlen Quellenthal
 Sich auf den Schooß der Blume senket,

Wo millionenmal sein Licht
 Sich in Aurorens Thränen bricht,
 Und auf des Weisen Auge bebet,
 Wenn er mit röthlichem Gesicht
 Den frohen Blick zur Sonne hebet.

Der Blick zum Urquell alles Schönen
 Kann nicht das Schöne nur verschönen,
 Er giebt dem Schönen Ewigkeit!
 Ja Freund, was du in vielen Stunden
 Von froher Jugend an empfunden,
 Das troget der Vergänglichkeit!
 Und Blumen, welche du gefunden
 Sind nicht dem Glase kurzer Zeit,
 Sie sind, in einen Kranz gewunden,
 Dir und der langen Ewigkeit
 In Gottes Paradies geweiht!
 Dort blühen die Erinnerungen
 In ew'ger Jugend wieder neu,
 Nur wird ihr Samen erst geschwungen,
 Und fein gesäubert von der Spreu!
 Drum drück' ich jede reine Freude
 An meine Brust wie eine Braut,
 Und süß! und sage: Wir sind beide
 Auf Ewigkeit uns angetraut!
 Ich fürchte nicht des Todes Hüfte
 Für meinen Geist, und nicht für sie,
 Ein Kuß von reiner Liebe Lippe
 Verduftet auch im Himmel nie!

Nur aufbewahret, nicht genöthmen,
 Wird reine Freude dieser Zeit;
 Gar freundlich wird sie aufgenommen,
 Und wenn wir in den Himmel kommen
 Theilt sie mit uns die Ewigkeit!

Zweite Hesperide.

Ob glücklich, wer nach Andern Wisse
 Sich jeder kleinen Blume freut,
 Und auch zugleich wie du so weise
 Nicht ihre Blätter gleich zerstreut!
 O, könntest du mit mir genießen
 Was dieses Paradies gewährt,
 In Wonne würdest du zerfließen
 Die Gott dem Weisen gern bescheert!
 O, hättest du mit mir die lauen
 Decemberlüftchen eingehaucht,
 Mit mir in blumenvolle Auen
 Schon früh im heitern Januar,
 Und tiefer in dem Februar,
 Den thaubeneigten Fuß getaucht!
 O, hättest du mit mir dem Triste
 Des welschen Leuzes nachgespät,

Wie hinter jedem seiner Schritte :
 Die junge Freude Blumen mäht!
 Denn hier, wo nicht der Frühling spät
 Sich windet aus des Winters Eise,
 Wo nicht nach karger Buchrer Weise
 Der Winter seinen Erben schmächt,
 Sich nicht in weichem Bette bläht,
 Nicht krampfhaft nach dem Knäblein greifet,
 Ihm tückisch Ohr und Wange kneifet,
 Die ihm der Gärtner mühsam bährt,
 Dann, wenn es jungen Vögeln pfeifet,
 Ohnmächtig noch von ferne keifet,
 Und heifern hinter'm Zaum noch kräht;
 Hier, wo die Mütter selten kreisen,
 Gebahr auch leicht die junge Zeit
 Den Lenz und seine Fröhlichkeit!
 Und tanzend drehete sich in Kreisen
 Um seine Wieg' im Feierkleid
 Der frohe Reigen leichter Horen, *)
 Sie betteten, als es geboren,
 Das Kind mit reger Sorgsamkeit.

Nicht ohne seinen Mund zu küssen.
 Verließen sie das Bübelein,
 Und stimmten freundlich überein

*) Die Horen. Töchter des Zeus und der Themis, Göttinnen der Stunden, der Jahreszeiten, der Alter des menschlichen Lebens, vorzüglich der Jugend.

Ihn in der Frühe zu begrüßen;
 Die jüngste blieb mit ihm allein,
 Und wiegte bei des Mondes Schein
 Mit lieblichem Gesang ihn ein.

Hör' was geschah! von seinem Küssen.
 Hub, wie von Lilien, sich Duft,
 Und füllte rings umher die Luft;
 Von mäch'tgem Schlummer hingerissen,
 Sanft ihm die Hore hin zu Füßen;
 Doch bald erwachte sie
 Von einer neuen, süßen Melodie,
 Denn staunend hörte sie erschallen
 Das Lied von tausend Nachtigallen.
 Entzückt blickte sie umher,
 Da sah sie, ach! die Wiege leer!
 Wie ward ihr nun das Herz so schwer!
 Sie irrte jammernd hin und her,
 Geplagt von ängstenden Gedanken,
 Bis daß sie, wie von ungefähr,
 Den schönen Knaben hinter schlanken
 Vom West bewegten Epheuranfen
 Auf einem Oleander fand,
 Wo schon mit seiner zarten Hand
 Er erster Blüthen innre Fülle *)

*) Der einfache Oleander blühet in beiden Sicilien sehr häufig wild. Der gefüllte in Gärten.

Aus ihrer dicht umschlungnen Hülle
 Behende wie ein Zephyr wand:

Vor Freud' und glühendem Berlangen,
 Den wilden kleinen Wicht zu fangen,
 Erglühten plötzlich ihre Wangen.
 Sie streckte aus den weißen Arm,
 Da flog ein junger Dienenschwarm,
 Vom schönen Knaben schnell belebet,
 Der Jungfrau summend um das Ohr,
 Und blieb, wie eine Traub', am Flor
 Des Schleiers hangen; schüchtern bebet
 Sie rückwärts, — sieh', der Knabe strebet
 Mit jungen Flügeln auf! schon schwebet
 Er wie ein Schmetterling, sein Flug
 Erfüllt den Hain mit Wohlgeruch,
 Und wo er seine Schwingen hebet
 Folgt ihm der Vögel froher Zug.

Seitdem bewohnt er die Gefilde,
 Die er gewählt, Italia
 Und Hellas *) und Sicilla,
 Und einen Theil von Asia.
 Es nannte ihn Idalia **)
 Mit anderm Namen Eros; ***) aber

*) Hellas, Griechenland.

**) Idalia, eine der Venus gewidmete Stadt mit einem
 ihr geweihten Hain in der Insel Kypros (Cypern).

***) Eros, Amor, Eurydib.

Casaubon, Lanaquillus Faber,
 Und Vossius und Lipsius,
 Und andre große Herrn in — us,
 An deren Stirn die große Wirt
 Von Weisheit schmilzt und von Haber, *)
 Die wie den Lenz so auch Cupiden
 Aus Büchern kannten, unterschieden
 Wo nichts zu unterscheiden war.
 Glaub' immer mir, ich sage wahr!
 Der Knabe mit den leichten Schwingen,
 Mit Pfeilen, welche Schmerzen dringen,
 Die doch so eifrig willkommen sind;
 Der Knabe, den die Dichter singen,
 Ist nur der Lenz; Sein erstes Kollen
 Begeisterte die Nachigallen;
 Er Ahner noch Altkäre fand,
 War er als Lenz den Mädchen schon bekannt,
 War manches junge Herz entbrannt.

Nun noch ein Wörtchen: Der Kalender
 Theilt seine Jahre in Quatember,
 Und hat, mit unverschämtem Zug,
 Und jährlich wiederholtem Krug,
 Blewohl noch ungerügtem Spruch,
 In jedem Lande dreizahn Wochen

*) Daß dieser Vorwurf der Habersucht jene vier genannte,
 wirklich in ihrer Art große Männer einer gelehrten
 Vorzeit nicht treffe, ist offenbar.

Vier Jahreszeiten zugesprochen.
 Am Ofen werden wir belehrt,
 Es sei der Lenz zurück gekehrt,
 Und wenn mein armer Ebert frieret,
 So wird ihm ernstlich demonstriert,
 Daß schon, zu aller Deutschen Bohnen,
 Der muntre Widder mit der Sonne
 Am hohen Mittag culminirt,
 Und also schon der Lenz regieret!
 Wohl uns bei solchem Regiment,
 Wenn noch der Wald im Ofen brennt!

Viel später kommt zu uns ein andrer,
 Von Dichtern Lenz genannt, ein Wandrer,
 Der heimisch nie bei uns verweilt,
 Sich oft verspätet, oft auch übereilt,
 Und mit dem Winter noch die kurze Herrschaft theilt.
 Oft hat er Frost an beiden Händen,
 Und rupft von spät belaubten Wänden,
 Was noch der Reif nicht abgefeilt,
 Bis endlich ihn sein Bruder Sommer heilt.

Hier theilt der Lenz das Reich mit keinem,
 Die Horen tanzen froh in Einem.
 Geschlungnen Reigen um ihn her.
 So Herbst als Sommer kommen her,
 Als Gäste, die ihm Gaben schenken,
 Wenn Aehren sich und Nester senken.
 Da sieht man denn, auf Einem Zweig,
 Wie gute Kinder sie zugleich

Sich hin und her im Weste schwenken,
 Wo dieser sich mit Blüthen schmückt,
 Und der schon reife Früchte pflückt,
 Und jener Saft aus Trauben drückt.

Dritte Hesperide.

Sogar der Winter ist zu Hause
 In diesem schönen Paradies;
 Doch daß er nicht zu wild aufbrause,
 Drangenhaine nicht zerzause,
 Gefräßig nicht nach Willführ schmause,
 Nicht trinken zwischen Blüthen fause,
 Trat die Natur in's Mittel, ließ
 Ihn hier pro prodigo erklären,
 Und standesmäßig ihn zu nähren,
 Wies sie ihm Aetna's Gipfelhöhn,
 Umwölkt von Rauch, bedeckt mit Schnee,
 Zur Wohnung an, wo er gemächlich,
 Wiewohl für jeden andern kläglich,
 Doch seiner Neigung nach behäglich,
 Sich brüsten kann auf eignem Heerd,
 Weil alles, was er nur begehrt,

In Ueberfluß ihm wird bescheert.

Ein Leben eines Sultans werth!

Ich bin als Gast bei ihm gewesen,
Und habe da sein ganzes Wesen
Mit Freud' und Schauer angesehen;
Ich sah an seiner Esse Schlunde,
Aus unermesslich tiefem Grunde,
Die Wirbel seines Rauchs sich drehn;
Ich sah von seinem Belvedere
Die ganze Insel mit dem Meere,
Mit ihren Wäldern, Strömen, See'n,
Und Bergen aus der Dämmerung gehn,
Und unter mir, in lust'gen Höh'n
Die Winde Morgenwolken wehn,
Von seinem dampfenden Altare
Sah ich die Menge der Vulkane,
Wie Kinder um den Aetna stehn;
Und furchtbar wallte Aetna's Fahne,
Die, schwarz bei Tage, nächtlich roth,
Mit Untergang den Städten droht!

Ja, Sultan Winter weiß zu leben!
Er dünkt in seiner Residenz
Sich mächtiger als wie der Fez,
Weiß Feten seinem Hof zu geben,
Wie Völker nie in Ispahān
Noch Stambul oder Deli sahn.
Und gern ergötzt er seine Gäste
Mit einem schönen Freudenfeste.

Viel Ehre hat er mir, vielleicht
 Weil ich aus Norden kam, erzeigt.
 Zwar schien an blauer Himmelskuppe
 Mir Luna in der stillen Nacht,
 Doch wollte er mit seiner Macht
 Die Himmelskönigin beschämen.

Als sah' ich des Giganten Schemen,
 Der einst mit der Titanen Brut,
 Berauscht von Jugendkraft und Muth,
 Die eh'rne Burg des Himmels stürzte,
 Und auf Gebürge Berge thürmte,
 Bis sie mit flammendem Geschoß
 Der Donn'r'er in der Erde Schooß
 Begrub, und ganz Sicilien
 Auf Typho's Haupt, Calabria
 Auf seine Brust, und Aethia
 Auf seine runden Knöchel stürzte,
 Und seine Pein mit Hohn noch würzte,
 Wenn durch der Länder Lust geläutet,
 Nicht durch der Länder Lust bezähmt,
 Er knirschend in den Abgrund stülzte,
 Und Berge, deren Fuß ihn drückte,
 Mit aufgestämmtem Knie verrückte,
 Daß unten tief der Abgrund scholl,
 Daß die gespaltne Erd' aufschwoll,
 Und Feu'r aus neuem Gipfeln quoll.

Als sah' ich diesen Schemen, voll
 Von seines mächt'gen Herzens Droll,

Und noch im Schattenreiche toll,
 In luft'ger Bildung aufwärts lodern;
 Um Rechenschaft von Jense zu fordern,
 So stieg in roth entflammter Gluth,
 Und wirbelnd wie von innerer Wuth,
 Als stieg er aus des Meeres Bogen
 Empor (denn seinen Flammenquell
 Verborg des jähen Abhangs Bogen)
 In Kreisen, schwarz und flammienhell,
 Mit Licht und Nacht in Wechsellampf,
 Ein aufgeschwollner Dampf:
 Bald leuchtete der Schein von Flammen,
 Mit schnellem Zucken, wie im Krampf;
 Bald rollt' er sich in Nacht zusammen,
 Und doch war dieser Schau nur Klein,
 War nur der luft'ge Widerschein;
 O Freund, von jenen Flammenfluthen
 Geschmolzner Felsen, jenen Gluthen,
 An welchen starrend und entzückt,
 Und dieser Zeit im Geist entrückt,
 Ich schon ein Bild des letzten Feuers,
 Des Erdumbildenden Erneuers,
 Mit diesen Augen angeblickt.
 Vermücht' ich, o! hinein zu tauchen:
 Den Pinsel in den Flammenstrom!
 Vermücht' ich einen Hauch zu hauchen
 Von deinen Hauchen, Flammenstrom!
 So würd' ich wahr und feurig schildern,

Was ich in zweiter Nacht gesehn,
 Und nicht nach wasserreichen Wüldern
 Zurück zu fernen Alpen gehn.

In jenem lieben deutschen Lande
 Das seine Fesseln brach entzwei,
 Und, von des harten Joches Bande
 Nun bald ein halb Jahrtausend frei,
 Beweist was wahre Freiheit sei,
 Wenn, gleich entfernt von Tyrannei
 Und zügelloser Schwärmerei,
 Sie kühn und sicher in den Hütten,
 Bescheiden in Palästen ruht,
 Und, rein wie ihrer Bürger Sitten,
 Sich nicht befleckt mit Bürgerblut;
 Wo viele kleine Nationen,
 Vertheilt in enge Regionen,
 Verschieden durch Religionen,
 Und ihre Constitutionen,
 Wie Brüder bei einander wohnen,
 Weil alle dem Geseze frohnen,
 Und alle Eine Nation
 Sich fühlen, und Religion
 Die Sitten aller noch belebet,
 Und Eines großen Vaters Schuß,
 Der Nachbarn List und Macht zum Trug,
 Auf Adlersflügeln sie umschwebet.
 In jenem Land', Europens Ruhm,
 Wo ich so gern als Pilger wallte,

Der wahren Freiheit Eigenthum,
 Und jeder Tugend Heiligthum,
 Sah ich aus jäher Felsen Halle,
 Auf unerstiegener Alpen Höhe,
 Geschwellet von geschmolzenem Schnee,
 Oft einen Strom mit lautem Falle,
 Und mit des Thales Wiederhalle,
 Sich stürzen durch der Wolke Schooß,
 Die vor des Stromes Macht zerfloß,
 Und sich hinab mit ihm ergoß.
 Erst rauscht er durch die hohlen Räume
 Wie Stürme Gottes, bis er Räume
 Wie Blitze Gottes schmetternd schlägt,
 Und mit den Wurzeln Tannen wagt;
 Im tiefen Thale wird er weiser,
 Wo immer ruhiger und leiser
 Er seinen Lauf in Kreisen lenkt,
 Und Inseln bildend, Heerden trinkt;
 So sah ich einen der Brollane,
 Dem größten unter Aetna's Föhne,
 Den hellen Strom der Flammengluth
 Entlobern mit des Abgrunds Wuth!
 Es stürzte, mit der Katarakte
 Geschmolzner Felsen, der geackte
 Und roth erglühte Schlackenstrom;
 Fern dräuend hub im weiten Raum
 Entflammter Luft, dem bängigen Wolke
 Zum Schrecken sich die rothe Wolke.

Durch bebende Wallung des Rauches schien
Mit dem Ufer das Meer und dem Monde zu fliehn!

Nun minder schnell, doch unaufhaltsam,
Ergoß vom Abhang sich gewaltsam
Nach seinem Sturz der Lava Strom,
Und wie dereinst im stolzen Rom,
Zu Nero's Lust, in wilde Flammen
Palläste stürzten zusammen,
So stürzte manche Schlackenwand,
An deren abgeglüh'ten Rand
Noch eben ich gelehnet stand,
Von untern Gluthen durchgebrannt
Lautkrachend ein, die schwarze Fläche
Durchzischten schlängelnd neue Lavabäche.

Indeß ergoß gesenkt sich breiter,
Aus minder tiefem Bette weiter,
Hoch überwölbt mit heißem Rauch,
Die Gluth, und ihres Mundes Hauch.
Versengte Blume, Baum und Strauch.
Vor ihr versiegen Kühle Quellen.
Es wendet mit geschreckten Wellen
Der Strom sich mitten in dem Lauf,
Erschauernd schäumt es brausend auf,
Und hört die keuschen Nymphen schreien,
Er möge eilig sie befreien!
Es wolle, ohn' um sie zu freien,
Vulkan ihr reines Bett' entweihen!
Vergebens klagt ihr banger Harm,

Schon faßt Vulkan, mit rothem Arm
 Die Sträubenden! Aus tiefen Kammern
 Bernimmt der Waterstrom ihr Sammern,
 Ergreift die jüngsten Töchter nur,
 Eilt über schon versengte Flur,
 Wo an hinschwindender Natur
 Versiegten Brust die jungen Reben
 Schon wellend sich zu schmiegen streben.
 Es senket, nie vordem entlaubt,
 Der Delbaum nun sein kahles Haupt,
 Es flattert, unter kaltem Wipfel,
 An der Kastanie hohem Gipfel,
 Der Habicht schreiend um sein Nest;
 Mit oft gewandtem Blick verläßt
 Der Hirtenknabe, sammt der Heerde,
 Die nicht mehr blumenvolle Erde.
 Vor ihrer Hütte Thüre starrt
 Das bange Mütterchen, und harrt,
 Ob ihres kleinen Gütchens Reiche,
 Den Wein, das Gärtchen und die Bleiche,
 Des Aetna wilde Gluth erreiche?

Vom Thürmchen bei der Kirche schallt
 Geweihter Glocken Klang, es wallt
 Der feierliche Umgang, flehend,
 Daß Gott, herab vom Himmel sehend,
 Sich noch erbarmen wolle! nicht
 Vollenden dieses Strafgericht!
 Er wolle noch mit Gnade waften!

Man sieht, mit Thränen im Gesicht
 Die Mutter ihren Säugling halten,
 Und ihm die zarten Händchen falten.
 Noch lallt sein unentweihter Mund,
 So thut ein Vöte reichend kund:
 Es habe sich, von Gott gelenket,
 Die Gluth in's Felsenthal gesenket.

Acht und neunzigster Brief.

Neapel, den 26ten Sept. 1792.

Vorgestern verließen wir unser geliebtes Piano di Sorento. Wir wollten das Königreich Neapel aber nicht verlassen, ohne noch vorher La Cava und Vietri besucht zu haben. Wir segelten von unserm Sorenter Thal längst der Felsengestade hinüber nach Castell-a-Mare. Den Weg nach La Cava und Vietri habe ich dir in einem Briefe aus Salerno, welches noch hinter Vietri liegt, beschrieben. Es giebt einen sonderbaren Contrast, wenn man aus der äußerst fruchtbaren Ebne zwischen Castell-a-Mare und Nocera, wo traubenschwere Reben in fruchtbaren Kornfeldern sich um Ulmen schlingen, zu den hohen Apenninen kommt. Diese verbinden hier mit großem Ansehen einen Charakter von Freundlichkeit, sowohl weil sie mit Bäumen bewachsen, als auch, weil sie nicht in langen Rücken sich erstrecken, sondern aus einzelnen Bergen bestehen, welche unter ihrer mittlern Höhe mit einander verbunden, zwischen ihren Gipfeln freien Anblick

des Himmels gewachsen. Auf diesen Bergen saßen mit Nichtsrande Thürme, die von weiten als einzelne ungeheurs Säulen erschienen.

Sie stehen in ungefähr gleicher Entfernung zerstreut auf den Bergen. Ihre Bestimmung erfährt ich in Vietri. Diese Gegend ist sehr reich an Waldtauben. Sie zu fangen werden große Netze gespannt. Auf jedem der Thürme steht ein Mann mit einer Schleuder. Wenn ein Flug Tauben ihm nahe kommt, so wirft er aus der Schleuder einen Stein, welchen sie für einen Raubvogel ansehen, aber sie weg. Diese Schleuderer wissen mit großer Geschicklichkeit durch die Richtung des Wurfs die Tauben, wohin sie wollen, zu lenken. Des eine Fenbet sie dem andern zu, bis sie endlich in ein Netz gerathen.

Bei La Cava ist ein tiefes Thal, ohne Zweifel dem Orte seinen Namen gegeben, wohl es selbst, wegen der Mühlen, die Bäche getrieben werden, Mulina. Dieses Thal ist mit Recht wegen seiner Fruchtbarkeit. Es ist mit Obst- und Fruchtbäumen besetzt, welche von Steben umschlungen werden, es stehen hier große Bäume. In Klüften und mannigfaltigen Gestalten wölbt sich Felsen umher. Sie bestehen aus Tropfstein, daher hangen, gleich Eiszapfen, lange Haufen von ihnen herab. Von vorzüglichster Schönheit ist eine große Höhle, welche mit un-

ohne
wie
keine
wird.

ist be-

gehörem Rachen klappt, sich aber unten weit hinein in den Felsen vertieft. Hier, in ihrer innersten Dämmerung strömen Quellen von allen Seiten aus Steinen, die mit Epheu und Frauenhaar (*Adiantum*, *Capillum Veneris*) bewachsen sind. Diese Quellen vereinigen sich in der Höhle, welcher rauschend ein schöner Bach entstürzt, der sich bei Vietri in's Meer ergießt.

Vietri liegt auf Felsen, am Meerbusen von Salerno, dicht vor dieser Stadt. Von den entzückenden Ausichten dieses Meerbusens habe ich mich mehr als Einmal unterhalten. Die Gärten von Vietri erstrecken sich von der Höhe hinunter bis an's Meer. Was die Natur Großes und Freundliches hat, vereinigt sich hier.

Nicht jeder Reisender kann die südlichen Provinzen dieses Königreiches und Sicilien sehen. Aber keiner sollte Neapel verlassen, ohne die Inseln Ischia und Capri, ohne das Piano di Sorrento, La Cava und Vietri besucht zu haben.

Auf dem Rückwege besahen wir wieder die Mauerthümer von Pompeji. Ich bemerkte mit Vergnügen, daß seit sechs Monaten die Wegräumung des Schutttes durch tägliche Arbeit von 70 Tagelöhnern sehr gefördert worden.

Indem ich dieses im Neapel schreibe, sehe ich im Meer die Menge von Schiffen. In jedem Lobert

noch mehr offenbar nichts wird durch diesen und
 und nicht durch den. und was ich auch nicht
 ist der größte Teil der Welt ist für die
 ein und neunziger Brief.

noch mehr davon gesehen und nicht es nicht
 in der Stadt Rom, den 2ten October 1792.

Auf unsrer Reise von Neapel blieben wir beinahe
 24 Stunden in Caserta, wo wir von Herrn Hackert
 freundlich bewirtheet wurden.

Vom großen Aqueduct, welcher mit den größten
 aus den Zeiten der Römer verglichen werden kann,
 habe ich dir in meinem Briefe vom 6ten Februar ge-
 schrieben. Der vorige König, dem beide Sicilien so
 viel verdanken, ließ ihn erbauen. Bausitelli, einer
 der berühmtesten Baumeister Italiens, hatte die Pläne
 dazu entworfen. Eben dieser Künstler baute das könig-
 liche Schloß, eins der schönsten in Europa. Es be-
 steht aus vier Pallästen, mit vier großen Höfen.
 Die Treppe in der Mitte, wo die Palläste sich durch
 gewölbte perspectivische Hallen vereinigen, wird als
 ein seltenes Meisterstück der Kunst bewundert. Ueber
 ihr ist ein großer runder Saal mit zwei Säulen-
 ordnungen und einer hohen Kuppel.

Der große englische Garten ist anmuthig durch
 seine weiten Aussichten auf die Gebürge umher, durch
 schattende Spaziergänge und unterhaltende Mannig-

Fähigkeit. Seine Schönheiten erhält er durch Herrn
Gräffer, einen deutschen Gärtner, welcher beinahe
20 Jahre in England sich ausgebildet hat und mit
seiner Kunst gekuppelte botanische Kenntnisse verbindet.
Obgleich er noch keine fünf Jahre in des Königs
Dienst ist, hat er, begünstigt vom fruchtbaren capua-
nischen Boden und von Stalls's Himmel, während
dieser kurzen Zeit schon zum Erstaunen viel gethan.
In einem Lande, wo die indische Gelbe wild wach-
set, gedeiht unter der Pflege verständiger Kunst viele
der süßlichsten Gewächse und die meisten nordischen
kühnen sich gern zu einer milderen Luft gewöhnen.

Nähe bei Caserta hat der König vor etwa fünf
Jahren eine große Seidenmanufaktur angelegt, in
welcher sowohl Seide gesponnen, als in Seiden ver-
arbeitet wird. Zwischen 3 und 400 Mädchen finden
hier ihren Unterhalt. Dofen sie einen Arbeiter der
Manufaktur bezahlen und für dieselbe zu arbeiten
verpflichten, werden sie mit ihrer Familie unterhalten.
Sie bekommen 100 Dalaten Lohn. Die ganze An-
stalt, welche mit 40 Personen anfing und jetzt schon
mehr als 1000 ernähret, macht einen kleinen Staat
aus, dessen Geschäft der König selbst geschrieben hat.
Er hat Zimmer im Gebäude, die er oft bewohnt.

Ich sah ihn in allen ihren Steigen die Gegenden
von Santa Agatha, Mola, Jasi und Grotto wieder,
welche ich in den ersten Tagen des Februars schon so
schon gesehen hatte.

Die pontinischen Sümpfe durchkreuzten wir schnell, dem Gebrauch des Kampfers und Essigs, den die Franzosen *vinaigre aux quatre voleurs* und die Italiener, welchen kleine Zahlen selten genügen, *acetò dei sette ladri* nennen, verdankten wir es vermuthlich, daß wir diese Sümpfe unbeschwert durchkreuzten. Ueberhaupt wird die Gefahr sehr übertrieben. Doch soll sie dieses Jahr geringer seyn als die vorigen, theils weil die Bemühungen des Papstes, den Sumpf auszutrocknen, jährlich bessern Erfolg haben, theils auch weil mehr Regen als sonst im Sommer gefallen, und daher die ersten Herbstregen, deren Wirkung oft so gefährlich ist, nicht so schlimme Folgen haben.

Von Albano fuhren wir, die Landstraße verlassend, nach Frascati und besahen unterwegs die Grotta Ferrata. So heißt eine Abtei griechischer mit der römischen Kirche vereinigter Ordensgeistlichen, welche nach der Regel des heiligen Basilus leben. Sie flüchteten aus Calabrien dorthin, im 10ten Jahrhundert, unter Anführung des heiligen Nilus.

Diese Abtei verdient besucht zu werden wegen der herrlichen Fresco-Gemälde von Dominichino, mit welchen eine ganze Kapelle ausgemalt ist. Einige haben durch die Zeit gelitten. Eins der größten stellt einen Prior des Klosters vor, welcher Kaiser Otto dem Dritten, der vor der Spitze eines Heers ihm begegnet, entgegen geht. Otto umarmt den Heiligen. Die Ueberlieferung erzählt, der Kaiser habe ihm die

Wahl: einer Gabe angeboten und: jener habe geantwor-
tet: Ich begehre deine Seele. Das Gefolge des Kai-
sers besteht aus vielen Ritzgern und Koffen. Alles
ist voll Lebens, voll stofflicher Natur. Man kann
die reine Ordnung des Gemüths, den Adel und die
Wahrheit des Anschauens wahrhaftig bewundern.

Doch viel schöner scheint mir ein kleineres Ge-
mälde, in welchem ein Heiliger vorgestellt wird, den
einen besessenen Knaben zu heilen der Begriff ist. Der
Vater des Knaben hält ihn: Juchend: sich werfend, nur
mit den Füssen die Erde berührend; die Arme weit aus-
breitend, zeigt: der Knabe: eine: Miene und Ge-
staltung die: furchterlichen Symptomien seines Zustandes.
Garriat warf einem berühmten französischen Schach-
spieler, welcher einen Trunknen vorstellte, vor, daß
seine Weine nicht trunken wären. In den Beinen
des besessenen Knaben starret tödtlicher Krampf. Der
Vater hält ihn, mit Anstrengung und mit Hoffnung.
Die jammernde Mutter kniet: Zagen: Und: Hoffnung
kämpfen auf: den Gesichtern der Anstehenden. Beide
sind vortreflich ausgedrückt in den Gesichtern von
zwei Knaben; des einen Erwartung ist so hoffend wie
die Angst des andern bang ist.

Hinter dem Heiligen: füllet ein Wuth und brennt
wie feuriger Juchend. Der Heilige selbst ist: allein:
vollkommen ruhig, gewiß: des nahen Erfolges. Nur
seine schöne Miene, seine ganze Stellung:
zeuget von dieser Ruhe. Mit der Lippen: effect: es

dem Knaben den Mund; die Blöthe kömmt er in dem
 Del einer hangenden Lampe, welches durch seine Ber-
 rührung jenen heilen, oder vielmehr das sichtbare
 Symbol verborgener Wandeltkraft werden soll.

Wiewohl auf allen andern Gesichtern die leb-
 haftesten Affekten ausgebrühet sind, herrscht in allen
 die weise Mäßigung des großen Meisters. Der Stärke
 seines Vnsels sich immer bewußt, führt die rechte
 Wahrheit zu treffen, bleibt Dominikano ruhig wie
 der Heilige. Nirgendes die mildeste Heberhebung;
 Nigends von wilder Stellung entlehntes Leben, eben-
 faulste Lebenswärme der Natur und charakteristische
 Dargestelltes. Nur seinem Befessenen giebt ein solches
 Male Stellung, wie sie viele den heiligen Vorgän-
 gen die französischen Meist, dem Alferst geben. Heber-
 erhebung ist die Karne der Schöpfung, im Künstler wie
 im Manne.

Der ganze Weg vom Affano bis Jutischi, welche
 aus noch 2 Meilen von der Grotta Ferrata liegt, ist
 voll angenehmer Abwechslungen und führt durch Wälder,
 wo manchenlei Arten von Laub Büscheln einander
 schatten.

Trascati liegt an dem Abhang eines majestätischen
 Berges, ungefähr 12 Meilen von Rom. Auf die-
 sem Berge lag das alte Esculapion, dessen Erbauung
 Peloponos, der nach einigen ein Sohn des Anaximand-
 er, der Circe, nach andern ein Sohn des Democri-
 tes war, zugeschrieben wird. Gemächlich erheben

Jahres das Alterthum der Stadt; diesen Fabel aber macht Aufsehung um 300 Jahre jünger, wenn es wirklich nach Eusebius Meinung, welche gegründet seyn scheint, von Vespasian erbauet ward, welche 300 Jahre vor Trajan's Erbauung die Stadt aus dem Latium vertrieben. In der römischen Geschichte ist Aeneas sehr bekannt durch seine Heldthaten mit Homer, von welcher es, wie alle Grenzen dieses allerschlingenden Volkes, zuletzt das Opfer ward. Es rühmet sich Eneidas Herabgebrachte zu haben, und Cato den Censor. Geben Leser der Alten ist es merkwürdig durch das Wandern des Cato, sein geistliches Aufseher, auch während er eine seiner antiken Christen bekannt hat.

Nach Vertreibung der Gothen ward es ein Reich des Kirchenstaats und die Päpste gegen es allen nach dem Gegenstand von der Nachbarschaft vor. Den Römern nicht trauend, begab sich Alexander der Dritte im Jahr 1155 dorthin und zog mit Aufseher vier Jahre nachher gegen die vom Kaiser günstige Partei der Ghibellinen in Rom. Aeneas war eine kaiserliche Stadt geworden, als Clemens der Dritte durch einen Vergleich sie im Jahr 1191 mit dem Kirchenstaat wieder vereinigte. Der Haß der Römer, welche fürchteten, daß die Päpste sich für sie verlassen müßten, bewog sie, diese Stadt als einen eroberten Ort zu betrachten. Die Einwohner begaben sich in Todungen einer ihrer Bischöfe und wohnen

ten eine Zeit lang in Lauben. Daher erhielt Frascati seinen Namen, denn Frasca heißt auf Italienisch ein belaubter Zweig. Hohe Pinien oben auf dem Berge zeigen den Ort an, wo das alte Tusculum stand.

Die meisten neueren halten den Ort, wo zwischen den Trümmern von Tusculum und Frascati ein Capucinerkloster steht, für das Tusculanum von Cicero. Cluver aber glaubt, daß es da gestanden, wo jetzt die Grotta Ferrata steht.

Regenwetter hinderte uns verschiedene berühmte Villa's in Frascati zu besuchen. Wir sahen nur die Villa Aldobrandini. Ich erzähle dir nichts von dem Plafondgemälden des Cavaliere d'Arpino, noch auch von den kostbaren Tüchteleien der Waffenkunst, so viel Ruhmens auch einige davon machen. Mein Stillschweigen ist unschuldig. Ich sah, und kaum ist mir eine flüchtige Erinnerung von dem, was ich sah, geblieben.

In Rom besahen wir gestern einige Gallerien, welche wir vorigen Winter noch nicht besucht hatten. Folgende Gemälde waren mir die interessantesten:

Im Palazzo Chigi:

Eine Schlacht von Salvator Rosa. Fürchterliches Schlachtgetümmel ohne Verwirrung. So wilde Phantasie und doch so reine Ordnung; so viel Feuer und so viel Vollendung! Salvator Rosa arbeitete mit Begeisterung. Eines unbegreiften Malers affectirte Wildheit, sein geheitztes Feuer, fand unerträglicher als Mat-

tigkeit und Kälte und sind unwahr. Die Begeisterung misleitet nie, sie vergewärtigt dem Maler den Gegenstand und mit der Wahrheit der Natur stellt er dar. Aber diese Begeisterung ist nicht Dfengluh. Sie durchwärmet sanfter bald, bald feuriger, wie Sonnenschein, und erleuchtet zugleich. Dieses Schlachtgemälde ist voll Harmonie. Der Himmel ist, wie manchesmal von Gewittern, gelb; blaue lang hinschweifende Wolken fliegen umher. Und Adler schweben, ihrer Beute harrend, über den Kämpfenden.

Verschiedene Landschaften dieses Malers haben immer seinen Charakter. Sein Himmel ist entflammt; mehrentheils beugt sich das Laub unter dem frischen Winde.

Ich habe irgendwo von Salvator Rosa eine Anekdote gelesen, für deren Wahrheit ich nicht Gewähr leiste, sie ist mir aber wahrscheinlich. Er liebte, sagt der Erzähler, den Wein. Halb berauscht ging er dann und wann an sein Werk und malte mit Feuer. Dann verließ er es bald wieder. Er ward nüchtern, besann sich; angstvoll lief er hin an seine Arbeit, glaubte sie verderbt zu haben und fand zu seinem Erstaunen, daß er im Rausche den Pinsel mit der glücklichsten Kraft geführt hatte.

Ein solcher Rausch beweiset viele Kraft, aber wohl dem Darsteller, der seinen Nectar nicht aus dem Glase schöpft!

Die Raris selbst wohnt ihren Maler den Claude Lorrain, von dem in dieser Gallerie fünf vortreffliche Landschaften sind.

Eine *carita romana* und ein schlafender Knabe, beide von Guido Ricci.

Giulio Romano's eigne Handzeichnungen von der Schlacht Constantins im Vatican; die er unter Rafaels Aufsicht gemalt hat.

Palazzo Doria:

Diese Gallerie ist sehr reich an Bildern. Die Römer nennen sie *il bosco dei quadri* (den Wald von Gemälden), weil Werke der meisten berühmten Maler drinnen gesehen werden.

Sehr viele Landschaften von Gaspard Poussin. Einige sind sehr schön. Es hatte dieser Maler viel Wahrheit in der Zeichnung, aber desto weniger im Colorit. In manchen seiner Landschaften ist er unnatürlich hell, unnatürlich dunkel in andern. Offenbar affectirte er Manier, um Eignes zu haben. Ein trauriges Eigenthum, welches immer Armath beweiset! Nicht nur sind die Franzosen fast nie ohne Manier; sie hätten es für groß eine Manier zu haben, so sehr auch solche bei ihnen oft Unmanier wird. Claude Lorrain, welcher frei von aller Manier war, muß nicht als eine Ausnahme angesehen werden. Als er lebte, war sein Vaterland noch keine Provinz von Frankreich. Er war ein Deutscher.

Von Nicolo Passini, dem großen Historienmaler,
sind auch hier zu sehen die schöne Landschaften.

Zwei Landschaften von Dominichino. Sie sind
schön und merkwürdig dadurch, daß sie zu einer Zeit
gemalt wurden, wo die Landschaftsmalerei noch in ihrer
Kindheit, die Historienmalerei in ihrer männlichen
Stärke war.

Brughels vollendenden Fleiß bewundert man, wenn
man auch die miniaturmäßige Arbeit nicht vorzüglich
liebt. Von ihm ist ein Paradies und eine Schöpfung der
Thiere. In dieser Art sind seine Gemälde Meister-
stücke.

Pharao ertrinkt mit seinem Heer, von Antonio
Tempesta. Die Ufern des gewählten Marmors auf
dem er dieses Bild malte, ahmen die Wogen täu-
schend nach.

Die von Fra Bartolomeo.
von Titiano.

Die den Scheiterhaufen
betritt, von Guercino.
dem schlafenden Jesus.

Die Gärten dieses schönen
Landes haben durch die Zeit gelitten und es steht
nicht vorzüglich unter Bildern von lebhaftem Colorit.

Einige Portraits von Abraham Van Dyck.

Der von Rembrandt. So groß dieses Malen auch
ist, so ist es doch gegen Van Dyck. Rembrandt hatte
viele Maler, Van Dyck besah nicht alle, sondern

Portraitmaler die große Kunst, die Natur mit vollem Ausdruck des Lebens darzustellen. Seine Bilder athmen.

Er war ein großer Historienmaler und gab auch seinen Portraits, welche er immer in vollkommener Ruhe malte, den Adel eines Historienbildes.

Der Beichtvater von Rubens, von Rubens gemalt. Von diesem seinem großen Meister lernte Van Dyk, wie nur ein künftiger großer Meister lernen kann, den lebendigen Naturausdruck.

Holbein und seine Frau, 2 Portraits von Holbein gemalt.

Ein schönes Weiberköpfchen, auch von Holbein, ein vortreffliches Gemälde!

Vier Geizhalse, von Albrecht Dürer, ein Meisterstück des großen Mannes. Er legte seiner launigen Caricatur so reine Wahrheit, mit zum Grunde, daß man kaum die sie auch ist, gewahr wird. Rastung für Albrecht Dürer, dessen E von Leonardo da Vinci, der Codex der Kunst sind.

Eine Flucht nach Aegypten, von Nicolas Poussin. Sie ist schön; aber ihr zum Unglück sieht man halb nachher eine viel schönere von Claude Lorraine.

Landschaften von Paul Brill, dem Vater der eigentlichen Landschaftsmalerei. Er war sehr stark im Ausdruck der Wahrheit und in Wahl des Schönen. Seine Gemälde sind voll von seiner reinsten Harmonie.

der Natur, deren Verletzung in vielen auch berühmten Landschaften, oft so wehe thut.

Maria mit dem Kinde Jesus und dem Kleinen Johannes dem Täufer, auf einer Landschaft von Rafael. Auch hier kann man auf dieses rafaclische Stück unter den andern Gemälden die Stelle eines Alten anwenden, welcher von einer Jungfrau sagt:

Aliae formosae, illa ipsa forma est.

Schön sind die andern, sie die Schönheit selbst.

Vielleicht hat man die schöne Gallerie des Palazzo Doria auch wegen der vielen Landschaften *il bosco dei quadri* genannt.

In der Kirche
Romoaldo steht über
treffliches Gemälde von
Der heilige Kon
und unterrichtet drei
ihres Standes. Im
man Mönche eben d
hinan gen Himmel st
auf den Berg hinab sent.

Im Jahr 1791 wurde die Kirche von Romoaldo
über das Gemälde von Der heilige Kon
und unterrichtet drei ihres Standes. Im
man Mönche eben d hinan gen Himmel st
auf den Berg hinab sent.

Hundertster Brief.

Rom, den 5ten October 1792.

Wir haben die beiden vorigen Tage dem reizenden
Tivoli gewidmet, von dessen berühmten Wasserfällen
ich dir lieber viele Zeichnungen, als eine dürftige Be-
schreibung senden möchte.

Tivoli liegt auf einem Hügel am Flusse Teverone,
welchen die Alten Anio, auch Anien und Anienus
nannten. Er trennte das Latium vom Lande der Sa-

sich mitten durch die
zum Latium gerech-
noch gewöhnlicher
is, zweien Akadern,
ossen des trojanischen

Krieges, aus Griechenland gefolgt waren, gestiftet.
Eluvor, der besser als irgend einer das italische Alter-
thum erforschte, setzte die Gründung dieser Stadt noch
um 300 Jahre früher und schreibt sie den Pelas-
gern zu, welche die Völkerschaft der Eiskuler, die nach-
her Sicilien ihren Namen gab, aus dem Latium ver-
trieben.

Die Tiburtiner widerstanden lange dem jüngern Rom, von dem Tiboli nur 18 Miglien entfernt ist.

Der Teverone stürzet zwischen Hügeln mitten durch die Stadt und bildet hier die Cascata, oder den großen Wasserfall. Er hat vieles von seiner natürlichen Schönheit verloren, weil man, theils gegen wilde Wasser sich zu schützen, theils Mühlen zu leisten, ihm oben das Bett geebnet hat. Doch ist er immer noch sehr schön. Viel reizender aber stürzet ein Theil von ihm weiter unten donnernd hinab durch gehöhlte Felsen, deren phantastische Gestalten den Eindruck des herrlichen Anblicks noch verschönern. Die Wölbungen der Hallen sind behangen mit Frauenhaar (*Adiantum Veneris*); von Felsen entsproßet die freudigste Vegetation von Stauden und Arduern, welche der rauschende wasserstäubende Strom unaussprechlich bezaubert. In der Mitte dieses Falles ist die sogenannte Höhle des Neptuns, wo, von Felsen und Gewächsen umringt, du über und unter dir den Strom rauschen hörst und schäumen siehst. Hoch oben steht der runde Tempel der Vesta, dessen eingestürzte Seite hier nicht sichtbar ist. Der korinthische Säulengang giebt ihm ein sehr schönes Ansehen. Daneben steht eine Trümmer des Tempels der Sibille Albunea. Ob die Tempel wirklich diesen Göttern gewidmet waren, ist vielleicht schwer zu beweisen; daß aber die Albunea hier verehrt ward, ist bekannt; und da Horaz ihr den Namen der wohnenden Albunea giebt, so kann

man nicht zweifeln, daß sie, beim Wasserfall, ihren Sitz hatte.

— *lucus Albunae resonantis.*

Noch viel tiefer als zur Höhle des Neptuns, welcher der französische Maſer Vernet ihren Namen ſoll gegeben haben, kann man durch einen Weingarten auf einem zwar beſchwerlichen engen Pfade, wo aber jeder Schritt neue Schönheiten zeigt, dieſem Waſſerfall nachgehen bis zur ſogenannten Grotte der Sirene. Enger zuſammen gedrängt zw iſchen den Abſtufungen der Fellen, deren mannigfaltige Geſtalten mit jedem Zauber, welchen Fellenhallen hervorbringen, geſchmückt ſind, ſchäumt und donnert mit einem Ungelärm, welcher jeden Augenblick reißen den zu werden ſcheinet, der Strom in den Abgrund hinab, wo er dem Aug' in hohler Tiefe haſt ſehen anſchwindet, da der abſchüſſigen immer benepte Wand des Fellenufers den unmittelbaren Zutritt verſagt. Wendest du dich links, ſo ſiehſt du den höhern Waſſerfall, der ſich in die Grotte des Neptuns ergießt und von dannen, in mehreren getheilt, herabrauſcht. Schließest du die Augen einen Moment, um ſie geſtärker wieder zu öffnen, ſo betäubt dich deſto mehr der ſtürzenden Gewäſſer Schall, weil das Ohr allein unterbunden wird. Gleichwohl iſt weder dieſer Schall, noch auch an Heftigkeit der Fülle dieſer Anblick mit dem gewaltigen Rheinfall bei Kauffen zu vergleichen, wo Entſetzen und Wonne den betäubten und geblendeten Aufſchau mit ihrer ganzen Macht

Die Tibertiner widerstanden lange dem jüngern Rom, von dem Livoli nur 18 Miglien entfernt ist.

Der Tevere stürzt zwischen Fügeln mitten durch die Stadt und bildet hier die Cascata, oder den großen Wasserfall. Er hat vieles von seiner natürlichen Schönheit verloren, weil man, theils gegen wilde Wasser sich zu schützen, theils Mühlen zu treiben, ihm oben das Bett gebohrt hat. Doch ist er immer noch sehr schön. Viel reizender aber stürzt ein Theil von ihm weiter unten donnernd hinab durch geböhlte Felsen, deren phantastische Gestalten den Eindruck des herrlichen Anblicks noch verschönern. Die Wölbungen der Felsen sind behangen mit Frauenhaar (*Adiantum Veneris*); den Felsen entsprosset die fruchtigste Vegetation von Eichen und Buchen, welche der rauschende, wasserfallende Strom anausdrücklich bekranzt. An der Mündung diesesalles ist die sogenannte Höhle des Neptuns, wo, von Felsen und Gewächsen umschattet, zu über und unter die den Strom rauschen hörst und schäumen siehst. Hoch oben steht der runde Tempel, der Befehl, dessen eingestürzte Seite hier nicht sichtbar ist. Der korinthische Säulengang giebt ihm ein sehr schönes Ansehen. Daneben steht eine Trümmer des Tempels der Sibille Albunea. Ob die Tempel wirklich diesen Göttinnen geweiht waren, ist vielleicht schwer zu beweisen; daß aber die Albunea hier verehrt ward, ist bekannt; und da Horaz ihr den Namen der thronenden Albunea giebt, so kann

man nicht zweifeln, daß hier bei'm Wasserfall ihren
 Sitz hatten. *Albugineae, grandaevae* etc.
 Noch viel tiefer als zu's Höchste des Neptuns, wel-
 cher der französische Maler Vermet ihren Namen soll
 gegeben haben, kann man durch einen Stiegenarten auf
 einem zwar beschwerlichen engen Pfad, wo aber jeder
 Schritt neue Schönheiten zeigt, diesen Wasserfall nach-
 gehen bis zur sogenannten Grotte der Sirena. Enger
 zusammen gedrängter zwischen den Abhängen der Fel-
 sen, deren mannichfaltige Gestalten sich selbst bilden,
 welchen Gelfenallen hervorbrüllend entgegenstellt steht,
 schauet man dergleichen einem Stiegenstumpfen, welcher
 jeden Augenblick reißenden zu werden scheint, der
 Strom in den Abgrund fließt, wo rein dem Auge ein
 Höhl. Diese desto eher anschaubar, da der schiffige,
 immer bewegte Rand des Gelfenriffs den unmittel-
 baren Zutritt verstopft. Werthet du dir nicht, so siehst
 du den hohen Wasserfall, der sich in die Grotte des
 Neptuns ergießt und von bannen in mehrerlei theile,
 herabrahmt. Du siehst die Mägen, die den Strom
 am Fuß gestärkt, wo der Wasserfall sich öffnet, so daß
 desto mehr der stürzenden Gewässer Schall, welcher das
 Ohr allein nicht füllt, sondern das Gemüth durchdringt.
 Dieser Schall, noch mehr in der Grotte der Sirena die-
 ser Anblick mit dem gewaltigen Sturzfall des Wassers
 zu vergleichen, wo Entsetzen und Entzücken verbunden
 und gebildet. Auf der Höhe der Grotte der Sirena

ergreifen; aber die phantastische Gestalt der rühm-
wobenden Felsen giebt diesem Wasserfall bei Tibur
seine eignen Reize und sanftere Schauer eines heiligen
Grauens.

Ein angenehmer Spaziergang führt aus der
Stadt, von deren Höhen man durch ein lachendes Thal
gesondert wird, auf die gegen über stehenden mit sehr
großen alten Eichenbäumen bedeckten Hügel. Auf einer
Stelle, in deren Nachbarschaft jetzt ein Kloster steht,
sieht man Ruinen, welche für Horazens Landhaus
ausgegeben werden. Wiewohl dieser unser Freund sein
einsameres sabinisches Landhaus vorzuziehen schien, ist
doch gemiß, daß er auch hier ein Landhaus hatte.
Sueton sagt es ausdrücklich im kurzgefaßten Leben
dieses Dichters. Und mit welcher Liebe spricht er nicht
oft von Tibur! In seiner schönen Ode an Melpomene
sagt er, daß diese Gewässer und das dicke Laub der
Haine den lyrischen Dichter bilden sollen.

*Sed quae Tibur aquae fertile praesunt,
Et spissae nemorum comae,
Pingent aeolio carmine nobiliori.*

Und in einer andern Ode, welche den Dichter als
Freund und als seinen Empfinder der Natur so lie-
benswürdig zeigt, wünschet er in Tibur sein Leben zu
beschließen.

*Tibur Argaeo positum colono,
Sit mihi aedes utinam semectae,
Sit modus lasso maris et viarum
Vitaque.*

Von diesen mit Nelbäumen besetzten Hügeln sieht man bald gerade gegenüber dem Sturz der, in Vergleichung mit dem großen Wasserfall, oder der Cascata, sogenannten Cascatelle maggiori (größern Wasserfällen).

In zwei Arme getheilt, welche neben einander auf eine vorlaufende Spitze, und von dieser noch immer gesondert wieder tief ins Thal fallen, bildet hier der Strom Wasserfälle von entzückender Schönheit. Kleine stürzen ober rieseln herab und vereinigten sich mit dem großen im Fluße, der das Thal tränkt. Bald nachher sieht man die kleineren Wasserfällen, Cascatelle piccole, welche aus vielen, nur in Vergleichung mit jenen klein genannten, an sich sehr großen Wasserfällen bestehen. Ueber ihnen stehen die großen Kulnen von der ungeheuren Villa des Mäcenas. Wir besuchten am Abend diese Villa, aus welcher sich Arme des Wasserfalls ergießen. Es war mit ein angenehmer Gedanke, daß in diesem Hause Horaz gewiß sehr oft, und manchesmal Virgil, Freunden der Poesie ihre unsterblichen Werke zuerst vorlasen. Im fruchtbaren Thale erinnerte mich der Anblick eines Knaben, welcher auf einem Apfelbaume stehend, reifes Obst pflückte, an die von Horaz besungenen Obstgärten, welche von flüchtigen Bächen getränkt wurden.

— *amobilibus pomaria rivis.*

Der Wein von Tivoli ist sehr angenehm. Horaz

hatte recht, seinem Freunde zu rathe, von allen Bäumen den Weinstock zuerst hier zu pflanzen.

Nullam, Vare, sacra vite prius severis arborem.
Circa mite solum Tiburis et moenia Catilli.

Große Substructionen einer Villa, welche diesen Cascatelle piccole und der Villa des Mäcenat gegenüber stehen, werden für die Villa des Quinctilius Varus gehalten, dem also gegenüber der läche Anio (praeceps Anio), wie Horaz ihn nennet, sich ergoß.

Aus Einem Gesichtspuncte übersieht man die Cascatelle maggiori und die piccole Cascatelle.

Nicht weit von der Villa des Mäcenat steht ein kleiner runder Tempel, welcher il Tempio della tosse (der Tempel der Göttin Tussis oder Husten) genannt wird. Die abergläubischen Römer, welche der Göttinn Mephitis, die sie auch Gravesolentia nannten, einen Tempel errichtet hatten, mögen auch wohl diese Krankheit, als eine Göttinn, deren Zorn man sänstigen mußte, verehret haben. Der kleine Tempel ist rund, mit einer hemisphärischen Kuppel, welche oben eine Oeffnung hat. Diese Form ist an sich schon sehr gefällig, und das viele Gebüsch, welches die alte Kuppel umranke, giebt ihr ein interessantes Ansehen.

In der kleinen unansehnlichen Stadt sieht man ein hohes Ueberbleibsel von der Mauer eines Tempels, vermuthlich desjenigen, der dem Hercules gewidmet und im Latium berühmt war.

Auch steht noch die Hälfte eines Stadthors des alten Tibur und mosaisches Pflaster hat sich in einer kleinen Gasse erhalten.

Nähe bei der Stadt ist die Villa d'Este. Sie ward in der Mitte des 16ten Jahrhunderts erbauet vom Cardinal Ippolito d'Este. Sie gehört dem Herzoge von Modena, letztern männlichen Sprossen dieses berühmten Geschlechts. Das Gebäude ist groß, fängt aber an von der Zeit zu leiden. Der Garten ist vom berühmten Le Notre angelegt worden, welcher im vorigen Jahrhunderte den einsöhnigen Geschmack französischer Gartenkünsterei in Frankreich und also in Europa einführte. Doch zieren diesen Garten große Pinien, Platanen und die größten Cypressen, welche ich jemals sah. Diese soll Le Notre gepflanzt haben.

Du weißt, daß schon seit verschiedenen Jahren die Franzosen ihrer freudenlosen Gärten müde, englische Parks anzulegen anfangen. Aber sie blieben dabei nicht stehen. Weil sie für Einsamkeit keinen Sinn haben und den englischen Ernst, so flüster er auch ihnen schlen, gern übertreffen wollten, so haben sie in den schönen Gärten von Ermenonville, wie ein Augenzeuge mich versichert hat, todtie Bäume eingraben lassen, pour inspirer la philosophie! Ein wahres Bild ihrer jetzigen Philosophie und der Moral ihrer Abolirten, welche schon Rousseau mit einem wurzelloßen und fruchtlosen Baume verglich!

Hundert und erster Brief.

Rom, den 8ten October 1792.

In der Kirche Trinità dei Monti ist ein vortreffliches Fresco-Gemälde, von Daniele di Volterra, welches die Herabnehmung Christi vom Kreuz vorstellt. Es wird zu den berühmtesten Gemälden in der Welt gerechnet. In der That ist es von erhabener Schönheit, besonders Maria in Ohnmacht (wiewohl vielleicht diese Ohnmacht dem Tode zu ähnlich ist) und die schöne Gruppe jammernnden Weibes. Doch gestehe ich, daß eben dieses Gemälde in Velfarbe von eben diesem großen Meister, welches Angelika befezt, mit viel schöner scheint. Es hat sich zum Erstaunen wohl erhalten und durch bloßen Anstrich eines guten Firniß eine so frische Jugend bekommen, daß man denken könnte, es wäre eben vom Gerüste des Meisters abgenommen worden.

Unter allen italienischen Künstlern dieser Zeit ist wohl unstreitig Canova, ein hier lebender Venetianer, derjenige, welcher den Ruhm der römischen Kunst am besten behauptet. Ich wüßte keinen Bildhauer, dessen

Werke den großen Meisterstücken der Alten so nahe kämen, und gestehe gern, daß ich die seinigen den bewunderten Statuen von Michel-Angelo vorziehe. Mit seltnem Fleiße verbindet er viel seltneres Genie, große Kühnheit mit jener Gabe, die Natur rein zu ergreifen und in ihren bedeutungsvollesten, sinnenden Momenten darzustellen. Er ist erst 33 Jahr alt. Sein Charakter wird von allen, die ihn kennen, als edel und liebenswürdig gerühmt. Von seiner Hand sind die Monumente der beiden letzten Päbste Rezzonico und Sanganelli. In seiner Werkstatt sah ich verschiedne Gypsmodelle seiner Arbeiten, einige vollendete marmorne Statuen, einige angefangen. Außerordentlich schön schien mir die Gruppe von Dädalos und Ikaros. Dädalos hat eben angefangen, dem Sohn einen Flügel an der Schulter zu befestigen. Mit kindlicher Ungebuld der Freude wendet lächelnd der Knabe sein Haupt und sieht nach dem Flügel. Der Vater betrachtet seine Arbeit mit einer Miene, welche zugleich prüfenden Blick des Künstlers und Aengstlichkeit des Vaters ausdrückt. Solcher Ausdruck scheint mir viel schwerer zu erreichen, als der Augenblick heftiger Leidenschaft, bei dessen Darstellung der Künstler desto eher täuschen kann, da ihre Wahrheit so schwer zu untersuchen ist. Dieses treffliche Werk machte Canova, ehe er 18 Jahr alt war!

Wort ihm ist das nun eben vollendete Monument des Pabstes Rezzonico in der Peterskirche, welches

alle andre Monumente der Päpste in dieser Kirche verdunkelt.

In der Kirche des heiligen Hieronymus ist ein Gemälde von Dominichino, welches für eins der besten in Rom gehalten wird. Es stellt den heiligen Hieronymus vor, im Augenblick da er einem Sterbenden die Hostie reicht. Hinter dem Heiligen steht ein junger Mann mit dem Kelch. Hinter dem Sterbenden steht ein Jüngling, welcher herzlich weinet. Verschiedne andre Gesichter und Stellungen zeigen ungleiches Maas von Jammer oder von Andacht. Der Sterbende schenkt die letzten Kräfte für den feierlichen Augenblick zu sammeln. In dem Gesichte des Hieronymus vereinigt sich innige Liebe mit erhabenem Andachtsgefühl. Für ihn sind die Umstehenden nicht da; nur Gott und der Kranke, den er im Tode zum Eintritt in die Ewigkeit stärken soll, sind ihm gegenwärtig.

Nicolas Poussin pflegte zu sagen: Die Verkündigung Christi von Masaccio, dieser Hieronymus von Dominichino und die Herabnehmung vom Kreuz von Polsterro (nicht diejenige, welche jetzt in der Kirche Trinita dei Monti steht, sondern jene andre in Velletri, welche in einem Klosterrefectorio bei dem Pflanzhof del popolo stand, und jetzt in Angelika's Händen ist) wären die schönsten aller Gemälde.

Eben diesen Poussin nannte den Dominichino mit schmeichelndem Namen den Maler der Maler.

Diese Benennung gebührt aber keinem andern so wie Rafael. Ihn könnte man den Maler nennen, wie die Griechen oft Homer den Dichter nannten.

In einem Saale des Palazzo Farnese, hat Annibal Caracci die Wölbung gemalt. Lauter Vorstellungen aus der Fabellehre. Überflüssig gemalt mit der Kraft, welche diesen Maler charakterisirt. Man muß nicht den Seelenausdruck des Dominichino, noch weniger des Rafael erwarten. Caracci soll an diesem berühmten Werk acht Jahre gearbeitet und der Eigenthümer ihn nach Allenmaße bezahlt haben. Man sagt, daß der Maler aus Verdruss hierüber gestorben sei.

In der Villa Doria steht ein kleines Haus, welches Rafael manchmal im Sommer bewohnte. An der Decke des größten Zimmers sind einige Gemälde und leichte Arabesken auf den Wänden, alles von seiner hier leicht spielenden, wie zu verkennenden Meisterhand.

Im Garten dieser Villa hat der jetzige Besitzer die Idee einer englischen Anlage ausführen wollen. Man muß ihm Dank wissen für die Mannigfaltigkeit der Gewächse, Dank für manchen freien Gang zwischen unbeschnittenen Bäumen, aber falscher Geschmack belebtigt sich das Auge derjenigen, welche weder einen kleinen geheizten Besuv, noch auch andre minder in

gewöhnliche, nicht minder künstliche Gartentänze liebt. In dem Garten der Villa Borghese fand ich Neuerungen, die mir nicht gefielen. Unter andern hat man eines kleinen Meierl die Gestalt einer Festung gegeben und auf das Thor die Inschrift gesetzt: *via marta* (Glocke-Muffe). Die Sicherheit in einer Festung ist zweifelhaft; die Muffe wohnt wohl nicht gern in einer Festung und die Festung gehört nicht in den Garten.

Eine kleine neu angelegte Statue ist auch nicht erfreulich! Sie ist nicht der wahren Natur in der Natur gleich. Was auch durch solche Täuschung die Kunst einflussender machen. Dem Spazierenden aufgebunden werden? Dennoch ist die Statue in der Villa Borghese ein großer, schöner, grüner Baum, umgeben von hohen Weiden, und ein schönes Bild. Die Statue ist ein schönes Christenbild, als in einem Reich in der selben Villa. Die Statue ist ein schönes Christenbild, als in einem Reich in der selben Villa. Die Statue ist ein schönes Christenbild, als in einem Reich in der selben Villa.

Er wird in Rom sehr hoch geschätzt. Unter vielen größeren Werken dieses großen Bildhauers gefiel mir vorzüglich ein Witten, in dem Augenblick, da seine Linke in der Spalte des Baumes eingeklemmt ist und

er mit den Rächten sich gegen einen Römern, der ihn anfällt, vertheidiget. Es wäre zu wünschen, daß Krüppel veranlaßt würde, diese Idee ins Große auszuführen. Wenige Ideen sind, dünkt mich, nützlich als führen und eben Ausführung fähig, als die Vorstellung eines Mannes, den die Geschichte uns nicht nur als einen gewaltigen Krieger, sondern auch als einen großen Feldherrn zeigt, in diesem Augenblick, da sein Arm gegen einen Römern kämpft, indem der andre auf die schmerzhafteste Art von der Schnellkraft eines großen Baumes gehalten wird.

Smelin, ein Deutscher, verbindet mit entflammter Liebe zur Natur und mit feinem Gefühl in der Gegenstände Wohl ein großes Talent in der Ausführung. Er hat viele der schönsten Gegenden Italiens, vorzüglich aus dem Königreich Neapel, vorzüglich gezeichnet und einige in Kupfer gestochen. Er wird jährlich eine gewisse Anzahl solcher Kupferstiche herausgehen und dadurch viele Freunde der Natur mit den größten Reizen Italiens bekannt machen. Sein Talent macht ihm viele Ehre, noch schmerzlicher ist seine Ablebschidenheit.

gewöhnliche, nicht minder kindische Gartensandsteinen liebt.

Im schönen Garten der Villa Borghese fand ich Neuerungen, die mir nicht gefielen. Unter andern hat man einer kleinen Meierei die Gestalt einer Festung gegeben und auf das Thor die Inschrift gesetzt: *otia iuta* (Sichre. Muffe). Die Sicherheit in einer Festung ist zweifelhaft; die Muffe wohnt wohl nicht gern in einer Festung und die Festung gehört nicht in den Garten.

Eine kleine neu angelegte Ruine ist auch nicht erfreulich! Sieht man nicht der wahren Ruinen in Rom genug? Muß auch durch solche Täuschung die Idee einstürzender Mauern dem Spazierenden aufgebrängt werden?

In der Villa Panfili ist ein großer, schöner, grüner Platz, umgeben von hohen Pinien, und ein ganzes Wäldchen von diesen Bäumen. Nie sah ich schönere Ahornweiden als an einem Teich in derselben Villa.

Auch unsern braven Landsmann Trippel haben wir in seiner Werkstatt besucht. Ich sage unsern Landsmann; denn welcher biedre Deutsche rechnet es sich nicht zur Ehre, daß die Schweizer Deutsche sind!

Er wird in Rom sehr hoch geschätzt. Unter vielen größeren Werken dieses großen Bildhauers gefiel mir vorzüglich ein Wilson, in dem Augenblick, da seine Linke in der Spalte des Baumes eingeklemmt ist und

er mit der Rechten sich gegen einen Löwen, der ihn anfällt, vertheidiget. Es wäre zu wünschen, daß Trippel veranlaßt würde, diese Idee im Großen auszuführen. Wenige Ideen sind, dünkt mich, einer so kühnen und edeln Ausführung fähig, als die Vorstellung eines Mannes, den die Geschichte uns nicht nur als einen gewaltigen Krieger, sondern auch als einen großen Feldherrn zeigt, in diesem Augenblick, da sein einer Arm gegen einen Löwen kämpft, indem der andre auf die schmerzhafteste Art von der Schnellkraft eines großen Baumes gehalten wird.

Gmelin, ein Deutscher, verbindet mit entflammter Liebe zur Natur und mit seinem Gefühl in der Gegenstände Wahl ein großes Talent in der Ausführung. Er hat viele der schönsten Gegenden Italiens, vorzüglich aus dem Königreiche Neapel, vorzüglich gezeichnet und einige in Kupfer gestochen. Er wird jährlich eine gewisse Anzahl solcher Kupferstiche herausgeben und dadurch viele Freunde der Natur mit den größten Reizen Italiens bekannt machen. Sein Talent macht ihm viele Ehre, noch ehrwürdiger ist seine eble Bescheidenheit.

Hundert und zweiter Brief.

Loretto, den 12ten October 1792.

Früh am 9ten October verließen wir Rom. Wir kamen am Vormittage durch das ehemalige Veientische Gebiet, dessen Hauptstadt Veji, nach zehnjähriger Belagerung, vom großen Camillus erobert ward, den der Entsatz des von den Galliern belagerten Capitols bald nachher noch berühmter machte. Dann kamen wir durch Civita Castellana, dem alten Faliscum, welches von eben diesem Feldherrn belagert ward. Ein Schulmeister, der durch Verrath sein Glück zu machen suchte, führte oft die vornehme Jugend der Faliscer aus der Stadt, unter dem Vorwande, sie spazieren zu führen, und überlieferte sie auf diese Art endlich den Römern. Camillus aber verschmähte eine solche Eroberung. Er ließ dem Verräther die Hände auf den Rücken binden, gab jedem der Knaben eine Ruthe und ließ ihn so zurück in die Stadt treiben. Gerührt durch die Großmuth des Römers ergaben sich ihm die Galliscer (Tit. Liv. V. 27.). Zu eben diesem Gebiet gehörte Nepete, durch welches wir kurz vorher gefahren waren. Jetzt heißt es Nepi.

Die Vejenter und Falerier (oder Faliscer) waren etruscische Völkerschaften. Denn das alte Etrurien erstreckte sich viel weiter nach Süden als das jetzige Toscana.

Ohngefähr vierzig Miglien von Rom ließen wir den Berg San Silvestro, den ehemaligen Soracte, welchen wir von Rom aus gesehen hatten, rechts hinter uns liegen. Wiewohl er nicht sehr hoch ist, sieht man ihn so weit, weil sich von ihm bis nach Rom die Ebene senkt. Er hängt nicht mit den Gebürgen, welche hier den Horizont kränzen, zusammen, sondern steht allein. Von beiden Seiten erhebt er sich wie die untere Hälfte einer Pyramide; oben ist er gackig und hat in der Gestalt sowohl mit dem Epomeo als mit dem Vesuv Aehnlichkeit. An der Seite, wo wir ihm vorbeifuhren, ist unten ein tiefes Felsenthal, welches einem eingestürzten Krater ähnlich sieht. Diese Zeichen machen mich vermuthen, daß der San Silvestro in uralten Zeiten ein Vulkan gewesen sei. Die Gegend ist anmuthig und reich an einer vortrefflichen Art von großen Schaaßen. So viel ich aber in dieser Fahrzeit davon urtheilen konnte, schienen mir die Felle schlecht bestellt zu werden.

Ariculi und Narni sind beides alte Städte. Sie hießen Vericulum und Narnia. Beide gehörten zur Landschaft Umbria. Narnia ward genannt nach dem Flusse Nar, den die jetzigen Italiener Nera, auch Negro nennen. Dieser Fluß strömt unten am Fuße

der hoch liegenden Stadt. Unmittelbar vor dieser sieht man sehr große Trümmer einer gewaltigen Brücke von gehauenen Steinen. Der eine Bogen steht noch ganz an der Seite der Stadt. Gegenüber steht ein halber Bogen und große Ueberbleibsel der Pfeiler im Strom. Dieser windet sich in einer lachenden Ebne, welche rund umher von waldigen Alpen- ninen umkränzt wird. Durch den noch stehenden Bogen der alten Brücke, die ein Werk des Augustus ist, sieht man in eine halb- dunkle Vertiefung zwischen nahen Bergen. Rechts steht eine neue demüthige Brücke, welche durch den Contrast mit jenen Ruinen malerisch wird. Die Ebne ist bewachsen mit Pappeln und andern Bäumen, um welche sich Reben schlingen. Bis nach Lerne reiseten wir durch dieses Thal.

In Lerne fanden wir auf dem Markte zwei Musiker, deren einer auf einer Mandoline spielte, der andre auf der Cyrine der Alten, wie uns dieses Instrument von Dichtern beschrieben wird. Auf antiken Statuen und Bassi relievì findet man es auch. Es war ein Instrument der Sikten, der Satyrn und Faunen, des Pan und des Cyclopes Polyphemus. Doch mit dem Unterschiede, daß es bei den Alten aus neun Röhren von ungleicher Länge bestand, welche mehrentheils mit Wachs an einander gefügt waren. Dieses neuere hatte 26 Röhren. Sie waren mit Fäden an einander befestigt. Das größte machte ohne

gefähr sechs Zoll lang seyn, das äußerste kleinste kaum einen. In einer gewissen Entfernung tönten diese Pfeifen zu der Mandoline nicht übel, von nahem aber gaben sie einen kreischenden Laut. Lerni ist das alte Interamna, des großen Geschichtschreibers Tacitus Vaterland.

Wir nahmen kleine Wagen, um den berühmten Wasserfall bei Lerni zu besuchen. Die Bewohner des Landes nennen ihn la Caduta delle Marmori. Er entsteht durch den Fluß Velina, der einen See bildet, aus diesem wieder herausschießt und sich dann stürzend in die Nera ergießt. Der Weg bis zum Wasserfall ist in die felsigen Berge eingehauen. Die ganze Gegend ist sehr schweizerisch; doch zeigen die hohen Felsen und Delbäume, die von Felsen umrankt werden, daß man unter Italiens mildem Himmel sei. Wild und phantastisch, aber freundlich bei ihrer Wildheit, sind diese Berge; und das tiefe Thal, durch welches brausend nach ihrem Fall die Nera strömet, ist so unterhaltend, daß des größeren Schauspiels Erwartung, der Cascade selbst, unterbrochen wird. Diese stürzt von umlaubten Felsen donnernd herab. Ihr Fall ist tiefer als der Cascade bei Livoli, tiefer als des Rheines bei Laufen. Aber mächtiger durch seine Weite, ungeflüchter durch seine Fülle, schäumender, wasserstäubender und donnernder stürzt sich der Rhein. Die hohen Krige der Gegend geben diesem Wasserfall bei Lerni eigenthümliche Schönheit. Einige hundert

Schritte vor dem Fall führt ein schmaler Abweg zwischen hohen Felsenwänden, unmittelbar an dem schon dem Sturze zuraushenden reißenden Strom. Dieser breite, tiefe Wasserfall ist der größte in Italien, und wosfern ich nicht irre, der zweite in Europa.

Cicero belehret uns, daß M. Curius Dentatus, nachdem er die Sabiner besiegt hatte, das Bett des Stromes erweiterte, um die Sümpfe der Gegend am Flusse Velinus zu trocknen (Cicero ad Att. IV. 15.). Diese Sümpfe heißen nach einem Städtchen Neate die Neatinischen. Von dem griechischen Worte Hele (ἡλε), welches Sümpfe bedeutet, erhielt der Fluß Velinus seinen Namen. Der Göttinn Bellia, dieses ehemaligen Sumpfes Göttinn, war in dem Triangel, den beide Flüsse vor ihrer Vereinigung bilden, ein Tempel und ein Hain gewidmet. Nach dem lateinischen Worte Lucus, ein geweihter Hain, heißt der See Velinus jetzt Lago pié di lupo (See am Fuß des Haines).

Diese Berge sind bewachsen mit mannigfaltigen Bäumen, Stauden und Kräutern. Hier, wie am Fuße des Berges Rocchetta vor Genua, sahen wir den Buchsbaum wild wachsen.

Auf dem ganzen Wege zwischen Terni und Spoleto fährt man in den waldigen Apenninen. Sie senken sich dicht vor Spoleto. Die ganze Gegend ist von großer Schönheit. Die Art von Eichen, welche die Alten aesculus nannten (bei Linnaeus heißt sie

Quercus aesculus), geheiet hier zu einem großen Buchse. Die Rinde ist schwärzlich, kleiner geschuppt als unser Eiche, auch ist das Laub kleiner. Der alte Name *aesculus* ist ohne Zweifel eine Verfälschung des Wortes *esculentus* (eßbar). Natürlich war es, daß die Alten den Baum zuerst *Quercus aesculentus* nannten, da die Frucht weit weniger herbe als unsere Eichel ist und noch an manchen Orten Italiens in Del gebraten vom gemeinen Manne gegessen wird. Dies ist also höchst wahrscheinlich die chaonische Eichel, von welcher die Griechen erzählten, daß sie der ersten Menschen Nahrung gewesen. Griechenlands und Italiens erste Bewohner mögen wohl in rohen Zeiten, ehe sie das Feld bauten, oft im Winter mit dieser Frucht vorlieb genommen haben.

Lerni soll 9000, Spoleto 12,000 Bewohner haben. In alten Zeiten hieß Spoleto *Spoletium*. Es war früh eine römische Colonie. Nach seinem Siege bei'm Thrasymener See griff Hannibal die Stadt an, ward aber mit ansehnlichem Verlust von ihren Bewohnern zurück geschlagen und schloß daraus, nach Livius Bemerkung, welche Unternehmung es für ihn seyn würde, Rom anzugreifen, da eine Colonie ihm mit Erfolg hätte widerstehen können (Tit. Liv. XXII. 9.).

Zum Andenken dieses glücklichen Widerstandes, hat ein Thor der Stadt den Namen *La Fuga* (die Flucht) behalten.

In mittlern Zeiten wurden die Herzogthümer Spoleto und Benevento, wiewohl dieses letztere viel südlicher, zwischen Avellino und Capua, liegt, von denselben Fürsten beherrscht, welche nicht unberühmt in der Geschichte sind.

Eine große berühmte Brücke in Spoleto, von welcher man zweifelt, ob sie ein Werk der Römer oder der Gothen sei, haben wir nicht gesehen, weil es dunkel war als wir die Stadt erreichten.

Dieser Zweifel macht es mir wahrscheinlich, daß ein gothischer König sie erbauet habe. Römische Werke wurden nicht mit Stillschweigen übergangen. Den Gothen verdankte Italien manches große Werk, manche schöne Einrichtung und die neue Belebung des Feldbaus, welcher durch die Laster der Römer und ihren Gefährten, den Luxus, schon zur Zeit der Republik in Verfall gerieth, als die Landhäuser und Gärten der vornehmen Schwelger dem Pfluge wenig Raum mehr übrig ließen. Die Verheerungen unter den Triumviren und die politische Freigebigkeit der Tyrannen, welche den Pöbel Rom's mit Getreide aus Sicilien, aus Aegypten und aus der Provinz Afrika fütterten, gaben dem Feldbau seinen letzten Stoß. Noch mehr verdankte Italien den Gothen, Ruh und keusche Zucht. Wir sind oft geneigt, sie als Barbaren anzusehen; aber sehr wahr scheint mir die Bemerkung eines neuern Schriftstellers, daß die Zeit, in welcher

die Gothen Italien beherrschten, eine der glücklichsten Epochen dieses Landes war.

In der Gegend zwischen Spoleto und Foligno stand der Tempel des Clitumnischen Jupiters am Flusse Clitumnus, dem jetzigen Clitunno. Die Gegend ist sehr schön.

Die Alten glaubten, daß das Wasser dieses Stromes die Eigenschaft hätte, den Kindern der Gegend ihre weiße Farbe zu geben. Virgil sagt daher in seinem schönen Lobe Italiens:

Hinc bellator equus campo sese arduus infert;
Hinc albi, Clitumne, greges, et maxuma taurus
Victima, saepe tuo perfusi flumine sacro,
Romanos ad templa Deum duxere triumphos.*)

Hier erhebt sich das streitbare Roß hochwiehrend in's
Schlachtfeld.

Weisse Heerden von hier, und der Garr, o Clitumnus,
der Opfer

Größestes, oft gebadet in deinen heiligen Wassern,
Führen Rom's Triumphe hinauf zu den Tempeln der
Götter.

Woz Uebers.

In Foligno, ehemals Fulginium, eine alte Stadt in Umbria, sahen wir im St. Annen-Kloster der

*) Ich kann nicht unterlassen meine jungen Leser auf den Pomp des letzten Verses aufmerksam zu machen.

Romanos ad templa deum duxere triumphos.

Franciskanernonnen ein herrliches Gemälde von Rafael. Die heilige Jungfrau schwebet in den Wolken mit dem göttlichen Kinde. Mutter und Kind sind voll der himmlischen Grazie, welche Rafael, und nur Rafael, so ausdrücken konnte. Ihnen zur Rechten steht unter ihnen Johannes der Täufer, neben ihm knieet der heilige Franciscus von Assisi. Zur Linken steht Hieronymus und legt seine linke Hand auf den Mann, für welchen Rafael das Bild gemalt hat. Dieser Mann knieet. Diese letzten drei beten das Kind an, jeder mit verschiednem Ausdruck inbrünstiger Andacht. Johannes der Täufer steht mit erhabener Rechten und scheint mit Feuer zu predigen. In der Mitte steht ein Engel, als ein kleiner geflügelter Knabe und hält eine Tafel in der Hand. Vielleicht war dieser Engel das Bild eines Kindes vom Besitzer des Gemäldes, dessen Namen er mit den Namen der nebenstehenden Heiligen vermuthlich in's Buch des Lebens aufschreibt. Ich wüßte nicht, welche andre Bedeutung die Tafel haben könnte.

Die Reise von Foligno nach Loretto ist ergötzend durch Mannigfaltigkeit und Schönheit der Landschaft. Der Weg führt bis vier Stationen von Loretto durch die Apenninen, deren Höhen hier mit Laubholz mancher Art, insonderheit mit großen Eichen bewachsen sind. In den tiefen Thälern sieht man frisch grüne Auen und Tristen, hohe Felsen, Delbäume, Gärten und Aecker. Ströme und Bäche rauschen von

den Bergen und Felsen herab und bissen Wasserfälle, besonders im reizenden Thal zwischen Foligno und Case nove. Ein Theil der Provinz Marca d'Ancona (dem alten Picenum) ist der Provinz Umbria sehr ähnlich, nachdem man aber die östlichen Apenninen überstiegen hat, öffnet sich die Gegend, doch wird sie nicht flach, sondern hügelig. Die Marca d'Ancona ist sehr bewohnt und das Land wird mit Fleiß bearbeitet. Reisende, welche so viel Geschrei von dem schlechten Anbau des Kirchenstaats machen, scheinen nur die Campagna di Roma und den Strich Landes von Rom bis zur toscanischen Gränze am Wege nach Florenz gesehen zu haben.

Eine kleine deutsche Meile von Loreto fährt man durch Recanati, ein feines Städtchen, welches auf einem Hügel liegt. Der Bischof von Loreto wohnt dort sechs Monate im Jahr. Das Rathhaus von Recanati ist geschmückt mit einem großen, sehr schönen Basso rilievo von Erz, auf welchem die heilige Jungfrau mit dem Kinde vorgestellt ist.

Loreto, eine Stadt von 8000 Einwohnern, soll seinen Ursprung der santa Casa verdanken, das heißt dem heiligen Hause, von dem die andächtige Sage vorgieht, daß es dasselbe sei, in welchem der Engel Gabriel der heiligen Jungfrau erschien, und in welchem Christus nach der Rückkehr mit Maria und Joseph aus Aegypten, bis zum Antritt seines Lehramtes gelebt habe. Man erzählt, daß Engel dieses Haus im

Jahre 1291 von Nazareth nach Slavonien und im Jahr 1294 von Slavonien über das adriatische Meer hieher sollen getragen haben. Es steht in der Hauptkirche, eingefast mit getäfeltem Gehäuse, auf welchem Geschichten der heiligen Schrift von großen Bildnern meisterhaft in Alto rilievo ausgeschnitten worden. In dieser santa Casa wird das für wunderthätig gehaltne Marienbild, ein Napf, aus welchem Christus als Kind soll gegessen haben, und ein Gewand der Maria gezeigt.

Diesem heiligen Hause und dem wunderthätigen Bilde zur Ehre kommen Pilger aus der ganzen katholischen Christenheit nach Loretto. Viele pflegen auf den Knien um das heilige Haus umher zu gehen. Die Knien der Pilger haben in den steinernen Fußboden der Kirche eine tiefe Spur gemacht.

In einer Sakristei der Kirche stehen einige schöne Gemälde. Sehr lieblich ist eine Scuola delle vergini (Schule der Jungfrau) von Guido Reni. Maria sitzt umringet von Jungfrauen, welche sie weibliche Arbeiten lehret.

Das Bild des heiligen Franciscus von Barocci ist ein sehr gutes Gemälde. Von diesem Meister sind hier verschiedene andre.

Der berühmte Schatz von Loretto wird in einem großen Saale aufbewahrt. Er enthält unzählige und große Kostbarkeiten, Geschenke von Fürsten, von freien Staaten und von Privatmännern. Mitten unter diesen Kleinoden macht das Geschenk eines jungen Herrn

ren aus Nagusa eine sonderbare Figur. Es ist nichts geringeres als sein eignes süß lächelndes, leicht eingefasstes Miniaturbildchen. Mir scheint ein Gemälde des unsterblichen Rafael die größte Zierde dieses Schatzes. Die heilige Jungfrau ist im Begriff einen Schleier über das Jesuskind zu legen. Sie schauet auf ihn hin mit unaussprechlicher Ehrfurcht und Liebe. Das auf dem Rücken liegende Kind lächelt sie an mit holdseliger Freundlichkeit, und streckt lieblosend beide Hände nach ihr aus. Hinter Maria steht Joseph mit sanft sinnendem Ernst.

Im Palazzo de gli Apostoli, in welchem reisende Päbste, Cardinale und Fürsten auf Unkosten des heiligen Hauses bewirtheet werden, steht ein kleines Gemälde von Rafael, welches Johannes den Täufer vorstellt. Johannes hat eben die Stellung, welche Rafael ihm auf einem größern Gemälde gegeben hat, von dem verschiedne Exemplare gezeigt werden. Das eine steht in Florenz, das andre in Rom, ein drittes in Bologna, das vierte soll in der ehemaligen Sammlung des Prinzen von Orleans, der sich jetzt Egalité nennet, gewesen seyn. Welches von den vier Stücken das Urbild sei, darüber wird gestritten.

Ein Nachstück von Gerardo della Rotte hat viel malerisches Verdienst.

In der Apotheke von Loreto, einem Eigenthum der santa Casa, werden 330 Vasen von Fayence gezeigt, deren Malerei von Giulio Romano und Ra-

faellino della Villa ist, nach Handzeichnungen des großen Rafael. Auch auf diesen irdenen Geschirren ist Rafaels Geist unverkennbar. Wögen immer des Alterthums ausschließende Bewunderer mit Entzücken von griechischen Vasen reden, ich würde eine ganze Sammlung solcher Alterthümer, wenn ich sie besäße, gern für Eine dieser rafaclischen Vasen hingeben.

Aus dieser Apotheke werden alle Armen von Loreto umsonst mit Arznei versehen.

Die santa Casa soll Einkünfte von 70,000 Scudi besitzen, und ihre jährlichen gewissen Ausgaben sollen 40,000 Scudi betragen. Aus ihren Mitteln werden der Bischof, die Canonici und der Governadore der Stadt besoldet.

Loretto liegt nur eine halbe deutsche Meile vom adriatischen Meer, welches man nebst einer schönen Landausicht vom Palazzo Apostolico sieht. Gegen die Seeräuber ist die Stadt durch Befestigungen geschützt. Gegen große Schiffe durch die Seichtigkeit des Meeres am Ufer.

Hundert und dritter Brief.

Venedig, den 19ten October 1792.

Zwischen Loretto und dem Meer wird die fruchtbare Ebne vortreflich angebaut von Landrenten, die Unterthanen der santa Casa sind und in einzeln zerstreuten Häusern wohnen. Fruchtbare und unrauthig ist auch die hügelichte Gegend zwischen Loretto und Ancona. Diese Stadt ist auf den Hügeln San Ciriaco und Monte Guasco, und auf der Vertiefung zwischen beiden erbauet. Den Monte Guasco, welcher in's Meer hinein läuft, nannten die Alten das Limerische Vorgebürge. Ancona ist eine Pflanzstadt flächiger Syrakusier, welche zur Zeit des älteren Dionysios, den Tyrannen verabscheuend, sich hier niederließen. Sie nannten die Stadt Ankon (*Ἀγκών*) wegen der gekrümmten Lage, denn dieses Wort bedeutet einen Ellenbogen. Der von der Natur gebildete Hafen wird gesichert durch einen langen Molo oder Steindamm. Die Stadt ist schön gebauet, und da ihr Hafen ein Freihafen ist, so genießen die Einwohner eines ansehnlichen und sichtbaren Wohlstandes. Büsching giebt

die Menschenzahl auf 22,000 an, unter denen 5000 Juden seyn sollen. Ein hartes altes Gesetz verpflichtet diese, einen rothen Lappen am Hut zu tragen; es wird aber nicht befolget, und da sie gleich den portugiesischen Juden keinen Bart tragen, so sind sie nur durch die Nationalzüge, welche dieses Volk nach mehr als 1000 Jahren, die es zerstreuet unter den Nationen lebt, noch immer unverkennbar bezeichnen, von den Christen unterschieden. Nur bei tiefer Trauer lassen sie 80 Tage lang den Bart wachsen.

Ein Theil der untern Stadt ward von den Gothen zerstört, Marses ließ ihn aber wieder erbauen. Die Saracenen verheereten Ancona im 10ten Jahrhundert. Pabst Pius der Zweite, welcher vom Jahr 1458 bis 1464 regierte, erneuerte den Hafen. Alle Religionen werden in der Stadt geduldet. Ihr Handel nimmt immer zu und thut Venedig einigen Abbruch. Ihre Wachsbleiche bereichert sie auch.

Die Börse hat ein gutes Ansehen. Auf dem großen Platze steht eine steinerne schlecht gearbeitete Statue des jetzigen Pabstes Pius des Sechsten. Der sichtbare Wohlstand der Stadt und der ganzen Provinz, welcher aus den vielen neu gebauten schönen Häusern erhellet und die treffliche Landstraße, die Pius anlegen lassen, beweisen, daß er dieses Zeichens der öffentlichen Dankbarkeit werth sei.

Auf dem Molo steht ein schöner marmorner Ehrenbogen, welcher im Jahr 112 dem Trajan errichtet ward.

Von Ancona aus führt die Landstraße durch anmuthiges Land, längst dem adriatischen Meere. Man durchreiset verschiedne Städte. Senigaglia soll von den Galliern seyn erbauet worden. Der Markt dieser Stadt, zu welchem Kaufleute aus fast ganz Italien hinziehen, giebt ihr ansehnliche Nahrung. Sie ist wohl gebauet.

Düngefähr 4 Miglien vor Fano fuhrten wir über den Fluß Metaro, den Metaurus der Alten, oder Metaurum, wie Horaz ihn nennet. In diesem Fluß ereigneten die Carthager jene berühmte Niederlage, in welcher Asdrubal ihr Feldherr, der mit einem großen Heer, seinen Bruder Hannibal zu verstärken, gleich ihm über die Alpen gekommen war, das Leben verlor. Diese Schlacht entschied wahrscheinlich das Schicksal von Rom und von Carthago.

Fano hieß zu der Römern Zeiten Fanum fortunae, weil die Fortuna dort einen Tempel hatte.

Nesaro, das alte Pisaurum, liegt gleich jenen beiden Städten im Herzogthum Urbino, dem Vaterlande Rafaels, welcher nach der Stadt Urbino, Raffaele d'Urbino genannt ward. Die Römer sandten im Jahre Rom's 568 eine Colonie nach Pisaurum, 184 Jahr vor Christi Geburt. Der Fluß, an welchem es liegt, hieß ehemals der Metaurus, jetzt la Foglia. Die Stadt liegt am Meer, hat aber nur für kleine Fahrzeuge eine Anfuhr, daher wenig Handel. Weil aber der Cardinal-Legat des Herzogthums Urbino und gegen 50 abliche

Familien in Pesaro wohnen, hat die Stadt gute Nahrung. Sie ist wohl gebauet und soll nach einer neuen Zählung 10,500 Einwohner haben.

Mit Catolica, der ersten Post nach Pesaro, nimmt die Provinz Romagna ihren Anfang. Bei den Alten gehörte diese Landschaft noch zu Umbria. Catolica hat seinen Namen von katholischen Bischöfen, die sich hierher begaben zur Zeit des Concilliums in Rimini, im Jahr 359, weil sie unzufrieden mit der Versammlung waren, in welcher es Anfangs schien, als würden die Arianer die Oberhand behalten. Zu diesem Concilium, welches Kaiser Constans, der die Arianer begünstigte, berufen hatte, kamen 400 abendländische Bischöfe. Gegen die Hoffnung des Kaisers bekannten sie sich zum Symbol des Nicenischen Concillium.

Rimini hieß ehemals Ariminum. Seine Gründung wird Umbriern, einem Volke ungewissen Ursprungs, zugeschrieben. Die Senonischen Gallier hatten es eine Zeit inne, wurden aber im Jahre Rom's 463, 289 Jahre vor Christi Geburt, aus dem nördlichen Umbrien vertrieben. Im Jahre Rom's 485, vor Christi Geburt 267, sandten die Römer eine Colonie nach Ariminum. Als die drei letzten Triumvire, Antonius, Octavianus und Lepidus ihren Soldaten 18 italienische Städte mit deren Gebiet wie erobertes Land austheilten, sandte Cäsar Octavianus eine neue Colonie hieher. Ob die große Brücke von Marmor

über den Fluß Ariminus, welcher jetzt Marcellia heißt und vor der Stadt dießseits vorbeifließt, von ihm oder seinem Nachfolger Liberius erbaut worden, ist ungewiß. Sie dient noch zur Uebersahrt und ist ein großes Werk. Sonst der Stadt steht ein Ehrenbogen, welcher dem Augustus, als Stifter der Colonie gesetzt worden.

Auf dem Berge episcopi Catalina und Minini sahen wir hoch auf einem Berge das Städtchen San Marino an unserer linken Seite liegen. Dieser kleine Freistaat würde berühmter sein als große Staaten, wenn Unschuld und Tugend von den Menschen mehr als glänzende Taster bewundert würden. Gleich der kleinen schweizerischen Republik Gersau besitzt diese nur einen Berg. Ihr Gebiet hat eine deutsche Meile im Durchschnitt. Ein Maurer aus Dalmatien arbeitete im Anfang des 6ten Jahrhunderts 30 Jahre lang in Minini, welches zerstört ward. Dann lebte er als Einsiedler auf diesem Berge. So sehr er aber auch die Stille suchte, führte ihn die Heiligkeit ihm doch Jünger zu. Eine Fürstin schenkte ihm den Berg als eine Eigenthum. Hier stiftete er einen kleinen Freistaat.

einen
edlen
der
einen
rger.

Die executive Macht ist in den Händen des Rathes von Sechszigen, deren Hälfte aus dem Adel genommen wird. Zu Fassung eines Entschlusses werden zwei Drittel der Stimmen erfordert. Dieser Rath wählet alle zwei Monate zwei Capitani, welche im Kleinen das sind, was die Consuls der Römer waren.

Der Richter und der Arzt müssen Fremde seyn. Beide werden nur auf 3 Jahre gewählt. Da den St. Marinesen an der Erziehung ihrer Kinder viel gelegen ist, halten sie den Schulmeister in großen Ehren. Nur Einmal haben sie Krieg geführt. Sie standen im 15ten Jahrhundert Pabst Pius dem Zweiten gegen Sigismund Malatesta, Herrn von Rimini, bei. Pius schenkte ihnen 4 feste Schlösser, aber sie wollten sich nicht vergrößern. Im Jahr 1740 luden einige Unzufriedne Pabst Clemens den Zwölften ein, Besiz von der Stadt zu nehmen. Er sandte den Cardinal Alberoni hin, welcher sehen sollte, ob die größte Zahl der Bürger für die Entsagung ihrer Freiheit stimmte. Alberoni berichtete nach der Wahrheit, daß nur einige Antheil an diesem Verhaben hätten; und der Pabst war so gerecht, ihnen die Freiheit ungefränkt zu lassen. Sie genießen ihrer noch. Man rühmt ihre Sitteneinfalt, und ihre Medlichkeit. Sie verschmähen die Handlung, weil sie Reichthümer zu entbehren wissen, und leben mehrentheils von ihrem Landbau. Wiewohl ihr Berg oft 3 Monate mit Schnee bedeckt ist, bauen sie edlen Wein und treffliche Früchte.

über den Fluß Ariminus, welcher jetzt Marcedia heißt und vor der Stadt dießelbe vorbeifließt, von ihm oder seinem Nachfolger Liberius erbaut worden, ist ungewiß. Sie dienen noch zur Uebersahrt und ist ein großes Werk. Sonst der Stadt steht ein Ehrenbogen, welcher dem Augustus, als Stifter der Colonie gesetzt worden.

Auf dem Berge zwischen Catolica und Rimini sahen wir hoch auf einem Berge das Städtchen San Marino an unserer linken Seite, liegen. Dieser kleine Freistaat würde berühmter sein als große Staaten, wenn Unschuld und Tugend dem Menschen mehr als glänzende Taster bewundert würden. Gleich der kleinen schweizerischen Republik Vercelli besitzt diese nur einen Berg. Ihr Gebiet hat eine deutsche Meile im Durchschnitt. Ein Maurer aus Dalmatien arbeitete im Anfang des 6ten Jahrhunderts 30 Jahre lang in Rimini, welches erbaut ward. Dann lebte er als Einsiedler auf diesem Berge. So sehr er aber auch die Stille suchte, führte ihn die Heiligkeit ihm doch Jünger zu. Ende Justinian schenkte ihm den Berg als ein Eigenthum. Hier schloß er einen kleinen Freistaat. Wie der die Wohnung seiner Bürger auf einen Fels gründete, so gründete er seine eifälligen edlen Gesetze auf das Evangelium. Die Verfassung der Republik ist sehr einfach. Jedes Haus sendet einen Deputirten zur großen Versammlung der Bürger.

Die executive Macht ist in den Händen des Rathes von Sechszigen, deren Hälfte aus dem Adel genommen wird. Zu Fassung eines Entschlusses werden zwei Drittel der Stimmen erfordert. Dieser Rath wählet alle zwei Monate zwei Capitani, welche im Kleinen das sind, was die Consuls der Römer waren.

Der Richter und der Arzt müssen Fremde seyn. Beide werden nur auf 3 Jahre gewählt. Da den St. Marinesen an der Erziehung ihrer Kinder viel gelegen ist, halten sie den Schulmeister in großen Ehren. Nur Einmal haben sie Krieg geführt. Sie standen im 15ten Jahrhundert Pabst Pius dem Zweiten gegen Sigismund Malatesta, Herrn von Rimini, bei. Pius schenkte ihnen 4 feste Schloßer, aber sie wollten sich nicht vergrößern. Im Jahr 1740 luden einige Unzufriedne Pabst Clemens den Zwölften ein, Besitz von der Stadt zu nehmen. Er sandte den Cardinal Alberoni hin, welcher sehen sollte, ob die größte Zahl der Bürger für die Entsagung ihrer Freiheit stimmte. Alberoni berichtete nach der Wahrheit, daß nur einige Antheil an diesem Vorhaben hätten; und der Pabst war so gerecht, ihnen die Freiheit ungekränkt zu lassen. Sie genießen ihrer noch. Man rühmt ihre Sitteneinfalt und ihre Redlichkeit. Sie verschmähen die Handlung, weil sie Reichthümer zu entbehren wissen, und leben mehrentheils von ihrem Landbau. Wiewohl ihr Berg oft 3 Monate mit Schnee bedeckt ist, bauen sie edlen Wein und treffliche Früchte.

Es fehlt ihnen aber eine Quelle; sie trinken daher Eisternenwasser. Ihre Jugend übt sich fleißig in den Waffen. Bei allen Unruhen, welche Italien in mittlern Zeiten zerrissen, ehrten alle Fürsten und Freistaaten ihre Jugend und Friedensliebe. Nicht Einer feindete sie an. Wenn dieser kleine Staat an die Republik Venedig schreibt, so steht auf dem Umschlage des Briefes *Alla nostra carissima sorella la serenissima Repubblica di Venezia* (Unserer geliebtesten Schwester der Durchlauchtigsten Republik von Venedig).

Die Städte Rimini, Savignano, Cesena, Forlì, Faenza, sind alle schön gebauet. Die Brücken über die Ströme sind vortrefflich, die Wirthshäuser nicht nur besser als im übrigen ganzen Italien, sondern wirklich recht gut. Das fruchtbare Land ist vortrefflich angebaut und der Wohlstand der Provinz ist sichtbar. Cesena ist eine sehr alte Stadt. Die Römer nannten sie *Cæsena*. Der Adel hat dem jetzigen Papste, welcher aus Cesena gebürtig ist, eine eiserne Bildsäule vor seinem Casino (Haus, wo der Adel sich versammelt) aufrichten lassen. Zwischen Savignano und Cesena führen wir über den Rubico, welcher in frühen Zeiten Italien von Gallien trennte. Ein altes Gesetz erklärte den römischen Feldherrn, welcher ungerufen mit einer Legion, einer Cohorte, oder einem Manipel über diesen Strom gehen würde, für einen Feind des Vaterlandes. Cäsar ging drüber mit seinem Heer,

als er sein Vaterland zu unterjochen gegen Rom zog. Ein Papst hat im Anfang dieses Jahrhunderts eine Brücke drüber legen und das alte in eine Tafel gehauene Gesetz, gegenüber aber eine Inschrift aus seiner Zeit hinsetzen lassen.

Die Rinniesesen behaupten, daß der breite Strom Marecchia der alte Rubico sei. Italiener legen auf eingebildete Vorzüge dieser Art einen hohen Werth. Auch der gemeinste Mann nimmt Theil an solchen Zwisten der Litteratoren und nährt die patriotische Eitelkeit.

Man fährt lange Zeit auf der alten Landstraße Via Emilia, welche nach Aemilius Scaurus heißet, der im Jahr Rom's 630 mit Cæcilius Metellus Consul war.

In Faenza ist zuerst die Kunst erfunden worden, irdene Gefäße zu machen, welche dem Porcellan nachahmen. Ein Mann aus dieser Stadt fand bei Revers in Frankreich Erde, die derjenigen ähnlich ist, welche man dazu in Faenza braucht. Er brachte die Kunst nach Frankreich, und nach seiner Geburtsstadt wurden solche Geschirre, welche die Italiener vordem Majolica hießen, Faience genannt.

Faenza hieß ehemals Faventia. Hier ward Carbo von der Parthei des Sylla geschlagen und aus Italien verjagt.

Imola liegt in einer lachenden Ebne. Es ward von einem lombardischen Könige auf der Stelle ge-

bauct, wo ehemals Forum Cornelii gestanden hatte, welches nach Sylla, der vom Geschlecht der Cornelier war, benannt worden,

Nach Vertreibung der Longobarden bemächtigten sich die Bolognesen dieser Stadt. Sie ward von verschiedenen Herren beherrscht, zuletzt vom Tyrannen Cesare Borgia, welchem Papst Sixtus der Dritte sie wegnahm. Unter dem Namen Gli Industriossi blühte einst eine gelehrte Gesellschaft in Imola.

Die Fruchtbarkeit und der fleißige Anbau des Landes hört im Bolognesischen nicht auf. Den einseitigen Vorstellungen vieler Reisenden müssen wir die falsche Idee zuschreiben, welche von dem Kirchenstaate gehegt und selbst von Büßung unterhalten wird. *)

*) Er sagt vom Kirchenstaate: Wenn man bedenket, daß das päpstliche Gebiet viel fruchtbares und vortheilhaftes Land begreift, und zum Handel große Bequemlichkeit hat; weil es sowohl am adriatischen als mittelländischen Meer mit guten Häfen versehen ist; daß das Volk noch beträchtliche Geldsummen aus andern Ländern ziehet; daß sein Land von vielen Fremden besucht wird, die Geld darin verzehren; und daß wegen der Heißigkeit, seiner Person und seines Charakters seine Regierung vor andern erwünscht und für die Unterthanen beglückend seyn müßte: so sollte man meinen, es sei kein blühenderer und glücklicherer Staat, als der seinige. Man findet aber gerade das Gegentheil; das Land ist schlecht angebaut, sehr arm und hat eine unzulängliche Anzahl Einwohner. Handel und Mann-

Nah vor Bologna geben die Hügel, welche mit Landhäusern, Gärten und blauen Heinen bedeckt sind, einen lieblichen Anblick. In Bologna kamen wir früh genug an, um noch einige der Gemälde, welche

fakturen liegen ganz in den Fässern Bologna und Ancona, Sinigaglia und Pesaro ausgeschnitten. Ließe Gott nicht den Einwohnern Datteln, Feigen, Oliven, Obst und dergleichen Früchte von selbst und ohne ihre Bemühung wachsen, oder beswergte er ihnen nicht durch wenig Mühe und Arbeit Brod und Wein, so müßten sie ihrer Faulheit wegen Hungers sterben &c."

Wirklich müßten sie, wie Herr Büsching 1798, Hungers sterben, wenn sie: 1) oder von denen Früchten des 2) wenig Mühe und Arbeit erwarben 3) Der Datteln tragenden Palm 4) den Kirchen staet nur einige in 5) in Rom gesehen. Etwa 12 6) Reapel und ohngefähr 40 in Sic 7) der Insel und

in Reggio reifen die Datteln selten, man pflanzt den Baum nicht des Nutzens, sondern der Schönheit wegen. In beiden Königreichen machen Mandeln einen ansehnlichen Zweig der Nahrung. In der Gegend von Rom wachsen deren lange nicht genug, um diese große Stadt damit zu versehen. Weiser gehen Norden, sieht man sie nur einzeln in Gärten. Die Reben erfordern weniger Sorgfalt als in Deutschland; doch hat auch hier der Winzer viele Arbeit, um sie zu ziehen und den Wein zu bereiten. Ich habe kaum in der Terra di Lavoro, oder in der pfälzischen Bergstraße besser angebaute Acker gesehen als in der Provinz Romagna, und nirgends so viele schöngebaute, von Wohlstand zeugende Städte, als in der Mark von Ancona und in Romagna. Daß überhaupt der Kirchenstaat noch viel blühender

uns im Herbst des vorigen Jahres so viele Freude gemacht hatten, wieder besehen zu können.

Es ist merkwürdig zu sehen, wie die Apenninen von Spoleto und Foligno Italien in zwei ganz ver-

seyn sollte, da der Boden, das Klima und die Lage an zweien Meeren ihn begünstigen, ist nicht zu läugnen. Viele Päbste waren schwache, einige tyrannische Regenten. Die meisten waren Greise, als sie gewählt wurden und suchten in wenigen Jahren ihre Neffen auf Unkosten des Landes zu bereichern. Ehrgeiz und Eitelkeit bewegten oft die Päbste, das zu zerstören, oder wenigstens zu vernachlässigen, was ihre Vorwesser angefangen hatten. Die große Menge der Klöster schadet dem Lande in mehr als Einer Absicht, wie Herr Büsching mit Recht anmerkt; eben so wahr ist es, daß die vielen Pilgerschaften, welche ehemals das Land bereicherten, ihm jetzt, da fast alle Pilger Bettler sind, zur Last fallen. Da aber die katholische Religion einen Werth auf diese Wallfahrten setzt, und da der Kirchenstaat aus so vielen katholischen Ländern so ansehnliche Summen zieht, ist es auch wohl billig, daß er Pilger unterhalte, welche doch wohl nur so viel erbetteln, als sie im Lande wieder verzehren, denn reich kommen sie nicht heim. Die müßigen Pilger aus dem Lande selbst fallen ihm allein zur Last. Ueber die vielen Feiertage wird immer von solchen geschrien, welche nicht wissen, daß in Italien, den Sonntag ausgenommen, an den Feiertagen gearbeitet wird. Ein Ruhetag in der Woche ist als eine göttliche Einrichtung zu verehren. Würden die Nahrungsforgen und Arbeiten nicht unterbrochen, so würde der gedrückte Mensch seines Gottes vergessen und zugleich so ungesellig, ungenießend und ungenießbar werden, daß er dem Lastthier ähnlicher als einem vernünftigen, wohlwollenden und für die Ewigkeit geschaffnen Wesen seyn würde.

schiedne Länder, in Ober- und Unter-Italien, trennen. Schon vor Loreto wird das Land flach; bei Rimini beginnt die Ebne, welche sich durch die ganze Lombardie erstreckt bis an den Fuß der erhabnen Alpen. Mit dem Lande verändern sich die Gesichtszüge, ja das ganze Wesen der Menschen. Doch ist diese Veränderung noch nicht auffallend, bis diesseits Bologna. Und bis Bologna sieht man noch immer links eine Reihe von anmuthigen baumreichen Hügeln. Gleichwohl sind schon die Thiere verschieden an Art und Farbe von den Thieren der südlichen Provinzen. Das Rindvieh ist nicht mehr so weißgrau, einiges ist roth; die meisten von einer gemischten Farbe. Die im ganzen untern und mittlern Italien schwarzen Schweine sind in diesen Provinzen roth. Der Mensch hat weniger Lebhaftigkeit, und reiget sie, da sie nicht aus so reicher Quelle der Lebenswärme strömt, schon mit öfterem Gebrauch des Weines.

Zwischen Bologna und Ferrara sieht man keine Hügel, geschweige Berge. Stark und genährt vom fetten Boden haben Menschen und Vieh schon weniger südliches Feuer, schon etwas mehr, soll ich sagen nordisches Phlegma, oder nordische Besonnenheit?

Zwischen Bologna und Ferrara könnte man glauben, in den Marschgegenden der Elbe, im Hannoverschen und Holsteinischen, oder in den westphälischen zwischen Bremen und der Wesermündung zu seyn. Man sieht eben diese Fruchtbarkeit der Tristen, ähns

liches Vieh, gleiche Fülle der Äpfel an den Bäumen, eben solche Wallaußbäume, und fettes Volk, wohnend in einzelnen Häusern. Man fährt am Reno und weiter hin auf eben solchen hohen Dämmen von fetter Leinwand, welche die Niederdeutschen Deiche nennen. Die Menge der Pappeln und Weiden, die von Baum zu Baum ranken, scheinet hier, dich an Italien erinnern zu wollen; daß man noch wirklich in Italien sei, begreift man kaum.

Das Städtchen Cento, 20 Meilen von Bologna, eben so weit von Ferrara, gehört noch zum Bolognesischen. Es ist das Vaterland des Meisters Giovanni Francesco Barbieri, welcher so berühmt ist unter des Benennung Guercino bei Cento. Guercino nannte man ihn, weil er schielte; denn guercino und guercio heißt schielend. Er ward geboren im Jahr 1590 und starb im Jahr 1656.

Man sieht in Kirchen des Städtchens Cento Gemälde von ihm und noch seinem Meister Giuseppe Gennaro. Guercino war eine Pflanze der bolognesischen Schule. Das Land, auf welchem Cento liegt, von Ferrara getrennt, dem Umfang nach, welcher mehr als eine deutsche Meile beträgt, zu Italiens größten Städten. Es ward im 6ten Jahrhundert von einem Exarchen gegründet. Diese Exarchen stellten ihre Residenz in Ravenna und verwalteten eine nördliche Provinz, welche von den morgenländischen Kaisern beherrscht ward.

Kaiser Friedrich der Zweite stiftete die Universität, welche zur Nebenbuhlerin der Universität von Bologna bestimmt war. Ezzalbo, Herzog von Este, erhielt Ferrara mit seinem Gebiet, welches ein Markifat war, vom Papst Johann dem Zwölften gegen das Ende des 10ten Jahrhunderts. Papst der Zweite erhob das Markifat zum Herzogthum. Unter dem Hause Este ward Ferrara eine der blühendsten Städte Italiens. Nach dem Tode Alphonsus, des Dritten eroberte Papst Clemens der Achte im Jahr 1598 dieses Land, welches an das Haus Modena, ein Auleig des Kaisers, hätte fallen sollen.

Seitdem es seine eignen Gärten verloren, ist Ferrara sehr verfallen. Von seiner ehemaligen Größe zeuget der Umfang der menschenleeren Stadt, deren Bewohner kaum 30,000 Menschen betragen; die Straßen sind breit, aber schlecht gebauet. Ein Arm des Po fließt bei Ferrara. Man hat ihn quergestellt, weil er so oft austrat; Selber verwilligte und die Luft ungesund machend. Vermuthlich sorgten die ehemaligen Herzöge dafür, ihn rein ins seinen Lauf in's Meer frei zu erhalten. Austrocknung eines Estroms, dessen Mündung so nahe ist, scheint mir eine zwar sichere, aber verzweifelte Maßregel.

Der Dom ist von außen in argothischem, dürftigem, wiewohl phantastischem Geschmack erbauet. Innenwendig ist er schön, weil man ihn in folgenden Zeiten erneuert hat.

In der Kirche San Benedetto liegt der große Dichter Lodovico Ariosto begraben. Man hat ihm ein schönes Monument von Marmor gesetzt. Auch Tasso lebte verschiedene Jahre in Ferrara.

Fünf Meilen nach Ferrara führen wir in einer Fährre über den Po, dessen mächtiger Strom hier, seiner Mündung nahe, mir ohngefähr so breit schien, wie der Rhein bei Düsseldorf. Einige Stunden nachher kamen wir über die Etsch, oder den Adigo. Auch dieser ist von ansehnlicher Breite. Beider Flüsse Ufer sind bewachsen mit Weidengebüsch, über welches Häuser mit Schilf bedeckt, dergleichen ich vorhin in Italien so wenig als Strohdächer sah, hervor ragen. Der Weg führt über hohe Dämme. Unten weidet fettes Vieh auf üppigen Auen. Die Kleidung, selbst die Gesichter und die innere Einrichtung der Häuser sind mehr niederländisch-deutsch, als italienisch. Die Städte aber haben Hallen vor den Häusern, oft nur an Einer Seite. Diese Hallen, welche die Lyrrhener, vormalige Bewohner von Toscana, einführten, findet man jetzt viel häufiger in der Lombardei.

Rovigo ist die Hauptstadt der Provinz Volesino, welche die Venetianer vor beinahe 300 Jahren von den Herzogen von Ferrara eroberten. Die Bauern dieses Landes, deren Wohlstand berühmt ist, wohnen gleichwohl in schlechteren Hütten, als die Bauern des bolognesischen und ferraresischen Gebiets, welche zum Kirchenstaat gehören.

Monte Celese liegt im Paduanischen, am Fuß eines Berges', auf welchem ein festes Schloß steht. Von diesem Orte bis Padua fährt man längs einem Canal auf einem Damme. Der Weg ist in dieser Jahreszeit abscheulich. Wir begegneten Wagen, die mit Trauben beladen waren und von 6 ja von 8 Paar starker Ochsen gezogen wurden. Das Rindvieh und die Pferde sind sehr groß, dabei wohl gefüttert. Vom Zustande des Viehes schließt man selten unsicher auf den Wohlstand der Menschen. Zu beiden Seiten des Canals sieht man viele Landhäuser, große Fruchtbarkeit an Auen, Reben und Bäumen, Silberpappeln von außerordentlicher Größe, und Thranenweiden, welche die in der Villa Pamfili in Rom noch an Schönheit übertreffen.

Padua, dessen italienischer Name Padova lautet, hieß ehemals Patavium. Es ist eine der ältesten Städte von Italien. Virgil schreibt ihre Gründung dem troischen Helden Antenor zu, von dem die alte Sage behauptet, daß er nach Troja's Eroberung nach Italien gekommen sei (Virg. Aen. I. 242-49.)

Padua ist die Geburtsstadt des großen Geschichtschreibers Titus Livius. Dieser Schriftsteller erzählt uns, daß Kleonymos, König der Spartaner, welcher um Beute zu machen diese Küste überfiel, von den Patavinern zurück geschlagen ward (Tit. Liv. X. 2.). Noch zu Livius Zeit ward jährlich das Andenken dieses

Sieges mit Vorstellung einer Wasser Schlacht auf dem Ströme, der die Stadt badet, begangen.

Von frühen Zeiten an war Padua mit Rom verbündet. Marich zerstörte es, verbrannt ward es von Attila, der die Einwohner in die Sümpfe trieb.

Karl der Große stellte es wieder her. Es ward von Podesta's regiert. Ezzeilino, die Gabel dieser ganzen Gegend, der Gibellinen Haupt, unterjochte Padua. Gegen diesen Tyrannen ward, weil er ein Feind der Päbste war, ein Kreuzzug unternommen. Die Fürsten und Städte der Lombardei zogen gegen ihn zu Felde und nahmen ihn gefangen. Als Gefangener starb er im Jahr 1259.

Nach seinem Tode behaupteten die Paduaner ihre Freiheit. Doch fielen sie wieder in Knechtschaft und wurden beherrscht vom Hause Carrara. Die Venezianer bemächtigten sich der Stadt und ihres Gebiets im Jahr 1406.

Zu den Zeiten der Alten wurden in Padua alle 30 Jahr Spiele gefeiert, von welchen Tacitus sagt, daß Antenor sie gestiftet und man Trauerspiele dabei vorgestellet habe (Tac. Annal. XVI. 21.).

Padua war, gleich Ferrara, ehemals viel bewohnter als jetzt. Man darf sich nicht wundern, daß in vierzehnten Jahrhunderte diese und andre Städte so zunahmen. Sie bevölkerten sich zum Theil auf Unkosten Rom's, dessen Einwohner zur Zeit, da die Päbste in Avignon lebten, bis auf zwanzigtausend Menschen ein-

schloßen. In Padua rechnet man jetzt vierzigtausend Einwohner.

Padua rühmt sich die Säugamme und Erzieherinn des stolzen Venedig zu seyn, weil es in den kleinen Inseln, auf denen diese Stadt gegründet ward, vielen Italienern, welche vor Ultras Verheerung flohen, eine sichere Zuflucht eröffnete und den Bürgern der jungen Stadt Obrigkeit und Richter gesendet habe. Uebrigens mag Padua, wenn es nach Jahrhunderten den Verlust einer oft unterbrochenen Unabhängigkeit verschmerzen kann, sich glücklich schätzen, unter der Regierung einer mächtigen Republik, welche ihr Band zu schlingen weiß und deren Herrschaft von den Städten und vom Landvolke immer als mild und wise verehrt ward.

Die Kirche der heiligen Justina ist groß und schön, geschmückt mit einem schönen Gemälde von Paolo Veronese, das den Märtyrertod der Heiligen vorstellt, bei der Kirche geweiht ist.

In der Augustinerkirche sahen wir Johannes den Täufer von Guido Reni, welches eins der vollkommensten Gemälde dieses großen Meisters ist. Im Kloster der Kirche werden Protestanten begraben, so es werden ihnen im Gang des Klosters Denkmale gesetzt.

Die Kirche des Antonius von Padua, Schutzheiligen der Stadt, dessen Namen die Italiener so oft bei Bethörungen oder bei Verrichtung schwerer Arbeit anrufen, wird von andächtigen Pilgern besucht.

Bei'm Palazzo Foscari ist eine diesem Geschlecht gehörende Kirche, welche von oben bis unten mit Fresco-Gemälden von Giotto, einem der frühesten Maler Italiens geschmückt ist. Er ward geboren im Jahr 1276 und starb im Jahr 1336. Vespignano in Toscana war sein Geburtsort. Cimabue, ein geborner Grieche, den der Senat von Florenz mit andern Griechen hatte kommen lassen, um Künste nach Italien zu bringen, fand den jungen Giotto, der eine Ziege der Heerde, die er hütete, auf einem Steine zeichnete. Er führte den Knaben mit sich nach Florenz, wo er bald sich hervorthat. Auf den Gemälden dieser Kirche sieht man den Geist des Mannes kämpfend mit früher Noth der Kunst. Nach Art der Maler früher Zeit sinkt seine Laune zum niedrig Komischen auch bei ernstlichen Gegenständen, wie z. E. im Bilde der Hölle. Aber seine Gemälde zeigen Genie. Er war auch Bildhauer und Baumeister.

Auf dem Platz bei dieser Kirche steht die von der Republik Venedig ihrem Feldherrn Gattamelata errichtete eiserne Bildsäule zu Pferde.

Merkwürdig ist der große alte Saal im Rathhause. Er hat die Gestalt eines schiefen länglichen Vierecks, ist 116 Schritte lang und 38 Schritte breit. Er ist gedeckt mit einem gefälzten, oben scharf zulaufenden Dache. Die Wände sind von oben bis unten ohne Wahl der Gegenstände bemalt. Interessant ist die Wüste von Titus Livius, welche antik seyn soll. Nahe

bei ihm steht die Waffe von Dondi mit dem Zunamen Droligio. Er ward geboren in Padua, lebte in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts und erfand eine Uhr, welche den Lauf der Sonne und des Mondes mit dem Mondwechsel zeigte. In eben diesem Saale steht ein Stein, auf welchen ehemals sich Schuldner setzen mußten, um anzuzeigen, daß sie ihre Gläubiger nicht befriedigen konnten.

Kaiser Friedrich der Zweite stiftete die Universität im Jahr 1222. Sie hatte so großen Ruf, daß Jünglinge aus ganz Europa hingesandt wurden. Der große Gallidi lehrte hier die Mathematik. Die Anzahl der Studirenden soll sich in vorigen Zeiten bis auf 18,000 belaufen haben.

Sie wurden sehr begünstigt von der Republik Venedig, waren ihr dafür auch mit jugendlichem Eifer ergeben und hielten die Bürger der Stadt, welche ungerne ihrer Unabhängigkeit entsagt hatten, in Furcht. Jetzt zählt man nur 600 Studenten. Die Republik wendet sehr viel auf diese Universität, deren Lehrer reichlich besoldet werden.

Der botanische Garten ist der schönste in Italien. Die chinesische Firmiana, welche in ganz Europa noch unbekannt seyn soll, erstarlet hier zu einem großen Baume. Sein hellgrünes und großes Laub, sein schlanker Wuchs geben ihm ein stattliches Ansehen.

Verschiedne Gewächse, welche wir in den Provinzen des Königreichs Neapel und in Sicilien wild hatten

wachsen sehen, standen hier theils an einer Mauer, theils in Töpfen.

Nirgends sah ich die *Mimosa*, die *Bionia Catalpa*, den Tulpenbaum, die *Staphylaea pinnata* (Pimpernaßbaum) so groß als in diesem Garten.

Ein anderer Garten steht unter der Aufsicht eines öffentlichen Lehrers, welcher Unterricht im Landbau giebt.

Petrarca war *Canonicus* in Padua. Ariosto und Tasso haben in Padua studirt.

In der Stadt ist ein großer runder Platz, der größte den ich in irgend einer Stadt gesehen habe. Er ist geschmückt mit 80 Bildsäulen berühmter Männer, welche sich um Padua oder um Venedig verdient gemacht oder Padua durch ihre Gegenwart geehrt haben. Unter diesen Fremdlingen sind vorzüglich merkwürdig: Galilei, Petrarca, Ariosto, Tasso, Stephan Battori, Johannes Sobiesky und Gustav Adolf. Diesen drei Königen, welche in Padua studirt hatten, haben ihre späten Nachfolger, der jetzige König von Pohlen und der jüngst verstorbene König von Schweden, die Bildsäulen errichten lassen.

Von Neapel bis Padua sind wir mit Postpferden gereist, wiewohl alle Fremden gegen die italienischen Extraposten und Wirthshäuser gewarnet werden und daher einen *Deturino* zu dinge pflegen, welcher sie mit seinen Thieren fährt und die Beförderung in den Wirthshäusern übernimmt. Ist dieser *Deturino* ein guter Mann, wie derjenige war, welcher uns im vori-

gen Fahr. von Genf nach Rom und von Rom nach Neapel führte, so hat man freilich keinen Verdruss, reiset aber doch immer sehr langsam, muß manchmal um zwei Uhr des Morgens aufbrechen und kommt erst mit sinkender Nacht an dem Ort an, wo man die verkündete Nacht bleiben will. Mit den Wirthen hat es der Beturino zu thun, man wird aber auch schlechter bewirthet und wohnet schlechter, als wenn man mit Postpferden reiset. Im letzten Falle thut man sehr wohl, so bald man in's Haus tritt, seinen Vertrag mit dem Wirth zu machen. Den Postillionen soll man für jede gewöhnliche Station von acht Miglien drei Paoli Trinkgeld geben. Wer ihnen nicht mehr giebt, der muß auf jeder Station mit ihnen zanken, giebt man aber jedem Postillion vier Paoli, statt drei, so sind sie wohl zufrieden, wiewohl sie zum Versuch mehrertheils eine kleine Zugabe verlangen. Das Postgeld ist theuer, aber man wird immer, sobald man die Pferde verlangt, gleich befördert. Die Postillione fahren sicher und schnell. Den Beturino muß man nach für jeden Tag, welchen man unterweges sich an einem Orte aufhalten will, besonders bezahlen.

In Padua schiffen wir uns ein in der Brenta, deren beide Arme Padua beinahe zur Insel machen und einige Miglien nachher sich vereinigen. Man bringt einen halben Tag zu auf der Schifffahrt nach Venedig. Auf beiden Seiten stehen viele Landhäuser der vornehmen Venetianer, welche die Fahrt unterhaltend

machen, doch finde ich nicht, daß sie des gewaltigen Aufhebens werth sei, welches einige Reisende davon gemacht haben. Das Schiff wird von einem Pferde gezogen, da der Fluß durch vier Schleusen so flach wie ein Canal gemacht worden. Fünf Miglien vor Venedig erreicht man das offne Meer und sieht die prächtige Stadt, die schwimmend aus ihm sich zu erheben scheint. Der Anblick ist einzig in seiner Art.

Noch seltsamer ist die Erscheinung der Stadt, wenn man in ihre Canäle hinein fährt. Die Häuser stehen auf Pfählen, welche aber von den Wogen bedeckt werden. Einige Reihen Häuser sind durch einen Kai von den Canälen, oder vielmehr von den schmalen Armen des Meeres, welche die Inseln bilden, getrennet. Andre stehn unmittelbar im Wasser, welches die steinernen Treppen anspült, auf denen man aus den Canälen in die Häuser tritt. Solche Häuser haben hinten Ausgänge auf schmale Gassen. Durch diese und durch hoch gewölbte Brücken sind den Fußgängern Zugänge zu allen Theilen der Stadt gedffnet. Die Canäle sind bedeckt mit Gondeln, welche von einem Menschen mit dem Ruder regiert werden. Die Gondeln müssen alle schwarz seyn. In der Mitte haben sie kleine Chäuten, die mit keinem andern Zeuge als schwarzem Tuch bedeckt seyn dürfen. Sie haben daher ein trauriges Ansehen. Weil sie aber lang und schmal sind, gehen sie sehr leicht, und, so wie mit einer Behendigkeit, bei welcher Anfangs einem Fremden

die Haare zu Berge stehen, in Neapel die Kutschen durch das dichteste Gedränge der Fuhrwerke und des gedrängten Volks in vollem Trabe fahren, so schießen pfeilschnell die leichten Gondeln durch die Menge anderer Gondeln ohne anzustoßen dahin.

Die Sonne war eben hinter den Bergen bei Padua untergegangen, als wir heute hier ankamen. In meinem nächsten Briefe hoffe ich dir mehr von dieser durch ihre Lage und ihre Geschichte so merkwürdigen Stadt zu erzählen. Lebe wohl!

Hundert und vierter Brief.

Venedig, den 28sten October 1792.

Venedig rühmet sich nicht eines so hohen Alterthums wie viele ihrer Schwestern; der Name des Volkes verliert sich aber in die ältesten Zeiten der Geschichte. Man leitete die Veneten von Trojanern ab, welche nach dem Untergang ihrer Vaterstadt mit Antenor in diese Gegend sollen geflüchtet seyn. Der Name Veneter verwandelte sich in den Namen Veneter, nach einer den alten Italern nicht ungewöhnlichen Umbildung griechischer Worte. Spina und Hadria waren die ältesten Städte dieses Landes. Genes lag an der linken Seite von der Mündung des Po, dieses ist jetzt als ein kleiner Ort unter dem Namen Adria bekannt.

Als Attila im Jahre 452 das mächtige Aquileja (welches jetzt ein kleiner Ort der österreichischen Küste ist) zerstörte und rund umher seines Namens Schrecken verbreitete, flüchteten Aquilejer und andre Bewohner dieser Landschaften in die Sümpfe und gründeten Venedig. Sie errichteten einen Freistaat, welcher 400 Jahr lang Anfangs sicher durch seine Dunkelheit, bald durch seine wachsende Macht ansehnlich ward. Hier:

hundert Jahre lang wohnten sie Consuls und Triebmen; weil aber diese ihre anvertraute Macht mißbrauchten, erbaten sie sich vom Kaiser Leo die Erlaubniß, Herzoge ernennen zu dürfen. Auch dieser Herrschaft müde, fragten sie im Jahr 1172 des Sturms ihrer Herzoge. Schranken und stifteten einen Rath von zehn Edeln, welcher den Herzogen das Gleichgewicht zu halten bestimmt war. Die Macht dieses Raths ward im Jahr 1296 noch sehr erhöht. Der Herzog, oder Doge Guadenigo, entsagte freiwillig, mit zu seltenem Edelmuthe, einem Ansehen, welches ihm zu groß schien.

In mittlern Zeiten erflieg Venedig einen Gipfel der Größe, welcher die Eifersucht der Nationen erregte. Die Handlung dieser Republik erstreckte sich über die drei alten Welttheile. Sie machte Eroberungen, aber immer, um diese Handlung zu sichern und zu vergrößern. Ueberhaupt blieb der Senat in allen Zeiten seinem klugen System genau und dadurch hat die Verfassung von Venedig eine Festigkeit erhalten, welche bei allen politischen und moralischen Veränderungen von Europa sich erhalten hat. Sie hat Sapporo, Candia und Morea besessen; die Entdeckung der Fahrt um das Vorgebirge der guten Hoffnung hat andern Völkern einen bequemern Weg nach Indien und China geöffnet, da vorher diesen Stadt allein im Besig der morgenländischen Handlung war, welche es mit Karavonen jener Länder trieb und vom rathen Meere her nach Europa brachte. Zu eben dieser Zeit ward

Deutschland sehr reich. Unfre Städte versahen nicht nur die nordischen Reiche, auch Frankreich und England mit levantischen Waaren; der Bund der Hansestädte machte sich durch Handlung halb Europa zinsbar; aber die Hansestädte selbst holten mehrentheils ihren Reichthum aus Venedigs Fülle und bereicherten diesen Mittelpunkt der handelnden Welt.

Im Anfang des 16ten Jahrhunderts verbündeten sich, auf Anstiften des Papstes Julius des Zweiten, der Kaiser, die Könige von Frankreich und von Neapel, die Herzoge von Savoyen und von Ferrara, mit ihm zum Untergang der Republik. Sie verlor verschiedene Provinzen, widerstand aber ihren mächtigen Feinden mit Muth und mit Klugheit, bis diese furchtbare Verbündung sich durch gegenseitiges Mißtrauen trennte.

Seit der Revolution des Jahres 1297 besteht der große Rath aus allen mündigen Personen des Adels von Venedig; das heißt, ohngefähr aus 1500 Personen, welche wenigstens das Recht haben, in den Senat zu gehen, wenn sie wollen. Zur Volljährigkeit werden 25 Jahr erfordert. Jedes Ankleben der 530 Geschlechter, welche dieses Vorzugs genießen, muß bei seiner Geburt in das sogenannte goldne Buch eingetragen werden. Diese Geschlechter haben gleiche Rechte, gleiches Ansehen. Die Abkömmlinge der zwölf Tribunen, welche den ersten Doge erwählten, machen die elf vornehmsten Geschlechter aus, denn das zwölfte ist

ausgestorben. Nach diesen folgen die Nachkommen derjenigen, welche im Jahr 1297 in den großen Rath aufgenommen wurden. Die dritte Ordnung besteht aus denen, welche in Zeiten des öffentlichen Drangsal dieses Recht für 100,000 Ducaten erkaufen.

Außer diesen sind auch Fürsten, ja Könige mit dem Adelsbüfse beschenkt worden. Der Adel in den Provinzen hat keinen Antheil an der öffentlichen Verwaltung. Der große Rath ist der eigentliche Souverain des Staats und hat die gesetzgebende Macht. Er versammelt sich die Sonntage und Feiertage, damit die Mitglieder der Colliegen und Gerichtshöfe, welche an andern Tagen die ihnen besonders anvertrauten Geschäfte verwalten, hinein gehen können. Der Schaaf dieser Versammlung vereiniget in sich drei Hauptkammern. Die erste heißt La Signoria; sie besteht aus dem Döge und sechs Senatoren, die ihm immer zur Seite stehen. Jeder dieser Senatoren ist aus einem der Sechstel, in welche die Stadt eingetheilt ist. Man könnte sie Zunfmeister nennen. Zur Signoria gehören noch die Sechs Savi grandi (große Weisen), welche das Ministerium ausmachen; drei Häupter des großen Criminal-Collegium der Vierzig, welches La Quarantia heißt; fünf Savi di terza firmita, welche dem Kriegswesen vorstehen und fünf Savi degli Ordini, deren näheren Aufsicht die Seemacht betrauet wird.

Die zweite Kammer besteht aus mehr als 250 Mitgliedern. Dieses ist der Senat, welcher auch il Consiglio dei pregadi genannt wird. Zu ihm gehören die ganze Signoria, alle Magistratspersonen, der Rath der zehn Männer, sechszig gewählte Senatoren, und sechzig andre Patricker oder Edle, welche Sotto-pregadi heißen. Diese letzteren werden alle Jahr erwählt. Der Consiglio dei pregadi hat die beschließende Gewalt. In seiner Versammlung werden die wichtigsten Geschäfte verhandelt. Er schließt Bündnisse, Krieg und Frieden. Die dritte Kammer besteht aus den Sechsmännern, il Consiglio dei dieci. Die Gewalt dieses Collegiums ist fürchterlich für den Adel, gegen den es allein gerichtet ist. Von ihm findet kein Appel Statt, es giebt nicht Rechenschaft von seinen Handlungen. Seine Macht concentrirt sich in drei Personen, deren zwei aus den Sechsmännern genommen werden, zum dritten wird ihnen ein Rath des Doga zugeordnet. Diese drei Staatsinquisitoren erhalten den ganzen Adel in Furcht. Ihr schrecklicher Grundsatz ist: correre alla pena prima d'esaminar la colpa (zur Strafe zu eilen, ehe man die Schuld untersucht). Selbst den Doga können sie verurtheilen und tödten lassen. Mancher Edle wird heimlich vor ihr Tribunal citirt. Mancher verschwand, vielleicht ohne daß man ihn nur anhörte.

Antonio Gasparini, ein junger Senator, ward im vorigen Jahrhundert das Opfer dieser Inquisition. Seine Lebenswürdigkeit, sein Geist, die Liebe des Volks zu ihm, erregten die Eifersucht dieser geheimen Wächter; er ward vorgeladen und getödtet.

So spißig auch neuere Philosophen, selbst Montesquieu, den Osnacismus der Athener beschnitten, war dennoch diese Maßregel tyrannisch und unweise. Unweise, weil sie jedes edle Erlöszen hemmt und die ansehnlichsten Bürger, reizte, des Volkes Günst zu suchen; tyrannisch, weil sie willkürlich war. Der rechtschaffne Aristides ward ihr Opfer, Perikles entzog sich ihr, nicht sowohl, weil die Euade auf seinen Lippen saß, nicht durch die Donner seiner Beredsamkeit, sondern weil er dem Pöbel sich strafbar gefällig zeigte.

Wie viel weniger ist aber diese geheime Staatsinquisition zu rechtfertigen! Man hält sie in Venedig für nothwendig zur öffentlichen Sicherheit. Vor dreißig Jahren ward im großen Rath auf ihre Abschaffung angetragen, aber der große Rath bestätigte sie. Man sage nicht, daß sie nothwendig sei, um des Adels Gewalt zu mäßigen. Wofern diese Gewalt nur durch tyrannische Willkühr im Zaum gehalten werden kann, wenn sie nicht über den Staat despotisiren soll, so muß diese Gewalt selber ungerecht seyn. Diejenigen verwirren die ersten Begriffe der Moral und der Politik, welche da vorgeben, daß jemals eine Ungerech-

tigkeit nothwendig seyn könne. Der erste Zweck jeder politischen Verbindung ist Sicherheit gegen Gewalt. Derjenige muß noch am U B E der Politik studieren, der die Tyrannei nur im Mißbrauch der monarchischen Gewalt findet. Jede Verfassung ist despotisch, in welcher der Souverain, sei er Fürst, Senat oder Volk, sich über die Gesetze heben und nach Willkühr handeln kann. Despotische Fürsten werden immer leicht thöricht handeln. Unter ihrer Verwaltung ist der Staat beständigen Wechseln unterworfen, sein Wohlstand ist zufällig, weil er nach wechselnder Denkungsart beherrscht wird, und fast jeder Fürst, indem er des Vorwefers Fehler einsieht, in entgegengesetzte Fehler fällt. Ein Senat giebt dem Staate Festigkeit, weil er nie stirbt und sich mehrentheils an Denkungsart gleich bleibt, oder, leise vom Strom der allgemeinen Denkungsart geleitet, sich in solche zu fügen weiß. Aber desto tiefer wurzelt sein Despotismus, wenn eine weise Verfassung ihn nicht einschränkt. Des Volkes Despotismus ist der fürchterlichste von allen; über er hat keinen Bestand. Der Pöbel ist immer unimündig. Demagogen, die schlechtesten der Menschen, leiten ihn und stürzen ihn immer in Anarchie. Und aus der Anarchie entsteht immer monarchischer Despotismus. Denn die Pöbel sehen zu spät, wenn sie zu Anordnung einer weisen Verfassung zu verberbt sind, erst ein, daß demokratischer Despotismus das schrecklichste aller politischen Uebel sei. Gegen demokratischen und

monarchischen Despotismus scheint mir die Verfassung von Venedig nur dadurch gesichert zu seyn, daß die Aristokraten sich vor Mißbrauch ihrer eignen Gewalt in Acht nehmen. Die Verfassung scheint mir an sich sehr unvollkommen, aber die Verwaltung ist mild und weise. Die Bürger der Städte und das Landvolk sind der Regierung sehr zugethan. Der Provinzadel ohne Zweifel weniger. So wie das Tribunal der Zehn- männer den Adel von Venedig in Furcht hält, so das Tribunal der Vierzig, welches *La Quarantia criminale* heißt, die übrigen Bürger der Republik. Dieses Tribunal hat seine geheimen Späher und wird schnell von allem, was der Ruhe des Staats nachtheilig scheinen möchte, unterrichtet. Mißtrauisch zu argwöhnen, schnell im Verfahren, ist auch die *Quarantia* fürchterlich; doch schränkt sie in ihren Handlungen nicht die Freiheit der Bürger ein. Wenn diese den Gesetzen nachleben und sich aller Reden gegen die Regierung enthalten, so sind sie vollkommen sicher. Wer zu frei redet, wird ein oder mehrmalen vorgeladen und gewarnt. Hilft das nicht, so wird er auf eine Zeitlang in's Gefängniß gelegt.

Das geistliche Inquisitionsgericht hat wenig Macht. Es besteht aus dem päpstlichen Nuntius, dem Erzbischof von Venedig, welcher Patriarch von Dalmatien ist, dem Inquisitor und drei weltlichen Räten. Es erkennet weder in Fällen einer Gotteslästerung, noch auch hat es die Censur der Bücher; Juden und Grie-

den hängen nicht von ihm ab. Alle diese Gegenstände hat sich die weltliche Obrigkeit vorbehalten.

Fast hätte ich vergessen des Doge zu erwähnen. Er hat fürstliche Ehre, aber nur in seinem Palast und im Rath. Im Rath hat er den Titel Serenità (Durchlaucht), und unterscheidet sich von den andern Herren in der Versammlung durch einen purpurnen Mantel und einen rothen sammetenen Hut. Er hat den Vorsitz in den vier verschiedenen Kammern des Raths. An ihn werden alle Writtschriften und Berichte gerichtet, er aber muß sie dem Rathe mittheilen. Alle Schriften des großen Raths werden in seinem Namen ausgefertigt. So auch die Beglaubigungsschreiben den Gesandten an fremde Höfe, welche doch nicht von ihm unterschrieben und mit dem Wappen der Republik besiegelt worden. Er hat nicht zwei Stimmen im Rath, wie in verschiedenen Büchern gesagt wird, sondern nur Eine. Auf der einen Seite der Münzen steht sein Name und die Figur eines Doge, der vor dem heiligen Marcus knieet; auf der andern das Wappen der Republik. Wenn er den großen Rath anredet, so ist es mit diesen Worten: Großer Rath, Herr der Republik und der molainige!

Seine Einkünfte belaufen sich nur auf 15,000 venetianische Ducaten. Ein venetianischer Ducaten ist ohngefähr ein Thaler Conventionsgeld.

Er muß jährlich fünf große Mahlzeiten geben, zu welchen alle fremden Botschafter und nach der Reihe

die in Aemtern stehenden Patrieier geladen werden. Diese Einkünfte oder vielmehr dieses Gehalt, ist wirklich zu gering, wenn man bedenkt, daß der zum Doge Gewählte diese Ehre nicht ablehnen, auch nachher, wie wohl der Rath ihn absetzen kann, nicht ab danken darf. Doch hat er noch einige zufällige Einkünfte: Er verkauft alle Aemter seines Vassallen.

Die Kirche des heiligen Marcus steht allein unter seiner Gesichtsbarkelt und die zu ihr gehöri gen Pfründen vergiebt er. Er vergiebt den Mitterorden des heiligen Marcus. Weder seine Kinder noch Brüder dürfen, so lang er lebt, zu den hohen Ehren der Republik gelangen oder zu Gesandtschaften gebraucht werden.

Man pflegt vom Doge zu sagen: Er sei König im Purpur; Rathsherr im Rath; ein Gefangner in der Stadt; außer denselben ein Privatmann. In der Stadt wird er immer begleitet von den sechs Senatoren, welche mit ihm die Signoria ausmachen. Ohne ihre Erlaubniß kann er nicht außs Land gehen.

Am Himmelfahrtstage fährt er auf einem prächtigen Schiffe, welches der Bucintauru heißt, begleitet von den Herren der Signoria und den fremden Gesandten, auf das Meer, welches mit zahllosen Gondeln bedeckt ist. Hier wirft er einen goldenen Ring aus mit den lateinischen Worten: desponsamus te mare in signum veri perpetuique dominii. (ich verlobe mich mit dir, o Meer, zum Zeichen wahrer und ewiger Herrschaft).

Mit allen Zeichen seiner Würde steht sein Leichnam drei Tage lang im Palaste ausgesetzt, und während dieser Zeit wird von dazu ernannten Inquisitoren seine Verwaltung untersucht. Auch werden seine Schuldner aufgeboten. Findet sich, daß er Unrecht begangen habe, so müssen seine Verwandten eine Geldbuße erlegen; auch müssen sie seine Schulden bezahlen; sonst wird er nicht auf Unkosten der Republik bestattet. Du wirst dich erinnern, daß über Aegyptens alte Könige nach ihrem Tode ein ähnliches Gericht gehalten ward.

Der Doge wird nach Mehrheit der Stimmen im großen Rath erwählt. Man giebt in Venedig nie seine Stimme mündlich; sondern immer, bei jeder Rathschlagung, wird das Ja oder das Nein durch Kugeln angedeutet. Bei der Wahl des Doge hat man dem freien Willen der Wählenden etwas, und etwas dem Glück überlassen. Dieses entscheidet, welche zuerst wählen sollen; es wird also nicht leicht ein unbrauchbarer Mann Doge werden, da er erwählt wird; und es ist jedem schwer, die Wahl zu leiten, da er nicht vorher weiß, wer die Wählenden seyn werden. Diejenigen, welchen die neun ersten Kugeln zufallen, erwählen vierzig. Welche von den Vierzigigen zwölf Kugeln erhalten, erwählen fünf und zwanzig andre. Unter diesen wählen neun, welche verguldete Kugeln gezogen haben, wieder vierzig. Fünf von diesen, auf gleiche Art dazu bestimmt, erwählen ein und vierzig

Rathe. Diese schreiten endlich zur Wahl, welche unentschieden bleibt, bis ein Gewählter fünf und zwanzig Stimmen für sich hat. Bei allen andern wichtigen Berathschlungen wird eine Mehrheit von zwei Kugeln erfordern; bei minder wichtigen entscheidet die Mehrheit der Kugeln.

Die Kugeln werden in ein Kästchen von Papp geworfen, welches unten drei Röhren hat. Eine weiße, eine grüne und eine rothe. Die Zeichen der Befragung wirft man in die weiße, der Verneinung in die grüne Röhre. Die rothe heißt *non sincera*; in diese werfen diejenigen ihre Kugeln, welche unschlüssig sind. Auf diese Weise bleibt völlig unbekannt, wofür ein jeder, und ob er gestimmt habe.

Als Präsident der verschiednen Kammern hat der Doge das Recht, die Richter und andre Magistratspersonen an ihre Schuldigkeit zu erinnern, macht aber, seines geringen Ansehens sich bewußt, fast nie Gebrauch davon.

In den Rathsversammlungen stehen alle auf, wenn er redet. Diese ihm erzeigte Ehre hindert ihn aber oft den Mund aufzuthun oder lange zu sprechen, weil er sich hüten wird, allen beschwerlich zu fallen.

Dem Anscheine nach möchte man gereizt werden, den Doge für eine überflüssige Person in der Republik zu halten, und den Venetianern vorzuwerfen, daß sie besser gethan hätten, statt dieser immernwährenden Schattenwürde, sich die Möglichkeit vorzubehalten, dann

und wann Einem Bürger auf kurze Zeit, und so, daß er nachheriger Rechenschaftablegung unterworfen bliebe, Allgewalt anzuvertrauen, nach dem Beispiel der Römer, wenn sie entweder einem der Consuln durch die Formel: "Der Consul sehe zu, daß die Republik keinen Schaden leide" (*Ne quid detrimenti capiat res publica*) grenzenlose Vollmacht gaben, oder wenn einer der Consuln einen Dictator ernannte.

Bei näherer Beleuchtung dieses wichtigen Gegenstandes möchte doch wohl das Ansehen des Doge nicht gering scheinen. Das Recht des Vorsizes in den vier Kammern giebt ihm unstreitig vielen Einfluß, wenn er auch nur Eine Stimme hat. Und derjenige müßte die Menschen nicht kennen, welcher noch daran zweifeln könnte, ob des Hanges Pomp nicht auch seine Stimme geltender machen sollte, als sie an sich gültig ist. Jene Maßregeln der Römer waren sehr wirksam und retteten mehr als einmal die Republik. Aber sie waren gefährlich.

Der Pallast des Doge heißt il Palazzo di San Marco, nach dem großen Marcus-Plage. In diesem Pallast sind auch die Versammlungssäle des großen Rathes, des Senats (oder Consiglio dei pregadi) der Zehnänner; der Signoria; der Saal, in welchem den Botschaftern Audienz vom Doge gegeben wird; der Saal der vier Thüren und andre. Alle sind mit Gemälden aus der venetianischen Schule geschmückt, von Titiano, Paul Veronese, Tintoretto, Vicentino,

Palma vecchio, Jacopo Bassano und dessen Söhne Francesco und Leandro Bassano, Cavaliere Tiberti, Zuccharelli und Lazzarini; die meisten stellen Thaten der Geschichte von Venedig vor.

In diesem Pallaste sind unten und auf den Gängen viele Löwenköpfe von Marmor angebracht, in deren Mägen heimliche Anklagen geworfen werden. Sie fallen in Kästchen, zu welchen die Staatsinquisitoren die Schlüssel haben. Diese müssen zu beurtheilen wissen, wie gegründet die Klagen seyn. Unter den Löwenköpfen steht geschrieben, welche Art von Verbrechen in jedem müsse gerüget werden.

Die Kirche des heiligen Marcus ist auch auf diesem Plage. Bei ihrer bizarren Bauart hat sie gleichwohl einen Charakter von Größe. Nach dem Plage zu stehen, vor der eigentlichen Kirche, fünf große Hallen. Ueber der mittelsten stehen die aus Corinthischem Erz gegossenen und verguldeten vier Rosse, welche die Venetianer, als sie im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, unter Anführung ihres großen Doge Dandolo, mit Hülfe der Franzosen Constantinopel einnahmen, mit sich herüber nach Venedig brachten. Constantin der Große hatte sie aus Rom nach Constantinopel gesandt. Sie hatten erst Nero's, dann Trojan's Triumphbogen gezieret. Ihre große Schönheit scheint zu beweisen, daß sie aus einem höhern Zeitalter griechischer Kunst seyn; wiewohl ich den Venetianern nicht

als ausgemacht nachsagen werde, daß Xsippus, Alexander des Großen Zeitgenosse, sie gemacht habe.

Der Platz des heiligen Marcus, welcher eigentlich aus zweien Plätzen besteht, la Piazza und la Piazzetta (Platz und Plätzchen, doch ist dieses Plätzchen sehr groß) giebt der Stadt eine große Schönheit und ist mit Recht als einer der schönsten, wo nicht als der schönste, Platz dieser Art in Europa bekannt.

Procuratori di San Marco heißen Magistratspersonen, die im Rang gleich nach dem Doge folgen, deren Einfluß in der Regierung, als solche, aber nicht beträchtlich ist. Sie werden in drei Ordnungen getheilt: Procuratori di sopra sind eigentlich Procuratori di San Marco; Procuratori di citra sind über den Theil der Stadt, welcher diesseits des großen Canals liegt, und Procuratori oltra verwalten ihr Amt an der Seite jenseit des großen Canals. Die ersten haben den Rang über alle andere Nobili und aus ihnen wird meistens der Doge gewählt. Die Bibliothek San Marco, die Kirchengüter, die Archive, stehn unter ihrer Aufsicht. Die von der zweiten und dritten Classe sind Executores der Vermächtnisse ad pias causas, haben die Fürsorge der Wittwen und Waisen, vertheilen jährlich gewisse Summen zur Ausstattung armer Mädchen und besorgen die Austattung der von den Barbaresken gefangnen Christen. Wo ich nicht irre, ernennet sie der Doge. Er wählt gewöhnlich solche, welche Botschafter an fremden Höfen gewesen, wosern

sie reich sind; denn ihr Amt verbindet sie zu großen Ausgaben. Ihrer pflegen eiff zu seyn. Die Würde hat ihren Ursprung aus dem elften Jahrhundert, in welchem zuerst einer der vornehmsten Bürger mit Verwaltung der Einkünfte und Unterhaltung der Kirche San Marco betrauet ward.

Venedig hat nichts von einem Felnde zu befürchten. Das Meer, welches die Stadt umgiebt, und die Laguna genannt wird, ist so leicht, daß große Schiffe nicht nahen können, ohne durch die Canäle zu gehen, welche mit Pfählen bezeichnet sind, die man in einem solchen Falle wegnehmen würde. Diese Canäle jährlich zu reinigen erfordert große Unkosten. Die ganze Stadt wird von unzähligen Canälen durchschnitten; einige spülen die Häuser an; manche Reihen Häuser haben einen Kai zwischen sich und dem Wasser. Der große Canal durchschlingelt theilend die Stadt. Ueber diesem liegt die große Brücke Rialto, welche hoch gewölbt, aus Quadersteinen erbauet, drei Gänge hat, deren mittelfter mit Krambuden an beiden Seiten besetzt ist.

Auf zwei und siebenzig Inseln ruhend, werden die verschiednen Theile der Stadt durch beinahe fünfhundert Brücken mit einander verbunden, unter welchen die Gondeln schiffen können. Das Gewimmel dieser amphibischen Menschen ist erstaunend lebhaft, was muß es gewesen seyn zur Zeit von Venedigs großer Macht, als es der Mittelpunkt der morgenländischen und abend-

ländischen Handlung war! Die Gondeln sind alle schwarz, die schlechteren von gefärbtem Holz, die andern mit schwarzem Luch überzogen. Man hat Mühe sich an den traurigen Anblick zu gewöhnen. Hätte man nicht den etwa zu befürchtenden Luxus auf eine andre Art einschränken können? Mußte man diesen kleinen Fahrzeugen das Ansehen eines Reichenwagens geben? Der bedeckte Kasten, in welchem man sitzt, sieht einem Sarge ähnlich. Aber man sitzt oder liegt, wenn man dazu Lust hat, sehr bequem. Zu beiden Seiten sind Glasfenster die man zurückschieben kann. Ein Gondolier rudert vorn, der andre hinten. Vier Personen haben gemächlich Raum zu sitzen. Die Gondeln gleiten schnell dahin. Ehemals sangen die Gondoliers Gefänge aus Ariosto und Tasso. Setzen findet man jetzt einige Alte, die nach Seraphen dieser Dichter singen. Ihr Dialect weicht vom gewöhnlichen venetianischen noch etwas ab. Tasso's befreites Jerusalem soll in dreizehn verschiedenen Dialecten Italiens übersetzt seyn! So liebt diese Nation ihre Dichter! Es giebt am Abend einen schönen Anblick, wenn auf unsichtbaren Gondeln die Laternen schnell längs den Canälen hingleiten.

Man sollte meinen, daß die in Dunkel sich hüllende Regierung, die Inquisitoren, das Tribunal der Quarantia, die geheimen Späher, die jeder Anklage immer geöffneten Löwenmäuler im Pallast des Doge, die Nation finster und tückisch machen müßten. Gleich-

wahl: ist das Volk so froh und leichtes Sinnes wie wirs in Italien, und selten werden Mißthaten verübt. Ohne die Opern fallen fünf verschiedene Schauspiele hier seyn. Der venedigische Truffaldino ist wenigstens eben so komisch, wo nicht noch komischer, als der Pollicinello der Neapolitaner, und seine Einfälle erschüttern das Haus mit dem allgemeinen Gelächter dicht gedrängter Zuschauer. *)

*) Fremde pflegen der italienischen Comödie den Vorwurf der Uebertreibung des Komischen zu machen; ein Vorwurf, welcher freilich die nächste deutsche oder französische Comödie nicht treffen kann. Ist aber Uebertreibung ein Fehler in der Comödie? Ist nicht oft der Zweck durch Caricatur auf kleine Lächerlichkeiten aufmerksam zu machen? Man verhinne jede Uebertreibung, wo man das Lächerliche vermeiden muß! Aber man tadelt weder Aristophanes, noch Plautus; weder Cervantes, noch Hogarth, noch Sterne, wenn sie durch genialische Caricaturzeichnung uns belehren; wenn sie uns in den lachenden Mund ihren Trank gegen unsre Thorheit gießen! Ich vermisse, so sehr als einer, in der italienischen Comödie die feinen charakteristischen Sittenzüge und die aus der innersten Menschheit geschöpfte Philosophie des Terenz; aber wer vermisse diese Vorzüge nicht auch in unsrer Comödie? Wenn Lessings Meinung, daß wir noch nicht weit genug gekommen, unsern Handstreich entbehren zu können, gegründet seyn sollte (und in der That scheint sie mir gegründet, wofern wir durchaus eine Comödie haben wollen), so haben wir wirklich nicht das Recht über die genialischen Schwänke des Buffo, des Pollicinello oder des Truffaldino die Nase zu rümpfen. Sollte man ihnen ihre

Der Marcusplatz und der neue große Kai am Meere werden besucht von Marktschreibern, Luftspringern, Gauklern und Leuten, die herzbrechende Liedlein mit lebhafter Gesticulation vorsingen. Es behauptet jemand, daß die Regierung solche Leute heimlich besolde, um das Volk bei guter Laune zu erhalten. Ich zweifle, daß eine so kluge Regierung eine Maßregel ergreifen sollte, welche widrig wirken müßte, wenn sie

Unstetlichkeit vorwerfen, ein Vorwurf, welchen ihre Zweideutigkeiten nur zu sehr rechtfertigen; ja auffordern; so würde ich sie gern zum Stillschweigen verdammen, wofern wir gleiche Strenge gegen unsrer Comödie Sittengift ausüben, welches nur deswegen nicht seine volle Wirkung thut, weil die Verfasser es in so vielem Wasser auflösen. — Seit Jahrtausenden bewundert man als einen der originalsten Züge des Plautus die Stelle, in welcher der alte Euclio, indem er glaubt, Strobilus der Knecht habe ihn bestohlen, sich dessen Hände zeigen läßt und in der Wuth auch die dritte Hand fodert.

— — Euclio. Ostende huc manns.

Str. Ham tibi ostendi! eccas! Euclio. Video, ago ostendo etiam tertiam.

Plaut. Aul. Act. IV. Sc. 4.

Diese Uebertreibung setzt das Aechteliche des Geiziges in sein wahres Licht. Und ähnliche Züge findet man dann und wann in der italienischen Comödie, und zwar beim Basso, Pollicinello oder Truffaldino. Ich bin weit entfernt, diese als einzige Muster, oder als beste Muster des Komischen zu preisen, aber komische Laune wird ihnen niemand absprechen, der sie auch nur Einmal gesehen hat.

bekannt werde. Das Volk gleicht überall den Kindern. Man erlaube, man begünstige seine Spiele, aber öffentlich. Sobald es geheime Absicht gewahrt wird, verwandelt sich sein Vergnügen in Mißtrauen. Es fängt an sich unglücklich zu glauben, wenn es geschehen wird, daß man darauf sinne, es durch heimliche Veranstellungen zu zerstreuen. In der That bedarf die Regierung solcher Mittel nicht; das Volk ist harmlos und glücklich.

Die Nobili di Venezia, welche auch Patricier genannt werden, dürfen nicht anders als im Dogian, mit der Larve vor dem Gesicht oder auf dem Spitz, sich im Schauspiel zeigen. Sie beherrschen die Republik, aber sie sind strengem Zwang unterworfen; lange nicht so nachsehend als die Dierzigmänder, welche über die Aufführung der Bürger wachen und auch ihre Späher haben, sind die Herren der geheimen Staatsinquisition, deren Ulig nur die Patricier trifft. Weder diese, noch ihre Weiber dürfen ohne Erlaubniß reisen. Versetzen sie etwas, so werden sie mit Verhaft gestraft, und zwar ohne zu wissen auf wie lange Zeit, ohne daß die Ibrigen ein Fürwort einlegen dürfen. Diese stolzen, aber klugen Dilettanten haben sehr wohl eingesehen, daß das Mißsehen der herrschenden Geschlechter auf ihren Sitten beruht, daß der Herrschaft, wosett sie nicht gehässig, und also hinfällig seyn soll, der strengste Zwang zur Seite stehen muß.

Unbillig und unanständig ist das Nichtzulassen, welches man gegen fremde Botschafter und Gesandten hegt. Kein Patricier darf weder in der Stadt noch auf dem Lande, sie besuchen, oder Besuche von ihnen annehmen. Auch ihre Weiber nicht. Wer zum Hause eines Gesandten gehört, wird wie der Gesandte selbst von den Patriciern gemieden. Noch vor dreißig Jahren wurden alle Reisende von der Patriciergesellschaft ausgeschlossen, sobald sie Umgang mit den Gesandten hätten. Von dieser Enge hat man nachgelassen. Mit dem Provinzadel und den Negocianten können die Gesandten freien Umgang haben. Da seit vierzig Jahren kein Botschafter einen öffentlichen Empfang gehalten hat, ausgenommen der Hundus, so ist auch seitdem Keiner zur Audienz beim Doge gelassen, Keiner zu den öffentlichen Gastmahlen, welche der Doge giebt, geladen worden. Sie betreiben ihre Geschäfte nicht mündlich mit den Savj grandi, sondern schriftlich. Die Antworten werden ihnen durch einen Secretair gesandt. Dieser lieft sie dem Botschafter oder dem Gesandten vor und der Gesandtschaftssecretair unterschreibt sie ab. Der venetianische Secretair nimmt die Urkunde mit gurselt.

Es ist immer unendlich und unweise, fremde Gesandte, deren edler Beruf es ist, Friedensboten zu setzen und nach ihren Kräften Eintracht zwischen ihrer Nation und denjenigen, an welche sie abgeordnet werden, zu erhalten, als Rundschafter anzusehen. In Venedig

ist es desto überflüssiger, da, trotz aller heilsamen Maßregeln, doch kein Ausschlag des Consiglio del Regadi, welcher aus ungefähr 250 Mitgliedern besteht, verschwinden bleiben kann. Und in diesem Collegium werden Krieg, Frieden und Bündnisse geschlossen. In ihm werden alle, andre Nationen betreffende Angelegenheiten verhandelt; Geschäfte, welche seiner Meinung nach, der Signoria hätten müssen überlassen werden, wenn es gleich sehr natürlich ist, daß die letzten Krieg oder Frieden entscheidenden Ausschläge dem Consiglio del Regadi gefaßt werden.

Seit ungefähr 60 Jahren bleibt die Republik ihrem System der Neutralität getreu, aber einer gewaffneten Neutralität. Sie scheint mir allen Eroberungen weislich entsagt zu haben und fest entschlossen zu seyn, ihre Besitzungen an beiden Seiten des adriatischen Meers und ihre griechischen Inseln mit Standhaftigkeit zu behaupten.

Das Arsenal ist ohne Zweifel schonswürdiger, als irgend ein andres in Europa; denn es vereinigt die Rüstungen der Gremacha mit dem Zeug des Meers. Waffen für 60,000 Mann Fußvolk und für 20,000 Reiter sind in herrlicher Ordnung aufgestellt, geschmückt mit alten Rüstungen und mit türkischer Beute. Vor dem Eingang stehen zwei stattliche, kolossische Löwen von parischem Marmor, die von Doga Francesco Morosini, welcher Candia mit so vielem Heldenmuth ver-

Unbillig und unwürdig ist das Mißtrauen, welches man gegen fremde Botschafter und Gesandten hegt. Kein Patricier darf, weder in der Stadt noch auf dem Lande, sie besuchen, oder Besuche von ihnen annehmen. Auch ihre Weiber nicht. Wer zum Hause eines Gesandten gehört, wird wie der Gesandte selbst vor den Patriciern verniedert. Noch vor dreißig Jahren wurden alle Reisende von der Patricier-Gesellschaft ausgeschlossen, sobald sie Umgang mit den Gesandten hätten. Da dieser Ertönte hat man nachgelassen. Mit dem Provinsadel und den Negocianten können die Gesandten freien Umgang haben. Da seit vierzig Jahren kein Botschafter einen öffentlichen Empfang gehalten hat, ausgenommen der Nuntius, so ist auch seitdem Keiner zur Audienz beim Doge gelassen, keiner zu den öffentlichen Gastmahlen, welche der Doge giebt, geladen worden. Sie betreiben ihre Geschäfte nicht mündlich mit den Savl grandi, sondern schriftlich. Die Antworten werden ihnen durch einen Secretair gesandt. Dieser liest sie dem Botschafter oder dem Gesandten vor und der Gesandtschaftssecretair schreibt sie ab. Der venetianische Secretair nimmt die Urkunde mit sich.

Es ist immer unehelich und unweise, fremde Gesandte, deren ehler Vorus es ist, Friedensboten zu setzen und nach ihren Kräften Eintacht zwischen ihrer Nation und denjenigen, an welche sie abgeordnet werden, zu erhalten, als Rundschafter anzusehen. In Venedig

ist es desto thörichter, da, trotz aller kaiserlichen Maßregeln, doch kein Entschluß des Consiglio del pragadi, welcher aus ohngefähr 250 Mitgliedern besteht, verschwinden können. Und in diesem Consilio werden Krieg, Frieden und Bündnisse geschlossen. In ihm werden alle, andre Nationen betreffende Angelegenheiten verhandelt; Geschäfte, welche keines Raiming noth, der Signoria hätten müssen überlassen werden, wann es gleich sehr natürlich ist, daß die letzten Krieg oder Frieden entscheidenden Entschlüsse dem Consiglio del pragadi gefaßt werden.

Seit ohngefähr 60 Jahren bleibt die Republik ihrem System der Neutralität getreu, aber einer gewaffneten Neutralität. Sie scheint mit allen Eroberungen weislich entsagt zu haben und fest entschlossen zu seyn, ihre Besitzungen an beiden Seiten des adriatischen Meers und ihre griechischen Inseln mit Standhaftigkeit zu behaupten.

Das Arsenal ist ohne Zweifel schatzwürdiger als irgend ein andres in Europa; denn es vereinigt die Rüstungen der Granaia mit dem Zeug des Herrs. Waffen für 60,000 Mann Fußvolk und für 20,000 Reiter sind in geordneter Ordnung aufgestellt, geschmückt mit alten Rüstungen und mit türkischer Beute. Vor dem Eingang stehen zwei runde, kolossische Löwen von parischem Marmor, die der Doge Francesco Morosini, welcher Candia mit so vielem Heldenmuth ver-

theiligte, nachdem er Athen eingenommen, vom berühmten piräischen Hafen herüber brachte.

Im Arsenal arbeiten täglich, wie mir versichert ward, zweitausend achthundert Menschen. Man sieht Seiler an Laumwerk, Schnüde an den Ankern, Schmeltzer am Gusse des Geschützes arbeiten. Furchtbar ist der Vorrath an metallnen Kanonen, Mörsern, Haubizen etc. Im Arsenal stehen 18 Linienschiffe und 6 Fregatten, jedes unter seinem besondern Dache. Man arbeitet an 6 neuen Linienschiffen. Gegen den Gebrauch aller seefahrenden Nationen, sind alle Schiffe, welche weniger als 64 Kanonen haben, Fregatten, da doch bei den Franzosen Schiffe, welche über 40, und bei den Engländern solche, die über 50 Kanonen führen, in die Linie gereiht werden. Der Gebrauch, Schiffe im Trocknen und unter dem Dache zu verwahren, hat freilich seine Vortheile. Schiffe können auf diese Art eine lange Reihe von Jahren neu erhalten werden, da hingegen solche, die im Wasser schwimmen, nach sechszehn bis zwanzig Jahren eine Haupterneuerung erfordern; nach welcher sie doch nur ohngefähr zehn Jahre lang zu langen Fahrten und zum Kriegsdienste tauglich sind. Dagegen hat diese Art auch ihre Nachtheile. Sobald ein Schiff einmal im Wasser gewesen, darf man es nicht wieder in's Trockne bringen. Das Holz würde lechzen und Wasser ziehen sobald man es dann wieder in's Meer brächte. Ferner ist es unmöglich, ein Schiff recht zu beurtheilen,

ehe es gebraucht worden; und so wie der Wälder sein Pferd, der Oberste sein Regiment kennen muß, ist es auch wichtig, daß Matrosen und Officiere ihr Schiff, daß der Admiral alle kenne.

Der Mechanismus eines Schiffs ist so verwickelt, eine unmerkliche Abweichung von der gehörigen Proportion wirkt so sehr stark, der erforderlichen Materialien sind so viele und ihre Güte ist so verschieden, als sie genau zu bestimmen schwer ist, daß auch der kundigste Schiffsbaumeister nicht für die Vollkommenheit der Maschine Gewähr leisten wird, ehe sie versucht und das Mangelnde ersetzt worden. Der verstorbne König von Schweden hat mit großen Unkosten in Karlskrona Schauer für neue Schiffe in Felsen hauen lassen. Ein großes Werk! Ich zweifle aber, daß kriegerische Seemächte dem Beispiel folgen werden.

Der Regel nach soll in Venedig für jedes auslaufende Schiff gleich der Bau eines andern unternommen werden. Man versicherte mich, daß jetzt zehn Linienfahrer im Meer wären. Die Republik hätte also 28 Linienfahrer zu 64 bis 80 Kanonen. Eine furchtbare Flotte, wosfern sie gut angeführt und gut bedient wird.

Auch Galeeren, Galeassen, Gallioten und Bombardier-Gallioten werden hier verwahrt, und der prächtige Bucentauro, auf welchem der Doge alle Jahre am Himmelfahrtstage in's Meer fährt und sich mit der adriatischen See vermählt; eine Sitte welche das

Andenkens des Sieges erhält, den die Venetianer unter Anführung ihres Dogen Sebastiano Ziani im Jahr 1177 über den Kaiser Friedrich Barbarossa erhielten, als Pabst Alexander der Dritte aus Furcht vor ihm nach Venedig geflüchtet war. Am Himmelfahrtstage hielt Ziani als Sieger seinen Einzug, mit Otto, dem gefangenen Sohne des Kaisers, und 48 Schiffen, wie ein Geschichtschreiber der Venetianer sagt, unter denen die kaiserliche Galeere war. Der Pabst ging dem Dogen am Ufer entgegen, gab ihm seinen Ring und hieß ihn solchen in's Meer werfen, welches ihm und allen folgenden Dogen wie das Weib dem Mann unterworfen seyn sollte.

Der Bucentauro ist sehr prächtig geschmückt mit vergoldeter Bildhauerarbeit. Weil er jährlich in's Wasser und dann wieder in den Schauer gebracht wird, muß er auch fast jährlich ausgebeffert werden, so kurz auch seine Fahrt ist.

Obungefähr zwanzig Meilen südlich von Venedig läßt die Republik an einem fast vollendeten Werke arbeiten, welches den größten Werken des alten Rom's nichts nachgiebt. Auf einer schmalen Erdzunge hat man eine hohe Mauer aus großen Felsenstücken gebaut, deren Zweck ist, das seichte Gewässer, in welchem die 72 Inseln sind, auf denen die Stadt ruhet, und viele andre, die man weit umher zerstreuet sieht, gegen die wilden Wogen des adriatischen Meeres zu schützen. Gegen dieses erhebt sich die Mauer über

zwei verschiedenen Terrassen von Quadersteinen; deren jede neun Schritte breit ist. Gegen das innere Meer wasser (welches la Laguna genannt wird) ist die schönere Terrasse auf vier Stufen gegründet. Die Fugen der Steine sind alle nach Art der alten römischen Gebäude mit einer Mischung von Kalk und Puzzolana verfüttet. Diese Puzzolana hat man vom Vesuv bekommen lassen.

Auf der Mauer steht folgende Inschrift:

Ut sacra aestuaria, urbis et libertatis sedes,
perpetuum conserventur, colosseas moles ex
solido marmore contra mare posuere curato-
res aquarum.

Anno salutis M.D.C.C.LI.

ab urbe condita M.C.C.C.XXX.

Ich maß die Länge dieses Steindammes so weit er vollendet ist, und zählte 3620 Schritte.

Ich würde von vielen verlegt werden, wenn ich Ihnen meine Meinung über die Maler der venetianischen Schule sagte. Titiano, Paul Veronese, Tintoretto, Bassano u. s. w. sind für die Kunst große Namen. Kein Maler hat wohl Titiano an täuschendem Leben, des Colorits, an Weichheit des Fleisches erreicht. In Kunst hat gewiß die venetianische Schule großes Verdienst, und junge Maler werden immer noch mehr von ihr lernen können, je länger sie hier verweilen. Und selbst die Kunst in der Malerei ist von so flüchtiger, schwer zu erhaschender Natur, daß

viele Kunst auch Talent sie zu ergreifen beweiset. Aber ich gestehe, daß die Gemälde dieser venetianischen Meister, welche ich schon an vielen Orten Italiens zerstreut gesehen, mich kalt gelassen hatten, auch wenn ich sie bewunderte. Hier sah ich Meisterstücke im Pallast des Doge und in der Kirche Madonna della Salute. Auch diese Meisterstücke ließen mich kalt, und bei dem vielen was mich hier interessirte, unterließ ich die vielen andern Gemälde eben dieser Meister in Kirchen und Pallästen zu besuchen. Ich hatte gefunden täuschende Darstellung des lebendähnlichen Fleisches, aber weder Guido's Lieblichkeit, noch die Laune der niederländischen Maler, noch der Carracci Kühnheit, noch die Stärke des Guercino. Und selbst diese Maler aus der bolognesischen Schule, wie tief scheinen sie mir noch zu stehen unter Correggio, Dominichino, Leonardo da Vinci, Michel Angelo, (den man nicht beurtheilen muß ohne die Capella Sistina in Rom gesehen zu haben) unter dem einzigen Rafael!

Darf ich es sagen? — Und warum nicht? Ich bin kein Kenner und wenn die Kunst Hauptsache ist, der wird meine Stimme für nichts gelten lassen — Die venetianischen Maler scheinen mir an Kunst den höchsten Grad erreicht und die höchste Stufe des Talents erstiegen zu haben, aber dießseits der Gränze des Genies geblieben zu seyn.

Sie überschritt diese Gränze mit leisem aber stürmischem Fuß, die liebenswürdige Dichterin, welche ver-

schiedne Jahre hier lebte und erst im vorigen starb, die Gräfinn Rosenberg. England gab ihr das Leben, ein Deutscher seinen Namen, Italien ihre Bildung. War es genialische Laune von ihr, daß sie ihren schwebenden Ideen, ihren schönen Empfindungen weder englisches noch deutsches, oder italienisches Gewand gab? daß sie die Sprache Frankreichs wählte, dieses dürftige Instrument, welches, hinlänglich gestimmt für den Müßling, dem Genius nie genüget, und Mißlaut thuet unter der Empfindung Hand? Sie übte Zauberkraft, denn selbst in dieser Sprache warf sie ihre schönen Dichtungen leicht dahin. Indem sie uns die Sitten eines Volkes schildert, welches wenig bekannt war, les Morlaques, malt sie uns ihre schöne Seele. Ein Nationalfest der Venetianer gab ihr Stoff zu einer kleinen Erzählung, in welcher sie uns mit lebhaften Zügen die Sitten der Gondelführer darstellt; einer eignen Volksklasse, welche nur in Venedig ist, und nur in Venedig seyn kann. Die erste Schrift hat Würde, der Uebersetzer des verlornen Paradieses und gefühlvoller Liederdichter, schön in's Deutsche übersetzt; aber diese Schrift ist nicht so bekannt geworden, wie sie es verdiente. Wir haschen nach allen literarischen Neuigkeiten der Franzosen, der Barbier von Sevilla und Figaro's Hochzeit sind einige hundert Male auf deutschen Bühnen aufgeführt worden und der Genlis herzlose Empfindeleien sind in den Händen unsrer Hausmütter; die geist- und herzvol-

len Schriften der Rosenbergs blieben unter uns beinahe unbekannt.

Die Bevölkerung dieser Stadt soll gegen 160,000 Menschen betragen. Mehr als drittehalb Millionen Menschen zählt man in allen Ländern der Republik. Nach Proportion einer so großen Bevölkerung hält die Regierung sehr wenig Soldaten. In der Stadt sah ich keinen. Weder den Bürgern noch dem Landvolk ist der Waffengebrauch verboten. Ein sicherer Beweis, daß die Regierung milde und der Unterthan zufrieden sei.

Es thut mir leid, daß ich die gebürigigen Gegenden dieses Landes nicht gesehen und die auch nicht von den Städten Vicenza, Verona, Bergamo und Brescia erzählen kann. Ungern ließ ich Mantua, Virgil's Geburtsort unbesucht. Ungern entsagte ich der Reise durch Tyrol's Gebirge; aber die Jahreszeit gebeut Elte, das Heimweh nach den Unfrigen noch mehr.

Hundert und fünfter Brief.

Wien, den 2ten November 1792.

Am 26sten verließen wir Venedig. Auf einem Canale ryderte man uns nach Mestre hinüber. Von dannen erreichten wir bald zu Lande Treviso, die Hauptstadt der venetianischen Provinz Marca di Treviso, und Geburtsort des gothischen Königs Totila. Die Stadt soll gegen 20,000 Einwohner haben. Sowohl diese Provinz als das Friaul sind flach, fruchtbar und wohl angebaut. Wir fanden noch Buchweizen auf Feldern, welche ohne Zweifel schon eine Erndte gegeben hatten. Im südlichen Italien und in Sicilien hatte ich diese im nördlichen Deutschland so gemeine Pflanze in botanischen Gärten gefunden. Von Mestre an sieht man schon die Berge der nordwestlichen Provinzen von Venedig, welche sich an die Reihe des Friaulischen Gebürge anschließen.

Am 27ten des Abends erreichten wir die deutsche Gränze, zwischen Udine, dem Hauptstädtchen der venetianischen Friaul und der Festung Gradisca, die

als ausgemacht nachsagen werde, daß Xysippos, Alexanders des Großen Zeitgenosse, sie gemacht habe.

Der Platz des heiligen Marcus, welcher eigentlich aus zweien Plätzen besteht, la Piazza und la Piazzetta (Platz und Plätzchen, doch ist dieses Plätzchen sehr groß) giebt der Stadt eine große Schönheit und ist mit Recht als einer der schönsten, wo nicht als der schönste, Platz dieser Art in Europa bekannt.

Procuratori di San Marco heißen Magistratspersonen, die im Rang gleich nach dem Doge folgen, deren Einfluß in der Regierung, als solche, aber nicht beträchtlich ist. Sie werden in drei Ordnungen getheilt: Procuratori di sopra sind eigentlich Procuratori di San Marco; Procuratori di citra sind über den Theil der Stadt, welcher dießseits des großen Canals liegt, und Procuratori oltra verwalten ihr Amt an der Seite jenseit des großen Canals. Die ersten haben den Rang über alle andere Nobili und aus ihnen wird meistens der Doge gewählt. Die Bibliothek San Marco, die Kirchengüter, die Archive, stehn unter ihrer Aufsicht. Die von der zweiten und dritten Classe sind Executores der Vermächtnisse ad pias causas, haben die Fürsorge der Wittwen und Waisen, vertheilen jährlich gewisse Summen zur Ausstattung armer Mädchen und besorgen die Auslösung der von den Barbaren gefangnen Christen. Wo ich nicht irre, ernennet sie der Doge. Er wählt gewöhnlich solche, welche Botschafter an fremden Höfen gewesen; wofern

sie reich sind; denn ihr Amt verbindet sie zu großen Ausgaben. Ihrer pflegen eilf zu seyn. Die Würde hat ihren Ursprung aus dem elften Jahrhundert, in welchem zuerst einer der vornehmsten Bürger mit Verwaltung der Einkünfte und Unterhaltung der Kirche San Marco betrauet ward.

Venedig hat nichts von einem Feinde zu befürchten. Das Meer, welches die Stadt umgiebt, und die Laguna genannt wird, ist so leicht, daß große Schiffe nicht nahen können, ohne durch die Canäle zu gehen, welche mit Pfählen bezeichnet sind, die man in einem solchen Falle wegnehmen würde. Diese Canäle jährlich zu reinigen erfordert große Unkosten. Die ganze Stadt wird von unzähligen Canälen durchschnitten; einige spülen die Häuser an; manche Reihen Häuser haben einen Kai zwischen sich und dem Wasser. Der große Canal durchschlingt theilend die Stadt. Neben diesem liegt die große Brücke Rialto, welche hoch gewölbt, aus Quadersteinen erbauet, drei Gänge hat, deren mittelfter mit Krambuden an beiden Seiten besetzt ist.

Auf zwei und siebenzig Inseln ruhend, werden die verschiednen Theile der Stadt durch beinahe fünfshundert Brücken mit einander verbunden, unter welchen die Gondeln schiffen können. Das Gewimmel dieser amphibischen Menschen ist erstaunend lebhaft, was muß es gewesen seyn zur Zeit von Venedigs großer Macht, als es der Mittelpunkt der morgenländischen und abend-

ländischen Handlung war! Die Gondeln sind alle schwarz, die schlechtern von gefärbtem Holz, die andern mit schwarzem Luch überzogen. Man hat Mühe sich an den traurigen Anblick zu gewöhnen. Hätte man nicht den etwa zu befürchtenden Luxus auf eine andre Art einschränken können? Mußte man diesen kleinen Fahrzeugen das Ansehen eines Reichenwagens geben? Der bedeckte Kasten, in welchem man sitzt, sieht einem Sarge ähnlich. Aber man sitzt oder liegt, wenn man dazu Lust hat, sehr bequem. Zu beiden Seiten sind Glassenster, die man zurückschieben kann. Ein Gondoller rudert vorn, der andre hinten. Vier Personen haben gemächlich Raum zu sitzen. Die Gondeln gleiten schnell dahin. Ehemals sangen die Gondoliers Gesänge aus Ariosto und Tasso. Setzen findet man jetzt einige Alte, die nach Strophen dieser Dichter singen. Ihr Dialect weicht vom gewöhnlichen venetianischen noch etwas ab. Tasso's befreites Jerusalem soll in dreizehn verschiedenen Dialecten Italiens übersetzt seyn! So liebt diese Nation ihre Dichter! Es giebt am Abend einen schönen Anblick, wenn auf unsichtbaren Gondeln die Laternen schnell längs den Canälen hingleiten.

Man sollte meinen, daß die in Dunkel sich hüllende Regierung, die Inquisitoren, das Tribunal der Quarantia, die geheimen Späher, die jeder Missethater immer geöffneten Löwenmäuler im Pallast des Doge, die Nation finster und thöricht machen müßten. Gleich-

wohl: ist das Volk so froh und leichtes Sinnes wie
 wirs in Italien, und selbst werden Mißthaten verübt.
 Obie die Opern sollen fünf verschiedene Schauspiele
 hier seyn. Der vengianische Truffaldino ist wenigstens
 eben so komisch, wo nicht noch komischer, als der Po-
 licinello der Neapolitaner, und seine Einfälle erschüt-
 tern das Haus mit dem allgemeinen Gelächter: dicht
 gedrängter Zuschauer.)

) Fremde pflegen der italienischen Comödie den Vorwurf
 der Uebertreibung des Komischen zu machen; ein Vor-
 wurf, welcher freilich die nächste deutsche oder fran-
 zösische Comödie nicht treffen kann. Ist aber Ueber-
 treibung ein Fehler in der Comödie? Ist nicht oft
 ihr Zweck durch Caricatur auf kleine Lächerlichkeiten
 aufmerksam zu machen? Man verhöte jede Uebertrei-
 bung, wo man das Lächerliche vermeiden muß! Aber
 man tadle weder Aristophanes, noch Plautus; weder
 Terentius, noch Moliere, noch Sterne, wenn sie durch
 genialische Caricaturzeichnung uns belehren; wenn sie
 uns in den lachenden Mund ihren Trank gegen unsre
 Thorheit gießen! Ich vermisse, so sehr als einer, in
 der italienischen Comödie die feinen charakteristischen
 Sittenzüge und die aus der innersten Menschheit ge-
 schöppte Philosophie des Terenz; aber wer vermißt diese
 Dreyer nicht auch in unsrer Comödie? Wenn Les-
 sings Meinung, daß wir noch nicht weit genug gekom-
 men, unsern Handwurst entbehren zu können, gegründet
 seyn sollte (und in der That scheint sie mir gegründet,
 wosern wir durchaus eine Comödie haben wollen), so
 haben wir wirklich nicht das Recht über die genialischen
 Schwänke des Buffo, des Polcinello oder des Truffal-
 dino die Nase zu rümpfen. Sollte man ihnen ihre

Der Marcusplatz und der neue große Kai am Meere werden besucht von Marktschreibern, Lustsprüggern, Gauklern und Leuten, die herzbrechende Liedlein mit lebhafter Gesticulation vorsingen. Es behauptet jemand, daß die Regierung solche Leute heimlich besolde, um das Volk bei guter Laune zu erhalten. Ich zweifle, daß eine so kluge Regierung eine Maßregel ergreifen sollte, welche widrig wirken müßte, wenn sie

Unstetigkeit vorwerfen, ein Vorwurf, welchen ihre Zweideutigkeiten nur zu sehr rechtfertigen; ja auffordern; so würde ich sie gern zum Stillschweigen verdammen, wofür wir gleiche Strenge gegen unsrer Comödie Sittengift ausüben, welches nur deswegen nicht seine volle Wirkung thut, weil die Verfasser es in so vielem Wasser auflösen. — Seit Jahrtausenden bewundert man als einen der originalsten Züge des Plautus die Stelle, in welcher der alte Euclio, indem er glaubt, Strobilus der Knecht habe ihn bestohlen, sich dessen Hände zeigen läßt und in der Wuth auch die dritte Hand fodert.

— — Euclio. Ostendo huc manus.

Str. Ham tibi ostendi! eccas! Euclio. Video, ago ostendo etiam tertiam.

Plaut. Aul. Act. IV. Sc. 4.

Diese Uebertreibung setzt das Lächerliche des Geizes in sein wahres Licht. Und ähnliche Züge findet man dann und wann in der italienischen Comödie, und zwar beim Buffo, Polcinello oder Truffaldino. Ich bin weit entfernt, diese als einzige Muster, oder als beste Muster des Römischen zu preisen, aber römische Laune wird ihnen niemand absprechen, der sie auch nur Einmal gesehen hat.

bekannt würde. Das Volk gleihet überall den Kindern. Man erlaube, man kagelunge seine Spiele, aber öffentlich. Sobald es geheime Absicht gewahrt wird, verwandelt sich sein Vergnügen in Mißtrauen. Es fängt an sich unglücklich zu glauben, wenn es gespaht wird, daß man darauf sinne, es durch heimliche Veranstellungen zu zerstreuen. In der That bedarf die Regierung solcher Mittel nicht; das Volk ist harmlos und glücklich.

Die Nobili di Venezia, welche auch Patrici genannt werden, dürfen nicht anders als im Dogian, mit der Larve vor dem Gesicht oder auf dem Fuß, sich im Schauspiel zeigen. Sie beherrschen die Republik, aber sie sind strengem Zwang unterworfen. Lange nicht so nachsehend als die Vierzigmänner, welche über die Aufführung der Bürger wachen und auch ihre Späher haben, sind die Herren der geheimen Staatsinquisition, deren Witz nur die Patricier trifft. Weder diese, noch ihre Weiber dürfen ohne Erlaubnis reisen. Versetzen sie etwas, so werden sie mit Verhaft gestraft, und zwar ohne zu wissen auf wie lange Zeit, ohne daß die Ihrigen ein Fürwort einlegen dürfen. Diese stolzen, aber klugen Mägdchen haben sehr wohl eingesehen, daß das Ansehen der herrschenden Geschlechter auf ihren Sitten beruhe, daß der Herrschaft, wosfern sie nicht gehässig, und also hinfällig seyn soll, der strengste Zwang zur Seite stehen muß.

Unbillig und unanständig ist das Verhalten, welches man gegen fremde Botschafter und Gesandten hegt. Kein Patricier darf, weder in der Stadt noch auf dem Lande, sie besuchen, oder Besuche von ihnen annehmen. Auch ihre Weiber nicht. Merzuzan Hause eines Gesandten gehört, wird wie der Gesandte selbst von den Patriciern vermieden. Noch vor dreißig Jahren wurden alle Reisende von der Patriciergesellschaft ausgeschlossen, sobald sie Umgang mit den Gesandten hätten. Von dieser Einengung hat man nachgelassen. Mit dem Provinzadel und den Negocianten führen die Gesandten freien Umgang haben. Da seit vierzig Jahren kein Botschafter einen öffentlichen Einzug gehalten hat, ausgenommen der Nuntius, so ist auch seitdem Keiner zur Audienz beim Doge gelassen, Keiner zu den öffentlichen Gastmahlen, welche der Doge giebt, geladen worden. Sie betreiben ihre Geschäfte nicht mündlich mit den *Savi grandi*, sondern schriftlich. Die Antworten werden ihnen durch einen *Secrétaire* gesandt. Dieser liest sie dem Botschafter oder dem Gesandten vor und der Gesandtschaftssecrétaire schreibt sie ab. Der venetianische Secrétaire nimmt die Urschrift mit zurück.

Es ist immer unendlich und unweise, fremde Gesandte, deren edler Beruf es ist, Friedensboten zu setzen und nach ihren Kräften Entzweiung zwischen ihrer Nation und demjenigen, an welche sie abgeordnet werden, zu erhalten, als Kundschafter anzusehen. In Venedig

ist es desto thörichter, da, trotz aller belebigen Maßnahmen, doch kein Entschluß des Consiglio del pregadi, welcher aus ungefähr 250 Mitgliedern besteht, verschwiegen bleiben kann. Und in diesem Collegium werden Krieg, Frieden und Bündnisse geschlossen. In ihm werden alle, andre Nationen betreffende Angelegenheiten verhandelt; Geschäfte, welche meines Meinings nach, der Signoria hätten müssen überlassen werden, wenn es gleich sehr natürlich ist, daß die letztern Krieg oder Frieden entscheidenden Entschlüsse zum Consiglio del pregadi gefaßt werden.

Seit ungefähr 60 Jahren bleibt die Republik ihrem System der Neutralität getreu, aber einer gewaffneten Neutralität. Sie scheint mir allen Eroberungen weislich entsagt zu haben und fest entschlossen zu seyn, ihre Besitzungen an beiden Seiten des adriatischen Meers und ihre griechischen Inseln mit Standhaftigkeit zu behaupten.

Das Arsenal ist ohne Zweifel schonenwürdiger als irgend ein andres in Europa; denn es vereinigt die Rüstungen der Seemacht mit dem Zeug des Heers. Waffen für 60,000 Mann Fußvolk und für 20,000 Reiter sind in geordneter Ordnung aufgestellt, geschmückt mit alten Rüstungen und mit künstlicher Beute. Von dem Eingang stehen zwei nütze, kolossale Löwen von parischem Marmor, die der Doge Francesco Morosini, welcher Candia mit so vielom Heldenmuth ver-

theilbigte, nachdem er Athen eingenommen, vom berühmten piräischen Hafen herüber brachte.

Im Arsenal arbeiten täglich, wie mir versichert ward, zweitausend achthundert Menschen. Man sieht Seiler an Lauwerk, Schmiede an den Ankern, Schmelzer am Gusse des Geschützes arbeiten. Furchtbar ist der Vorrath an metallnen Kanonen, Mörsern, Haubitzen etc. Im Arsenal stehen 18 Linienschiffe und 6 Fregatten, jedes unter seinem besondern Dache. Man arbeitet an 6 neuen Linienschiffen. Gegen den Gebrauch aller seefahrenden Nationen, sind alle Schiffe, welche weniger als 64 Kanonen haben, Fregatten, da doch bei den Franzosen Schiffe, welche über 40, und in solche, die über 50 Kanonen füh-
: gereiht werden. Der Gebrauch,
ien und unter dem Dache zu ver-
ich seine Vortheile. Schiffe können
lange Reihe von Jahren neu erhal-
ten werden, da hingegen solche, die im Wasser schwim-
men, nach sechszehn bis zwanzig Jahren eine Haupt-
erneuerung erfordern, nach welcher sie doch nur ohn-
gefähr zehn Jahre lang zu langen Fahrten und zum
Kriegsdienste tauglich sind. Dagegen hat diese Art
auch ihre Nachtheile. Sobald ein Schiff einmal im
Wasser gewesen, darf man es nicht wieder in's Trockne
bringen. Das Holz würde leitzen und Wasser ziehen
sobald man es dann wieder in's Meer brachte. Fer-
ner ist es unmöglich, ein Schiff recht zu beurtheilen,

ehe es gebraucht worden; und so wie der Welter sein Pferd, der Oberste sein Regiment kennen muß, ist es auch wichtig, daß Matrosen und Officiere ihr Schiff, daß der Admiral alle kenne.

Der Mechanismus eines Schiffs ist so verwickelt, eine unmerkliche Abweichung von der gehörigen Proportion wirkt so sehr stark, der erforderlichen Materialien sind so viele und ihre Güte ist so verschieden, als sie genau zu bestimmen schwer ist, daß auch der kundigste Schiffsbaumeister nicht für die Vollkommenheit der Maschine Gewähr leisten wird, ehe sie versucht und das Mangelnde ersetzt worden. Der verstorbne König von Schweden hat mit großen Unkosten in Karlskrona Schauer für neue Schiffe in Felsen hauen lassen. Ein großes Werk! Ich zweifle aber, daß kriegrische Seemächte dem Beispiel folgen werden.

Der Regel nach soll in Venedig für jedes auslaufende Schiff gleich der Bau eines andern unternommen werden. Man versicherte mich, daß jetzt zehn Linienfahrer im Meer wären. Die Republik hätte also 28 Linienfahrer zu 64 bis 80 Kanonen. Eine furchtbare Flotte, wosfern sie gut angeführt und gut bedient wird.

Auch Galeeren, Galeassen, Galeotten und Bombardier-Galeotten werden hier verwahrt, und der prächtige Ducentauro, auf welchem der Doge alle Jahr am Himmelfahrtstage in's Meer fährt und sich mit der adriatischen See vermählt; eine Sitte welche das

Andenkens des Sieges erhält, den die Venetianer unter Anführung ihres Doge Sebastiano Ziani im Jahr 1177 über den Kaiser Friedrich Barbarossa erhielten, als Pabst Alexander der Dritte aus Furcht vor ihm nach Venedig geflüchtet war. Am Himmelfahrtstage hielt Ziani als Sieger seinen Einzug, mit Otto, dem gefangnen Sohne des Kaisers, und 48 Schiffen, wie ein Geschichtschreiber der Venetianer sagt, unter denen die kaiserliche Galcere war. Der Pabst ging dem Doge am Ufer entgegen, gab ihm seinen Ring und hieß ihn solchen in's Meer werfen, welches ihm und allen folgenden Dogen wie das Weib dem Mann unterworfen seyn sollte.

Der Bucentouro ist sehr prächtig geschmückt mit vergoldeter Bildhauerarbeit. Weil er jährlich in's Wasser und dann wieder in den Schauer gebracht wird, muß er auch fast jährlich ausgebessert werden, so kurz auch seine Fahrt ist.

Obungefähr zwanzig Meilen südlich von Venedig läßt die Republik an einem fast vollendeten Werke arbeiten, welches den größten Werken des alten Rom's nichts nachgiebt. Auf einer schmalen Erdzunge hat man eine hohe Mauer aus großen Felsenstücken gebauet, deren Zweck ist, das leichte Gewässer, in welchem die 72 Inseln sind, auf denen die Stadt ruhet, und viele andre, die man weit umher zerstreuet sieht, gegen die wilden Wogen des adriatischen Meeres zu schützen. Gegen dieses erhebt sich die Mauer über

zwei verschiedenen Terrassen von Quadersteinen, deren jede neun Schritte breit ist. Gegen das innere Meer wasser (welches la Laguna genannt wird) ist die schönere Terrasse auf vier Stufen gegrahdet. Die Fugen der Steine sind alle nach Art der alten römischen Gebäude mit einer Mischung von Kalk und Puzzolana verfüttet. Diese Puzzolana hat man vom Vesuv bekommen lassen.

Auf der Mauer steht folgende Inschrift:

Ut sacra aestuaria, urbis et libertatis sedes,
perpetuum conserventur, colosseas moles ex
solido marmore contra mare posuere curato-
res aquarum.

Anno salutis M.D.C.C.L.I.

ab urbe condita M.C.C.C.X.X.X.

Ich maß die Länge dieses Steindammes so weit er vollendet ist, und zählte 3620 Schritte.

Ich würde von vielen verlegert werden, wenn ich ihnen meine Meinung über die Maler der venetianischen Schule sagte. Titiano, Paul Veronese, Tintoretto, Bassano u. s. w., sind für die Kunst große Namen. Kein Maler hat wohl Titians an tauschem dem Leben des Colorits, an Weichheit des Fleisches erreicht. In Kunst hat gewiß die venetianische Schule großes Verdienst, und junge Maler werden immer noch mehr von ihr lernen können, je länger sie hier verweilen. Und selbst die Kunst in der Malerei ist von so flüchtiger, schwer zu erfassender Natur, daß

viele Kunst auch Talent sie zu ergreifen beweiset. Aber ich gestehe, daß die Gemälde dieser venetianischen Meister, welche ich schon an vielen Orten Italiens zerstreut gesehen, mich kalt gelassen hatten, auch wenn ich sie bewunderte. Hier sah ich Meisterstücke im Pallast des Doge und in der Kirche Madonna della Salute. Auch diese Meisterstücke ließen mich kalt, und bei dem vielen was mich hier interessirte, unterließ ich die vielen andern Gemälde eben dieser Meister in Kirchen und Pallästen zu besuchen. Ich hatte gefunden täuschende Darstellung des lebendhähnlichen Fleisches, aber weder Guido's Lieblichkeit, noch die Laune der niederländischen Maler, noch der Carracci Kühnheit, noch die Stärke des Guercino. Und selbst diese Maler aus der bolognesischen Schule, wie tief scheinen sie mir noch zu stehen unter Correggio, Dominichino, Leonardo da Vinci, Michel Angelo, (den man nicht beurtheilen muß ohne die Capella Sistina in Rom gesehen zu haben) unter dem einzigen Rafael?

Darf ich es sagen? — Und warum nicht? Ich bin kein Kenner und wem die Kunst Hauptsache ist, der wird meine Stimme für nichts gelten lassen — Die venetianischen Maler scheinen mir an Kunst den höchsten Grad erreicht und die höchste Stufe des Talents erstiegen zu haben, aber dießseits der Gränze des Venies geblieben zu seyn.

Sie überschritt diese Gränze mit leisem aber sicherem Fuß, die liebenswürdige Dichterin, welche ver-

spätere Jahre hier lebte und erst im vorigen starb,
 die Gräfinn Rosenberg. England gab ihr das Leben,
 ein Deutscher seinen Namen, Italien ihre Bildung.
 War es genialische Laune von ihr, daß sie ihren
 schwebenden Ideen, ihren schönen Empfindungen
 weder englisches noch deutsches, oder italienisches Ge-
 wand gab? daß sie die Sprache Frankreichs wählte,
 dieses dürftige Instrument, welches, hinlänglich ge-
 stimmt für den Däwling, dem Genius nie genüget,
 und Mißlaut thut unter der Empfindung Hand?
 Sie übte Zauberkraft, denn selbst in dieser Sprache
 warf sie ihre schönen Dichtungen leicht dahin. Indem
 sie uns die Sitten eines Volkes schildert, welches wenig
 bekannt war, les Morlaques, malt sie uns ihre schöne
 Seele. Ein Nationalfest der Venetianer gab ihr Stoff
 zu einer kleinen Erzählung, in welcher sie uns mit
 lebhaften Zügen die Sitten der Gondelführer darstellt;
 einer eignen Volksklasse, welche nur in Venedig ist,
 und nur in Venedig seyn kann. Die erste Schrift hat
 Würde, der Uebersetzer des verlorenen Paradieses und
 gefühlvoller Lieberdichter, schön in's Deutsche über-
 setzt; aber diese Schrift ist nicht so bekannt gewor-
 den, wie sie es verdiente. Wir haschen nach allen
 literarischen Neuigkeiten der Franzosen, der Barbier
 von Sevilla und Figaro's Hochzeit sind einige hun-
 dert Male auf deutschen Bühnen aufgeführt worden
 und der Genlis herzlose Empfindeleien sind in den
 Händen unsrer Hausmütter; die geist- und herzvol-

len Schriften der Hofenberg blieben unter uns beinahe unbekannt.

Die Bevölkerung dieser Stadt soll gegen 160,000 Menschen betragen. Mehr als drittehalb Millionen Menschen zählt man in allen Ländern der Republik. Nach Proportion einer so großen Bevölkerung hält die Regierung sehr wenig Soldaten. In der Stadt sah ich keinen. Weder den Bürgern noch dem Landvolk ist der Waffengebrauch verboten. Ein sicherer Beweis, daß die Regierung milde und der Unterthan zufrieden sei.

Es thut mir leid, daß ich die gebürigen Gegenden dieses Landes nicht gesehen und die auch nicht von den Städten Vicenza, Verona, Bergamo und Brescia erzählen kann. Ungern ließ ich Mantua, Virgil's Geburtsort unbesucht. Ungern entsagte ich der Reise durch Tyrol's Gebirge; aber die Jahreszeit gebeut Eile, das Heimweh nach den Unfrigen noch mehr.

Hundert und fünfter Brief.

Wien, den 2ten November 1792.

Am 26sten verließen wir Venedig. Auf einem Canale ryderte man uns nach Mestre hinüber. Von dannen erreichten wir bald zu Lande Treviso, die Hauptstadt der venetianischen Provinz Marca di Treviso, und Geburtsort des gothischen Königs Totila. Die Stadt soll gegen 20,000 Einwohner haben. Sowohl diese Provinz als das Friaul sind flach, fruchtbar und wohl angebaut. Wir fanden noch Buchweizen auf Feldern, welche ohne Zweifel schon eine Erndte gegeben hatten. Im südlichen Italien und in Sicilien hatte ich diese im nördlichen Deutschland so gemeine Pflanze in botanischen Gärten gefunden. Von Mestre an sieht man schon die Berge der nordwestlichen Provinzen von Venedig, welche sich an die Reihe des feinschen Gebürge anschließen.

Am 27ten des Abends erreichten wir die deutsche Gränze, zwischen Udine, dem Hauptstädtchen des venetianischen Friaul und der Festung Gradisca, die

im östreichischen Friaul liegt, wo das Italienische noch gesprochen wird. Diese Sprache hört auf, ehe das Deutsche anfängt. Im beträchtlichen Theil von Krain, welchen wir durchreiseten, wohnen Wenden, deren slavonische Sprache uns Deutschen völlig unverständlich ist. So wurden wir in Deutschland zuerst von Menschen empfangen, mit denen wir nicht sprechen konnten. Doch reden die Wirthe unsre Sprache. Das Volk ist den übrigen Wenden, welche in der Lausitz und in Mecklenburg dorfweise zerstreut wohnen, ähnlich. Diese gemeinschaftlichen Spuren ihres Ursprungs würden sich wohl früher zum Vortheil der Wenden verloren haben, wenn nicht die Leibeigenschaft in jenen Ländern sie noch drückte und in dieser Provinz, wie auch in Böhmen, erst von Joseph dem Zweiten wäre aufgehoben worden. Das Joch der Knechtschaft hat seit Jahrhunderten die slavonischen Völker so tief niedergedrückt, daß es Zeit erfordert, sie freien Menschen ähnlich zu machen. Das Land ist schön, abwechselnd in bergigen Gegenden, fruchtbar und wohl angebauet. In den Städtchen sieht man Wohlstand, besonders in Laibach, der Provinz Hauptstadt. Das Hornvieh ist sehr klein, die Pferde aber groß und stark. Steiermark scheint mir noch besser angebauet; den Deutschen ähnlicher, unterscheiden sich doch merklich die steiermärkischen Wenden von den deutschen Bauern, deren Zahl bei weitem die kleinste ist. Das Land ist sehr

schön. Die Berge sind bewachsen mit Eichen, Buchen, Fichten und einigen Kiefern. Alle Arten von Getreide werden gebauet und der weiße Wein ist sehr angenehm. Das Volk ist nicht unfreundlich; aber die Lebhaftigkeit der Italiener hat uns verblüht, das hiesige Volk scheint dagegen langsam und schwerfällig. Auch vermißt man die schnelle Beförderung der italienischen Posten. Die Krainischen und steiermärkischen sind nicht hinlänglich mit Pferden versehen. Die Gegenden sind sehr schön. Von den beschatteten Bergen sieht man hinab in fruchtbare, von Strömen und Bächen gewässerte Thäler. Fleiß und Wohlstand scheinen die Provinz zu beleben; die Wirthshäuser sind gut und man ist froh, wieder deutsche Reinlichkeit zu finden; die Städte und Flecken sind wohl gebauet. Der Landmann wohnt besser als der wendische Krainer. Das Volk scheint lebhaften Antheil an dem Kriege gegen die Franzosen zu nehmen. Im östreichischen Friaul sah ich im Hause des Gränzolls ein muntres Weib, welches einen kleinen Buben im Arm hielt. Sie erzählte mir mit mütterlichem Stolz von ihrem zwanzigjährigen Sohne, der schon zwei Feldzüge gegen die Türken gemacht hätte und nun als Lieutenant in einem Regiment Reiter gegen die Franzosen gezogen wäre. Je weiter man in Steiermark hinein kommt, desto reizender werden die Gegenden. Der Sömmerring, ein ansehnlicher Berg, trennet diese Provinz vom eigentlichen Oestreich, dessen

erster Anblick vom Berge sehr schön ist in Rücksicht
einer wilden Natur. Bald wird das Land flach. Es
ist wohl angebaut und die Städte haben ein gutes
Aussehen. In den Wirthshäusern wird man sehr gut
bedient und auf den Pöffen trefflich befördert. Die-
sen Vormittag kamen wir hier an.

Hundert und sechster Brief.

Wien, den 15ten December 1792.

Wiemohl ich über sechs Wochen in dieser großen Stadt zugebracht, habe ich dennoch nicht genug von ihren vielen Merkwürdigkeiten gesehen, um dir etwas Gefälliges davon erzählen zu können. Das gesellschaftliche Leben nahm mir die Nachmittage und Abende; die Vormittage widmete ich theils der Erneuerung voriger Bekanntschaften von Personen, die ich in andern Gegenden in und außer unserm Vaterlande gesehen hatte, theils neuen Bekanntschaften, deren einige mir sehr interessant waren.

Ich fand nirgends die große Welt, von deren Strudeln ich mich, wie du weißt, nicht gern ergreifen lasse, so frei von Zwang, als in dieser Hauptstadt. Alter und Jugend, welche in andern großen Städten unsers Vaterlandes zu oft in denselbigen Zimmern versammelt, dennoch wie geschieden bleiben, stimmen hier traulicher zusammen und geben daher dem Tone der Gesellschaft mehr Geselligkeit, Mannigfaltigkeit und Leben. Nicht so gegossen in Eine Form (welche so oft dem menschlichen Charakter an sich übel

stehet und durch Wiederholung bis zum Ekel langweilig wird) findet man hier mehr Personen von eigenem Charakter, daher mehr Unterhaltung. Die Damen beleben die Gesellschaft mit Freundschaft; graue Staatsmänner und benarbte Krieger lassen sich gern von ihnen beleben; das in andern Städten alles verzehrende Spiel ist nicht die Seele, nicht der einzige, nicht der größte Zweck der Zusammenkünfte.

Gegen Fremde ist man zuvorkommend, und auf eine Art, an welcher das Herz einigen Theil nimmt. Ist der Fremde an gewisse Häuser empfohlen, so begnügt man sich nicht, ihn mit der Längeweile eines langen Schmauses und aufgedrängter Karten beimzusuchen; sondern man sucht mit ihm umzugehen, man sorget für sein Vergnügen, man nimmt ihn mit edlerer Gastfreundschaft auf, man sucht ihm wirklich seinen Aufenthalt angenehm zu machen, und es gelingt.

In der kaiserlichen Bibliothek machte ich die Bekanntschaft des Abtes Denis, den die Muse für seine entflammte Liebe zu ihr mit ihren Gaben beschenkte. Man findet ihn Menschen, wie ihn Dichter, denn edeln, sanften, lebhaften Mann, und freut sich ihn so zu finden, wie man ihn zu finden hoffte. Als Bibliothekar ist er jetzt mit einem Commentar über die reichhaltige Sammlung der Handschriften beschäftigt und arbeitet auch hier mit Liebe. Er will manche von ihm gemachte litterarische Entdeckung bekannt machen,

manchen Irrthum widerlegen, aber nie seine Feder in Galle tauchen; er wird als Kritikus liebenswürdig bleiben!

In der kaiserlichen Bibliothek, deren Saal sehr prächtig ist, sieht man mit Vergnügen die ganze Büchersammlung des großen Eugen von Savoyen, dieses Helden, welcher die Talente des Kriegers und des Staatsmanns mit mannigfaltigen Kenntnissen verband.

Das Naturalienkabinet soll, wie Kemner versichern, keinem in Europa an Mineralien und Bergsteinen etwas nachgeben. Meine völlige Unwissenheit in der Naturkunde, einer Wissenschaft, deren Interesse so groß wie ihr Umfang ist, erlaubt mir nicht, die dem Reichthum dieser herrlichen Sammlung zu unterhalten.

Eben diese Unwissenheit verblühet mir, mir, wie ich wünschte, die Gewächshäuser in Schönbrunn zu beschreiben, wiewohl ich für ein lebhaftes Interesse gesehen habe. Nirgends, wie ich selbst von Personen höre, die in England gewesen, sind die Gewächshäuser so hoch, daher man nirgends in Europa große südlliche Pflanzen von solcher Schönheit sieht, wie in Schönbrunn. Hier wandelt man unter großen ost- und westindischen Palmen von verschiednen Arten, unter großen Heliconien, Mahagoni, Minusen, Carolinen, Zucker- und Bambosrohr. An Pflanzen vom Cap, von Isle de France und Isle de Bourbon soll

Schönbrunn viel reicher seyn als Aem, aber nicht so reich an nordamerikanischen Gewächsen, welche in England größtentheils unter freiem Himmel gedeihen, da ihnen hingegen die veränderliche Luft der Gegend bei Wien nicht gutträglich ist. Der Herr von Bose, unter dessen unmittelbaren Aufsicht dieser botanische Garten steht, hat sechs Jahre in beiden Indien und verschiednen Gegenden von Afrika gereiset. Er hat einen geschickten Gärtner im Cap gelassen, welcher alle Jahre neue Pflanzen oder Samen sendet. Man sendet jetzt noch mehr Gärtner aus. Verschiedne, aus gesandten Samen keimende Gewächse, sind noch unbekannt, und es geht selten eine Woche hin, daß nicht neue Pflanzen mit neuen Pflanzen bekannt machen. Wir sahen schon Wasserpflanzen in Blüthe.

Die berühmten Herren Jacquin, Vater und Sohn, haben die Oberaufsicht über den botanischen Garten in Schönbrunn. Sie wohnen in einer der Vorstädte von Wien, am Heilmittelbotanischen Garten. Sobald eine neue Pflanze in Schönbrunn blühet, wird sie ihnen gebracht und von Molern, welche dazu besoldet worden, gezeichnet. Diese Molern machen auch in Schönbrunn selbst solche Pflanzen, welche, weil sie zu hart sind, im Winter nicht ohne Gefahr nach Wien gebracht worden können.

Die Gartenschhäuser in Schönbrunn werden auch belebt durch süßlicher Vogel Flug und Gesang. Unter den Bäumen ihres Vaterlandes sieht man die schönen

holzrothen Corbinder, welche ihres Gefährs wegen auch virginsche Nichtigallen genannt werden, Stibboge, Stübkinschüssel und andre mit buntem Geflechte, deren Namen wir nicht bekannt sind. Auf einem Zweige saß, flüß berührend, ein Paar von der Kleinen Papageyenart, welche, ihrer zierlichen Eße wegen, Insiparables genannt werden.

Die Vollkommenheit dieses botanischen Gartens und seiner Gewächshäuser, verbandet man Joseph mit Zweiten. Derselbe setzte fort, was sein Vorgänger angefangen hatte, und Franz der Zweite wendete dieselben Aufkosten daran.

Auch in dieser Stadt hat Joseph einige treffliche Anstalten theils gestiftet, theils verbessert. Den Aussatz werden die Kranken mit großer Sorgfalt empfangen; Ordnung, Fleiß, Gesundheit und Fröhlichkeit beherrschen die Kinder im Waisenhause. Eine sonderbare Einrichtung ist der sogenannte Narrenthum. Es ist dieses ein großes rundes Gebäude von fünf Stockwerken. Rund um die Zellen, in welche man durch Gitterthüren hinein sehen kann, läuft ein Gang. Wahnsinnige, welche nicht schlafen, gehen frei auf dem Gange umher; auch erlaubt man ihnen im Hofe zu spazieren. Dieser ist aber klein und ein sicherer, mit Säulen besetzter Platz, welche ohne Zweifel wohlthätiger für solche Wahnsinnige seyn, deren Zustand mit Melancholie verbunden ist. Jedes Stockwerk hat seinen besondern Hüter. Die Pflanzlinge dieser Anstalt

dürfen nicht mit Härte behandelt werden. Sie haben gute Betten. Diejenigen, deren Wuth durch den Anblick der Besuchenden gereizt werden möchte, werden nicht gezeigt. Eine Thüre entzieht sie dem Auge des Vorwärtigen. Oben auf dem Thurm ist ein flügender runder Altan, von welchem man eine freie Aussicht über die Gegenden der Stadt hat. Joseph der Zweite, der seine Anstalten oft besuchte, soll manchmal auf den Altan gestiegen seyn.

Im Waisenhause, welches ein großes und wohl eingerichtetes Gebäude ist, werden 346 Kinder ernährt. Die Knaben werden sechs Stunden im Tage unterrichtet; die Mädchen, deren Zahl sich jetzt nur auf siebenzig erstreckt, müssen die Wäsche der Knaben in gutem Stande erhalten. Die Kinder leben gesund, bescheiden und froh aus. Knaben und Mädchen kommen nur in der Kirche zusammen. Sie haben zwei verschiedene Gärten.

Die kaiserliche Bildergallerie steht vor der Stadt im Schlosse Melchere, welches der große Eugen von Savoyen bewohnt hat. Sie ist besonders reich an Gemälden aus den niederländischen und deutschen Schulen. Zwar werden auch sehr viel Gemälde gezeigt, welche nach den Müssen der berühmtesten italienischen Meister benannt werden; ich gestehe aber, daß mir die meisten nicht Original schienen. Ich freute mich, die schöne heilige Familie von Rafael hier zu finden, deren Copie uns in Weiland schon entzückt

hatte. Das Urbild verbindet Schönheiten, welche auch die vortreffliche Copie nicht ganz erreichen konnte, mit dem Leben frisch erhaltner Farben.

In der Gallerie des Fürsten von Lichtenstein, welche zu den größten Sammlungen von Privatmännern in Europa gehört, sahen wir auch vortreffliche Gemälde. In beiden Gallerien stehen Portraits von Christian Seibolt, einem Maler, welcher zu Maria Theresiens Zeit in Wien lebte. So täuschende sah ich nie. Sein eignes Portrait, von ihm selbst gemalt, scheint mir die andern noch zu übertreffen. Es steht in der Lichtensteinschen Gallerie. Ein Vergrößerungsglas liegt dabei, durch welches man neue Vollkommenheiten im Bilde mit Erstaunen sieht. Dieser vollendende Fleiß ist mit edler Freiheit des Pinsels verbunden. Das Bild scheint zu leben, der belebte Blick hat selbst in der Feuchtigkeit der Augen unbeschreibliche Wahrheit.

Seibolt hatte viel Virtuosenlaune und ließ sie selbst der großen und guten Maria Theresia empfinden.

Diese Virtuosenlaune begleitete, wenn ich nicht irre, öfter das Talent der deutschen und niederländischen Künstler als der italienischen. Verbunden mit dem liebenswürdigen Talent scheint sie manchen liebenswürdig. Ich liebe sie nicht. Sie scheint mir Disharmonie im Charakter zu beweisen. Rafael hatte weder Virtuosenlaune noch Virtuosenmiene. Ein Mann, wie Rafael, konnte sie nicht haben. Ohne

reine, erhabne Harmonie des Charakters hätte Rafael nicht Rafael seyn können. Oft rührt diese übermüthige Laune vom Selbstgefühl des Mannes her, der sich in seinem Werke spiegelt. Der erhabne Künstler, den Liebe zur Kunst mehr als Ehrgeiz entflammt, fühlt immer weniger wie viel er that, als wie tief er unter seinem Ideal blieb.

Der Umfang der eigentlichen befestigten Stadt Wien ist nicht groß und soll nur 60,000 Menschen in sich schließen. Desto größer sind die Vorstädte. Diese mitgerechnet, wohnen in Wien, nach einer diesjährigen Zählung 250,000 Menschen. Die innere Stadt hat viele und schöne Palläste, aber die Straßen sind nicht breit, auch zum Theil nicht gerade. Im Sommer wohnen diejenigen Vornehmen, welche keine Güter besitzen, oder durch ihre Aemter verhindert werden sich zu entfernen, mehrentheils in den Vorstädten.

Die Gegenden um Wien sind sehr angenehm. Die Stadt wird aber im Winter oft von fürchterlichen Stürmen heimgesucht, welche durch Oeffnungen näher Schürge sie unfreundlich anwehen.

Hundert und siebenster Brief.

Dresden, den 31ten December 1792.

Am 19ten December verließen wir Wien. Ein fürchterlicher Sturm brausete so heftig, daß wir auf der großen Donaubrücke, welche ohngefähr drei Viertelstunden von Wien entfernt ist, uns auf das Gehänder verließen, weil wir wirklich besorgen mußten, daß die Brücke würde umgeweht werden. Dieser Sturm hat im ganzen Deutschland, ja auch in Dänemark sich fühlen lassen, an vielen Orten Häuser abgedrückt und Bäume gestürzt. Die Gegend an der dort sehr breiten Donau ist waldbig und von großer Schönheit.

Die schmalen Striche von Oesterreich und von Mähren, durch welche wir auf unsrer Reise von Wien nach Böhmen fahren, und das Land Böhmen, sind fruchtbar und wohl angebaut. Die Dörfer und die kleinen Städte zeugen vom Wohlstande der Einwohner.

Man heget im nördlichen Deutschlande grundlose Vorurtheile gegen die südlichen Provinzen. Das Volk ist fleißig und freundlich. Die Wege in den kaiserlichen Staaten sind mehrertheils vortreflich, die Posten

wohl mit guten Pferden versehen und die Wirthshäuser weit besser als in dem obersächsischen, niedersächsischen und westphälischen Kreise. Auch sind die Wohnungen des Landmanns freundlich und von Gärten umgeben, in welchen viele Obstbäume gezogen werden. Der beste Apfel unsers Vaterlandes, welcher nach einem sächsischen Dorfe Vorstorfer genannt wird, gedeihet in Böhmen sowohl als in Sachsen.

Im südlichen Böhmen sah ich Weingärten, in welchen die Reben nicht unter die Erde gesenkt waren. Auch waren sie alle sehr schwach, Sprößlinge des Jahres. Man behandelt sie dort, trotz des deutschen Klima's, wie in Apulien und in Sicilien; nur mit dem Unterschiede, daß man in jenen südlichen Ländern frisch lebende Reben schon im Winter, hier aber die bis auf die Erde erfrorenen, im Frühling beschneidet.

Nirgends sah ich auf den Feldern eine solche Menge von Rebhünern und Hasen als in Böhmen. Gleichwohl werden sie nicht, oder nachlässig, geheget. Böhmen ist voll von unberufenen Jägern, fast jeder Bauer gehet auf die Jagd; da des Wildprets so viel, und eine geringe Strafe auf dessen unrechtmäßige Jagd gesetzt ist. Dieses Land versieht die kaiserliche Armee mit geübten Scharfschützen. Man erzählte mir, es würde keiner in diesen Dienst genommen, welcher nicht in den drei ersten Schüssen, auf eine Entfernung von zweihundert Schritten, wenigstens einmal den schwarzen Mittelpunkt der Scheibe getroffen hätte.

Am 24ten kamen wir nach Prag. Es ist eine zum Theil schön gebaute Stadt. Neue Zier und altväterliche Pracht, beide im böhmischen Geschmack, begegnen sich in dieser Hauptstadt. Die Mulde scheidet sie in zwei Theile. Die große Brücke wäre schön, wenn die vielen Statuen es wären, welche ihr zur Zierde bestimmt sind. Einige Felsen und die Hüben am Ufer würden der Aussicht Reize geben, wenn sie beschattet wären. Dießseits Prag wird die Gegend bergig und von Wäldern beschattet. Bei Lowositz kamen wir an die Elbe, deren Krümmung wir schon auf seiner Seite von Prag bei Collin gesehen hatten. In Collin sahen wir einen Blindgeborenen, welcher auf dem Clavier spielte. Er wußte über verschiedene Dinge zu sprechen, und sagte, daß er sich von der menschlichen Gestalt nach dem Gefühl, auf seine Weise, einen Begriff machen könnte, aber nicht von Haisern. Collin, Prag, Lowositz, der Anblick dieser Derter rief mir lebhaft die Erinnerungen des siebenjährigen Krieges zurück, an dessen Begebenheiten, entflammt durch unsers Gleims unsterbliche Kriegslieder, meine Geschwister und ich einen glühenden Antheil nahmen, welcher unsere Kinderspiele besetzte. Indessen meine älteste Schwester die edle Kaiserinn Maria Theresia vorstellte, mußte ein ernsthaftes vorläufiges Gefecht entscheiden, ob mein Bruder oder ich im Spiel König Friedrich seyn sollte. Der Ueberwundene mußten dem Feldmarschall Daun vorstellen. So sehr galt das Recht des

Stärken, daß die jüngern Schwestern nicht einmal die Wahl hatten, ob sie die Kaiserin Elisabeth von Rußland, die Reichsarmee, die Schweden oder gar die Franzosen vorstellen sollten. Zwischen Komaußig und Auffig, fuhrn wir an der Elbe, neben Felsen, welche den Weg so verengen, daß an vielen Stellen zwei Wagen an einander nicht vorbei fahren können. Die Schönheit des Stromes wird noch gehoben durch des jenseitigen Ufers walbige Hügel, zwischen denen große Dörfer liegen. Der volle Mond und glänzender Schnee gaben diesem Anblick eine Schönheit, für welche diejenigen nur unempfindlich sind, deren Liebe der Natur im Winter nicht getreu bleibt. Am 27sten fuhrn wir, auf bösen Wegen, aber in unterhaltender Gegend, über die Berge, welche Böhmen von Sachsen trennen und kamen den Abend nach Dresden.

Ich verlasse Dresden diesen Abend, und sah nichts von seinen Merkwürdigkeiten, welche ich zu zwei verschiedenen Malen in vorigen Jahren gesehen und bewundert habe. Diesemal fehlte es mir an Zeit, da ich Geschäfte hatte. Ich sah diesmal nicht die Bildergallerie, welche nicht nur ohne Vergleich die erste in Deutschland ist, sondern auch, wosfern ich nicht irre, vor jeder Bildergallerie in Italien den Vorzug behaupten darf. Florenz, Bologna und Genua sind reicher als Dresden an schönen Gemälden, — und welche Stadt kann sich in dieser Absicht mit Rom vergleichen? — aber weder in jenen Städten, noch auch selbst in

Rom, trifft man in Einer Sammlung solche Mannigfaltigkeit, solchen Reichthum. Die Stadt Dresden hat mir immer die schönste in Deutschland erschienen und ihre Lage, ihre Gegenden, haben große Reize. Die große Elbbrücke und die Terrasse des Brühl'schen Gartens gewähren selbst in der Stadt anmuthsvolle Spaziergänge und Aussichten, welche unter den vaterländischen nur den schönsten Aussichten der Rheinufer weichen.

[illegible]

Gedruckt bei Johann Georg Langhoff's Wittwe.

Gesammelte Werke

der Brüder

Christian und Friedrich Leopold
Grafen zu Stolberg.

Z e h n t e r B a n d.

Hamburg 1822,
bei Perthes und Besser.

L e b e n

**Alfred des Großen,
Königes in England.**

V o n

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg.

Der Mann gehört uns an.

Buch Ruth II., 10.

Den
Söhnen des Verfassers
gewidmet.

A l f r e d.

Wer ist es, der empor
An leitender Hand
Der Tochter der Wahrheit,
Der ernststen Geschichte,
Dem dunklen Thale der Vorzeit entsteigt?
Er wallet empor
Wie ein Morgenstern,
Auf einsamer Bahn.

Tochter des Geistes und der Liebe,
Holde Muse, du erkennest den Freund!
O, tön' ihm entgegen
Wie dem jungen Morgen der Gesang des Hains!
Es ist dein zu winden
Die Blume des Lobes
In thauigen, duftenden Kranz
Und zu kleiden die Tugend in Morgenroth!
Es spendet der Vater
Seiner Gaben Fülle mit weiser Hand;
Dem einen diese, jene dem andern;

Es bricht sich der Strahl des Verdienstes
 In sieben Farben,
 Und hehr ist jeder, der in Einer prangt;
 Dem gediegnen Strahl war Alfred gleich,
 Sein Leben wie der Bogen des Himmels,
 In sieben Farben des Himmels verklärt!

Du bist mein! so sprach jede Tugend,
 Als der Knabe sich dem Schooß der Mutter entwand;
 Da nahm ihn die Liebe,
 Webete den Knaben auf weichem Arm,
 Athmete Leben des Himmels ihm ein,
 Hielt ihn empor zum Vater der Liebe;
 Und es träufelte, wie aus blauer Weste der Sonnenregen,
 Hinab auf des Knaben holdseliges Haupt,
 Die Fülle des Heiles, Albion und ihm!

Die Liebe verließ den Geweihten nie,
 Sie entflamnte mit Liebe
 Zum Vater der Liebe
 Das sehnende Herz,
 Mit Liebe, die früh
 In Liebe zu allen sich glühend ergoß!

Sie gab zur Gespielin ihr Tochter,
 Die holde Muse dem Günstling;
 Er sang mit ihr die Thaten der Helden,
 Flog im Psalme mit ihr gen Himmel empor!

Er empfand und wählte
 Was schön, und was groß, und was gut,
 Und erstarkte zum Helden,
 Zu Albions Retter,
 In Locken des Jünglings;
 Es eilte jeder Ruhm dem Gewaltigen nach;
 Er sah sich nicht um nach dem Schatten der That,
 Schaute vorwärts und empor mit sehndem Blick,
 Zum ewigen Licht!

Es entzündete sich am ewigen Licht
 Seines Schwertes Bliz,
 Und ihn krönte mit mehr als funfzigster Krone
 Der strahlende Sieg.

Er entscöpste dem ewigen Licht:
 Hohe Weisheit; sie weihte den Retter des Volks,
 Zum weifesten, besten der Fürsten,
 Der sein Leben spendend in Gefahr und Müh',
 Heiter wie der Morgen auf umdornem Thron,
 In der Stille, von der Muse nur belauschet, sprach:
 Liebe, meine Mutter bist du!
 Albions Freude, sei du meine Braut!
 Albions Freiheit meine Tochter du!

THE
JOURNAL
OF
THE
ROYAL ANTHROPOLOGICAL INSTITUTE
OF GREAT BRITAIN AND IRELAND
VOLUME 10
PART 1
1880
LONDON
PUBLISHED BY THE INSTITUTE
21, BEDFORD SQUARE, W.C.
1880

I n h a l t.

Leben Alfred des Großen, Königes in England, von Fr. L.

Drei kleine Schriften von Fr. L.

Die Sprache	S. 269
Ueber unsere Sprache	„ 297
Ueber den Zeitgeist	„ 321

Einige ältere Aufsätze von Fr. L.

Ueber die Fülle des Herzens	„ 355
Vom Dichten und Darstellen	„ 375
Ueber die Ruhe nach dem Genuß, und den Zu- stand des Dichters in dieser Ruhe	„ 382
Ueber die Sitte der Weihnachtsgeschenke	„ 393
Ueber die Begeisterung	„ 397
Etwas über Lavater	„ 412
Atheniensisches Gespräch	„ 414
Gedanken über Herrn Schiller's Gedicht: die Öb- ter Griechenlands	„ 424

the first of these is the fact that the
the second is the fact that the
the third is the fact that the
the fourth is the fact that the
the fifth is the fact that the
the sixth is the fact that the
the seventh is the fact that the
the eighth is the fact that the
the ninth is the fact that the
the tenth is the fact that the
the eleventh is the fact that the
the twelfth is the fact that the
the thirteenth is the fact that the
the fourteenth is the fact that the
the fifteenth is the fact that the
the sixteenth is the fact that the
the seventeenth is the fact that the
the eighteenth is the fact that the
the nineteenth is the fact that the
the twentieth is the fact that the
the twenty-first is the fact that the
the twenty-second is the fact that the
the twenty-third is the fact that the
the twenty-fourth is the fact that the
the twenty-fifth is the fact that the
the twenty-sixth is the fact that the
the twenty-seventh is the fact that the
the twenty-eighth is the fact that the
the twenty-ninth is the fact that the
the thirtieth is the fact that the
the thirty-first is the fact that the
the thirty-second is the fact that the
the thirty-third is the fact that the
the thirty-fourth is the fact that the
the thirty-fifth is the fact that the
the thirty-sixth is the fact that the
the thirty-seventh is the fact that the
the thirty-eighth is the fact that the
the thirty-ninth is the fact that the
the fortieth is the fact that the
the forty-first is the fact that the
the forty-second is the fact that the
the forty-third is the fact that the
the forty-fourth is the fact that the
the forty-fifth is the fact that the
the forty-sixth is the fact that the
the forty-seventh is the fact that the
the forty-eighth is the fact that the
the forty-ninth is the fact that the
the fiftieth is the fact that the
the fifty-first is the fact that the
the fifty-second is the fact that the
the fifty-third is the fact that the
the fifty-fourth is the fact that the
the fifty-fifth is the fact that the
the fifty-sixth is the fact that the
the fifty-seventh is the fact that the
the fifty-eighth is the fact that the
the fifty-ninth is the fact that the
the sixtieth is the fact that the
the sixty-first is the fact that the
the sixty-second is the fact that the
the sixty-third is the fact that the
the sixty-fourth is the fact that the
the sixty-fifth is the fact that the
the sixty-sixth is the fact that the
the sixty-seventh is the fact that the
the sixty-eighth is the fact that the
the sixty-ninth is the fact that the
the seventieth is the fact that the
the seventy-first is the fact that the
the seventy-second is the fact that the
the seventy-third is the fact that the
the seventy-fourth is the fact that the
the seventy-fifth is the fact that the
the seventy-sixth is the fact that the
the seventy-seventh is the fact that the
the seventy-eighth is the fact that the
the seventy-ninth is the fact that the
the eightieth is the fact that the
the eighty-first is the fact that the
the eighty-second is the fact that the
the eighty-third is the fact that the
the eighty-fourth is the fact that the
the eighty-fifth is the fact that the
the eighty-sixth is the fact that the
the eighty-seventh is the fact that the
the eighty-eighth is the fact that the
the eighty-ninth is the fact that the
the ninetieth is the fact that the
the ninety-first is the fact that the
the ninety-second is the fact that the
the ninety-third is the fact that the
the ninety-fourth is the fact that the
the ninety-fifth is the fact that the
the ninety-sixth is the fact that the
the ninety-seventh is the fact that the
the ninety-eighth is the fact that the
the ninety-ninth is the fact that the
the hundredth is the fact that the

Leben
des
großen Alfred,
Königes in England.

E i n l e i t u n g.

Das Leben eines großen Königes, oder eines siegreichen Helden, oder eines erleuchteten Weisen, verdienet ohne Zweifel dargestellt und beherzigt zu werden; um wie viel mehr die Denkart und die Thaten eines Mannes, welcher König, Held und Weiser, auf dem Throne gerecht und bescheiden, ein Vater des Volkes war; als Held in sechs und funfzig Feldschlachten, nie als Eroberer, sondern nur zur Vertheidigung des Vaterlandes sein Schwert zückte; als Weiser diesem Volke Gesetze gab, und den Grund einer Verfassung legte, in welcher mehr als in irgend einer andern von Menschen erfonnenen Ordnung, Sicherheit und herzerhebende Freiheit begründet wurden; eines

Mannes, dessen Tugenden, Kräfte und Kenntnisse, sich zu Einem großen, harmonischen Ganzen vereinten und ründeten, weil er erleuchtet, gekräftigt und entflammt war von Gott, Dem er alle von Ihm empfangenen, glänzenden, mächtigen, außerordentlichen Gaben widmete; vor Dem er, in Lauterkeit des Herzens, wandelte, und vollkommen ward (Mos. XVII., 1.).

Um im Stande zu seyn, die Gaben und die Verdienste dieses Mannes nach Würden darzustellen, möcht' es allerdings besserer Nachrichten bedürfen als auf uns gelangt sind. Die von seinem Zeitgenossen und Freunde, dem Bischofe Affer, verfaßte Lebensbeschreibung Alfred's, ist eine lautre, aber dürstige Quelle, welche noch dazu mitten im Laufe der Erzählung versiegt. Die Schriftsteller des Mittelalters reden von Alfred mit Bewunderung, waren aber nicht geeignet, die Größe eines solchen Mannes rein zu erfassen, noch auch sie würdig darzustellen. Auch nicht der Ritter Henrich Spelman, der in der ersten Hälfte

des siebzehnten Jahrhunderts blühte. Groß sind die Verdienste des geistreichen David Hume, des vollständigen Robert Henry, des fleißigen Sammlers Turner — so schwülstig auch seine Schreibart, — des so tief forschenden als feurigen, unsterblichen Edmund Burke, um das Andenken unsers Helden; aber auch sie bedauern, daß ihre Vorgänger nur unvollkommne Kunde von Alfred zu geben wußten.

Hätte dieser König in ruhigen Zeiten das Steuer Englands geführt; wäre er nur als weiser Beherrscher, nicht auch als Erneuer des Vaterlands, als Urheber einer aus seinem Reime hervorgegangenen Verfassung zu betrachten; so möchte diese Erzählung bei seiner Geburt anheben. Da aber dieser große und gute Mann Stifter so vieles Großen und Guten ward, was noch jetzt besteht; so würde ihm nicht volle Gerechtigkeit widerfahren, wenn wir die Zeiten unbeleuchtet ließen, aus welchen er, ein Licht aus der Finsterniß, hervortrat.

Sonach wird ein gedrängter Auszug der Geschichte Britanniens, bis auf seine Zeit, nicht nur nützlich scheinen, sondern auch erforderlich; wer aber den folgenden als zu ausgeführt tadeln möchte, der wolle mir meine Ansicht verzeihen, nach welcher auch ein Auszug kein dürrer Abriß, sondern ein leicht hingeworfenes Gemälde seyn muß, wenn nicht das Leben der Erzählung unter der Feder ersterben soll.

Auszug der Geschichte Britanniens, bis zu Alfreds Zeit.

Erster Abschnitt.

Auszug der Geschichte Britanniens, bis zur angelsächsischen Landung.

1. **D**er Briten Ursprung ist so Griechen als Römern unbekannt geblieben. Bewohnt ist Großbritannien von uralten Zeiten her. Nach Plinius (Plin. Natur. Hist.) war der erste Name dieses Landes Albion, dessen Daseyn die Römer erst durch Cäsar erfuhren. Mehr als hundert Jahre nach seiner Landung in Britannien, als dessen mittägige Landschaft schon eine römische Provinz war, überzeugten sie sich durch Umschiffung, daß Britannien wirklich eine Insel sei (Tacit. Agricola 10.), wie doch schon Cäsar, und nach ihm Strabo (Strabo II.), es genannt hatten.

2. Selbst die gallischen Kaufleute, welche Cäsar, vor seiner Ueberfahrt nach Britannien, über dieses Land befragte, wußten ihm wenig Auskunft zu geben,

da sie nur die ihnen gegenüber liegende Küste desselben zu besuchen pflegten (Caes. de bello gal. IV. 20.).

3. Gleichwohl war in sehr frühen Zeiten Britannien bevölkert; als die Griechen noch in der Kindheit waren, hatten schon die Phönizier aus diesem Lande und aus den kleinen Inselchen, die in Entfernung einer Tagereise von dessen südwestlicher Spitze einen Archipelagus bilden, für Völker von drei Welttheilen Zinn geholt, ein Metall, dessen Homer schon erwähnt.

4. Jene Inselchen, (die Corlingischen, Silly Islands) erhielten ihren griechischen Namen Kassiteris des vom Worte Kassiteros, welches Zinn bedeutet. Früh also wußten dieser Inselchen und Albions Bewohner den Bergbau zu betreiben! Man findet dort Gruben, deren Tiefe auf uralte Bearbeitung deutet (Thomas Maurice, Indian Antiquities.). So eifrig waren die Phönizier, die Holländer der alten Welt, auf diesen Handel, daß sie viele Jahrhunderte lang, durch Verheimlichung der Quelle, sich ausschließlichen Besitz desselben versicherten. Als einst ein römisches Fahrzeug, zu dieser Kunde zu gelangen, einem Phönizier nachsegelte, ließ dieser das seinige an einer Sandbank scheitern, wo die ihm folgenden Römer allzumal umkamen, er aber sich mit seiner Mannschaft rettete, und für den an Schiff und Waaren erlittenen Verlust auf Unkosten der phönizischen Regierung entschädiget ward (Strabo III.).

5. Aus den verlornen Schriften des Hekataeus von Miletus, welcher früher als Herodot, zur Zeit des Darius, Sohnes des Hykaspes, mehr als fünfhundert Jahr vor Christi Geburt blühte, hat Diodor von Sicilien uns wichtige Nachricht über eine Insel erhalten, in welcher es nicht möglich ist Albion zu erkennen.

6. "Hekataeus und einige andere sagen, Gallien gegenüber, unter den Gestirnen der Värinnen, liege eine Insel im Ocean, nicht kleiner als Sicilien. Sie werde besessen von den Hyperboreern, welche man so nenne, weil sie jenseit des Boreas (Nordwinds) wohnen; habe sehr fruchtbaren Boden, der alles hervorbringe, und genieße einer vorzüglich milden Luft, daher zweimal im Sommer die Früchte reifen. Es werde gefabelt, Latona sei auf dieser Insel geboren worden, daher auch Apollo vor allen Göttern dort verehret werde. Die Bewohner der Insel seyn gleichsam Priester des Apollo, den sie täglich erheben mit Lobgesang. Auch sei dort ein herrlicher Hain und ein stattlicher, mit vielen Geschenken geschmückter runder Tempel, und eine dem Gotte geweihte Stadt, deren meiste Bewohner Saitenspieler, die mit Klang und Gesang den Gott preisen und dessen Thaten verherrlichen.... Aus dieser Insel scheine der Mond wenig entfernt von der Erde zu seyn, und vorragende Höhen, gleich Hügeln, zu haben. Es werde gesagt, daß Apollo immer nach Verlauf von neunzehn Jahren die

da sie nur die ihnen gegenüber liegende Küste desselben zu besuchen pflegten (Caes. de bello gal. IV. 20.).

3. Gleichwohl war in sehr frühen Zeiten Britannien bevölkert; als die Griechen noch in der Kindheit waren, hatten schon die Phönizier aus diesem Lande und aus den kleinen Inselchen, die in Entfernung einer Tagereise von dessen südwestlicher Spitze einen Archipelagus bilden, für Völker von drei Welttheilen Zinn geholt, ein Metall, dessen Homer schon erwähnt,

4. Jene Inselchen, (die Corlingischen, Silly Islands) erhielten ihren griechischen Namen Kassiteris des vom Worte Kassiteros, welches Zinn bedeutet. Früh also wußten dieser Inselchen und Albions Bewohner den Bergbau zu betreiben! Man findet dort Gruben, deren Tiefe auf uralte Bearbeitung deutet (Thomas Maurice, Indian Antiquities.). So eifrig suchten die Phönizier, die Holländer der alten Welt, auf diesen Handel, daß sie viele Jahrhunderte lang, durch Verheimlichung der Quelle, sich ausschließlichen Besiz desselben versicherten. Als einst ein römisches Fahrzeug, zu dieser Kunde zu gelangen, einem Phönizier nachsegelte, ließ dieser das seinige an einer Sandbank scheitern, wo die ihm folgenden Römer allzumal umkamen, er aber sich mit seiner Mannschaft rettete, und für den an Schiff und Waaren erlittenen Verlust auf Unkosten der phönizischen Regierung entschädiget ward (Strabo III.).

5. Aus den verlornen Schriften des Hekataeus von Miletus, welcher früher als Herodot, zur Zeit des Darius, Sohnes des Hystaspes, mehr als fünfhundert Jahr vor Christi Geburt blühte, hat Diodor von Sicilien uns wichtige Nachricht über eine Insel erhalten, in welcher es nicht möglich ist Albion zu verkennen.

6. "Hekataeus und einige andere sagen, Gallien gegenüber, unter den Gestirnen der Märcen, liege eine Insel im Ocean, nicht kleiner als Sicilien. Sie werde besessen von den Hyperboreern, welche man so nenne, weil sie jenseit des Boreas (Nordwinds) wohnen; habe sehr fruchtbaren Boden, der alles hervorbringe, und genieße einer vorzüglich milden Luft, daher zweimal im Sommer die Früchte reifen. Es werde gefabelt, Latona sei auf dieser Insel geboren worden, daher auch Apollo vor allen Göttern dort verehret werde. Die Bewohner der Insel seyn gleichsam Priester des Apollo, den sie täglich erheben mit Lobgesang. Auch sei dort ein herrlicher Hain und ein stattlicher, mit vielen Geschenken geschmückter runder Tempel, und eine dem Gotte geweihte Stadt, deren meiste Bewohner Saitenspieler, die mit Klang und Gesang den Gott preisen und dessen Thaten verherrlichen.... Aus dieser Insel scheine der Mond wenig entfernt von der Erde zu seyn, und vorragende Höhen, gleich Hügeln, zu haben. Es werde gesagt, daß Apollo immer nach Verlauf von neunzehn Jahren die

Insel besuche, weil nach so vieler Zeit die Gestirne, ihre Umwälzung vollendend, wieder in denselben Stand gegen einander treten; daher solche Zeit von neunzehn Jahren von den Griechen das große Jahr genannt werde *).“ (Diod. Sic. II. 47.)

7. So frühe Nachrichten von einer, zur Zeit des Hekataeus der ganzen Welt, ausgenommen die Phönizier, Gallier und Irländer, unbekannten Insel, verfälschet wie sie auch durch Fabeln sind, bleiben doch sehr merkwürdig; ja diese Fabeln selbst deuten auf geschichtliche Wahrheit. Wir finden hier morgenländische Phantasie und Spur von tiefer astronomischer Kunde. Sollte man nicht meinen, daß Braminen in England gewesen?

8. Und das sind sie! Auffallend ist die Aehnlichkeit der Druiden-Schule mit jener der Braminen; zwischen denen mir nur Ein Unterschied bekannt ist, nämlich der, daß der Druiden-Orden nicht erblich war, wie es der Orden jener indischen Priester jetzt noch

*) Diese Worte “von den Griechen” scheinen ein Zusatz des Diodor zu seyn, da die Griechen, vor Meton dem Athenienser, welcher diese Wahrheit entdeckte im Jahr 431 vor Christi Geburt, nichts von der neunzehnjährigen Epoche wußten, das heißt von dem Epklus, durch welchen die Mondenjahre mit den Sonnenjahren auf dieselbe Epoche zurückgeführt werden. Wir nennen sie das goldne Jahr. Die Briten waren also in der Himmelskunde damals weiter vorgerückt als die Griechen.

ist. Uebrigens stimmten beide in der Lehre und in den Gebräuchen in hohem Grade überein; wir würden vielleicht vollkommene Uebereinstimmung finden, wenn wir vom längst erloschenen Druiden-Orden so vollständige Kunde hätten, wie von dem noch jetzt bestehenden Orden der Braminen. Beide verehrten die Sonne, die Erde, den Mond, die Wandelsterne, und außer diesen andre Gottheiten, denen die Olympier der Griechen entsprechen. Aber mehr als alle diese Götzen verehrten sie den Einen, den Ewigen, den die Fabellehre der Griechen nicht kannte. Beide Orden lehrten die Unsterblichkeit der Seele, verunstalteten aber diese schöne Lehre durch Träume der Seelenwanderung. Beide lehrten den Untergang des Weltalls durch Feuer und dessen periodische Erneuerungen; beide rühmten sich besondern Umgangs mit den Göttern, der Wahrsagung und des Zaubers; beide hatten eigenthümliche Sprache und Schrift, von Schrift und Sprache der Laien verschieden; beide ließen ihre Schüler sehr viele Verse auswendig lernen; beide pflegten ausschließlich des Götzendienstes und brachten ihren Götzen viele Menschenopfer *); beide waren in Besiz und in Uebung der Heilkunde; beide waren

*) Auf Uebereinstimmung beider Orden in Ausübung dieses Gräuels darf man kein besonderes Gewicht legen, weil er fast allen heidnischen Religionen in allen Welttheilen gemein war.

dene Stämme, deren einer das mittelländische Land bewohnte, welche, wie er sagt, die ursprünglichen Bewohner waren, da hingegen die Küste von solchen besessen ward, die, aus Lust zur Beute, aus Belgien hinübergegangen waren (Caes. de bello gall. V., 12.). Unter dem Namen Belgien ward bei den Römern, nebst Brabant und Flandern, auch die Picardie mit einbegriffen.

11. Jene mittelländischen waren ohne Zweifel die ältesten Bewohner der Insel, die in Zeiten des höchsten Alterthums aus Asien nach Albion gekommen waren, und wahrscheinlich ehe Gallien bevölkert ward. Wie hätten sonst nachher die immer eiteln Gallier von den Briten lernen wollen! Ich halte daher die gallischen Druiden für eine Pflanzschule der britischen; so wie die britischen für eine Pflanzschule morgenländischer Weisen.

12. Cäsar, der, wohl theils aus Ehrgeiz, ein den Römern noch ganz unbekanntes Land zu erobern, theils, um einen Vorwand zu haben, nach vollendetem Krieg in Gallien den vom Senat ihm zugestandenen Legionen, die er zu Unterjochung Rom's unter den Fahnen erhalten wollte, länger vorzustehen, zwei Feldzüge wider die Briten unternahm, erkämpfte Siege und verfuhr wie ein Sieger (Vor Ehr. Geb. 55 und 54.). Doch war seine Unternehmung glänzender als sie würde folgenreich gewesen seyn, wenn

nicht schon die bloße Anfeindung eines harmlosen Volkes von den Römern immer als ein Recht wäre angesehen worden, dessen Eroberung früher oder später zu vollenden. Er traf Einrichtungen im Lande, welche wohl schwerlich Bestand hatten; obschon er sich Geiseln von den Briten geben ließ (Caes. de bello gal. IV. et V.). Größere Entwürfe hielten ihn ab von Fortsetzung einer Unternehmung, die er schwerer fand als er erwartet hatte.

13. Sein Nachfolger im Reich, Augustus, gründete, sobald er, wie Cäsar, durch Waffen zur Herrschaft gelangt war, seine Sicherheit auf allgemeinen Frieden. Schien er zwar, als er nach Gallien kam (Vor Chr. Geb. 26.), die Briten angreifen zu wollen, so ließ er sich doch gern durch Gesandte söhnen (Dio Cass.).

14. Furchtsam, weil von allen gefürchtet, haszend, weil von allen gehaßt, war der argwöhnische Libérius weder geneigt, sich von Italien zu entfernen, noch auch einem Feldherrn Legionen zu betrauen.

15. Der so feige als tolle Caligula zog, unter dem Vorwande die Deutschen zu bekriegen, mit zweihundert Tausenden aus, plünderte Gallien und Spanien, Provinzen des Reichs, und hütete sich wohl den Deutschen Leid anzuthun; um aber doch diesem Feldzuge einen kriegerischen Schein zu geben, führte er das Heer an Galliens Küste, stellte es in Schlacht-

ordnung gegen Britannien gerichtet, bestieg ein gerüstetes Ruderschiff, besuhr ein Weilschen die Meerenge, ging wieder an Land, nahm einen hohen Sitz ein, ließ, wie zum Angriffe, die Drommeten erschallen, und befahl dann den Soldaten Muscheln, die am Strande lagen, aufzulesen, um diesen, dem Ocean entrißnen Kriegsraub, als Siegszeichen im Capitol zu den Füßen Jupiters zu legen, und rief dann den karglich beschenkten Kriegern zu: "Gehet froh und reich aus einander!" (Sueton. in Cal. vergl. mit Dio Cass.) So war, im eigentlichsten Sinne des Worts, der Verlauf der Unternehmung dieses Kaisers wider Britannien (N. Chr. Geb. 39.).

16. Seit Cäsars Landungen war beinahe ein Jahrhundert verfloßen, ehe Römer sich den Briten wieder zeigten. Kaiser Claudius, so träge er war, unternahm dennoch diesen Krieg, weil er noch nie zu Felde gezogen war, daher Verachtung befürchten mochte, die dem willkührlichen Herrscher gefährlich ist. Ein unter gutem Feldherrn hingefandtes Heer sollte ihm die für leicht gehaltene Eroberung vorbereiten; dann wollte er die Früchte der von jenem erkochtnen Siege erndten, in einer am Ende der Welt geglaubten Insel, wo es leicht seyn würde günstigen Erfolg zu vergrößern, ungünstigen zu bemänteln, oder, im schlimmsten Falle, sich in Schiffen dem Feinde sicher zu entziehen, denn die Briten hatten keine Flotte!

17. **Julius Plautius**, ein erfahrener Krieger, zog mit Legionen aus Gallien gen Britannien, und eroberte (N. Chr. Geh. 43.) die südlichen Landschaften bis an die Themse, welche am meisten zugänglich und wohl angebauet waren. Nun ging Claudius selbst hinüber, nahm Huldigungen von den Besiegten, kehrte zurück, zog siegprangend ein in Rom (Suet. in Claud. und Dio Cass.).

18. Indessen widerstanden die nördlichen Stämme den Römern mit großer Tapferkeit. Des Plautius Nachfolger, **Ostorius**, führte schweren Krieg wider die vom heldenmüthigen Fürsten **Karakakus** angeführten Briten und besiegte ihn. Karakakus nahm Zuflucht bei **Kartismandua**, Königin der Briganten (eines Volks, welches im nördlichen Britannien von einem Meere bis an's andre wohnte), ward von ihr den Ostorius ausgeliefert und von diesem nach Rom gesandt, wo Claudius, wider die Sitte der Römer, das Verdienst im Feinde zu ehren wußte. Ostorius rückte nun die Gränze der neuen Provinz bis hin an die Ströme **Severn** und **Ken**, sicherte sie durch eine Kette von Festungen und legte Colonien von Veteranen in die Städte **Verulam** und **Ramalodunum** (Colchester) (Tacit. Annal. XII.). So gründete er der Römer Besitz in der fernen Insel, und auch durch einige Städte, die er einem britischen Könige **Cogidonus** schenkte und dadurch ihn auf die Seite der Römer zog, "nach alter lang geübter Sitte des röm-

niſchen Volks.“ ſagt Tacitus, “welches auch Könige zu Werkzeugen der Dienſtbarkeit zu machen weiß.“ *)

19. Nicht zufrieden mit dem Eroberten, griff Oſtorius die Siluren an, die einen Theil des ſüdlichen Wallis und des weſtlichen Worceſtershire, auch Herefordſhire inne hatten, ein rauhes, kriegeriſches Volk, welches ihm ſolchen Obſtand hielt, daß er ſich zu Tode härmte (Tac. Annal. XII. — N. Chr. Geb. 51.).

20. Didius Gallus war betagt, ſein Ehrgeiz beſriedigt, als er nach Britannien geſandt ward, wo er ſich auf Behauptung der Provinz und Eroberung einiger feſten Burgen beſchränkte. Sein Nachfolger Veranius ſtarb innerhalb des Jahres ſeines Antritts (Tac. Agricola, 14.).

21. Der Kaiſer Claudius ward vergiftet von ſeiner Gemahlinn Agrippina, deren von ihrem erſten Gemahle, Domitius, erzeugter Sohn, Nero, den Thron beſtieg (Tac. Annal. XII., 67, 68.).

22. Von dieſem ward Suetonius Paulinus nach Britannien geſandt, ein kriegskundiger, ehrgeiziger, harter Mann (Sueton. in Claud.; Dio Cass.). Die

*) *Vetere ac jam pridem recepta populi Romani consuetudine, ut haberet instrumenta servitutis et reges.*

Tacit. in Agric. 14.

“Es geſchieht nichts neues unter der Sonne“ ſagt der weiſe Salomo.

Prediger Salomo I. 9.

Provinz seufzte unter seiner Strenge, unter den Drangsalen, die sie vom Schatzmeister Catus erdulden mußte, und unter dem Wucher der Römer. Dio Cassius, der indessen oft auch verdienstvollen Männern abhold ist, sagt vom Philosophen Seneca, er habe eine ungeheure Summe seinen Schuldnern in Britannien auf Einmal aufgesagt und sie mit größter Härte eingefordert.

23. Suetonius schrieb dem Einflusse der Druiden das Murren des Volkes zu, beschloß dieses mächtigen Ordens Vertilgung, führte das Heer gegen die Insel Mona, *) wo sie ihren Hauptsitz hatten.

24. Als die Römer sich mit Anstalten zur Ueberfahrt der schmalen Meerenge, welche diese Insel von der nordwestlichen Seite Britanniens trennt, beschäftigten, schreckte sie ein graurvoller Anblick. Zwischen den geordneten Schaaren, die am Gestade der Insel standen, liefen schwarz gekleidete Weiber, mit fliegendem Haar, und lodernde Fackeln in den Händen haltend, indessen Druiden, mit gen Himmel erhobnen

*) Das Mona des Tacitus ist offenbar die Insel Anglesey, nicht die Insel Man, welche, wahrscheinlich aus Verwechslung mit jener, Cäsar Mona nennt (Caes. de bel. gal. V. 13.). Sie liegt mitten zwischen England, Schottland und Irland. Anglesey wird durch einen schmalen Sund von Wallis getrennt. Nur auf Anglesey paßt die Erzählung. Noch jetzt findet man dort Trümmer von Druidentempeln.

Händen, laute Verwünschungen wider die Römer sprachen. Diese wurden von Schauern ergriffen, doch ermannten sie sich, das Fußvolk ging auf flachen Booten über, die Reissigen auf schwimmenden Koffen; wüthend wurden die Briten angefallen und in ihren eignen Flammen verbrannt. Später ward der Insel eine Besatzung gegeben und ausgehauen der zuvor oft mit Menschenopfern besudelte Hain.

25. Suetonius war noch in Mona, als ihm plötzlicher Abfall der ganzen Provinz gemeldet ward. Seine Entfernung mit dem Heer hatte dem lang gährenden Unmuth zu brausender Aufwallung Luft gemacht. Ein neuer Frevel der Römer, begangen an der östlichen Seite des Landes, hatte das unglückliche Volk gereizt.

26. Prasutagus, König der Icener, eines tapfern Volks, welches die Gegenden inne hatte, die wir jetzt Norfolk und Suffolc nennen, hatte in seinem letzten Willen, zugleich mit seinen Töchtern, um diesen Günst und Vermögen zu sichern, den Kaiser zum Erben ernannt. Sogleich waren Römer hingeeilt, hatten das königliche Haus, das Land an sich gerissen, die königliche Wittwe Boudicca mit Streichen, die jungen Fürstinnen in schändlicher Unzucht mißhandelt, nicht nur das königliche Eigenthum, sondern auch die Güter der Privatpersonen an sich gerissen und die Blutsfreunde des verstorbenen Königs zu Knechten gemacht.

27. Schnell griffen die Briten zu den Waffen. Erstes Opfer ihrer Rache ward die Colonie Ramalodunum, *) wo die Römer Raubsucht und Uebermuth gelübt hatten. Die Stadt ward erobert und verbrannt. Cerialis, der nachher ein großer Feldherr ward, war veranlaßt mit Einer Legion zu Hülfe geeilt, deren ganzes Fußvolk getödtet ward. Er eilte dann mit den Reutern.

28. Der verabscheute Schatzmeister Catus floh nach Gallien.

29. Suetonius eilte herbei, kam nach London, welches keine Colonie, aber schon sehr besuchte Handelsstadt war. **) Die Einwohner flehten ihn an, zu ihrem Schutze dort zu bleiben, das schien ihm nicht rathsam, er erlaubte aber denen, die Lust dazu hatten, ihm mit dem Heere zu folgen. Die andern wurden ein Raub des Feindes. So auch die Colonie zu Verulam.

30. Gegen hiezig Tausende, theils Römer, theils ihnen Angehörige, waren schon, und viele auf grausame Weise, von den Briten getödtet worden, als

*) Ramalodunum ist nach vielen das jetzige Malden, nach Anville aber, dessen Autorität sehr groß ist, Evesham.

**) Londinium . . . cognomento quiddam colonia non insignis, sed copia negotiatorum et comitatus, maxime celebre.

Tac. Annal. XIV. 33.

Suetonius, örtliche Vorthelle nuzend, Schlacht zu liefern wagte, mit zehn Tausenden, gegen der Briten ungeheures Heer. Viele ihrer Weiber waren, auf Wagen sitzend, Zuschauerinnen der Schlacht, Anführerin war Boudicea, welche mit ihren Töchtern, von Schaar zu Schaar fahrend, die Streiter entflammte. *) Aber römische Kriegskunst entschied. Man sagt, daß beinaß achtzigtausend Briten auf dem Schlachtfelde blieben. Nach Tacitus nahm die Königin Gift; Dio sagt, sie sei bald nachher an Krankheit gestorben.

31. Suetonius erhielt Verstärkung aus Deutschland und übte fürchterliche Rache an den Briten, die auf den von den Römern aufgehäuften Vorrath rechnend, nur auf Krieg gewandt, den Feldbau versäumt hatten (Tac. Annal. XIV. 31.-38.).

32. Blutig und schwer blieb das römische Joch auf der Provinz (N. Chr. Geb. 62.). Doch ward Paulinus Suetonius zurückgerufen, dessen drei nächste Nachfolger wider die noch unabhängigen Völker der Insel nichts unternahmen, indessen die unterworfenen, müde durch Zwang und durch Verfall, sich an die Knechtschaft nach und nach gewöhnten.

*) Schon damals liebten die Briten weibliche Herrschaft. Neque enim sexum in imperiis discernunt, sagt Tacitus (in Agricola 16.). Ja Königinnen führten nicht selten das Heer wider den Feind. Solitum Britannis feminarum ductu bellare (Annal. XIV. 35.).

33. Kaiser Vespasian, der zur Zeit des Kaisers Claudius, als Feldoberst einer Legion, sich in Britannien sehr ausgezeichnet hatte, sandte den Pätilius Særealis, dessen jugendliche Verwegenheit oben gerügt worden, der aber seitdem ein großer Feldherr geworden war, in diese Insel (N. Chr. Geb. 71.). Er besiegte gegen Mitternacht die Briganten; sein zweiter Nachfolger, Julius Frontinus, gegen Abend die Siluren. Beide Länder, ja ganz Britanniens und des südlichen Theils von Schottland Eroberung ward vollendet durch den Julius Agricola, dessen merkwürdiges Leben sein Eldam; der Geschichtschreiber Cornelius Tacitus, mit Meisterhand beschrieben hat. Vespasian sandte ihn im vorletzten Jahre seiner Regierung. In sieben Feldzügen zeigte sich Agricola als großen Feldherrn, und in wachsender, weiser, milder, gerechter Verwaltung des Landes, als einen vortrefflichen Statthalter. Er trug die Schrecken der römischen Adler bis tief hinein in's rauhe Kaledonien, lehrte Kunst, Wissenschaft und milde Sitten die Einwohner der durch ihn sehr vergrößerten Provinz, welche gegen die Einfälle der Kaledonier (Nordschotten) zu sichern, er einen Erdwall aufwarf von der Mündung des Forth bis zur Mündung des Clyde, und eine Reihe von Festungen am Wall erbaute. Verehrt von Vespasian und von Titus, ward er zurück berufen im vierzehnten Jahre der Regierung des jedem Verdienste abholden Domitian (N. Chr. Geb. 85.), der mit eiteln

Ehren ihn überhäufte, aber im Laufe seines Ruhms ihn hemmte und nicht frei vom Verdachte gelassen ist, diesen verdienstvollen Mann aus dem Range geräumt zu haben.

34. Erst während des Agricola Statthaltertschaft wurden die Römer vollkommen überzeugt, daß Großbritannien eine Insel sei, wie doch schon Cäsar, und, nach ihm, Strabo, gesagt hatten.

35. Eine deutsche Cohorte, des Stammes der Usipiter, (deren Wohnung zu dieser Zeit am Rhein, zwischen der Sieg und der Lahn war) hatte in Britannien ihren Hauptmann, zugleich mit den Unterbefehlshabern, erschlagen, welche sie im römischen Kriegsdienst unterrichteten. Darauf bemächtigten sie sich dreier Fahrzeuge, um in's Vaterland heimzufahren. Da ihre Steuerer ihnen verdächtig wurden, tödteten sie auch diese, fanden sich aber in großer Verlegenheit, da sie weder der Schiffahrt noch der Küstenkundig waren. Sie fuhren daher längst dem Gestade und mußten oft mit den Strandbewohnern blutige Kämpfe für den Unterhalt bestehen. Schon litten sie solche Noth, daß sie zuerst die schwächsten, dann solche, welche durch's Loos dazu bestimmt worden, gegessen hatten, als sie, nach vollbrachter Umsegelung Britanniens, im deutschen Meere von Seeräubern gefangen und einige nach Italien verkauft wurden, wo sie ihr ausgetandnes Abenteuer erzählten. Hierdurch ward Agricola veranlaßt ein Geschmas-

der von Schiffen ausgehenden, um die Auslage jener Deutschen zu prüfen. Auf dieser Fahrt entdeckten und eroberten die Römer die ostadrischen Inseln (Tac. Agric.; Dio Cass.), glaubten auch das berühmte, als äußerstes Ende des Erdkreises besungene Thule entdeckt zu haben, welches viele, namentlich wahrscheinlich irrig, für das ferns Island halten, da weit eher zu vermuthen ist, daß es das Felsengefilde Norwegens war, oder die Schetländischen Eilande.

36. Wahrscheinlich mögen die nördlichen Vervohner der neuen Provinz ihre südlichen Nachbarn oft bewundert und sich mit den Römerkriegern verbündet haben, da wir sehen, daß der Kaiser Hadrian, als er Britannien besuchte, eine neue Mauer aufzurichten ließ, welche vom Ausfluß der Tyne bis zum Meeresspaß von Solway sich erstreckte, wodurch er die Westten ausschloß, ja allem ansagte, was Agricola im Schottland erobert hatte, und selbst einem kleinen Lande im Nordosten des eigentlichen Britanniens. (N. Chr. Geb. 121.)

37. Zur Zeit des Kaisers Antoninus Pius (das heißt zwischen den Jahren 138 — 161) ward der Todwille des Agricola erneuert und befestigt. Aber selbst der kriegerische Severus, den die drei letzten Jahre seines Lebens in Britannien blutigen Krieg führte, kam zurück zur sichern Maßregel des Hadrian, auf die Gränze seiner Mauer, die er erstarrte, sich beschränkend. Severus hielt, während seines Auf-

enthalt in Britannien, sein Hoflager zu Eboracum, dem jetzigen York. Er zog ohne Zweifel diesen Aufenthalt den südlichen Theilen der Insel vor, weil er von dort aus die zum Aufruhr geneigten Meaten, welche das südliche Schottland inne hatten, in Zwang, und die unabhängigen Kalebonier in Furcht erhielt. Er starb zu Eboracum (N. Chr. Geb. 211.).

38. Von dieser Zeit an, bis gegen das Ende des dritten Jahrhunderts, haben wir wenige Nachrichten von Britannien. Als Diocletianus das Reich mit Maximianus Hercules theilte, welchem er, nicht nach dem Scheine, aber in der That, mit fast selbst verbehaltenner Oberwaktung, das Weidland abtrat, da erhielt Karaufius, ein Belgier, die Statthalterschaft von Bononia in Gallien (Boulogne in der Picardie), mit dem Auftrage Gallien und Britannien gegen fränkische und sächsishe Seeräuber zu schützen. Karaufius kam ihren Unternehmungen nicht zuvor; griff sie aber an, wenn ihre Schiffe mit Beute beladen waren (Eutropius, IX. 15.), erwarb dadurch großen Reichthum, erkaufte die Anhänglichkeit des Seeevolks und der römischen Legion in Britannien, ward zum Kaiser ausgerufen (N. Chr. Geb. 287.), vermehrte das Heer mit vielen Edelmännern, baute viele Schiffe.

39. Nach einer gegen ihn verlorenen Seeschlacht, machte Maximian Frieden mit ihm; überließ ihm Britannien (N. Chr. Geb. 289.).

40. Drei Jahre nachher ernannte Diocletian den Galerius, Maximian den Constantius, zu Cäsaren (N. Chr. Geb. 292.), in welcher Eigenschaft sie zwar an Würde den Augusten nachstanden, doch aber die ihnen anvertrauten Provinzen als Nachbarn regierten. Dem Constantius ward Gallien, Spanien und Britannien zugetheilt. Als er sich zur Eroberung der Insel rüstete, ward Karavus von Allectus, einem seiner Feldherren, ermordet (N. Chr. Geb. 293.), und dieser schwang sich auf den Thron. Nach drei Jahren landete Constantius in Britannien, Allectus ward besiegt und fiel (N. Chr. Geb. 296.). Es ward durch Constantius Britannien wieder mit dem römischen Reiche vereint, von dem es gegen zehn Jahre getrennt gewesen (Aurel. Vict. in Caes.; Aurel. Vict. Epit.; Eutropius).

41. Gleich dem Severus hielt Constantius, wann er in Britannien war, sein Hoflager in York, wo dieser gute und große Fürst starb (Euseb. Eccl. Hist. VIII. 23.; Eus. in vita Constantini I. 21, 22.), wo auch sein Sohn, Constantin der Große, zum Kaiser ausgerufen ward (N. Chr. Geb. 306.).

42. Es scheint, daß mehr als sechzig Jahre verflossen, ehe wieder etwas merkwürdiges in Britannien vorgefallen, bis, zur Zeit des Kaisers Valentinianus, die Schotten verheerend in die Provinz einfielen. Der Graf Theodosius, größter Feldherr seiner Zeit, Vater des großen Theodosius, welcher Kaiser ward, ging,

auf Valentinians Befehl, mit Cassaren hinüber, schlug den Feind, eroberte das südliche Schottland, machte es zur römischen Provinz und gab dieser, dem Kaiser zur Ehre, den Namen Valentia (N. Chr. Geb. 368). Auch unterdrückte er den Aufruhr eines gewissen Basitimus, der dorthin verbannt, mit Hülfe anderer Verbannten und einiger Soldaten sich auf den Thron setzen wollte und am Leben bestraft ward (Amm. Marcellin. XXVIII. 3. — N. Chr. Geb. 369).

48. Von der Zeit an, da die Briten von Agricola überwunden worden, sehen wir, einige Regungen der Briganten ausgenommen, in dieser entfernten Provinz kein Streben nach Unabhängigkeit. Die Härte früherer Statthalter und die traurige Erfahrung von Schwere des römischen Arms, hatten ihnen den Muth gebrochen. Die Milde des Agricola hatte ihnen das Joch erträglich gemacht, und sie waren durch Erfahrung zuvor unbekannter Bequemlichkeiten erinnert worden. Sie hatten römische Wissenschaften, aber auch römische Bedürfnisse des Wohlstandes, der Kuppigkeit kennen gelernt. Als Constantius die Stadt Autun in Gallien, welche etwa dreißig Jahre zuvor von Astericher Lectius war zerstört worden, wieder aufbaute, mit Tempeln und Pallästen sie schmückte, ließ er Künstler aus Britannien kommen. So schön ist noch und nach die Briten sich aus mit der Dienstbarkeit, daher die Bewegungen, welche in dieser Provinz gegen die Regierung entstanden, nicht von den

Eingebornen herrührten, sondern von Römern, die durch römische Soldaten sich zu Gegenkaisern aufwarfen. Sowohl dieser Ursache wegen, als auch weil es zum Schutze der Provinz gegen die unabhängigen Picten und Skoten in Schottland keiner großen Heeremacht bedurfte, ward gewöhnlich nur Eine Legion in Britannien unterhalten.

44. Zur Zeit da Gratianus Gallien, Spanien und Britannien, der große Theodosius das morgenländische Reich, beherrschte, Italien, der westliche Theil Aegyptens und die römische Provinz Afrika für den minderjährigen Valentinian II. verwaltet wurden, ließ Magnus Clemens Maximus, ein Befehlshaber römischer Schaaren in Britannien, sich von den Soldaten zum Kaiser ausrufen (N. Chr. Geh. 383.), ging mit der Legion und der Blüthe streitbarer Jugend Britanniens nach Gallien, ward auch dort als Kaiser anerkannt, besiegte den Kaiser Gratian, welcher floh und erschlagen ward (N. Chr. Geh. 383.). Durch diesen Tod sah Maximus sich in Besiz von Gallien, Spanien und Britannien.

45. Zwar hatte Theodosius, bei erster Nachricht vom Erstürmen des Mannes, ein starkes Heer wider ihn gerüstet, und war auch irrt, als er den Tod des Gratianus erfahren hatte, in Begriff auszuziehen, um den Reichsantheil des jungen Valentinian und dort Ruinen selbst zu schützen; als aber Maximus seinen Oberkammerer gen Constantinopel sandte und die Ver-

sicherung gab, daß er Valentinian nicht anfeinden und sich am Eroberten würde genügen lassen, wenn Theodosius ihn als Kaiser anerkennen wollte; Theodosius aber, geschwächt durch zwar geendigten, aber unter der Asche glühenden Krieg mit den Gothen, billiges Bedenken trug, diese ungern Friede haltenden, furchtbaren Nachbarn im Rücken zu lassen, um den nicht zu verachtenden Emporkömmling vom Throne zu stürzen; so ging er, dem Drang der Umstände nachgebend, den vorgeschlagenen Vertrag mit Maximus ein, durch welchen dieser als Kaiser anerkannt, dem Valentinian aber sein Reich gesichert ward (N. Chr. Geb. 383.).

46. Nach vier Jahren zog Maximus, unter dem Schein von Hülfe, so er dem Valentinian zu einem Kriege in Pannonien — wahrscheinlich gegen die Gothen und Alanen — zu senden vorgab, wider ihn, überraschte ihn durch schnelle Ankunft mit dem Heer vor Mailand, wo Valentinian sein Hoflager hielt, zog siegesprangend in die Stadt ein, aus welcher kaum noch der junge Kaiser hinüber nach Thessalonich entran, wohin sogleich Theodosius aus Constantinopel zu ihm kam (N. Chr. Geb. 387.).

47. Im folgenden Jahr zog Theodosius, begleitet von Valentinian, wider Maximus, besiegte dessen Feldherrn bei Sissek in Kroatien, und bei Pettau in Oestreich, dann den Maximus selbst in Aquileja. Dieser ward in Banden beiden Kaisern vorgeführt, bald darauf von erbitterten Soldaten, welche fürch-

teten, daß Theodosius seines Lebens schonen würde, getödtet (Ambros. Ep.; Sulpic. Sev.; Zosimus.; Them. orat.; Pacat. orat.; Socrates Hist. Eccl. — N. Chr. Geb. 388.)

48. Obgleich, wegen schnellen Erfolgs des Maximus wider Gratian und des Theodosius wider Maximus, diese Kriege nicht sehr blutig waren, ward dens noch durch sie Britannien sehr geschwächt, da die Geschichtschreiber bezeugen, daß die zahlreiche Jugend nicht heimgelehrt sei, sondern sich niedergelassen habe in Gallien.

49. Die Skoten und Picten nutzten den wehrlosen Zustand Britanniens desto mehr, da unter Honorius, des großen Theodosius schwachem Sohne, dem der Vater das abendländische Reich hinterlassen hatte, das Ansehen des auf allen Seiten von rauhen und kräftigen Völkern angefallenen Reichs, von Jahr zu Jahr tiefer sank.

50. Als nun Britannien heimgesucht von jenen schottischen Stämmen, gefährdet durch Nähe der Burgundionen und Franken, welche Gallien verheerten, (das kurz vorher von Vandalen, Sueven und Alanen war verwüstet worden) und verlassen vom hilflosen Honorius, in gegenwärtigem Drangsal ärgeres Elend befürchtete, da riefen die Soldaten einen gewissen Markus zum Kaiser aus, den sie nach einigen Tagen; dann Gratian, den sie nach vier Monaten ermordeten, endlich Constantin, einen Gemeinen aus ihrer Mitte

(N. Chr. Geb. 407.) von dem gesagt wird, daß er wegen günstiger Vorbedeutung mit dem Purpur bekleidet worden, weil der auch in Britannien zum Kaiser ausgerufne große Constantin, zu Beherrschung der ganzen römischen Welt gelangt war.

51. Gleich dem Maximus führte Constantin die römischen Soldaten und den Kern der noch übrigen Jugend hinüber nach Gallien, um zugleich die Herrschaft der römischen Macht in diesem Lande und auch die deutschen Feindlinge zu bekriegen. An dem Glück des Honorius verzweifelnd vereinigten sich einige seiner Scharren mit dem Jünger Constantius, welcher sowohl Franken und Rugundionen, als auch dem wider ihn gesandten römischen Feldherren Sarrus überwand, diesen aus Gallien vertrieb, jenen aber Erbden gemahnte, ohne sie aus dem Lande zu treiben, es sei daß er sich dazu nicht stark genug fühlte, oder daß er sie als tüchtige Kriegsgenossen hegte, wofür er das Ansehen des gemeinschaftlichen Feindes wieder kriegen sollte (N. Chr. Geb. 407 oder 408.)

52. Constantin, im Besitz von Gallien, ernannte seinen Sohn Constans, wiewohl dieser den Abkömmling erwählt und schon geübt hatte, erst unter dem Titel von Cäsar, dann als Augustus, zum Kaiser, verheirathete ihn und ließ ihn nach Spanien ziehen mit einem Heere, in Begleitung des Laurentius, eines guten Feldherren, der ihn dieses Land untemperkt, nach dem er zwei Wittwen des Honorius, Verthiginus und

Didymus, die ihm tapfern Abstand gehalten, gefangen hatte.

53. Nun sandte Constantin Botschafter an Honorius, gen Ravenna, mit dem Ansuchen, ihn als Kaiser anzuerkennen. Honorius that's, theils weil er sich zu ohnmächtig fühlte ihm Einhalt zu thun, theils um seine gefangnen Vettern zu retten. Diese hatte aber Constantin ermorden lassen (N. Ehr. Geb. 409.).

54. Im folgenden Jahre ward Rom von Alarich, Könige der Gothen, erobert, geplündert, verwüstet (N. Ehr. Geb. 410.). Flammen und Schwert heimsuchten diese vom Blute der Völker dreier Welttheile trunkne Königin der Städte, deren Jünglinge und Männer ermordet oder in Banden weggeführt, Weiber und Jungfrauen geschändet wurden (Hieron.; August.; Orosius.). Nur zwei Freistätten ließ Alarich den unglücklichen Römern offen, die Kirchen der Apostel Petrus und Paulus. Sie waren die größten in Rom und viele Menschen fanden in ihnen Schutz vor jeder Verlegung.

55. In eben diesem Jahre ward Constans von Alanen, Vandalen und Sueven, zu denen sein Feldherr Gerontius übergegangen war, aus Spanien vertrieben, und zu Vienne im Delphinat, auf Gerontius Befehl, ermordet. Dieser belagerte den Constantin in Arles. Es zog aber gegen ihn der Graf Constantius, Feldherr des Honorius. Da verließ fast das ganze belagernde Heer den Gerontius, er floh, ward

von seinen Soldaten ermordet. Nun belagerte Constantius den Constantin, der noch in Arles war. Dieser ergab sich, und obgleich Constantius ihm das Leben verheissen hatte, ließ dennoch Honorius ihn ermorden, zürnend wegen seiner auf jenes Befehl ermordeten Bettern (Sulpic. Sev.; Ambrosius; Orosius; Salvianus; Zosimus; Sozomenus; Photius. — N. Chr. Geb. 441.).

56. Schon vor seinem Tode hatte Constantin Britannien verloren, ja wahrscheinlich schon im selbigen Jahr, in welchem er mit der Blüthe der Jugend dieses Volks, und mit der Legion, die ihn den Briten zum Kaiser aufgedrungen, die Insel verlassen hatte.

57. Die Briten, die so lang unter dem römischen Joche geseufzet hatten und nun keinen Schutz fanden unter einer Regierung, deren Druck und Raubsucht unerträglich war, beschloffen, es auf einmal abzuschütteln, und vertrieben die im Namen des Constantin im Lande waltenden römischen Dränger (Zosimas VI.). Es scheint, daß sie sich dazu ermuthigten nach einem glücklichen Erfolge wider die Picten und Skoten.

58. Honorius selbst schien dieses Erkühnen zu ermuntern, in Briefen, welche er an die Städte Britanniens erließ, in denen er ihnen die Vertheidigung ihres Landes anempfahl. *)

*) Zosimus belehrt uns, daß des Honorius Schreiben an die Gemeinen oder Städte Britanniens gerichtet gewesen. *Προς τας ἐν Βρεττανία πόλεις*. Ohne Zweifel fand in der lateinischen Urschrift dieses Schreibens: *ad civi-*

59. *Armonica* — ein Name, unter welchem damals die Küsten Galliens zwischen den Mündungen der Seine und der Loire verstanden wurden, folgte dem Beispiele Britannniens (Zosimus VI.).

60. Die Geschichte aller Zeiten bezeugt es, daß es Richter sei das Joch, sei es fremder oder einheimischer Tyrannnei, abschütteln, als eine Verfassung

tates Britanniae, oder ad civitates Britannorum. Selber fehlt es uns an einem Worte, um den Sinn des *Polis* da auszudrücken, wo es nicht *urbs*, sondern *civitas* bedeutet. Warum brauchen wir nicht den schweizerischen Ausdruck *Stand*, der jede unabhängige Gemeinde, sowohl den mächtigen Kanton Bern als das kleine Gersau bezeichnet? Von dieser ganzen sehr merkwürdigen Verhandlung wissen wir nichts als was Zosimus uns davon berichtet. Gleichwohl sagt Gibbon: "Das unabhängige Land ward während einer Zeit von vierzig Jahren, bis zur Landung der Sachsen, regiert durch die Geistlichkeit, die Edlen und die Municipalsstädte." Den Erweis bleibt er uns schuldig, bekennt aber, naif genug, in einer Anmerkung, daß einige Umstände von ihm auf Vermuthung und Analogie gegründet worden, und daß die Halsstarrigkeit seiner Sprache ihn manchmal gezwungen habe, vom Coniunctiv in den Indicativ überzugehen. Uebrigens ist seine Vermuthung, wie mich dünket, sehr wahrscheinlich. — Ich glaube noch bemerken zu dürfen, daß der Verfasser des kaiserlichen Schreibens, in der Ueberschrift an die Städte Britannniens, wohl an Vorzüge der römischen Colonien und der Municipalsstädte habe erinnern und dadurch auf Beibehaltung einiger Abhängigkeit vom römischen Reiche deuten wollen. Das Leben einer kränkenden politischen Macht gehet mit dem letzten Seufzer einer Form aus.

geben, welche, Ordnung und Freiheit sichernd, bestehen könne. Es erhob sich aus der Folge nur zu sehr, wie wenig die Briten jener Zeit für eine wahre Verfassung gereift waren. Wenige Jahre verflossen, ehe sie, unvermuthend sich neuer Anfeindungen ihrer nördlichen Nachbarn zu erwehren, Gesandte an den Kaiser ordneten, mit der Bitte, ihnen wieder eine Legion zum Schutze des Landes zu senden, und mit demüthiger Angelobung ewiger Unterwerfung. Ihre Bitte ward gewährt. Die gelandeten Römer griffen die Feinde der Briten an, tödteten deren viele, drängten die andern in ihre heimischen Felsen zurück. Dann ermahnten sie die Briten, die Gränzmauer zu erneuen, und verließen die Insel. Die Briten gingen zwar an's Werk, aber statt eine Mauer von Steinen zu bauen, warfen sie einen schwachen Erdwall auf. Picten und Skoten ergossen sich wieder über das Land. Abermals senden die Briten um Hülfe nach Rom und erhalten wieder eine Legion, welche den Feind, der in später Jahrszeit sie nicht erwartet hatte, überraschte, theils vertilgte, theils vertrieb. Darauf aber erklärten die Römer, daß sie abziehen würden, und daß hinfüro keine Hülfe vom Reiche zu erwarten sei. Sie ermahnten die Briten, sich zu Vertheidigung ihres Landes zu ermannen, doch baueten sie selbst ihnen, mit Hülfe britischer Arme, eine feste Mauer aus Steinen auf, über den Trümmern derjenigen, welche Severus gebauet hatte. Auch sicherten sie das

mittägige Gestade Britanniens durch Thürme und
segelten dann zurück nach Gallien.

61. Den schottischen Völkern entging weder die
Abfahrt der Römer; noch auch blieben sie unkundig
der Erklärung, welche diese gegeben hatten, daß sie
zum letzten Male gekommen wären. Sie fielen wie-
der in's Land, verheerten es sogar als zuvor und töd-
teten viele der Einwohner.

62. Statt mannhafter Thaten sich zu erheben
wider die Barbaren, erdrückten sich die Briten noch
einmal zu schamloser Bitte an die Römer. Der be-
rühmte Aetius stand damals, im zwanzigsten Regie-
rungsjahre Kaiser Valentinians III., dem römischen
Heere vor in Gallien. Abgeordnete brachten ihm
einen Brief, welcher überschrieben war: "Die Seufzer
der Briten." Gar jämmerlich winseln sie in diesem
Schreiben: "Die Barbaren treiben uns an's Meer,
das Meer wirft uns zurück auf die Barbaren, wir
müssen erwürgt werden, oder ertrinken." (N. Chr.
Geb. 446.)

63. Aetius war zu beschäftigt in Behauptung
Galliens wider die fürchterlichen Hunnen, als daß er
den Briten hätte Hülfe senden können. Ihre Bitte
ward versagt. Sie gerlethen in zagenbe Verzweiflung,
verließen Wohnungen und Aecker, flohn in Wald und
Gebürg, riefen so den Hunger, einen neuen Feind,
durch Feigheit herbei. Viele sanken unter dem Schwerte
der Barbaren, bis auch diese von Hunger, aus dem

Land, das sie verheert und dessen Bau sie verhindert hatten, getrieben, mit schwerer Beute heimkehrten.

64. Nun kamen die Briten aus ihren Schlupfwinkeln zurück zu ihren Egen, bauten das fruchtbare Land, welches ihnen in diesen Jahren außerordentlich ergiebige Erndten gewährte, genossen dessen Fülle, uneingedenk ihrer traurigen Erfahrungen, daher unbesorgt für die Zukunft, bis sie, wieder bedrängt von den Feinden, und zugleich heimgesucht mit schrecklicher Pest, einen ihrer Gewaltigen, Vortigern, zum Könige wählten und in einer Versammlung den Entschluß faßten, die Sachsen, ein wildes, heidnisches Volk, dessen Tapferkeit sie oft zu ihrem Schaden erfahren hatten, wider die Skoten und Picten um Beistand anzuflehen (*Gildae de excidio Britanniae Epistola; Bedae Hist. Eccl. Anglorum I. 12-14.*).

Auszug der Geschichte Britanniens, bis zu Alfreds Zeit.

Zweiter Abschnitt.

Erste Verkündigung und Verbreitung des Evangeliums in Britannien, und Aus- zug der kirchlichen Geschichte Bri- tanniens.

1. Es sei, daß Crescens und Trophimus, Jünger des Apostels Paulus (2. Tim. IV. 10. 29. Ap. Gesch. XX., 4. XXI., 29.), wie in Frankreich geglaubt wird, das Evangelium den Galliern verkündigt haben, oder nicht, so ist doch gewiß, daß die Kirche Galliens sehr ehrwürdig war, als im Jahre 177, zur Zeit des Kaisers Marcus Aurelius Antoninus, die Gläubigen zu Vienne im Delphinat und zu Lyon, eine Verfolgung erduldeten, von welcher sie an die Brüder in den sieben Gemeinen Asiens, denen Johannes der Evangelist ehemals seine Offenbarung zueignete, einen Bericht erließen, der ein Kleinod jener frühen, gesegneten Zeit ist (S. Eus. Eccl. Hist. V. 1.).

2. Es mag vielleicht das heilbringende Wort von Christen, welche dieser Verfolgung auswichen, seyn

hinüber gebracht worden nach Britannien. Ein schätzbarer Schriftsteller dieses Landes, der ehrwürdige Beda, welcher im Anfang des achten Jahrhunderts blühte, erzählt uns in seiner Kirchengeschichte Britanniens, daß zur Zeit des Kaisers Marcus Aurelius Antoninus, ein britischer König, Namens Lucius, *) an den heiligen Eleutherus, Bischof zu Rom, geschrieben habe, ihn zu bitten, daß er ihm zur Annahme der christlichen Religion beförderlich seyn wollte. Der Papst habe sich der Bitte des Königes gefügt, worauf den Briten die Religion Jesu Christi verkündigt worden, sie solche angenommen, auch ungestört sie bekannt haben, bis zur Zeit der Christenverfolgung unter dem Kaiser Diocletian (Beda's Hist. Eccl. Angl. I. 4.).

3. Da der heilige Eleutherus im Jahre 177 zum Stuhle des Apostels Petrus gelangte, und der Kaiser Marcus Aurelius im Jahre 180 starb, so muß die Verhandlung zwischen jenem und dem britischen Könige während der Zwischenzeit Statt gefunden haben. Auch bezeugen Tertullian und Origenes (Tertul. adv. Jud. cap. 7. Origen. in Matth. tract. 28.), deren erster im zweiten und dritten, der letzte in der ersten

*) Der römische Name darf nicht befremden. Mit den Römern verbündete Fürsten nahmen oft römische Namen an. So nannte sich der Bruder unsers Hermanns, Flavius.

Hälfte des dritten Jahrhunderts blühte, daß das Evangelium auch zu den Briten gelangt sei.

4. Unter den britischen Märtyrern der Diocletianischen Verfolgung ist der heilige Alban vor andern berühmt. Er war ein Heide, wohnte bei Verulam, hatte einem Geistlichen Zuflucht in seinem Hause gegeben, war durch das Betragen des gottseligen Mannes auf dessen Lehre aufmerksam, und, nach genommenem Unterrichte, gläubig geworden. Des dem Christen verliehenen Schutzes wegen ward er vor den römischen Statthalter geführt, dem er erklärte, daß er selbst den heiligen Glauben angenommen. Der Statthalter *) ließ ihn mit Streichen mißhandeln und foltern, um ihn zu zwingen den Götzen zu opfern. Alban blieb standhaft; der Römer ließ ihn zum Tode führen. Auf dem Wege ward er aufgehalten, weil des Volks, welches über die Brücke eines Stroms ging, so viel war, daß es schien als würde er bis

*) Diocletian ward Kaiser im Jahr 284. Erst im neunzehnten seiner Regierung ließ er sich zur Christenverfolgung hinreißen. Zu der Zeit aber regierte Constantius in Britannien, der den Christen hold war. Ehe dieser Kaiser ward, mag wohl ein römischer Statthalter die immer gegen die Christen bestehenden Gesetze in Ausführung gebracht haben. So finden wir einzelne Märtyrer zur Zeit des mildsamen Antoninus Pius. Es ist mir daher wahrscheinlich, daß diese Verfolgung in Britannien Statt hatte ehe Constantius Cäsar ward, das heißt vor dem Jahre 292.

zum Abende dießseits des Flusses verweilen müssen. Alban nahte dem Wasser, hob die Augen gen Himmel, betete. Da theilte sich die Fluth und ließ nicht nur ihn, sondern noch viele andre hindurch gehn. Zeuge dieses Wunders schleuderte der Scharfrichter das Schwert von sich, warf sich dem heiligen Bekenner zu Füßen und ward ein Christ. Begleitet vom Volke, welches von der Hitze des Tages litt (es war der 22ste Juni), bestieg Alban einen anmuthigen Hügel, kniete nieder, betete, und sogleich entsprang eine Quelle. Der Mensch, welcher ihn enthauptete, fiel auf die Erde und ward blind, jener andre, der das Schwert von sich geworfen, ward mit Alban enthauptet (*Gildae de Excidio Britanniae Ep.*; *Bedae Hist. Eccl. Angl. I. 7.*). *)

5. Englische, alte Schriftsteller bezeugen, daß viele von denen, welche gegenwärtig waren bei der Hinrichtung des heiligen Alban, gläubig wurden, sich unterrichten ließen von dem Priester, durch den er

*) Es liegt in der Natur der Sache, daß Ungläubige von solchen Wundern nichts hören wollen. Aber warum sollten Christen sie leugnen? Hören wir hierüber den gelehrten und verdienstvollen englischen Protestanten Collier, der im letzten Viertel des siebzehnten und ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts blühte, und Verfasser einer Kirchengeschichte ist. So schreibt er:

“Die Wunder des heiligen Alban werden von so glaubwürdigen Schriftstellern bezeugt, daß ich nicht sehe, warum man sie bezweifeln wollte. Es erhellet

befehlet worden, und mit ihm in's Land Wallis gingen (S. Harpsfield.), wo sie sich taufen ließen, gegen Tausend an Zahl, und von den Ungläubigen getödtet wurden. Jenen Priester steinigten sie (Thom. Rudburn; Matth. Paris.).

6. Nach diesem genoß die britische Kirche einer anderthalbhundertjährigen äußern Ruhe, bis zur Zeit der Angelsachsen, welche wohl durch Anfälle von Barbaren zu Wasser und zu Lande mag sehn hie und da gestört, doch nie völlig unterbrochen worden.

7. Aber auch diese Kirche, wie so viele des Morgenlandes und des Abendlandes, ward zum Theil angestecht von der Kezerei des Arius, eines Priesters zu Alexandria in Aegypten, der gegen das Jahr 319 anfang Zweifel zu erheben wider die ewige Gottheit des Sohnes Gottes, und in seinen Lasterungen immer dreister ward. Zwar ward seine Irrlehre auf der allgemeinen Kirchenversammlung zu Nicaea in Bithy-

offenbar aus den Schriften der Alten, daß zu ihrer Zeit in der Kirche Wunder geschahen. Daß Gott nur zur Zeit der Apostel Seine Macht auf übernatürliche Weise kund gethan haben sollte, hat keinen Grund für sich. Diese haben nicht die ganze Welt bekehrt. Warum sollte Gott nicht auch Seinen spätern Knechten nicht zu verwerfende Beglaubigungszeichen gegeben haben? Warum wollte man die Wunder des heiligen Alban verwerfen, da die Lage, in welcher er sich befand, wohl einer übernatürlichen Dazwischenkunft des Himmels werth war."

nien (N. Chr. Geb. 325.) verdammet; seine Anhänger aber verbreiteten sich allenthalben. Wie weit dieses Uebel in Britannien um sich gegriffen, möchte schwer zu bestimmen seyn, doch kehrten wahrscheinlich die verleiteten Kirchen auch dort zur katholischen Lehre zurück, als sich das ganze Abendland wider diesen Irrthum erklärte, gegen das Jahr 368 (Athan. ad Afros et ad Episc.).

8. Aus dem Schooße der britischen Kirche selbst ging hervor der Irrlehrer Pelagius. Bürtig aus Bangor in Wallis hatte er sich dort dem Mönchsstande gewidmet und ging nach Rom, wo er Bekanntschaft machte mit Celestius, einem Mönch aus Irland. Beide hatten natürliche Gaben, Gelehrsamkeit, Fleiß und Eifer. Sie geriethen auf den Irrthum, die Erbsünde zu leugnen, und auf andre, aus diesem abgeleitete falsche Meinungen. Ein Jahr vor Einnahme Rom's (N. Chr. Geb. 409.) durch die Gothen verließen sie diese Stadt und verbreiteten ihre Lehre, welche, in Kirchenversammlungen verdammet, dennoch bei vielen Eingang fand, vorzüglich in Britannien (V. Marcum Mercatorem.).

9. Die rechtgläubigen Bischöfe dieser Insel wandten sich an die Kirche Galliens, und baten sie, einige Männer voll Kraft und Geistes ihnen zu senden, welche vermögend wären dem Uebel Einhalt zu thun. Galliens Bischöfe versammelten sich in einem Concilium und ernannten zu diesem Geschäfte den heiligen

Germanus, Bischof zu Auxerre, und den heiligen
Lupus, Bischof zu Troyes.

10. Zu eben dieser Zeit hatte der Diacon Pallas-
bius vom heiligen Eblestin I., welcher auf dem aposto-
lischen Stuhle vom Jahre 422 bis 432 saß, nach Bri-
tannien gesandt, nach seiner Rückkehr diesem Papste
das Bedürfniß der britischen Kirche an's Herz gelegt,
worauf Eblestin eben den Germanus, welchen Galliens
Bischöfe zur Sendung bestimmten, zu seinem Legaten
in Britannien ernannte, um dem Agricola, Sohne
des pelagianischen Bischofs Severianus, Obstand zu
halten, welcher dort in Verbreitung der falschen Lehre
sehr thätig war.

11. Germanus und Lupus reiseten nach Britan-
nien, predigten nicht nur in Kirchen, sondern auch
auf freiem Felde. Außerordentliche Kräfteverweisungen
gaben den Worten Nachdruck, die Wahrheit erhielt
über den Irrthum vollkommenen Sieg.

12. Beide waren noch in Britannien, als dieses
Land zugleich zu Lande von den Picten und von den
Sachsen zu Wasser angefallen ward. Nach Vermögen
rüsteten sich die Briten wider den vereinten Feind und
luden die heiligen Männer ein zu ihnen in's Lager
zu kommen, wo sie die Heiden, deren unter den Bri-
ten noch waren, in der heiligen Lehre des Evange-
liums unterrichteten, dessen heilige Pflichten sie auch
den Christen kräftig einschärften.

13. Germanus war, eh' er dem geistlichen Stande sich gewidmet, ein Krieger gewesen und hatte durch Verdienste sich bis zur Oberbefehlshaberstelle in Gallien unter Honorius emporgeschwungen.

14. Getrieben vom Geiste, dessen er voll war, führte er die Briten dem Feind' entgegen, und hieß jene, sobald dieser sich zeigen würde, mit lauter Stimme ihm nachrufen, was er rufen würde. Der Feind erschien, dreimal rief Germanus: "Halleluja!" Das ganze Heer rief dreimal ihm nach: "Halleluja!" Schrecken Gottes ergriff den Feind. *)

15. Germanus und Lupus kehrten darauf zurück nach Gallien (Bedae Hist. Eccl. Angl. I. 17 - 20; Constantii vita Germ.; Usserii Ant. Brit.).

16. Verschiedne Jahre nachher ward Germanus, dem wieder auflebenden Irrthum zu steuern, abermals nach Britannien berufen. Er führte mit sich den heiligen Severus, einen so eben zum Erzbischofe von Trier berufenen Jünger des Lupus. Die Sen-

*) Bin ich gleich dem ehrwürdigen Beda in dieser Erzählung gefolgt, so darf ich doch nicht verschweigen, daß nach Bemerkung des gelehrten Thomas Carte, (der sich um die Geschichte des Präsidenten Thon so großes Verdienst erworben) dieses Ereigniß wahrscheinlich erst Statt fand während des Germanus zweiten Aufenthalts in Britannien, als nicht Lupus, sondern Severus, ihn begleitete.

©. Butler im Leben der Heiligen. Art. St. Germanus.

derung beider Männer bewirkte der Verfertigten Rückkehr zum wahren Glauben, in welchem sie nachher viele Jahrhunderte lang treu beharrten. Germanus ließ daurenden Segen nach sich, durch Gründung vorzüglicher Pflanzschulen für junge Geistliche.

17. Großen Segen stiftete Germanus auch durch die Wahl der Männer, welche er diesen Schulen vorsetzte. Auch protestantische Schriftsteller nennen noch mit dankbarer Ehrfurcht die heiligen Iltut und Dubritius. Jenen ordnete Germanus zum Priester, den Dubritius zum Bischofe von Landaff, im Jahre 446, vier Jahre vor Landung der Angelsachsen. Wir dürfen die besondre Waltung Gottes darin nicht verkennen, daß diese Anstalten von Germanus in Wallis gegründet wurden, welches, seiner Gebürge wegen, von den heidnischen Angelsachsen nicht erobert ward; wo, je nachdem diese eine Landschaft nach der andern unterjochten, viele Tausende der Briten hinfüßteteten.

18. Hören wir hierüber einen protestantischen Schriftsteller unsrer Zeit, den Robert Henry, der in seiner trefflichen Geschichte von Großbritannien sich also ausdrückt: "Nach der Abreise des Germanus ward den britischen Kirchen vorgestanden mit vieler Weisheit und sie blieben bewahrt vor Ansteckung der Irrlehre durch einige seiner Jünger. Unter diesen zeichnete sich vorzüglich aus, sowohl durch Gelehrsamkeit als durch Eifer und Frömmigkeit, Dubritius und Iltutus. Dubritius war zuerst Bischoff zu Landaff,

ward nachher Erzbischof zu Caerleon und hatte die Oberaufsicht über zwei Schulen von Jünglingen, die sich der Kirche widmeten. Iltutus stand einer berühmten gelehrten Pflanzschule vor in Glamorganshire, welche noch jetzt die Kirche von Iltut genannt wird. In diesen Akademieen sind viele treffliche Männer erzogen worden, welche, sowohl daheim als im Auslande, zu den höchsten kirchlichen Würden gelangten, wie, zum Beispiel, Samson, Erzbischof zu Dol in Bretagne; der heilige Maglorius sein Nachfolger auf diesem Stuhl; Maclov, Bischof zu St. Malo; Daniel, Bischof zu Menevia" (welches nach ihm St. Davids genannt wird) "und viele andre. *) Daher geschah es, daß die brittischen Kirchen mitten unter den Trübsalen jener Zeit" (nämlich zur Zeit der heidnischen Angelfachsen) "ansehnlich blüheten, sowohl in Frömmigkeit als in Gelehrsamkeit, unter der Verwaltung von Iltutus, von Dubritius, von deren Jöglingen und Nachfolgern" (Robert Henry's History of Great-Britain.)

19. Während dieser Zeit wurden auch verschiedene Concilien im Lande gehalten (Spelm. Conc.), deren einige, wie Henry bemerkt, gemischte Versammlung der vornehmsten Männer der Kirche und des Staats gewesen zu seyn scheinen, in welchen auch über

*) Landaff, Caerleon, die Kirche von Iltut, Bangor, St. Davids, liegen alle in Wallis.

weltliche, öffentliche Angelegenheiten Beschlüsse gefaßt wurden.

20. Es ist wahr, wie auch Henry bemerkt, daß das oben angeführte vortheilhafte Zeugniß, so er den Bischöfen jener Zeit giebt, nicht übereinzustimmen scheint, mit den bittern Klagen, welche der Abt Gildas führt, über die Unwissenheit und über das ungöttliche Wesen der britischen Geistlichkeit; aber man kann auch wohl nicht leugnen, daß dieser fromme Abt, in seiner Geschichte von Britanniens Zerstörung, die Farben sehr dunkel aufträgt, wie auch die Natur des traurigen Gegenstandes, den er behandelte, und das, was er selbst in seinem Vaterlande, wo die Angelsachsen mit eiserner Faust schalteten, erlebt hat, wohl entschuldigen. *)

*) Gildas, mit dem Beinamen: der weise, geboren im Jahr 492, war von edlem Geschlecht, ward in einem Kloster erzogen, und liebte die Wissenschaften, die er, nach dürftiger Maßgabe jener Zeit, fleißig erlernte. Er ward Mönch, ging, als er einige und dreißig Jahr alt war, nach Frankreich, widmete sich dem beschaulichen Leben im Inselchen Houat (nahe bei der größern Insel Belle-Isle), ward dann Abt eines nahe dabei gestifteten Klosters Rhuy, an der südlichen Küste von Bretagne, lebte dann wieder einsam in einer Felsenhöhle, besuchte aber oft das Kloster, schrieb die Geschichte des Untergangs seines Vaterlandes, starb in hohem Alter, wird den Heiligen gezehlet.

21. Gewiß ist, daß Theleau, David und andre Bischöfe der britischen Kirche während dieser Zeit, erleuchtete und heilige Männer waren; aber wahr ist es auch, daß der Verderb des Volkes, über den seine Schriftsteller klagen, und der aus den öffentlichen Verhandlungen der Zeit hervorgehet (S. unter andern Spelm. Conc.), anzuzeigen scheint, daß im Ganzen der religiöse Zustand der Briten übel beschaffen, und wahrscheinlich die Mehrheit der Bischöfe jenen verdienstvollen, heiligen Amtsbrüdern nicht ähnlich war.

22. Wo der Nationalbestand eines Volkes ganz aufgelöst wird, ohne durch gewaltige Uebermacht eines fremden Feindes zermalmt zu werden, da müssen große Zerrüttungen vorhergegangen, da muß tödtliche Fäulniß seyn. Wir werden sehen, daß das volkreiche Britannien von einem Häuflein halb wilder, aber kräftiger Barbaren erobert ward.

23. "Das Volk," so klagt Gildas, "obgleich schwach gegen fremde Feinde, war in bürgerlichen Fehden streitbar und tapfer. Könige wurden geordnet, aber nicht von Gott; die grausamsten gelangten zur höchsten Würde.... Dann wurden sie erschlagen, nicht nach Urtheil und Recht, und Menschen, welche ärger als sie wütheten, an ihre Stelle erkoren. War etwa Einer tugendhafter und milder als die andern, so lud er nur desto mehr Haß und Feindschaft auf sich." (Gildas de excidio Britanniae, 19.)

24. Der ehrwürdige und liebenswürdige Priester Bede *), welcher im Anfang des achten Jahrhunderts blühte, den, nach dem Beispiel des Alterthums, an-
 jetzt noch die vorzüglichsten englischen Schriftsteller
 den ehrwürdigen nennen, und dessen Verdiensten
 Edmund Burke (Abridgm. of the Engl. Hist.) volle
 Gerechtigkeit widerfahren läßt; Bede beklagt, wie
 Gildas, die tiefe Versunkenheit des entarteten Volks,
 und bekennt, daß zur Zeit, von welcher wir jetzt
 reden, das heißt gegen die Mitte des fünften Jahr-
 hunderts, auch unter der Geistlichkeit Trunkenheit und
 Zwietracht im Schwange gingen (Beda Hist. Eccl.
 I. 14.).

25. Die Wahl, durch welche Bortigern, ein Ge-
 waltiger im Lande, wahrscheinlich mit Theilnahme der
 Bischöfe, zum Könige berufen ward, gereicht den Wäh-
 lenden zu daurendem Vorwurf. Dieser Bortigern,
 wie er bei Bede, und nach ihm bei neueren Schrift-
 stellern heißt, den aber Gildas Gurthrigern, und
 Lallieffin, ein im sechsten Jahrhundert blühender Barde
 Gwertheyrn nennt, war ein heillosor Mann, von
 dessen Treulosigkeit und Bosheit die Alten voll sind.
 Wir dürfen übrigens nicht wähen, daß ihm unum-
 schränkte Macht wäre verliehen worden, vielmehr sehen

*) Bede ward geboren im Jahr 673 und starb 735. Von
 diesem verdienstvollen, gottseligen Manne wird zu sei-
 ner Zeit die Rede seyn.

wir, daß er, bei wichtigen Angelegenheiten des Landes die Stände zu Rath ziehen mußte. Er gelangte nicht ohne Mitverbung eines Nebenbuhlers zur Krone. Dieser, wahrscheinlich aus römischen Geschlecht, wird von den Engländern Ambrosius genannt; Schriftsteller des Landes Wallis nennen ihn Emrys Wledig. So diese als jene rühmen ihn als einen tapfern, bescheidenen und kühnen Mann, dessen Ansehen dem unwürdigen Vortigern gefährlich blieb (S. Turner's Hist. of the Anglo-Saxons.).

26. Gleichwohl vermochte dieser, in einer Versammlung der Stände, sie so zu stimmen, daß beschlossen ward, wider die Picten und Skoten um Hülfe zu flehen bei den Sachsen (Bedae Hist. Eccl. I. 14. und viele andre Schriftsteller. — N. Chr. Geh. 450.).

Auszug der Geschichte Britanniens, bis zu Alfreds Zeit.

Dritter Abschnitt.

Geschichte der Angelsachsen, von deren Landing bis auf Alfred.

1. Die Sachsen werden von Tacitus, dem wohlunterrichteten Freunde der Deutschen, bei Angabe der verschiednen Völkerschaften unsers Vaterlandes übergangen; sei es, daß sie, ihrer mitternächtlichen Lage wegen, und weil sie etwa noch einen kleinen Stamm ausmachten, ihm entgingen, oder daß sie ihren Namen später angenommen. Erste Erwähnung derselben geschieht beim Erdbeschreiber Ptolomäus *), der im zweiten Jahrhundert blühte. Er belehret uns, daß sie am rechten Elbufer, in der cimbrischen Halbinsel, bis zum Strome der Trave, das heißt in Holstein und in drei Inseln der Nordsee gewohnt haben.

*) Es ist sonderbar, daß über das Zeitalter des Ptolomäus verschiedne Meinungen Raum gefunden, da er selbst erzählt, daß er im zweiten Regierungsjahre des Kaisers Antoninus Pius, das heißt im Jahr 139, zu Alexandria astronomische Beobachtungen angestellt habe.

Diese Inseln sind Helgoland, Nordstrand und wahrscheinlich die vom Nordmeer und von der Eider gebildete Halbinsel Eiderstädt, welche Ptolomäus wohl für eine Insel halten mochte. Ob damals schon, wie zur Zeit des ungenannten Geographen von Ravenna, der im siebenten Jahrhundert lebte, die Eider Gränzstrom zwischen Deutschen und Cimbrern war, vermag ich nicht zu bestimmen, bezweifle es aber, da die Jütländer, welche mit den Sachsen nach Britannien kamen, Eine Sprache mit ihnen, gleiche Sitten, gleiche Religion gehabt, gleichsam zu Einem Volke mit ihnen verschmolzen gewesen zu seyn scheinen, das sich aber doch als zwei Völkerschaften durch die Namen Sachsen und Jüten unterschied. Später verbreiteten die Sachsen sich in Deutschland und eroberten zu Lande, nachdem sie seit Jahrhunderten, als furchtbare Seefahrer, wie die Dänen und Normannen, die Schifffahrt handelnder Nationen gefährdet und die belgischen, gallischen, britischen Küsten heimgesucht hatten.

2. Einige leiten den Namen der Sachsen vom Volke der Sacer her, welches in dem asiatischen Scythien wohnte, von wannen Odin, oder Wodan, der Eroberer, Gesetzgeber, Religionserneuer, dann vergötterter Held, seine Krieger nach Scandinavien führte; andre vom Worte Sachs, welches noch jetzt, in einigen Gegenden Westphalens, ein Messer bedeutet, wie im Dänischen (Sax) eine Scheere. Dieser Ableitung stimmt Leibniz bei (S. auch Moscou's Geschichte der

Leutschen VI. 2.). Gewiß paßt sie besser auf die Sitten dieses zu Wasser und zu Land auf Abenteuer ausgehenden Volkes, als jene dritte vom alten Worte *faten* oder *fassen*, *sigen* bleiben. Daß sie wirklich das Schwert Sachs nannten, davon werden wir bald einen redenden Erweis finden.

3. Dieses kleine, kühne, auf Holsteins Gränzen zwischen der Elbe und der Trave, und auf die Inseln Helgoland (das Malta des Nordmeers), Nordstrand und die Halbinsel Eiderstadt beschränkte Völkchen, erwuchs zu einem der berühmtesten Völker unsrer Nation, welches sich in den nach ihm genannten Ländern erobernd verbreitete, und dessen Fürsten eine Zeit lang den deutschen Königsstuhl besaßen, wo sie, als römische Kaiser, für Häupter der ganzen abendländischen Christenheit angesehen wurden. In Europens größter Insel, welche sie nach einem ihrer kleinsten Stämme, der Angeln, England nannten, gediehen sie zu einer Nation, welche ihre Fittiche über den äußersten Morgen Indiens und über die den Alten unbekannten Thore des Abends verbreitete, und in welcher — was weit schätzbarer ist — unter herrschendem Gesetz, bei gleich abgemognen Mächten des geheiligten Hauptes, der Edlen und der Gemeinen, eine Freiheit blühet, die das Glück und der Ruhm eines edlen, hochgesinnten Volkes ist.

4. Obgleich nach allgemeiner Erzählung, welche sich auf Bedens allerdings ehrwürdiges Zeugniß grü-

det, die daher auch von verdienstvollen neueren Schriftstellern angenommen wird, die von Vortigern berufenen Reichsstände Britanniens eine Gesandtschaft nach Deutschland sollen geordnet haben, um der Sachsen Weisheit wider die Picten und Skoten zu erschlehen; so folge ich doch lieber der Erzählung des Nennius, weil er früher als Bede schrieb, und weil andre altbritische Zeugnisse mit ihm übereinstimmen, vorzüglich aber weil sie, meines Bedünkens, an sich weit mehr Wahrscheinlichkeit hat, als die gewöhnliche, welche den Hengst und den Horst auf Einladung der Briten landen läßt.

5. Als die Reichsstände Britanniens, berufen von Vortigern, versammelt waren, um sich über Vertheidigung des Landes gegen die Picten *) und Skoten zu berathen, und Vortigern zugleich zitterte vor dem an der Spitze eines Heers ihm drohenden Ambrosius, da ward kund, daß unter Anführung zweier Brüder, Hengst **) und Horst, Sachsen gelandet

*) Picten waren die früher sogenannten Kaledonier, die wir jetzt Bergschotten nennen. Die Skoten hatten zuvor Mäaten geheißen, und wohnten im flacheren, südlichen Schottland. Man glaubt, daß sie aus Irland abstammten. Sie gaben später dem ganzen Schottland seinen Namen.

**) Die deutsche Bedeutung des Wortes Hengst ist uns allen bekannt. Dänen und Schweden sprechen Hingst. Auf englisch heißt ein Pferd horse. Sollten nicht

wären an die kleine Insel Thanet, welche zur Landschaft Kent gehört, und gelegen ist vor der äußersten südöstlichen Spitze Britanniens. Sie waren wahrscheinlich des Stamms der Angeln, nach denen noch jetzt die kleine anmuthige Landschaft ihren Namen führt, die am nördlichen Ufer des schmalen Meerarmes liegt, der in Gestalt eines Flusses, die Schley genannt wird, und sich aus der Ostsee ergeußt bis hin an die nach ihm genannte Stadt Schleswig.

6. Die Versammlung sandte Männer, welche diese Ankömmlinge nach dem Zweck ihrer Reise befragen sollten, worauf Hengst und Horst antworteten, sie wären, nach Weise nordischer Nationen, zu großer Bevölkerung wegen, durchs Loos gezwungen worden ihr Vaterland zu verlassen, sammt den Kriegern, die sie mit sich führten. Hengst und Horst rühmten sich Urenkel zu seyn des vergötterten Odin, oder Wodan, von dem sie auch wirklich mdgen abstammten haben.

7. So klein auch die Zahl dieser in drei Fahrzeugen *) angelangten Fremdlinge war, konnten sie

bide Brüder, so wie das Volk nach dem Schwert sich nannte, sich nach dem kriegerischen Rosß genannt haben? Rosse waren den Deutschen geheiligte Thiere (Tac. de morib. Germ. 10.).

*) Darin, daß sie in drei Fahrzeugen kamen, stimmen alle Berichte überein; einige nennen solche Chiuken, ein Wort, welches man noch findet im veralteten englischen Worte Koyle, im deutschen, noch in Nieder-

doch, je nachdem sie es mit den Briten wider ihre Feinde, oder mit diesen wider die Briten hielten, ein Gewicht in die Wage legen. Es ward daher von der Reichsversammlung beschlossen, sich ihres Beistands zu versichern. Man ging einen Vertrag mit ihnen ein, durch welchen sie, für Nahrung und Kleidung, wahrscheinlich auch für verheißnen Antheil am Kriegeraube, sich verpflichteten mit den Briten in's Feld zu ziehen wider die Picten und Skoten.

8. Es wird erzählt, daß Hengst bei einem Mahle, so er dem Vortigern und den Gewaltigen des Landes gegeben, seine Tochter herbei kommen lassen, welche den Gästen Wein und Meeth eingeschenkt, worauf Vortigern, von Trank und Liebe berauscht, um die schöne Rowena gefreiet, und gegen Abtretung der Landschaft Kent sie zur Ehe bekommen habe (Nennius; Jeffry.).

9. Anfangs schien der Erfolg die Bethörung der Briten zu rechtfertigen. Verstärkt, geführt, entstammt von den muthigen Fremdlingen, besiegten sie

sachsen bekannten, Gölle, und im dänischen Jolle, welches noch immer in Gebrauch ist. Alle diese Worte bezeichnen kleine Boote. Doch waren diese drei Fahrzeuge, nach Bede, *naves longae* (Kriegsschiffe). Ich weiß nicht, aus welchen Nachrichten Hume und Burke schöpften, als jener die Zahl der gelandeten Sachsen auf funfzehnhundert angab, dieser auf mehr als sechszeinhundert.

den nun gemeinschaftlichen Feind. Aber der über die Picten, vor denen die Briten gezittert hatten, leicht errungne Sieg, offenbarte den Sachsen die ganze Schwäche ihrer Bundsgenossen, nach deren schdnem Lande sie zugleich gelüftete. Sie sandten Kunde und Einladung an ihre Landsleute jenseit des Meers. Bald erschien ein Geschwader von siebzehn Schiffen, mit fünftausend Streitern; nicht lange darauf eine Flotte von vierzig Schiffen, unter Anführung von Deta und Abisa. Nun stiegen von Tage zu Tage die Forderungen der Fremden an die Briten, denen zu spät die Augen aufgingen über ihre feige Thorheit, als es ihnen erging wie dem Pferd in der Fabel, das wider den Hirsch den Menschen um Hülfe angefleht hatte; ihn auffügen ließ, und nach erlegtem Hirsche den Reiter hinfort tragen mußte (Hor. Epist. L. X. 34-38.).

10. Vortigern ward vom Throne gestoßen; sein Sohn, Vortimer, den uns alte britische Schriftsteller als einen Herkules schildern, darauf erbhhet. Unter seiner Anführung ermuthigten sich die Briten zum Kriege wider die Sachsen. Viele Schlachten wurden gefochten. Fürchterlich war die bei Mylesford, wo Horsa fiel. Da gleich nachher Hengst und dessen Sohn Eska (nach andern Eskus) Kent eroberten, so scheinen die Briten sich mit Unrecht des Siegs gerühmt zu haben.

11. Vortimer starb. Sein unwürdiger Vater gelangte abermals zur Regierung. Von Briten wird

erzählt, Hengst habe, unter dem Vorwande einer Unterhandlung, Vortigern zu einem Mahle eingeladen, sammt großem Gefolge seiner Edlen, seine Gäste in Meeth berauscht, dann den Sachsen, die ihre Schwerter unter dem Kleide verborgen gehalten, zugerufen: "Nemed eure Saxas!" worauf dreihundert edle Briten erschlagen, Vortigern in Banden gelegt worden (Nennius Hist. Brit.; siehe auch Jeffry u. Golyzon, bei Turner.).

12. Nun ward die höchste Würde von den Briten dem verdienstvollen Ambrosius übergeben, welcher den Sachsen, wie es scheint, mannhaften Obstand hielt.

13. Große Dunkelheit schwebt um jene Zeit. Briten und Sachsen erwähnen derselben Ereignisse, denen ein unbefangener Zeuge fehlte. Nach den Briten soll Hengst eine Schlacht verloren, welche ihn soll gezwungen haben mit seinen Streitern abzugehen. Fünf Jahre lang soll er abwesend geblieben seyn. In der That bemerkt man bei den angelsächsischen Schriftstellern tiefes Stillschweigen über die acht Jahre zwischen 458 bis 466. Endlich stimmt mit jener britischen Behauptung das Zeugniß eines alten niederländischen Schriftstellers überein, nach welchem Hengst, während seiner Abwesenheit aus Britannien, die Stadt Leyden soll erneuet *) haben. Dem sei indeffen wie

*) Erneuet, nicht gegründet. Den Römern war Leyden längst bekannt. Sie nannten es Lugdunum Ba-

ihm wolle, so erhellet aus Vergleichung der britischen Nachrichten mit den sächsischen, daß, obschon die Briten sich manchmal zu tapferm Widerstand ermannet haben, sie dennoch den Sachsen Obstand zu halten nicht vermochten, und die Eroberung ihres Landes durch die Angelsachsen beweiset es offenbar.

14. Ehe wir Britannien in verschiedne angelsächsische Königreiche vertheilt zeigen, mag es genügen zu sagen, daß die Sachsen mit Feuer, mit Schwert, ohne Schonung des Alters oder des Geschlechts, gewüthet haben; am heftigsten gegen die Geistlichen. Bischöfe und Priester wurden zum Theil vor dem Altar ermordet. Die Kirchen und die Klöster wurden zerstört. Flüchtige Briten wurden auch in Gebürgen, in die sie geflohen, aufgesucht und haufenweise ermordet. Andre zwang der Hunger sich den rohen Siegern in Knechtschaft zu ergeben. Da die Besitznahme des ganzen Landes, dessen die Angelsachsen sich bemächtigten, bei hundert und vierzig Jahre dauerte, so flohen viele aus den schon eroberten in die noch unabhängigen Landschaften, doch mehr nach Wallis und Cornwallis, weil jene grausam angefeindet und verheeret wurden, diese aber, ihrer Lage wegen, und wegen der Streitbarkeit, welche Verges-

tavorum, um es von Ipon, und von St. Vertrant in Guyenne zu unterscheiden, die auch Lugdunum hießen.

wohnern eigen ist; den heidnischen Angelfachsen mit Erfolg widerstanden (Gildas de Excidio Britanniae; Bedae Hist. Eccl. Angl. I. 15.).

15. Sehr viele flohen nach Armorica. Von ihnen erhielt diese schöne Halbinsel in Frankreich den Namen Bretagne. Die Mundart des Volkes, besonders im niedern Bretagne, zeugt noch laut für britischen Ursprung.

16. Uebertrieben ist die Behauptung derjenigen, welche sagen, das Volk der Briten sei, nur diejenigen ausgenommen, welche nach Cornwallis, Wallis und Armorica flüchteten, ganz vertilgt worden. So übertreiben auch andre, wenn sie sagen die Eroberer hätten allen Briten, die sie leben ließen, das Joch harter Leibeigenschaft aufgelegt. Die erste Behauptung widerlegt Burke durch die Menge von Einwohnern des Landes, welche wir zwei Jahrhunderte nachher finden. Zwar möchte man dagegen, nicht ohne Schein, einwenden, daß die Schönheit der fruchtbaren Insel zahllose Horden aus Deutschland mit Weibern und Kindern möge hinübergezogen haben. Aber auch durch andre Gründe beweiset jener treffliche Schriftsteller die Ungereimtheit dieser Uebertreibungen. Er macht uns aufmerksam auf Gesetze, welche in frühesten Zeiten angelfächsischer Herrschaft gegeben worden. Das eine bestimmt das Blutgeld für einen erschlagenen Briten eben so hoch als für einen erschlagenen Engländer von der niedrigsten Ordnung. Durch ein an-

dres Gesetz wird sowohl dem Briten als dem Engländer der niedrigsten Ordnung, der Weg geöffnet zu einer höhern Ordnung zu gelangen. Beide Gesetze beweisen offenbar, nicht nur daß noch Briten im Lande blieben, sondern auch noch freie Briten. (Edm. Burke *Abridgment of the Engl. Hist.*).

17. Das Christenthum aber erlosch nach und nach, je nachdem die Sachsen sich weiter verbreiteten; sowohl durch Ermordung oder Vertreibung der ganzen Geistlichkeit, als auch durch den harten Druck der Briten, deren Sprache nach und nach unter sächsischer Herrschaft ausstarb, und nur in Wallis und Cornwallis sich erhielt. Die deutsche Sprache ward Englands Sprache und erhielt sich, obschon nicht ohne einigen Zusatz, welchen ihr vom neunten Jahrhundert an die Dänen brachten, ziemlich rein, bis sie im elften Jahrhundert ganz verfälschet ward durch die Normannen und Franzosen, mit welchen Wilhelm der Eroberer das schöne England unterjochte. Da entstand aus deutschen, dänischen, normannischen und französischen Bestandtheilen, zu denen man noch das alte britische rechnen muß, welches sich in Wallis und in Cornwallis bisher ganz erhalten hatte, und dessen ohne Zweifel auch einiges durch Umgang mit den Besiegten in die Sprache der Sachsen übergegangen war, die jetzige englische Sprache. Sie ist ein Gemisch vieler Sprachen, an sich sehr unvollkommen, aber, durch Verfassung des Landes, welche die Be-

redsamkeit begünstigt und übt, durch Freiheit, welche den Geist erhellet, ihm Schwung giebt und das Herz erhebt, daher auch durch große Zahl geistreicher Schriftsteller, zu einer Würde gelanget, welche durch Bestimmtheit gesichert, und durch kräftigen Gebrauch in Rede, Schrift und Gesang edel geworden.

18. Biewohl unter den nach und nach hinzugekommenen Eroberern wahrscheinlich Abenteuerer verschiedener germanischer Stämme waren, so nennt Bede doch nur drei Völkerschaften, die den thätigsten Antheil an dieser Unternehmung hatten, und deren Häupter die neuen Reiche in Britannien gründeten. Es waren die Sachsen, die Angeln und die Jüten, welche bei Bede Witen heißen (Beda's Hist. Ecol. Angl. I. 15.). Der letzten wird nachher wenig erwähnt.*). Alle deutsche Eroberer Britanniens wurden unter dem Namen Sachsen, oder Angeln, oder Angelsachsen begriffen. Nach der kleinen Landschaft Angeln heißt Britannien England, so wie das von den Deutschen eroberte Gallien, nach den Franken Frankreich.

19. Wir dürfen uns Hengst nicht als den Eroberer von ganz Britannien denken. Als Abenteuerer begann er, nutzte Umstände, die er nicht vorher-

*) Witen, so muß man bei Bede lesen, und nicht Witen. Bekannt ist ja die Verwechslung des U mit dem V bei lateinischen Schriftstellern. Es waren Jütländer, welche bei den Dänen noch jetzt Jüten heißen.

gesehen, sein Erlöhnen wuchs durch Erfolg und gab den Unternehmungen andrer Abentheurer Beispiel und Schwung. Es vergingen hundert und sechs und dreißig Jahr, ehe ganz Britannien (mit Ausnahme von Wallis und Cornwallis) unterjocht ward. Hengst beschränkte sich auf einige mittägige Landschaften, Kent, Middelsex (Mittelsachsen) und Esser (Ostsachsen). Es versteht sich, daß die beiden letztgenannten erst durch die Sachsen diesen Namen erhielten. Dazu behauptete er einen Theil von Surrey. Er hatte seinen Sitz zu Canterbury (welches damals Doroverna hieß); herrschte in diesem Reiche, welches das Reich von Kent genannt wird, gegen acht und dreißig Jahr, hinterließ es seinem Sohne Esca (oder Eskus) (Nach Chr. Geb. 488.).

20. Elf Jahr vor Hengstens Tode (N. Chr. Geb. 477.) landete Ella, ein andrer sächsischer Fürst, und eroberte, nach langem Widerstande, nebst einem Theile von Surrey, das nach seiner Lage und den Siegern benannte Land Suffer (Südsachsen), wo er ein Reich gründete.

21. Andre Sachsen landeten unter Anführung des sächsischen Fürsten Kerdil und seines Sohnes Kentil, in der Gegend, welche den Namen Wessex (Westachsen) erhielt (N. Chr. Geb. 495.). Die Briten hielten ihnen tapfern Obstand, selbst noch als dere Anführer Razan-Leod mit fünf Tausenden gefallen war. Ja, zwölf Jahre nachher litt Kerdil eine

große Niederlage (N. Chr. Geb. 508.), als die Einwohner den König der Siluren (im südlichen Wallis), Arthur, zu Hülfe gerufen hatten.

22. Dies ist der von Warden in Wallis und in andern Theilen Britanniens besungne, hochgefeierte König Arthur oder Arthus. Er ist aus dem Gebiet der Geschichte hinüber gezaubert worden in's romantische Lustreich der Phantasie. Schriftsteller des spätern Mittelalters, denen das Ungeheure groß schien, ließen sich nicht genügen an den Künsten seines Zauberers Merlin, an seinen Rittern der runden Tafel, an dem Wunderschwert, mit dem alte Säger ihren Helden gerüstet hatten, dem Schwerte, mit dem er in Einer Schlacht achthundert und vierzig Feinde erlegte. Siezprangend haben sie ihn, sammt seinen Rittern, in Dänemark und in Frankreich eingeführt, und, auch damit nicht zufrieden, ihn einen römischen Feldherrn besiegen lassen, dem Könige von drei Welttheilen gefolgt waren. Gleich Kindern, die einen Gegenstand, den sie beleuchten wollen, verbrennen, haben sie aus der Geschichte des ruhmgekrönten Helden ein Ammenmärchen gemacht, so daß selbst sein Daseyn bezweiflet worden.

23. Kerdil erholte sich von seiner Niederlage, gründete das Reich Wesser (Westachsen), hinterließ sterbend die Herrschaft seinem kriegerischen Sohne Kenrif (N. Chr. Geb. 534.), bei dessen Tode das auf seine Nachkommen übergehende Land in sich be-

griff Hampshire, Wiltshire, Berkshire und die Insel, welche Becta hieß, nach einem Sprößlinge Wodan's, und anjezt Wight genannt wird.

24. Von der Morgenseite ward das unglückliche Britannien nicht weniger angefallen als von der mittägigen Gegend. Schaaren von Sachsen ergossen sich, gleich der Meeresfluth, welche sie brachte; tapfere Gegenwehr der Briten widerstand ihnen hier viele Jahre, bis endlich Uffa Stifter des Reiches der Ostangeln ward (N. Chr. Geb. 575.). Es umfaßte die Grafschaften Cambridge, Suffolck und Norfolck.

25. Im hundert sieben und dreißigsten Jahr nach Landung des Hengst erwarb sich Krida mit eroberndem Schwerte großes Land. So entstand das Reich Mercia (N. Chr. Geb. 587.). Es enthielt die Shires von Hartford, Buckingham, Oxford, Gloucester, Monmouth, Worcester, Warwik und einen Theil von Hereford. Es ward begränzet vom Strome Severn, von Ostangeln und von Essex.

26. Dieses Essex und Middlesex wurden losgerissen von Kent und bildeten darauf, nebst einem Theile von Hartfordshire, das ungefähr zu gleicher Zeit mit Mercia entstehende Reich Essex.

27. Northumberland, also genannt nach dem ihm mittägigen Strome Humber, der es von Mercia trennt, war bald nach Hengstens Ankunft von Sachsen angefeindet worden. Seine Bewohner aber vertheidigten es mit so standhafter Tapferkeit, daß beinahe

große Niederlage (N. Ehr. Geb. 508.), als die Einwohner den König der Elluren (im südlichen Wallis), Arthur, zu Hülfe gerufen hatten.

22. Dies ist der von Warden in Wallis und in andern Theilen Britanniens besungne, hochgefeierte König Arthur oder Arthurs. Er ist aus dem Gebiet der Geschichte hinüber gezaubert worden in's romantische Lustreich der Phantasie. Schriftsteller des spätern Mittelalters, denen das Ungeheure groß schien, ließen sich nicht genügen an den Künsten seines Zauberers Merlin, an seinen Rittern der runden Tafel, an dem Wunderschwert, mit dem alte Sänger ihren Helden gerüstet hatten, dem Schwerte, mit dem er in Einer Schlacht achthundert und vierzig Feinde erlegte. Siezprangend haben sie ihn, sammt seinen Rittern, in Dännemark und in Frankreich eingeführt, und, auch damit nicht zufrieden, ihn einen römischen Feldherrn besiegen lassen, dem Könige von drei Welttheilen gefolgt waren. Gleich Kindern, die einen Gegenstand, den sie beleuchten wollen, verbrennen, haben sie aus der Geschichte des ruhmgekrönten Helden ein Ammenmärchen gemacht, so daß selbst sein Daseyn bezweiflet worden.

23. Kerdik erholte sich von seiner Niederlage, gründete das Reich Wessex (Westfachsen), hinterließ sterbend die Herrschaft seinem kriegerischen Sohne Kenrik (N. Ehr. Geb. 534.), bei dessen Tode das auf seine Nachkommen übergehende Land in sich be-

griff Hampthshire, Wiltshire, Berksire und die Insel, welche Vecta hieß, nach einem Sprößlinge Modan's, und anjetzt Wight genannt wird.

24. Von der Morgenseite ward das unglückliche Britannien nicht weniger angefallen als von der mittägigen Gegend. Schaaren von Sachsen ergossen sich, gleich der Meeresfluth, welche sie brachte; tapfere Gegenwehr der Briten widerstand ihnen hier viele Jahre, bis endlich Uffa Stifter des Reiches der Ostangeln ward (N. Chr. Geb. 575.). Es umfaßte die Grafschaften Cambridge, Suffolck und Norfolck.

25. Im hundert sieben und dreißigsten Jahr nach Landung des Hengst erwarb sich Krida mit eroberndem Schwerte großes Land. So entstand das Reich Mercia (N. Chr. Geb. 587.). Es enthielt die Shires von Hartford, Buckingham, Oxford, Gloucester, Monmuth, Worcester, Warwik und einen Theil von Hereford. Es ward begränzet vom Strome Severn, von Ostangeln und von Esser.

26. Dieses Esser und Middlesex wurden losgerissen von Kent und bildeten darauf, nebst einem Theile von Hartfordshire, das ungefähr zu gleicher Zeit mit Mercia entstehende Reich Esser.

27. Northumberland, also genannt nach dem ihm mittägigen Strome Humber, der es von Mercia trennt, war bald nach Hengstens Ankunft von Sachsen angefeindet worden. Seine Bewohner aber vertheidigten es mit so standhafter Tapferkeit, daß beinahe

ein Jahrhundert verging, ehe Ida, ein hochgefinnter Sachsenfürst, der, wie Hengst und wie alle Stifter dieser Reiche, sich der Abkunft von Wodan rühmte, den Theil von Northumberland eroberte, welcher jetzt Northumberlandshire heißt, und das Bisthum Durham (N. Chr. Geb. 547.). Er nannte sich König von Bernicia.

28. Etwa zu gleicher Zeit eroberte Ella, ein andrer Fürst von Sachsen, Lancastershire und den größten Theil von Yorkshire. Er nannte sich König von Deiri.

29. Ida's Enkel, Adelfried, heirathete Alfa, Tochter des Ella, und vertrieb ihren Bruder, den dreijährigen Edwin, aus seinem Lande, welches er mit dem seinigen vereinigte. So entstand das mächtige Reich Northumberland (N. Chr. Geb. 589.), zu welchem er ansehnliche Landschaften des südöstlichen Theils von Schottland hinzufügte, wo noch jetzt sächsische Mundart von seiner Eroberung Zeugniß giebt.

30. Also entstanden, nach und nach, die sieben Reiche, welche man in Einem griechischen Worte die Heptarchie, das heißt, das Siebenreich, zu benennen pflegt. *)

*) Turner will, daß man Octarchie (Achtreich) sage, weil Bernicia und Deiri, ehe sie in Ein Reich, Northumberland, zusammenschmolzen, zwei Königreiche ausmachten.

31. Meine Leser wollen mir nicht zumuthen, sie durch die labyrinthische Geschichte dieser Reiche zu führen. Der Faden möchte mir entfallen und die Ausbeute lohnet nicht den Gang. Der unsterbliche Milton, welcher große Gelehrsamkeit mit hohem Dichterschwunge verband, und tiefe Kunde hatte von der Geschichte seines Vaterlandes, sagt, daß die verworrenen Geschichten und Fehden der Fürsten des Siebenreichs nicht mehr als die Kriege der Habichte und Krähen einer Erzählung würdig seyen. Es sei genug für uns, die wichtigsten Ereignisse und die merkwürdigsten Männer auszuheben.

32. Eska, oder nach andern Eskus, war nicht kriegerisch wie sein Vater Hengst; auch nicht sein Sohn Dcta, während dessen Regierung sich Esser und Middleffer vom Reiche Kent losrissen und Erkenwin als König anerkannten. Von Hermannik, Dcta's Sohne, wissen wir nichts, als daß er seinen Sohn Adalbert, einen hochherzigen Jüngling, zum Mitherrscher annahm.

33. Dieser führte, nach des Vaters Tode, Krieg mit Cealvin, König von Wesser, ward zweimal von ihm besiegt und zum Frieden gezwungen.

34. Als aber Cealvin, nach dem Tode des Cissa, Königes von Suffer, dieses Reich an sich gerissen hatte, stellte sich Adalbert an die Spitze einer großen Verbündung wider ihn und erfocht einen entscheidenden Sieg: Cealvin starb bald nachher.

35. Adalbert erhob sich seiner Größe mit einem Stolze, dessen Ansprüche Verstand und Tapferkeit unterstützten. Er maßte sich solchen Einflusses in die Angelegenheiten der andern Reiche an, daß deren Könige in der That abhängig von ihm wurden und er nach Oberherrschaft in England gestrebt zu haben scheint (Hume; Turner.).

36. Dieser König ist vor allem dadurch merkwürdig, daß zu seiner Zeit zuerst das Evangelium unter den Angelsachsen verkündigt ward. Die Sonne des Heils ging diesem Volke ganz neu auf, und den Briten wieder, denen sie, wie durch dickes Gewölk am umzogenen Himmel, nur hie und da mit durchbrechendem Strahl noch geschiene hatte. Nur in Wallis und in Cornwallis hatte sich die Religion ganz erhalten.

37. Zur Zeit, da Benedictus I. den römischen Stuhl besaß, das heißt, zwischen 573 oder 574 und 578, als Gregor der Große Priester war und in Rom lebte, geschah, daß dieser einst unter Sklaven, die zum Verkauf ausgestellt waren, Jünglinge von auszeichnender Wohlgestalt und sehr weiß von Farbe sah. Auf seine Frage nach ihrem Vaterlande vernahm er, daß sie aus Britannien, wo die Menschen vorzüglich schön, Angeln von Geschlecht, wären. Ob sie Christen? — Nein, sie wären Heiden. Gregor seufzte: „Angeln (Angli) sind sie? sie sehn aus wie Engel (Angeli)!“ Sogleich ging er zum Papste Benedict, bat ihn inständigst, Verkündiger des Wortes gen Britan-

nien zu senden, erbot sich selbst zur Sendung. Benedict gab ihm den erwünschten Auftrag; er machte sich auf, ihn zu erfüllen (Bedae Hist. Eccl. II, 1.).

38. Aber kaum hatte Gregor Rom verlassen, als das Volk mit Klagen und Vorwürfen in den Papst drang, sich beschwerend, daß er es des heiligen Mannes beraubte. Da sandte Benedict ihm eilende Boten nach, rief ihn zurück (Bedae H. E. und Vita Gregorii.).

39. Des Benedictus Nachfolger, Pelagius II., welcher Gregoren sehr hoch schätzte, sandte ihn in wichtigen Geschäften nach Constantinopel; dann ward er Abt des heiligen Andreas-Klosters in Rom. Im Jahr 590, als Pelagius an der Pest gestorben war, ward Gregor zum Papst erwählt.

40. Auf dem Stuhle des Apostels blieb er der Engländer eingedenk. Im Jahre 595 gab er dem Priester Candidus, den er in Angelegenheiten der Kirche nach Frankreich sandte, den Auftrag, gefangene englische Jünglinge auszulösen und sie in Klöstern unterrichten zu lassen (Gregorii M. Epist.). Jahrs darauf sandte er Boten des göttlichen Worts nach England und stellte an ihre Spitze Augustin, Prior des Klosters, dessen Abt er selbst gewesen. *) Er gab ihnen Empfehlungsschreiben an den König in Frank-

*) Es wird ja doch wohl niemand diesen Augustin mit dem großen Kirchenvater Augustin verwechseln, der im Jahr 354 geboren war und im Jahr 430 starb.

reich, Childbert II., und an Bischöfe dieses Landes (Gregor Ep.).

41. Die Gesandten waren nicht weit gekommen, als sie, abgeschreckt durch alles, was sie von der Ungesellschaftlichen Wildheit und von ihren in Britannien verübten Grausamkeiten in Frankreich hörten, auf der Reise inne hielten. Man glaubt, zu Aix in Provence. Sie sandten Augustin an den Papst mit der Bitte, sie eines Auftrags zu entledigen, dessen Ausführung unmöglich schien. Aber Gregor war kein Mann, der eine Unternehmung hätte leicht aufgeben wollen, die er zur Ehre Gottes und zum Heile seiner Brüder beschlossen, und zu deren Ausführung er mit festem Vertrauen auf Gott gehoffet hatte.

42. Augustin brachte seinen Genossen den Befehl des Papstes, zufolge dessen er mit ihnen die Reise fortsetzte. Auf Gregor's Anordnung nahmen sie aus Frankreich einige Geistliche mit sich als Gehülften und als Dolmetscher. Denn die Franken redeten noch ihre deutsche Sprache im eroberten Lande, wie in Britannien die Sachsen.

43. Ungefähr vierzig an Zahl landete die evangelische Gesellschaft an der Insel Thanet (N. Chr. Geb. 597.).

44. Adelbert, der König von Kent, hatte eine Christinn zur Gemahlinn, Bertha, Tochter Charibert's, Königes in Frankreich. Im Heirathsvertrage war ihr von den Aeltern freie Religionsübung anbedungen,

und ein Bischof, der heilige Luidhard (oder Letard), in der göttlichen Lehre sie zu erhalten, ihr mitgegeben worden.

45. Die Fremdlinge ließen dem Könige ihre Ankunft melden, und luden ihn ein, Besiß zu nehmen von einem ewigen Reiche, welches zu verkündigen sie gekommen wären.

46. Adalbert hieß sie vor der Hand in der Insel bleiben, und gab Befehl sie mit allen Bedürfnissen zu versehen.

47. Einige Zeit darauf begab er sich selbst nach der Insel Thanet und gab ihnen Gehör in freiem Felde, meinend, unter offenem Himmel besser als unter einem Dache gegen ihren Zauber geschützt zu seyn.

48. Sie redeten freimüthig und mit Salbung. Der König gab ihrer Lehre Zeugniß, daß sie wohl laute, sagte aber auch, daß er sich nicht entschließen könne seinem alten Glauben zu entsagen. Doch lud er sie freundlich ein, ihm nach Doroverna (Canterbury) zu folgen, erlaubte ihnen auch frei zu predigen, und für ihren Glauben zu gewinnen, wer sich davon überzeugen ließe.

49. Öffentlich zogen sie ein in die Stadt, mit vorgetragnem Bilde Jesu Christi des Gekreuzigten, und unter lautem Gesang (Bedae Hist. Eccl. Angl. I. 25.).

50. Sie hielten ihre Versammlungen in einer Kirche, welche außen vor der Stadt stand und der

allgemeinen Kirchenzerstörung in Britannien entgangen war. In dieser hatten schon zuvor der Bischof Luidhard und die Königin Bertha Gottesdienst gehalten.

51. „Als sie,“ so erzählt Bede von den evangelischen Boten, „als sie ihre Wohnung bezogen hatten, begannen sie gleich das apostolische Leben der ersten Kirche nachzuahmen, in anhaltenden Gebeten, in Wachen, in Fasten; sie verkündigten das Wort des Lebens wo sie konnten; alles verachteten sie, was diese Welt gewährt, als ihnen fremdes; nahmen von denen, die sie unterrichteten, nur das zum Lebensunterhalt Nothwendige; lebten in allen Dingen wie sie lehrten, bereit jede Widerwärtigkeit zu ertragen, und auch freudig für die Wahrheit zu sterben, welche sie verkündigten. Die Einfalt ihres schuldlosen Lebens und die Güte der himmlischen Lehre stößten Bewunderung ein. Einige wurden, gläubig und ließen sich taufen. . . . Der König selbst, sich ergötzend an dem reinen Wandel dieser Heiligen und an den holden Verheißungen, deren Wahrheit sie mit vielen Wundern, die durch sie geschahen, bewährten, ward gläubig, ward getauft. Die Zahl der Gläubigen ward täglich größer. Hoch freuete sich des König, zwang aber keinen zum Christenthum, wiewohl er die Gläubigen, als Mitbürger des himmlischen Reichs, mit mehr Innigkeit der Liebe umfasste; denn er hatte gehört von seinen Lehrern, denen er sein

Heil verdankte, daß der Dienst Christi freiwillig seyn, nicht erzwungen werden müsse." (Bedae Hist. Eccl. I. 26.)

52. Augustin reisete darauf, nach der Nischwur, so der Pabst ihm gezogen hatte, gen Arles in Frankreich, wo er von dem Erzbischofe dieser Stadt zum Erzbischofe von England geweiht, und Canterbury sein Sig ward (Bedae Hist. Eccl. I. 27.).

53. Nachdem das Christenthum Wurzel gefaßt hatte in Kent, verbreitete es sich, wie das Licht des steigenden Morgens, über alle angelsächsischen Reiche, doch mit ungleichen Fortschritten. Wo das Wort der Lehre verkündigt ward, da ward es von Wundern begleitet, Wunder, deren Wirklichkeit nur der Unglaube, nach so vielen Jahrhunderten, den längst erblaßten Augenzeugen zum Hohn ableugnen kann; Wunder, deren Vernunftmäßigkeit der philosophische Burke anerkennt, da der wichtige Zweck, die Verbreitung des Evangeliums ihrer so würdig ist *); und da sich kein vernünftiger Grund angeben läßt, wes-

*) "Die unmittelbare Dazwischenkunft der Vorsehung, bei einigen Anlässen, für einen so wichtigen Zweck, ist keinesweges unmöglich;" sagt Burke. Er rügt die blinde Leichtgläubigkeit, mit welcher alle Erzählungen von Wundern geglaubt worden, deren einige doch keinen würdigen Zweck gehabt zu haben scheinen; rügt aber eben so die urtheillose Verachtung, mit welcher von einigen in späterer Zeit alle verworfen worden.

wegen die ewige Weisheit, welche unter mehr aufgeklärten Völkern, die weit fähiger waren, als die Angelsachsen jener Zeit Erweise zu fassen und zu prüfen, viele Wunder hat geschehen lassen, die kein Christ bezweifeln kann, ein so kräftiges Mittel der Uebersetzung nicht auch unter den abendländischen Völkern angewandt haben sollte.

54. Augustin sandte den Priester Laurentius und einen Mönch nach Rom, dem Gregor Kunde zu bringen vom gesegneten Erfolge seiner Sendung. Dieser theilt in einem Briefe an Eulogius, Patriarchen zu Alexandria in Aegypten, den Inhalt der englischen Nachrichten mit, erwähnt der vielen Wunder, so durch Augustin geschehen, und erzählt ihm, daß an Weihnachten des Jahrs seiner Ankunft zehn Tausend Engländer getauft worden (Greg. Epist. ad Eulog.).

55. Dem Augustin bezeugte dieser Pabst große Freude, gab ihm Verhaltungsvorschriften zu Führung seiner jungen, so viel verheißenden Kirche, warnte ihn zugleich, sich nicht zu überheben der Wunder, die

They were then received with a blind credulity; they have been since rejected with as undistinguishing a disregard (Barke Abridgm. of the Engl. Hist.). Man darf die Betrachtung nicht außer Acht lassen, daß, wenn sich die Erbarmung Gottes zu unmittelbarer Dazwischentunft herabläßt, es ihrer auch würdig ist, nach den Bedürfnissen und Fähigkeiten der Menschen sich zu offenbaren; denen sie sich kund thun will.

Gott durch ihn gewürfelt habe; er führt ihm zu Gemüthe das Wort unsers Heilands an Seine Siebenzig Jünger: "Freuet euch nicht, daß euch die Geister unterthan, freuet euch aber, daß eure Namen in den Himmeln angeschrieben sind!" (Luc. X. 20.) Er erinnerte ihn daran, daß viele auserwählet, ihre Namen in den Himmeln angeschrieben seyn, die keine Wunder gethan, und daß der Sohn Gottes viele, die Wunder gethan haben, dennoch nicht für die Seinigen anerkennen werde (Matth. VII. 22, 23.). So suchte der große Pabst ihn in Demuth zu erhalten, ermunterte ihn aber auch, und wünschte ihm Glück, daß Gott ihn zum Werkzeuge Seiner Erbarmungen über so viele Menschen habe brauchen wollen (Greg. Ep. ad August.). Mich dünket, daß Gregor's apostolische Ansicht der Wunder überhaupt die Glaubwürdigkeit derjenigen, die zu seiner Zeit geschahen, und von denen er insbesond're redet, außer allen Zweifel setze.

56. Der gesegnete Erfolg dieser Sendung erfüllte den großen Gregor mit solchem Vertrauen, daß er im Geiste schon alle Bewohner des angelsächsischen Siebenreichs zu den Füßen des Gekreuzigten sah. Nicht Worte, Handlungen beweisen diese Zuversicht. Er gab Augustin den Auftrag, zwölf Bischöfe zu weihen, und Einen nach York zu senden, welcher, wenn diese Stadt und ihre Umgebung das Wort Gottes würde aufgenommen haben, Bischof derselben, und Metropolit von zwölf andern, die er weihen

würde, seyn sollte. Doch sollten alle, so wie auch die britischen Bischöfe, deren viele in Wallis und Cornwallis waren, dem Augustin unterordnet seyn. Nach Augustin's Tode sollte der Bischof von York Metropolitan der ganzen englischen und britischen Kirche seyn; künftig aber der von York oder der von London, welcher früher als der andre die Weihe empfangen. Bei dieser Anordnung verblieb es aber nicht; die erste kirchliche Würde in England blieb dem Erzbischofe zu Canterbury, wo Augustin seinen Sitz gehabt. Als Gregor, im Jahre 601, diese Verfügung traf, richtete er sich vermuthlich nach dem, was vor Landung der Angelsachsen Statt gefunden hatte. Auch ist es natürlich, daß London, als die größte Stadt, und York, als Sitz des römischen Praefectus Praetorio, die angesehensten bischöflichen Sitze waren. Wir finden im Jahre 314, auf der Kirchenversammlung zu Arles in Frankreich, keinen andern britischen Bischof als den von London und den von York (Subscript. conc. Arel.). Da Britannien von den Römern in fünf Provinzen getheilt war, in deren Hauptstädten dem Praefectus Praetorio unterordnete Statthalter waren, so waren wahrscheinlich, nach Analogie andrer römischen Länder, in diesen Hauptstädten auch Metropolitanbischöfe, und in jeder Municipalstadt ein Bischof. Sonach würden, nach richtiger Bemerkung zweier neuen Schriftsteller, zwischen dreißig und vierzig Bischöfe in Britannien gewesen seyn (Turner, Hist.

of the Angl. Sax.; Gibbon Hist. of the decline and fall of the Rom. Emp.).

57. Im vierten Jahre nach Bekehrung des Adelbert (N. Chr. Geb. 601.) sandte Gregor dem Augustin neue Gehülfen, unter Anführung des Abts Mellitus. Unter ihnen waren Laurentius und Justus. Den Mellitus stellte, drei Jahre nachher, Augustin an die Spitze einer Sendung nach Essex. Schnell und gesegnet war deren Erfolg. Sebert, Sohn jenes Erkenwin, der dieses Reich durch Losreißung von Kent gegründet hatte, ließ sich taufen, zugleich mit einer großen Zahl deren vom Lande und von der Hauptstadt London, wo Mellitus Bischof ward, und, unterstützt vom Könige, den Grund legte zur jetzt noch bewundernten Paulskirche, wie auch zum Kloster des heiligen Petrus (der berühmten Abtei von Westminster) (Bedae Hist. Eccl. und Battler im Leben des heil. Mellitus.).

58. Augustinus starb in Einem Jahre mit dem Papste Gregor (N. Chr. Geb. 604.), nachdem er den Laurentius sich zum Nachfolger auf den erzbischöflichen Stuhl von Canterbury geweiht hatte.

59. Nach sechs und funfzigjähriger Herrschaft starb Adelbert (N. Chr. Geb. 616.), ein großer König, Krieger und Gesetzgeber, mit vielfachem Ruhme gekrönt; selig, den Hals gebeugt zu haben unter das sanfte Joch Jesu Christi.

60. Vor ihm war die gottselige Bertha gestorben, und Adelbert hinterließ eine zweite Gemahlinn. Sein und Bertha's Sohn, Eadbald, entzündet von unreiner Liebe, fiel ab vom Christenthum und heirathete seine Stiefmutter. Zugleich riß er sein Volk hin zu Gözen.

61. Im Todesjahre des Adelbert (N. Chr. Geb. 616.) war, wahrscheinlich einige Monate früher als dieser, auch Sebert gestorben, König von Essex. Seine drei Söhne hatten vor dem Vater geheuchelt, waren aber noch nicht getauft. Nun wandten sie sich offenbar zu den Gözen und verführten auch das Volk. Gleichwohl besuchten sie manchmal die Kirche, und forderten dann vom Bischofe Mellitus die schönen, weißen Kuchen, wie er sie ihrem Vater gereicht hätte. So nannten sie die heilige Eucharistie. Nachdem Mellitus sie mehrmal mit ihrer Bitte abgewiesen hatte, vertrieben sie ihn. Er ging nach Canterbury, wo er, Laurentius, und Justus, Bischof zu Rochester in Kent, beschlossen nach Frankreich zu gehn, weil Kent und Essex abtrünnig geworden. Mellitus und Justus reiseten auch wirklich ab. In Begriff ihnen zu folgen ward Laurentius, wie erzählt wird, durch eine nächtliche Erscheinung davon abgehalten, ging zum Könige Eadbald, redete ihm so kräftig an's Herz, daß er dem Gözenthum und der blutschändrischen Ehe zugleich entsagte. Hierauf vermochte Laurentius seine nach Frankreich gereiseten Freunde zur Heimkehr. Justus

nahm sogleich wieder Besitz von seiner Kirche in Rochester; Mellitus ward in London nicht wieder aufgenommen, folgte aber dem Laurentius, als dieser starb, auf erzbischöflichen Stuhl von Canterbury (N. Chr. Geb. 616.).

62. Seberts drei Söhne fielen, mit dem größten Theile des Heers, in einer Feldschlacht. Es verfloßen einige Jahre, ehe das Volk von Essex zum Christenthum zurückkehrte (Badae Hist. Eccl. II. 5.).

63. Nachdem Adelfried durch Verdrängung seines dreijährigen Schwagers, dessen Reich Deiri mit Bernicia vereint, und so das Reich von Northumberland gegründet hatte, führte er Kriege mit Skoten, Picten und Wälſchen, vergrößerte so seine Macht gegen Mitternacht und gegen Abend. Als er Chester belagerte, welches damals zu Wallis gerechnet ward, zogen Briten herbei zum Entsatz der Stadt. Sie wurden begleitet von ungefähr zwölffhundert Mönchen aus der großen Abtei in Bangor, deren Ordensgeistliche in sieben Ordnungen getheilt waren. Jede hatte ihren, dem Abt unterordneten Obern, und bestand aus dreihundert Mönchen. Sie ernährten sich alle von der Arbeit ihrer Hände.

64. Als Adelfried, in Begriff Schlacht zu liefern, diese in kleiner Entfernung von der britischen Schlachtabordnung stehen sah, und erfuhr, daß sie gekommen wären, um die Streitenden mit ihrem Gebet zu un-

terstügen, sprach er: "Rufen sie ihren Gott gegen uns an; so sind sie ja unsre Feinde!" Er befahl sie anzugreifen; nur etwa fünfzig entronnen, die andern wurden alle getödtet, und das Kloster ward zerstört (Bedae Hist. Eccl. II. 2.).

65. Indessen irrete der zum Jüngling erwachsene Edwin flüchtig umher, verfolgt von Adelfried's Nachstellungen, bis er Zuflucht fand bei Redwald, Könige der Ostangeln, wo seine liebenswürdigen Eigenschaften und sein hoher Muth ihm allgemeine Achtung und Liebe erwarben. Es ergingen öftere Drohungen und Verheißungen von Adelfried an Redwald, ihn zur Auslieferung des edlen Flüchtlings zu vermögen. Als der letzte Botschafter aus Bernicia sehr in Redwald drang, und der Zweck seiner Sendung dem Edwin nicht entging, Redwald aber in seinem Entschlusse zu wanken begann, ward die Königin vom Vertrauen des jungen Fürsten gerührt, und stellte ihrem Gemahl vor, wie schwarz der Verrath eines solchen Gastfreundes seyn würde. Die Rede wirkte. Plötzlich brach Redwald auf mit einem Heer, überfiel den Adelfried, dieser ward in einer Schlacht überwunden und erschlagen, nachdem er Reinhard, den Sohn Redwald's, getödtet hatte (Bedae Hist. Eccl. II. 12.). Adelfried's noch unmündige Söhne, Canfried, Oswald und Oswy, flohen gen Schottland; Edwin ward König vom ganzen Northumberland (Hume, Hist. of England.)

66. Er ordnete Gesandte an Eadbalð, König in Kent, und freiete um dessen Schwester Adelsburg, die er erhielt, nachdem er ihr vollkommene Religionsübung angelobet hatte. Paulinus, von Justus zum Bischofe geweiht, ward ihr mitgegeben.

67. Jahrs nachher gebar, in der Nacht vor Ostern, Adelsburg eine Tochter, welche von Paulinus getauft und Canflede genannt ward.

68. Am Ostertage kam, gesandt von Ruichhelm, Könige von Wesser, unter Vorwand einer Unterhandlung, ein Mann, der den Auftrag übernommen hatte, den Edwin, nach dessen Reiche jenen gelästete, zu ermorden. Zweischneidigen, vergifteten Dolch stieß er mit solcher Kraft gegen ihn, daß er den Lilla, vertrauten Rath und Freund des Königes durchbohrte, ihn selbst aber mit eben diesem Stöße verwundete. Er ward sogleich von der Umgebung des Königes niedergehauen.

69. Edwin zeigte sich der heiligen Lehre hold, auch wirkten auf ihn, wie ehemals Bertha und Augustin auf Adelsbert, seine Gemahlinn Adelsburg und Paulinus, durch milde Sanftmuth und heiligen Wandel. Er hörte den Paulinus gern, es währte aber geraume Zeit, ehe er zur Ueberzeugung von der Wahrheit gelangte.

70. Der Pabst Bonifacius der Fünfte schrieb sowohl an ihn als an Adelsburg schöne Briefe, welche Bede uns erhalten hat, begleitete sie auch mit freunds-

lichen Geschenken. Dem Könige sandte er ein feines, mit Gold geschmücktes Gewand, und einen morgenländischen Mantel; der Königin einen silbernen Spiegel und einen mit Gold eingelegten Kamm von Elfenbein.

71. Edwin berief seine Wittenagemot, das heißt die Versammlung der Reichsstände, legte ihnen den christlichen Glauben vor und befragte sie um ihr Gutachten. Unter andern sagte einer dieser Männer folgendes:

72. "Das gegenwärtige Leben, o König, scheint mir zu vergleichen der augenblicklichen Erscheinung eines Sperlings, der, wenn du in Winterszeit, wenn es schneiet und stürmet, mit deinen Gewaltigen an reicher Tafel in der warmen Halle sitzt, aus kalter und trüber Luft hineingeflogen kommt, und wieder hinausfliehet. So erscheinen wir Menschen, unfähig woher wir kamen und wohin wir gehn. Wofern nur die neue Lehre uns etwas Sichereres über diesen Zustand zu sagen weiß, so scheint sie allerdings der Aufnahme werth."

73. Darauf hieß der König den Paulinus reden. Die Versammlung widerstand nicht der Kraft seiner Worte, auch Edwin gab ihr vollkommenen Beifall. Selbst des Götzenthums Oberpriester, Kossi, bekannte sich überzeugt; ja, er beehrte vom Könige den Auftrag, die vormals vermeinten Heiligthümer der Götzen, denen er gedient, zu zerstören, um öffentlich für die

von Gott gelehrt Wahrheit zu zeugen, und dem Truge zu höhnen, mit dem er, selbst verblendet, die andern bethört hatte. Er erbat sich vom Könige den Gebrauch eines Hengstes und eines Speers (denn die Götzpriester der Sachsen durften nur auf Stuten reiten und mußten sich der Waffen enthalten), sprengte dann auf dem Roß mit gehobner Lanze davon, warf diese in den Tempel, ihn dadurch entweihend, und befahl ihn zu zerstören (Bedae Hist. Eccl. Angl. II. 9 - 13. — N. Chr. Geb. 626.).

74. So ward das Christenthum wieder eingeführt in Northumberland, wo doch wohl noch Spuren seines heiligen Andenkens in einigen Herzen der Briten mochten geblieben seyn, da die streitbaren Einwohner dieses Landes sich beinahe ein Jahrhundert der anfeindenden Sachsen erwehret hatten, ehe Ina dessen Eroberung vollbrachte. Edwin ließ sich taufen zu York, wo bischöflicher Sitz dem Paulinus eingeräumt ward, welcher eine große Menge zum Christenthum bekehrte (N. Chr. Geb. 627.).

75. Dieser König verwandte sich mit Eifer für Verbreitung der Wahrheit, von welcher er den Carpwald, Sohn und Nachfolger Redwald's, Königs der Ostangeln, überzeugte. Aber Carpwald ward bald darauf ermordet, und erst nach drei Jahren, als sein Bruder, der gelehrte und fromme Siegbert den Thron bestieg, faßte das Christenthum Wurzel in Ostangeln.

76. Das Reich des Edwin genoß, durch wachsame Obhut, einer solchen Sicherheit, daß gesagt ward, ein Weib hätte mit einem zarten Kinde, ohne Geleite, von Meer zu Meer unbesorgt wandeln mögen. Wo nahe bei den Landstraßen lautre Quellen waren, da ließ er an Pfählen eiserne Trinkgefäße, deren keins gestohlen ward, zum Gebrauch der Reisenden aufhängen (Bedae Hist. Eccl. Ang. II. 14 - 16.).

77. Siebzehn Jahr hatte Edwin mit Ruhm und in großem Segen geherrscht, und die sieben letzten Jahre auch über den nördlichen Theil von Wallis und über die Inseln Anglesey und Man. Ueber den wälischen Fürsten Cadwallan, der feindlich ihm in's Land gefallen war, hatte er diese Eroberungen gemacht, und ihn hinein in Irland getrieben.

78. Aber Cadwallan verband sich wider ihn mit Penda, Könige von Mercia, einem alten, kriegerischen, dabei tyrannischen Fürsten, der allen Nachbarn beschwerlich, eine Geißel der Insel war.

79. Mit vereintem Heere zogen Cadwallan und Penda wider Edwin. Er begegnete ihnen bei Hatfield in Yorkshire, wo dieser treffliche König mit großem Theile seines Heers erschlagen, der übrige Theil zerstreuet ward (N. Chr. Geb. 633.).

80. Edwin war sieben und vierzig Jahr alt, als er starb. Kurz zuvor war, in eben diesem Kriege, sein einer Sohn, Osfried, ein muthiger Jüngling, gefallen. Ein andrer, Cadfried, aller Zuflucht beraubt,

übergab sich dem Penda, der ihn ermorden ließ. Nicht minder als dieser Tyrann wüthete Cadwallan, ob schon er Christ war, in Northumberland; jener aber mit besonderm Haffe gegen die Religion.

81. Paulinus führte, unter dem Geleite eines tapfern Feldhauptmanns, Bassus, die verwittwete Königin Adelsburg nach Kent, sammt zweien noch unmündigen Kindern Edwin's, und dessen Enkel Iffi, Sohn des Osfrid. Cadbald räumte seiner Schwester ein Landgut ein, wo sie ein Nonnenkloster baute und selbst den Schleier nahm. Die königlichen Kinder sandte sie zu ihrem Vetter, Dagobert, Könige in Frankreich, wo ihre Jugend besser gesichert war, als in dem damals so stürmischen England.

82. Osric, ein Vetter Edwin's, gelangte nun zur Krone von Deiri; Canfried, Adelfried's Sohn, zur erblichen Herrschaft von Bernicia. Beide erneuerten den Götterdienst. Osric ward erschlagen vor einer Stadt, aus welcher der von ihm belagerte Cadwallan einen Ausfall that. Dieser ermordete bald darauf den Canfried, der, sammt zwölf Kriegern, zu ihm in's Lager, mit ihm zu unterhandeln, gekommen war.

83. Canfried's Bruder, Oswald, sammelte ein kleines, aus Christen bestehendes Häuflein, und zog wider Cadwallan. Als die Heere sich begegneten, errichtete Oswald, vor gerüsteter Schaar, ein Kreuz, kniete nieder, betete, knieend die Krieger mit ihm;

dann auf den Fels, Cadwallon ward erschlagen mit großem Theile seines gewaltigen Heers (N. Chr. Geh. 634.).

84. Kraft dieses Sieges ward Oswald König im ganzen Northumberland. Das durch den Krieg zerstüttete und verwilderte Volk auf guten Weg zu führen, sandte er nach Schottland, wo er selbst in Verbannung gelebt hatte und wo er war getauft worden, und bat seine Freunde, die Gewaltigen des Landes, ihm einen erleuchteten Bischof zu senden. Der von ihnen dazu erkohrne zeigte bald strengeren als weisen Eifer, und mußte wieder heimkehren. Darauf ward, in einer schottischen Kirchenversammlung, Aidan, Abt des durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit berühmten Klosters in Hii (auch Columkill genannt), zu diesem Beruf ausersehen; ein heiliger Mann, dessen Sendung von großem Segen begleitet war.

85. Während Oswald's Regierung ließ Kynegils, König in Wessex, sich taufen vom Bischofe Wyninus, den der Pabst Honorius nach England gesandt hatte. Oswald, welcher die Tochter dieses Königes zur Gemahlinn nahm, stand als Gevatter des Töufelings, dessen Land das Christenthum annahm.

86. Oswald, gerecht, milde, weise, herrschte geliebt von allen seinen Unterthanen, und stand in so hohem Ansehen, als irgend einer der angelsächsischen Fürsten vor oder zu seiner Zeit.

87. Im neunten Jahre seiner Regierung ward er mit Krieg überzogen von Penda, und der treffliche König fiel in der Schlacht im acht und dreißigsten Jahre seines Lebens (N. Chr. Erb. 642.). Als er, von Feinden umringt, den gewissen Tod vor Augen sah, flehete er zu Gott für das Heer; daher zum Sprüchworte ward: "Gott erbarme sich der Seelen! sagte König Oswald." (Bedae Hist. Eccl. Angl. III, 1 - 12.).

88. Sein Bruder Oswy raffte die Uebrigen des Heers zusammen und zwang Penda zum Rückzuge. Dieser fiel nun wüthend ein in Ostangeln, wo Siegbert die Krone seinem Vetter Egrif übergeben hatte und in ein Kloster gegangen war. Als der fürchterliche Feind Schrecken im Lande verbreitete, holten die Ostangeln den Siegbert, der sich als einen guten Feldherrn so, wie als guten König gezeigt hatte, aus seiner Einsamkeit. Er wollte, seiner Gelübde wegen, das Schwert nicht gürten, hielt einen schwanken Stab in der Hand, mit diesem zog er wider den Feind und fiel zugleich mit Egrif*) und mit der Blüthe des Heers.

89. Annas, ein Fürst aus dem königlichen Hause, folgte dem Egrif auf den Thron, und starb auch in

*) Dieser gelehrte und gottselige König, der zu Redwald's Zeit als Flüchtling in Frankreich lebte und dort erzogen ward, stiftete, als er regierte, eine Schule, wahrscheinlich zu Cambridge, dessen Universität aus diesem Ursprunge hervorgegangen zu seyn scheint.

einer Schlacht. Elf Jahr lang wüthete Penda in Ostangeln.

90. Oswy hatte nach seinem Siege Besitz genommen vom väterlichen Reiche Bernicia; und Oswin, Osrik's Sohn, von dem ihm gebührenden Deiri.

91. Sieben Jahr herrschte Oswin glücklich und geliebt, bis Oswy, um dessen Reich mit dem seinigen zu verbinden, gegen ihn auszog. Oswin vermochte nicht der überlegenen Macht Obstand zu halten und suchte, in Erwartung besserer Zeit, Zuflucht bei einem vermeinten Freunde, Grafen Hunuab. Dieser verrieth seinen Gastfreund an Oswy, welcher ihn ermorden ließ, und durch diesen Trevel Beherrscher vom ganzen Northumberland ward (Bedae H. E. A. III, 14.).

92. Dennoch blieb seine Macht gefährdet durch den fürchterlichen Penda, welcher alle von Oswy an ihn ergehende Friedensvorschläge verwarf, so daß jener es rathsam fand, ihm, wiewohl mit kleinem Heer, entgegen zu ziehen. Penda's große Heersmacht ward besiegt, er selbst erschlagen im achtzigsten Jahre des Alters, dem dreißigsten übelthätiger Regierung. Oswy eroberte Mercia, dessen größesten, mittäglichen Theil er doch dem Peada, Penda's Sohne, wieder einräumte, als Peada seine Tochter heirathete und sich taufen ließ, worauf das Christenthum sich in Mercia verbreitete. Doch behielt Oswy für sich die mitternächtlichen Landschaften Mercia's, zwischen den Strömen Trent und Humber (Bedae H. E. A. III, 24.).

93. Peada starb gewaltsamen Todes. Die Gewaltigen der von Oswy eroberten Provinz standen auf wider diesen, und Wulfheru, Peada's Sohn (oder, nach andern, jüngerer Bruder) ward König des wiedervereinigten Mercia.

94. Oswy starb acht und funfzig Jahr alt, er hat auch in Schottland erobert (Bedae Hist. Eccl. Angl. IV. 5. — N. Chr. Geb. 670.).

95. Penda hatte schon im Jahre 645 den Kenwalch, Kynegils Nachfolger im Reiche Wesser, vertrieben. Nach Penda's Tode gelangte er wieder zur Herrschaft und führte glückliche Kriege wider die wälischen Briten. Während seiner Verbannung, als er bei Annas, Könige in Ostangeln, Zuflucht genommen, scheint das von Wesser unterdrückt gewesene Suffer seine Unabhängigkeit behauptet zu haben, unter dem Könige Adelwalch.

96. Zu dieser Zeit ward auch in Suffer das Evangelium verkündigt, später als in den andern angelsächsischen Reichen in der Insel.

Der Anlaß dazu war folgender: Es ward das Land mit einer großen Dürre heimgesucht. Bei rohen Menschen äußert sich oft das Gefühl auf eine stürmische Weise, und Uebel, welche sie nicht durch Muth oder Stärke abzuwehren vermögen, stürzen sie in Verzweiflung, wenn nicht heiliger Glaube ihren Blicken Himmel richtet. Man sah Schaaren von vier-

zig bis funfzig Menschen, sich bei den Händen haltend, von jähren Höhen des Gestades hinab sich stürzen in das Meer.

97. Sonderbar war es, daß die Südsachsen, sei es aus einem ihnen eigenthümlichen Aberglauben, sei es aus irgend einem andern Vorurtheil, keine Fische aßen, ausgenommen Aale.

98. Es lebten in dieser Gegend, unter Leitung eines gottseligen Schotten, Dikul, fünf oder sechs fromme Männer, die in einer kleinen, von Meer und Wald eingeschlossnen Halbinsel, sich dem Dienste Gottes widmeten, aber ihrer Lehre keinen Eingang bei den Südsachsen gewinnen konnten. Da kam Wilfried hin, ein, seiner Gaben, seines Eifers und seiner Schicksale wegen in der Kirchengeschichte Englands berühmter Bischof. Dieser nahm sich zuvörderst der leblichen Nothdurft der armen Heiden an. Er und seine Gefährten versahen sich mit Netzen, fischten, vertheilten ihren Fang, lehrten die Hungernden zuerst Fische essen. So stellten sie den Fischen nach, um Menschenfischer zu werden (Matth. IV. 19.). Dadurch gewannen sie das Vertrauen der Leutlein und nutzten es. Je mehr und mehr ließen sich unterrichten und taufen. Der Geschichtschreiber bemerkt, daß, nachdem einige sich hatten taufen lassen, ein milder Regen gefallen sei und das Land erfrischt habe. Bald ward das Evangelium allgemein angenommen. Edelwald ward getauft in Gegenwart des Königes Wulphern, der,

seine Freude zu bezeugen, dem Königl. Kauf-
linge die Insel Wight und eine Landschaft in
Hampshire *) zum Pathengeschenk verkehrte (Bedae
Hist. Ecol. Angl. IV. 15. — N. Chr. Geb. 661.).

99. Es äußerte sich, nach Verkündigung des
göttlichen Worts, in England ein großer Eifer. Die
angelsächsische Geschichte dieser Zeit nennt uns gegen
dreißig Personen beiderlei Geschlechts, die den Thron
verließen, um sich unge störtem Dienste Gottes in des
Klosters Abgeschiedenheit zu widmen. Freilich werde
ich nicht behaupten, daß sie alle mit erleuchteter Weis-
heit diesen Schritt thaten, wenn Könige das gefähr-
dete Reich, Königinnen den Palast, welcher Erben
des Throns von ihnen hoffte, verließen, um Mönche
zu werden oder Nonnen. Auch finden wir, daß der
so eben erwähnte heilige Wilfried sich spät dazu ent-
schloß, der Adelried, Gemahlinn Egfried's, Königes in
Northumberland, den Schleier zu geben, nachdem er
ihrem Begehren lange widerstanden hatte. Doch be-
weist immer ein solcher Entschluß und dessen Aus-
führung, vorzüglich bei Personen solches Standes, ein
tiefes Gefühl vom Lande irdischer Hoheit und zeit-
licher Freuden; eine ernste Würdigung des Sichtbaren
und des Unsichtbaren, des Zeitlichen und des Ewigen.

*) Beide hatte Wolfherm über Kenwalch erobert.

Turner, Hist. of the Angle-Sax.

100. Die Könige stifteten viele Klöster, aber welche Verdienste hatten auch diese Klöster unter diesem Volke *)!

101. Der unpartheiische Edmund Burke bemerkt, daß die Mönche, vorzüglich die irischen (denn aus Irland kamen viele, die in Englands nördlichen Landschaften das Evangelium verkündigten), lieber Schenkungen vermieden als sie annahmen (Burke Abridgm. of the Engl. Hist.). Und solche, welche sich dem beschaulichen Leben widmeten, wählten öde, unfruchtbare Gegenden, die sie mit eignen Händen bearbeiteten, sie fruchtbar machten, und, wie überhaupt Mönche so oft und an so vielen Orten gethan, das Beispiel guten Anbau's gaben. "Es war," sagt Burke, "durchaus nothwendig, gewisse Männer zu sondern von der allgemeinen, rohen und wilden Gesellschaft, und eine Scheidewand zu setzen zwischen ihnen und den andern, um sie geschickt zu machen zu Erlernung und Uebung der Künste und der Wissenschaften. Daher finden wir

*) Sehr richtig sagt Burke: If the monks contributed to the fall of science in the Roman Empire, it is certain, that the introduction of learning and civility into this northern world, is entirely owing to their labours (Edm. Burke Abridgment of the Engl. History). "Haben die Mönche zum Verfall der Wissenschaften im römischen Reiche beigetragen, so ist dagegen gewiß, daß die Einführung der Gelehrsamkeit und der Bildung in dieser nordischen Welt ihnen allein müsse verdanket werden."

allenthalben, bei den zu Verbreitung der Kenntniſſe gemachten Einrichtungen unter jedem Volk, daß dieſe diejenigen, welche ſich ſolchen Beſtrebungen widmeten, geſondert waren, und abgeſchieden von dem Haufen der Gemeinen." (Edm. Burke Abridgm. of the Engl. Hiſt.)

Es ſei mir erlaubt, den Worten des weiſen Engländerſ hinzuzuſügen, daß, wenn die Ergründung menſchlicher Wiſſenſchaften eine ſolche Abgeſchiedenheit der Weiſeren vom Getümmel der Welt zu erfordern ſcheint, ſie ſolchen viel nothwendiger iſt, welche ſich der Betrachtung des Unſichtbaren und des Ewigen widmen, und nicht nur das Haupt vor Zerſtreuung, ſondern auch das Herz vor Befleckung zu bewahren ſuchen, und durchdrungen von der Ueberzeugung ſind, daß ohne Reinheit und ohne Demuth das Höchſte nicht erſchauet wird, und daß die Höhe, zu welcher der Geiſt ohne Reinheit und ohne Demuth emporſchlimmen mag, ihn an gefährvollen Abgrund führt.

102. Dieſe Abgeſchiedenheit entfremdete ſie nicht den Bedürfniffen ihrer Nebenmenſchen, vielmehr waren ſie für die Menſchen aller Stände von ſehr großem Nutzen. Knaben wurden unterrichtet in ihren Schulen; Edhne der Gewaltigen und Edhne der Geringen. Die Mönche vervielfältigten durch Abſchriften die damals ſo ſeltenen Exemplarien religiöſer, claſſiſcher, wiſſenſchaftlicher Bücher. Die Mönche waren Tröſter der Unglücklichen, Vermittler zwiſchen den

Mächtigen und den Schwachen; manchmal zwischen König und König, manchmal zwischen König und Volk. In Zeiten verheerender Kriege und gewaltsamer Umwälzungen fanden große Flüchtlinge sichere Zuflucht in geheiligter Freistätte eines Klosters, und mancher Fürst zeigte darum sich so dankbar nach wieder behauptetem Thron, weil er in Tagen des Drangsal bei den Söhnen stiller Einsamkeit Schutz vor dem Verfolger, Trost im Leiden und Unterricht; Anlaß und Murre zur Betrachtung seines zuvor wüsten Lebens gefunden hatte, und zu einem künftig bessern Wandel war angeleitet, ermuntert, gestärkt worden.

103. Arbeitsam, mäßig, eifrig, sich abkühlend, und wohlthätig, machten die Mönche jener Zeit einen edlen Gebrauch von den Schenkungen, welche der Gläubigen dankbare Andacht der Kirche darbot. Sie waren gleichsam das Herz, in welches sich, aus den großen Blutgefäßen des Vermögens der Reichen und der Gewaltigen, milde Gaben ergössen, die wieder von ihnen nach allen Seiten hin, durch Belebung des Fleißes und durch mildes Labfal in das feinste Geäder der Gesellschaft wohlthätig vertheilt wurden.

104. Die Könige schenkten der Kirche viele Güter, welche sie von den Heiden erobert hatten. Die Geistlichen gewannen das Vertrauen der Leibeigenen, durch Ertheilung der Freiheit (Burke.). So ward die Religion eingeführt an der Freiheit Hand! Wie hätte die Wahrheit nicht einleuchten sollen in dem

holden Lichte der auf Liebe gegründeten Religion Jesu Christi?

105. Ein kirchliches Gesetz verbot die Veräußerung der Klostergüter, es wäre denn — schöne Ausnahme! — daß der Ertrag des Verkaufs zu Lösung der Leibeignen angewendet würde.

106. Reichen und mächtigen Sündern ward oft Erneuerung der Kirchen, der Landstraßen, der Brücken, oder auch Freilassung ihrer Leibeignen, Loskauf fremder Knechte, zur Buße aufgelegt *).

107. Burke läßt den Päbsten Gerechtigkeit widerfahren, indem er richtig bemerkt, daß die von ihnen nach England gesandten und auf den ersten Sitz der englischen Kirche erhobnen Erzbischöfe, Männer von großen Verdiensten gewesen. Die Kirche verehrt sie als Heilige. Sie folgten auf einander in dieser Ordnung: Augustinus, Laurentius, Mellitus, Justus, Honorius, Deusdebit, Theodorus. Alle diese Männer waren Mönche, und erwarben durch ihre Amtsführung dem Mönchsstande solches Ansehen, daß bis zur Mitte des zehnten Jahrhunderts keiner zum Stuhle von Canterbury gewählt ward, der nicht Mönch ge-

*) *Instauret etiam Dei Ecclesiam, et instauret vias publicas, pontibus super aquas profundas et super coenosas vias; et manumittat servos suos proprios, et redimat ab aliis hominibus servos suos ad libertatem.*

Lex. Ecclesiae Edgari.

wesen. Odo war die erste Ausnahme, ließ sich aber, obgleich er schon Bischof (nach Einigen zu Wilton, nach Andern zu Schereburne) war, aus Achtung für das erbauliche Herkommen der Kirche zu Canterbury, in einen geistlichen Orden aufnehmen, ehe er Besitz von seiner Würde nahm.

108. Der Papst Vitalianus wollte, nach dem Tode des Deusdedit, den Hadrian, einen Afrikaner, Abt in der Gegend von Neapel, einen gottseligen, sehr gelehrten, der griechischen eben so sehr wie der lateinischen Sprache kundigen Mann, ihm zum Nachfolger senden; dieser aber lehnte den Antrag ab und empfahl Andreas, einen Mönch, der sich durch Kranklichkeit entschuldigte. Darauf empfahl Hadrian den Theodor, einen griechischen Mönch, geboren zu Tarsus in Cilicien (Waterstadt des Apostels Paulus), einen gottseligen, mit hohem Geiste, glänzenden Talenten und tiefer Gelehrsamkeit begabten Mann. Der Papst folgte dem Rathe des Hadrian, wollte aber daß Hadrian mit Theodorus gehen sollte, welches er auch that und Abt in Canterbury ward. Theodor war sieben und sechszig Jahr alt, als er sein erzbischöfliches Amt antrat. Ueber ein und zwanzig Jahre stand er ihm vor, mit der Weisheit eines Greises, mit Mannes Kraft und mit dem Feuer der Jugend. Seine erste Sorgfalt wandte sich auf den Unterricht der Jünglinge. Im Jahre, da er angekommen war, gründete er eine Schule, in welcher alle

Wissenschaften und die alten Sprachen gelehret wurden. Er hatte viele Bücher aus Rom mitgebracht, unter andern eine schöne Handschrift der unsterblichen Gesänge des Homer (Ed. Burke's Abridgm. of the Engl. History.). Sein Freund, der ehrwürdige Abt Benedict Biscop, welcher verschiedne Male nach Rom reisete, brachte jedesmal viele Schriften für die Büchersammlung dieser Schule mit sich. Der Abt Hadrian war Aufseher und erster Lehrer dieser Anstalt, aus welcher viele verdienstvolle Männer hervorgegangen. Bede sagt, er habe viele, die in ihr gebildet worden, gekannt, welche mit dem Griechischen und mit dem Latein so vertraut gewesen, wie mit ihrer Muttersprache.

109. Einige Spaltungen waren eingerissen in Englands Kirchen. Es gelang dem Theodor, sie alle zu vereinigen im Glauben, im Gottesdienst und in der Kirchengucht. Einige zu große Bisthümer wurden getheilt, viele neue wurden errichtet; er ermunterte die Großen neue Kirchen zu bauen, über welche sie und ihre Erben das Patronatrecht erhielten. Unter ihm ward den Pfarrern bestimmter Unterhalt gesichert, ihm gebührt die Ehre mancher weisen kirchlichen Einrichtungen, welche England ihm noch jetzt verdanket (Bedaes Hist. Eccl.). Im Jahre 679 stiftete er Friede zwischen Etfried, König in Northumberland, und dessen Schwager, Ethelred (oder Abdelrieb), König in Mercia. Theodor starb als er acht und achtzig

Jahr alt war, im Jahre 690 (Burke's Abridgment; Robert Henry's History of Great-Britain; Turner's Hist. of the Angl. Saxons.).

110. Die englische Kirche stand in der genauesten Verbindung mit der Mutterkirche zu Rom, welcher sie unmittelbar ihr Daseyn verdankte. Sie schlopfte auch, sowohl aus den schon erwähnten trefflichen Schulen in Wallis, welche der heilige Germanus gestiftet hatte, und wo die Jüglinge seiner großen Jünger Iltut und Dubritius von Geschlecht zu Geschlecht sich Jahrhunderte lang auszeichneten; als auch aus zwei andern nicht minder verdienstvollen Schulen.

111. Hii, oder Columkill, ist der Name eines kleinen Eilandes im westlichen Ocean, eigentlicher eines unfruchtbaren Felsen. Dies war der Sitz eines Klosters, dessen Mönche, bei strenger Abtödtung und ernster Beschaulichkeit, auch den Wissenschaften mit Fleiß oblagen. Ihnen war, unter bischöflicher Autorität, die Aufsicht der Schulen in den nördlichen Theilen Englands und Irlands anvertrauet worden, ja auch die Seelsorge.

112. Ein noch kleineres Inselchen, in der Mündung des See, im nördlichen Theile Northumberland, Lindisferne, ward — so schreibt ein Protestant — geheiligt durch die Abtödtungen des Einsiedlers Cuthbert. Dieser heilige Mann hatte sich dem Unterrichte der ärmsten Menschen mit zartester Liebe gewidmet, und ward dann zum Bischofe von Lindisferne von

Theodor geweiht. Seinetwegen wird das Inselchen auch noch öfter Holyisland (heilige Insel) als Lindisferne genannt. Nach seiner Zeit ward hier ein Kloster gebauet, welches aus Furcht vor Seeräubern auf das nahe feste Land, dann, auch dort noch gefährdet, nach Durham verlegt ward. Burke sagt, es sei vielleicht die berühmteste Schule jener Zeit in England gewesen, deren höchster Ruhm sei, daß der ehrwürdige Bede unter ihren Jünglingen gezählt werde.

113. Bede ward geboren im Jahr 673, und starb 735. Viele seiner zahlreichen Schriften haben sich erhalten, andre sind untergegangen. Bede war ein Weiser und ein Dichter, schrieb und sang von mancherlei Gegenständen. Die Kirchengeschichte Englands ist für uns das wichtigste seiner Werke. Er schrieb auch viele Homilien, legte fast die ganze heilige Schrift aus, schrieb über die Naturkunde, war kein Fremdling in der Sternkunde. Bekannt mit allen Lehrgebäuden der griechischen Philosophen, nahm er Aristoteles zum Führer. Er gab Auszüge aus den Werken der berühmtesten Weisen des Alterthums, des Plato, des Aristoteles, des Cicero, des Seneca, und andrer.

114. Trugen gleich die wissenschaftlichen Bestrebungen des Bede und seiner Zeitgenossen das Gepräge jener Zeit; — welche der dunkleren des späteren Mittelalters voranging — hegten sie gleich theils beschränkte, theils ausschweifende Begriffe in der Na-

turlehre und in der Sternkunde; verkannten sie gleich wahrscheinlich oft die hohe Einfalt und die Schönheit der griechischen Dichter; so zogen doch diese Bestrebungen den Geist ab von den Alltäglichkeiten des Lebens, bewahrten ihn vor dem Nothe jedes niedrigen Verkehrs, gaben Erweiterung und Würde ihrem Daseyn, — welches der eigentliche Zweck der Wissenschaften ist; — und wenn auch durch Nebel des Jahrhunderts ihre Weltweisheit, und durch gleichzeitige Allegorieensucht die höhere Weisheit der heiligen Schrift oft verdunkelt ward; so entschwang sich doch dem Sichtbaren und dem Zeitlichen der Geist zum Unsichtbaren und zum Ewigen. Fromme Demuth schützte, bei manchemal schwindelnder Phantasie, doch das Herz vor schwindelndem Stolz; mit reinem Wandel, geleitet von kindlichem Glauben und geheiligt durch Liebe, leuchteten sie dem Volke vor.

115. Bede hat auch Unterricht genommen von Jüngern Theodor's und Hadrian's; auch noch vom Abte Benedict Biscop und von dessen Jünger und Nachfolger Ceolfried, Männern, welche alle tiefgelehrt und heilig im Wandel waren.

116. Alhelm (oder Abhelm), nahe verwandt mit Ina, dem großen Könige in Wessex, dessen bald wird erwähnt werden, vermehrte in Frankreich und in Italien den Schatz seiner schon daheim gesammelten Kenntnisse; ging nach seiner Rückkehr in England in die Schule des Abts Hadrian in Canterbury. Er war

ein Mann von allgemeiner Gelehrsamkeit, und dichtete sowohl im Latein wie in der Muttersprache. Beinahe zweihundert Jahre nachher war ein englisches Lied von ihm im Munde aller Engländer, und der große Alfred hielt ihn für den größten angelsächsischen Dichter. Er ward Abt von Malmesbury, dann Bischof von Sherburn; *) er starb im Jahre 709 auf einer bischöflichen Reise in seinem Sprengel. Sein Andenken blieb in hohen Ehren und heilig (Malmesbury de gestis pontif.; Robert Henry.).

117. Ueber die Ehre, den Alcuin hervorgebracht zu haben, zanken England und Schottland. Gewiß ist, daß er Mönch und Diakon der Kirche zu York war, und daß ihn höhere Weihen anzunehmen die Demuth abhielt. In York legte er den Grund zu der weit ausgebreiteten Gelehrsamkeit, die ihn so berühmt machte. Schon in York lernte er nicht nur Griechisch und Latein, sondern auch die Anfangsgründe des Hebräischen. Offa, König in Mercia, sandte ihn nach Paris zu Karl dem Großen, wo es ihm gelang, streitige Handlungsangelegenheiten zwischen beiden Fürsten in der Güte beizulegen. Karl, welcher in hohem Grade das eigentlichsste Verdienst der Könige besaß, das Verdienst in andern zu sehen, es zu ehren, zu ermuntern und es anzuwenden, gewann ihn so lieb, daß er, mit

*) Später ward der bischöfliche Stuhl von Sherburn nach Salisbury versetzt.

Offa's Genehmigung, ihn bei sich behielt, als weisen Rath, ja als trauten Freund. Der zu dieser Zeit zerrüttete Zustand der englischen Reiche, unter dem auch die Kirche sehr litt, machten dem Alcuin diesen Beruf willkommen (Alcuin Ep.). Er war einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit und von laurer Frömmigkeit. Wir haben noch Briefe Karl's des Großen an ihn, welche beiden gleiche Ehre machen. Alcuin starb zehn Jahre vor Karl, im Jahre 804 (Eginhard in vita Caroli.).

118. Aus Britannien, welches jemand, wo ich nicht irre, ein Pabst, die Insel der Heiligen genannt hat, sind, so wie aus dem benachbarten Irland, in frühen Zeiten viele Boten des Evangeliums hinüber auf das feste Land gegangen. Mit daurender Dankbarkeit müssen wir Deutsche den Winfried nennen, gebürtig aus Kirton in Devonshire. Bekannter ist er uns unter dem vom Pabste Gregor II. ihm gegebenen Namen Bonifacius. Er ward geboren gegen 680, widmete sich dem apostolischen Amt, verkündigte das Evangelium den Baiern, Thüringern, Hessen, Ostfranken, Sachsen und Friesen. Er ward erster Erzbischof zu Mainz, dem ältesten und höchsten Stuhl der deutschen Kirche, und starb als Märtyrer bei den Friesen, in einem Aufsaufe der Heiden, in welchem zugleich verschiedene seiner frommen Genossen ermordet wurden (S. Willibaldi vita Bonifacii. — N. Chr. Geb. 755.).

119. Ein englischer Schriftsteller bemerkt, daß die angelsächsische Heptarchie — oder, wie er sie nennt, Octarchie — in ihren Königen eine ununterbrochene Reihe von großen Männern gehabt, so daß kein Zeitpunkt zu finden sey, in welchem nicht auf einem dieser Thronen ein Fürst von ausgezeichnetem Verdienst gesessen, sei es der Tapferkeit und der Kriegskunde, der Gelehrsamkeit, der Gesetzgebung, der Frömmigkeit. Daher sei es gekommen, daß das Volk der Angelsachsen, trotz der Wandelbarkeit des Zustandes einzelner Reiche, dennoch, als Nation betrachtet, schnelle Fortschritte genommen habe in Bildung und in Macht (Turner's Hist. of the Angl. Sax.). Es wäre doch auch traurig, wenn in sieben zusammen bestehenden Reichen jedes Licht königlichen Verdienstes zugleich ausgegangen wäre! Die vermeinte Zunahme an Macht und an Bildung möchte schwer zu erweisen seyn; auch nicht natürlicher Weise zu vermuthen, unter so vielen Kriegen und häuslichen Unruhen; und wir werden sehen, daß die Engländer, selbst, nachdem Egbert sie in Einem Reiche vereinigt hatte, dennoch nach ihm den Dänen wahrscheinlich erlegen wären, wenn nicht Gott einen Mann, wie Alfred war, erweckt hätte.

120. Nach dem Tode Kenwalch's, Königes in Wessex (N. Ehr. Geb. 672.), stand seine Wittwe Saxburga der Reichsverwaltung vor mit Klugheit und mit Kraft. Nach Einigen starb sie nach zweijähriger Herrschaft (S. Hume.); Andre berichten, sie sei von

den Großen, die sich weiblichem Befehl nicht fügen wollten, vom Throne gestoßen worden.

121. Ihr dritter Nachfolger, Ceadwalla, war kriegerisch und in seinen Unternehmungen glücklich. Nach ihm bestieg Ina den Thron, nicht Sohn des Vorgängers, aber gleich ihm vom königlichen Stamme (N. Chr. Geb. 688.). Er war einer der größten Könige der Angelsachsen. Groß als weiser Gesetzgeber, als muthiger und kriegskundiger Feldherr, als edelmuthiger Sieger.

122. In einem Kriege mit den Briten eroberte er die Landschaft Somerset. Er ließ die Einwohner im Besiz ihres Landes, ermunterte die Heirathen zwischen ihnen und den Sachsen, beherrschte jene nach gleichem Gesetz wie diese. Nach sieben und dreißigjähriger, so wohlthätiger als glänzender Regierung, wallfahrtete er nach Rom, wo er starb, nachdem er eine Schule für sächsische Jünglinge, welche diesen Sitz der Wissenschaften besuchen würden, gestiftet hatte (Bedae Hist. Eccl. V, 7.; Hume's Hist. of Engl.; Turner's Hist. of the Angl. Saxons. — N. Chr. Geb. 728.).

123. Wer wollte dem, der so für andre gelebt hatte, mißgönnen oder verargen, daß er den Abend seines Lebens für sich selbst lebte!

124. Meine Leser mögen mir wohl verzeihen, daß ich sie nicht durch das ganze Labyrinth der angelsächsischen Geschichte führe, sondern Egbert zu er-

reichen eile, der, nach zerrüttenden Unruhen im königlichen Hause von Wessar, zur Herrschaft dieses Landes gelangte.

125. Siegbert, ein unwürdiger König, war vom Thron gestossen, Kynewolf (oder Kemwolf) darauf erhoben worden. Dieser führte glückliche Kriege mit den Briten, ward aber besiegt in einer Schlacht von Offa, Könige in Mercia, und durch Meuchelmord getödtet von Kynehard, Bruder des abgesetzten Siegbert (N. Ehr. Geb. 784.). Kynehard, welcher nach dem Reiche strebte, ward erschlagen. Brithrik (oder Beorthrik) ward König; er war vom königlichen Hause, hatte aber nicht so nahes Recht auf den Thron als der junge Egbert, Sohn des Adelmund, Urenkel von Inegil, dem Bruder des Königes Ina *).

126. Nur an Reife des Alters stand Egbert dem Brithrik nach, war an Eigenschaften ihm weit überlegen, schien daher diesem desto mehr ein gefährlicher Nebenbuhler, da mit jedem Monate der einzige Vorwand seiner Zurücksetzung immer mehr dahin schwand.

*) Wegen Egbert's Jugend mag Brithrik seyn vorgezogen worden. Das war nicht ungewöhnlich nach Sitte der alten Deutschen, die in Ernennung ihrer Fürsten beim Fürstentum blieben, aber mit Freiheit der Wahl, daher dem näheren Blutsfreunde des letztverstorbenen Fürsten, den entferntern vorzogen, wenn dessen Verdienst oder kräftiges Alter solchen Vorzug zu heischen schienen.

127. Dem Jünglinge war der Aufenthalt bei'm Vetter weder angenehm noch sicher. Er ging zu Offa, dem Könige in Mercia.

128. Offa war sehr mächtig. Er hatte Lothar, den König von Kent, und Kynewolf, den König von Wessex, besiegt. Durch frevlen den Mord seines Gastes Adelbert, eines viel verheißenden Jünglings, dem er seine Tochter Edelfried (oder Elfried, Alfrede) verlobt hatte, und den er bei der Verlobungsfeier ergreifen und enthaupten lassen, hatte er dessen Reich Ostangeln an sich gerissen.

129. Um das ihm verdächtige Verhältniß zwischen Offa und Egbert zu stören, und selbst eine Stütze an dem Könige von Mercia zu erhalten, freiete Brithnot um Eadburga, eine andre Tochter desselben, und ward mit ihr vermählt.

130. Um nicht das Opfer dieses Weilagers zu werden, floh Egbert nach Paris (N. Chr. Geb. 788.) zum großen Karl, Könige in Deutschland, in Frankreich und in Italien, einen für Herrschaft gebornen Mann, desgleichen vielleicht die Welt seit Cyrus Zeit nicht gesehen hatte.

131. Ungefähr ein halbes Jahrhundert, nachdem Hengst und Horst mit Angelsachsen in Britannien gelandet waren, eroberte Clovis, ein Fürst der Franken, das nach diesem Volke, so wie England nach jenen, benannte Land. Sachsen und Franken waren lange

in viele von eignen Häusern beherrschte Stämme vertheilt gewesen. Im eroberten Britannien blieben beinahe vierhundert Jahr die sächsischen Reiche getrennt. Clovis aber ward Herrscher vom ganzen Frankreich, wo zwar unter seinen Söhnen das Land vierfach getheilt, dann aber unter dem jüngsten derselben, Clotar I., wieder vereinigt ward; und nach neuer Theilung, unter Clotar II., Enkel Clotar's des Ersten.

132. Die fränkischen Könige versanken nach und nach in Trägheit, und es ward Sitte bei ihnen, dem Major Domus, das heißt ursprünglich dem Obermarschall, die Sorge der Regierung zu überlassen *), und mit solchem Umfange, daß dieser bald, wie die Großvesire unter schwachen Osmanen, die ganze bürgerliche Macht mit der kriegerischen in sich vereinigte. Weit mächtiger aber ward schon in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts diese Würde, als sie erblich an Ein Geschlecht kam. Pipin, der letzte Major Domus,

*) Dieser Mißbrauch schlich desto natürlicher ein, da bei kriegerischen Völkern der König von Kriegern umringt war, daher der lateinische Ausdruck *castra*, welches Fürstenhof und Lager bedeutet; daher auch unser Ausdruck Hoflager. Der fränkische Obermarschall war als solcher auch Oberst der Leibwache, so wie der römische *magister officiorum*, oder *comes domesticorum* dem Hofe und zugleich der Hauswache des Kaisers vorstand. Vereinigung der bürgerlichen mit der kriegerischen Macht in einem Unterthan, ist immer Mißbrauch.

hatte sich groß gezeigt in der Reichsverwaltung und an der Spitze des Heers, als er, in der Mitte des achten Jahrhunderts (N. Chr. Geb. 750.), statt des auf dem Reichstage Soissons entsetzten Childerich III., zum Könige der Franken erkoren ward.

133. Pipin starb im achtzehnten Jahre der Regierung (N. Chr. Geb. 768.), vier und fünfzig Jahr alt. Seine Söhne Karl und Karlomann theilten das Reich. Neustrien, welches sich von der Schelde und der Maas bis an die Pyrenäen und an das Meer erstreckte, fiel Karlen zu; dem Karlomann Austrasien. Dieses dehnte sich von der Schelde und der Maas über den Rhein hin, fast über die westliche Seite Deutschlands. Drei Jahre nachher starb Karlomann (N. Chr. Geb. 771.), dessen unmündige Söhne wohl kein bestimmtes Recht sich zu beklagen hatten, daß, nach altdeutschem Gebrauch, der rüstige Karl, welcher im dreißigsten Jahre war, ihnen vorgezogen ward.

134. Egbert ward gütig von Karlen aufgenommen (N. Chr. Geb. 788.). Dem großen Manne entgingen nicht die glücklichen Anlagen des edlen Flüchtlings, und dieser bildete sich am Hoflager des fränkischen Königes, dessen Geist nicht nur die öffentlichen Verhältnisse umfaßte, sondern für künftige Jahrhunderte sie ordnete; neben dessen siegprangendem Waffengeräusch auch die holden Musen Schatten fanden; der nicht unbekannt mit den Gesängen der Griechen

und Latiums, auch die alten Bardenlieder der Deutschen aus dem Staube hervorzog *).

135. Egbert zog mit Karl in's Feld; die Schule der Widerwärtigkeiten ward ihm nicht nur lehrreich, sondern auch reich an Freude.

136. Brithrik, König in Wexsex, ließ indessen sich beherrschen von der verbuhlten und grausamen Eadburg, welche jeden, der durch Gunst des Königes ihren herrschsüchtigen Argwohn reizte, bei ihm anzuschwärzen suchte, daher verschiedne hingerichtet, andre ihres Amtes entsezt, oder, wenn es ihr nicht gelang ihren Gemahl gegen sie einzunehmen, von ihr vergiftet wurden. So mischte sie einen Trank für einen jungen Günstling; da aber der König mit ihm aus Einem Becher trank, starben sie beide.

137. Die Unselige entging der verdienten Strafe durch Flucht. Sie begab sich zum Könige Karl und führte große Schätze mit sich. Als sie vor ihm erschien, ihm kostbare Geschenke darbot, und ein Sohn

*) Wilhelm Malmesbury (sein eigentlicher Name war Somerset), ein Benedictinermönch aus dem zwölften Jahrhundert, und ein schätzbarer Geschichtschreiber, sagt von den Enkeln dieser Franken: *Est enim gens illa et exercitatione virium, et comitate morum, cunctarum occidentalium facile princeps*. Er sagt auch, daß Egbert regnandi disciplinam a Francis acciperet, und daß er bei ihnen aciem mentis expediret, et mores longe a gentilitia barbarie alienos induceret (Malmesbury Hist. II. 1.).

des Königes bei ihm stand, soll er scherzend zu ihr gesagt haben: "Wähle mich oder meinen Sohn." Sie antwortete: "Ich wähle den Sohn, weil er jünger ist." — Hättest du mich gewählt," erwiderte Karl, "so würd' ich dich meinem Sohne geben, da du aber ihn gewählt hast, so sollst du keines von beiden seyn." Karl ernannte sie zur Lebtförm, ward aber durch ihr schändliches Leben gezwungen, sie aus dem Kloster zu stoßen, worauf sie ein jammervolles Leben führte, mit einem Knecht nach Italien zog, und in hohem Alter zu Pavia auf den Straßen ihr Brod erbettelte (*Asserii Annales regis Alfredi.*).

138. Die Großen in Wesssex riefen Egbert nun zurück, legten Sprößling des ehmals vergötterten, als Eroberer, König, Gesetzgeber und Ahnherrn vieler Könige in Skandinavien unter dem Namen Odin, in Deutschland unter dem Namen Wodan, verehrten Helden.

139. Egbert verließ den großen Karl in eben dem Jahr, in welchem dieser am Weihnachtstage vom Pabste Leo III. in Rom als römischer Kaiser gekrönt ward (N. Chr. Geb. 800.), welche Würde mit dem deutschen Königthum über ein Jahrtausend verbunden blieb.

140. Als Egbert den Thron bestieg, war das sogenannte Siebenreich zu einem Dreireich zusammen geschmolzen, welches bestand aus Wesssex, Mercia und Northumberland.

141. Schon seit länger als einem Jahrhundert war von Ceadwalla, durch Eroberung von Saffer, die Macht von Wesser ansehnlich vermehrt worden.

142. Weit mächtiger als Wesser war das schon an sich große Reich von Mercia geworden. Wir haben gesehen, wie Offa, nach treulofer Ermordung des mit seiner Tochter Elfrieda verlobten Adelbert, Ostangeln an sich gerissen hatte. Auch die Könige von Kent und von Essex waren durch Offa abhängig geworden von Mercia.

143. Northumberland, ehemals mächtig und blühend unter Edwin, glücklich unter Oswald, ward jetzt zerrüttet von innern Unruhen, und verdankte seine Unabhängigkeit der zwischen Wesser und Mercia obwaltenden Eifersucht.

144. Während der neunzehn ersten Jahre der Regierung Egbert's ward Mercia noch mit gewaltiger Hand beherrscht von Kentwolf, der den König von Kent besiegt, und seinen eignen Bruder Ruthorb in Besiz des erledigten, ihm nun zinsbar gewordenen Kentischen Throns gesetzt hatte.

145. Die großen Eigenschaften des wesserschen Egbert scheinen dem kriegerischen Kentwolf sehr einleuchtet zu haben, da er, bei entschiedner Obermacht, sich dennoch keiner Unternehmung wider ihn erkühnte.

146. Egbert gewann je mehr und mehr die Liebe seines Volks, durch Weisheit und durch Milde seiner während der ersten zwölf Jahr friedlichen Regierung.

147. Im dreizehnten führte er mit günstigem Erfolg einen Krieg wider die westlichen Witten von Devonshire und von Cornwallis (N. Chr. Geb. 813.).

148. Schon neunzehn Jahr hatte Egbert geherrscht, als Kenwolf starb (N. Chr. Geb. 819.). Dieser hinterließ das Reich von Mercia einem siebenjährigen Sohne, Kinelm, unter Vormundschaft seiner erwachsenen zwei Töchter. Die von Ehrgeiz entzündete Wenfreda ließ ihren Bruder in einem Walde ermorden; genoß aber nicht ihres Frevels, da Keolwolf, ihr Oheim, den Thron behauptete, von welchem er im zweiten Jahre gestossen ward von Beornulf, einem Emporkömmling, der nicht von königlichem Geblüte war.

149. Dieser vermaß sich des Kriegs wider Egbert, griff ihn an mit Obermacht und ward besiegt. Sogleich sandte Egbert seinen Sohn Adeltwolf mit einem Heere nach Kent, und vereinigte sowohl dieses Reich als Essex mit dem seinigen. Den jungen Fürsten begleitete oder führte vielmehr bei dieser Unternehmung Egbert's Rath, der kluge und kriegerische Alstan, Bischof zu Sherburne. (Man findet ihn auch Ealstan geschrieben.)

150. Egbert, so vorsichtig als unternehmend, drang nicht sogleich in Mercia vor, erregte aber die Ostangeln zum Aufstande wider Beornulf, der gegen sie zu Felde zog, besiegt und erschlagen ward (N. Chr. Geb. 825.).

151. In gleicher Unternehmung hatte Eubekan, Beornulfs Nachfolger, zwei Jahre nachher, gleiches Schicksal.

152. Ohne thätigen Antheil an dem, was in Ostangeln geschah, zu nehmen, sah Egbert die Kräfte von Mercia sich verzehren in diesem Kriege. Auch ließ er anfangs geschehen, daß Wiglaf, einer der Gewaltigen des Reiches Mercia, den königlichen Namen in diesem Lande führte, wo doch Egbert mehr als jener vermochte.

153. Plötzlich aber ließ er durch ein Heer ihn überfallen. Unvorbereitet auf den Krieg floh Wiglaf in das Nonnenkloster Eroyland, wo Elfrieda, Offa's Tochter, die nach Ermordung ihres Bräutigams den Schleier genommen hatte, dem Flüchtling einen Schutz gewährte, den der Sieger ehren mußte.

154. Durch Vermittlung des Abts von Eroyland ward Wiglaf zwar auf den Thron von Mercia wieder hergestellt, aber dem Egbert pflichtig und zinsbar (Ingulf. *).

*) Ingulf, Abt von Eroyland im elften Jahrhundert, hat uns ein von Wiglaf dem Kloster ertheiltes Privilegium aufbewahrt, in welchem dieser König erklärt, daß er die Bestätigung desselben "von seinen Herren, Egbert und Adelwolf, bewirkt habe." Solch ein Vasall ward unter Egbert der König von Mercia: solche auch die Könige von Ostangeln und von Northumborland, die er, dem Namen nach, bestehen ließ.

155. Nach vielen zerrüttenden Umwälzungen und einem darauf erfolgten Zwischenreiche in Northumberland, war Canred, Sohn des Königes Eardulf, zu diesem Throne gelanget. Egbert zog gegen ihn, Canred unterwarf sich und blieb auf entwürdigtem Thron (N. Chr. Geb. 827.). Einen solchen Schattenkönig duldete Egbert's Stolz auch in Ostangeln.

156. Daß diesem herrschsüchtigen Fürsten die Vereinigung aller sächsischen Reiche in England gelang, darf uns nicht wundern. Hatte er mit großem Verstande den Plan zu Gründung der englischen Monarchie entworfen, und zeigte er so viel Muth als Klugheit bei der Ausführung; so waren doch auch die Umstände ihm sehr günstig. Seit Kenwolfs's Tode war durch persönliche Eigenschaften keiner unter den drei andern noch bestehenden Königen furchtbar. Ihre Reiche waren zerrüttet, sie selbst Emporkömmlinge. Eine Sprache, Eine Sitte verband diese Reiche; sich vereint zu sehen unter dem letzten Sprößlinge des Heldenstamms schien ihnen so erspriesslich als ehrenvoll.

157. Im folgenden Jahre zog Egbert aus gegen die nördlichen Theile von Wallis, eroberte Denbighshire und die Insel Anglesey (N. Chr. Geb. 828.).

158. So wenig der herrschsüchtige Ehrgeiz dieses Mannes mag gerechtfertiget werden, gereichte doch die durch ihn erstrebte Vereinigung der Reiche dem Volke der Angelsachsen zu großem Glück. Nur vereint unter einem kriegerischen Fürsten vermochten sie

einen neuen Feinde Obstand zu halten, welcher der Insel so furchtbar warb.

159. Der ganze Norden von Europa ward von vielen kleinen Königen beherrscht, die mit ihnen gleichgesinnten Männern und Jünglingen des Volks nur Ein Gewerbe ehrten, den Krieg! Nur Einen Ruhm, Eine Wonne liebten, den Krieg! Ehrenvoll war ihnen nur des Kriegers Leben; ehrenvoll für ihnen nur der Tod in der Schlacht. Ihre Religion lehrte sie, daß nur solche, die in der Schlacht gefallen wären, Antheil nehmen dürften an Walhalla's *) Freuden, wo sie der höchsten Wonne genießen, Maath und Bier in Fülle trinken, täglich sich in Kämpfen zerhauen und wieder heil werden, täglich einen ungeheuren Eber fressen und ihn verzehren sollten; der auch immer wieder heil würde. Weber diese Vorstellung, welche ihrer Neigung schmeichelte, vergaßen sie, daß die Tausende der Freuden in Walhalla doch keine Ewigkeit wären! Daß dereinst, bei einsetzender Dämmerung der Götter, die Götter selbst dahin schwinden sollten; und dann der Ewige, Allvater (Allvater) über die Helden Walhalla's wie über alle Menschen Gericht halten, die Tugend mit ewigen Freuden belohnen, Ungerechtigkeit aber und Laster mit ewiger Qual bestrafen würde.

*) Walhalla, der Todtenaal. Wal, Leiche. Daher unser Wort Walfisch.

*) Walhalla, Todtenaal. Wal, Leiche. Daher unser Wort Walfisch.

160. Unter den nordischen und sächsischen Helden zeichneten sich als furchtbarste Verberber solche aus, welche Schiffe bestiegen, auf Abenteuer, das heißt auf Raub, ausgingen; im Meere die Schiffe nahmen, die ihnen begegneten; jedes Gestade ansehn beten, wo sie landeten; Menschen, Vieh und fahrende Habe raubten, in die Schiffe warfen, dann in diesen, die sie geflügelte Rösse des Meers nannten, an Deute reich und mit Ruhm gekrönt, heimföhren.

161. Anführer solcher Unternehmungen waren Könige, die nicht eines Fußes breitt Land besaßen, keine Unterthanen hatten, als freiwillig sie begleitende Männer und Jünglinge. Man nannte sie Wikinger, das heißt, nach der Erklärung eines tiefen Erforschers nordischer Alterthümer: (Olaus Wormd. antiquitates Danicae.), Duchtönige, oder Raibönige; weil sie mit ihren Fahrzeugen in Meerbusen zu lauren pflegten auf vorüber segelnde Schiffe, oder günstigen Wind erwarteten *). So ehrenvoll schien dieses räuberische Leben unsern heidnischen Altvordern, wie ehemals den Griechen in früher Heldenzeit. Diese und jene gingen oft bloß auf Abenteuer aus, um Menschen und

*) Wieß heißt im Niedersächsischen eine Bai, ein Meerbusen. Daher der Name der Stadt Schleswig, weil sie an der Schlei, einer langen, tief in's Land hineingehenden Meerbncht liegt. Diese Wikinger nennt man auch Seebönige.

Habe zu rauben; oft auch um ferne Gestade heimzuzufuchen, Städte zu überfallen, alles was waffenfähig war zu ermorden, die andern unter eisernes Joch der Knechtschaft zu bringen, und Besitz zu nehmen vom verödeten Lande und der von den alten Einwohnern ausgeleerten Stadt *). So gründeten schon manche der griechischen Helden, nachdem sie Troja zerstört hatten, Pflanzstädte, Diomedes und Idomeneus in Italien, Leucer in der Insel Cyprus. So wurden später von griechischen Abentheurern viele Pflanzstädte gegründet, in Italien, Sicilien, in Afrika und anderswo, selbst in Gallien und Spanien.

*) Selbst beim menschenfreundlichen Homer will der weise Nestor den noch unerkannten jungen Telemachos, und die in Mentor's Gestalt ihn begleitende Göttin Athene, nicht beschämen, auch befremdet es sie nicht, wenn er sie fragt:

ὦ ξεῖνοι, τίς ἐστέ; πόθεν πλαῖψ' ὄγχεσ' αἰεῖσθαι;
 ἢ τιμῶντες περὶ ἡμῶν; ἢ καψιδίως ἀλαλῆσθαι;
 οἷός τε λαῖσθης ὑπὸν ἄλγος, τοὶ γ' ἀλῶνται
 θυγῆς περὶ δέμοιο, κακὸν ἀλλοδαποῖσι φέροντες;

Hom. Odyss. III. 71 - 74.

Fremdlinge, sagt, wer seyd ihr? woher durchschiffet
 ihr die Woge?

Ist es vielleicht um Gewerb? Ist's ohne Wahl, daß
 ihr umirrt,

Gleich wie ein Raubgeschwader im Salzmeer, welches
 umherschweift,

Selbst darbietend das Leben, den Fremdlingen Scha-
 den berekend.

Wof Hebers. der Odyss.

162. Solche waren Hengst und Horst und die andern der Abkunft von Wodan sich rühmenden Grüns der der angelsächsischen Reiche.

163. Unsicherer Nachrichten von früheren Landungen der Dänen nicht zu gedenken, finden wir, daß zu Brithnir's Zeit einige das Land zu erkunden sich in Besser zeigten; den Beamten, der sie über ihre Absicht befragte, erschlugen, und schnell wieder absegelten (N. Ehr. Geb. 787. — Saxon. Chron.). Sieben Jahr nachher wurden andre, welche ein Kloster in Northumberland geplündert hatten, von den Einwohnern erschlagen (N. Ehr. Geb. 794.). Im zwei und dreißigsten Jahre der Regierung Egbert's (N. Ehr. Geb. 832.) suchten Dänen die zu Kent gehörige Insel Sheppey heim, plünderten sie, und segelten ab. Im folgenden Jahr (N. Ehr. Geb. 833.) kamen sie in fünf und dreißig Schiffen nach Dorsetshire, behaupteten in einer Schlacht das Feld wider Egbert, scheinen den Sieg mit vielem Blute der Ihren erkaufte zu haben, denn sie zogen wieder ab. Nach zwei Jahren (N. Ehr. Geb. 835.) landeten sie in Cornwallis, wo die Einwohner sich mit ihnen wider Egbert verbündeten, welcher in großer Feldschlacht das vereinte Heer besiegte.

164. Dieser große König starb nach sieben und dreißigjähriger, thätiger und glänzender Regierung (N. Ehr. Geb. gegen das Jahr 837.), in einem Zeit-

punkte, da England, von den Dänen gefährdet, seiner am meisten zu bedürfen schien.

165. Abelnwolf's Gemüthsart würde ihn selbst zu ruhigen Zeiten nicht zur Herrschaft geeignet haben, wie viel weniger jetzt!

166. Ein Glück war es für ihn, daß der kluge Bischof Alstan, den Egbert als Rath und als Feldherrn sehr geehret hatte, ihm zur Seite stand. Dieser erhielt Ordnung in der Reichsverwaltung, sorgte für den Schatz, sammelte ein starkes Heer.

167. Im ersten Jahre der Regierung Abelnwolf's kam ein Heer Dänen in vier und dreißig Schiffen nach Southampton (in Wesser), ward aber zurückgeschlagen mit großem Verlust, von Wolfhern, einem englischen Befehlshaber. Zweite Schlacht ward bald darauf geliefert bei Portland (auch in Wesser) (N. Chr. Geb. 337 oder 338.); schon waren die Dänen gewichen, sahn aber den englischen Feldherrn fallen, wandten sich, siegten.

168. Im folgenden Jahr verwüsteten sie Ostangeln, Lindsey und Kent, drangen im nächstfolgenden bis Canterbury vor, erhielten bei Rarron einen Sieg über Abelnwolf (N. Chr. Geb. 840.).

169. Karl der Große war gestorben im Jahr 814. Dem großen Manne war nicht entgangen, welche Gefahr dem gesitteten Europa von den fürchterlichen Nörmannen, unter welchem Namen man die drei scandinavischen Reiche begriff, bevorstande. Ihre

Schiffe zeigten sich einmal seinem Lande, aber so groß war die Furcht seines Namens, daß sie nichts unternahmen. Auch noch verschiedene Jahre nach seinem Tode lebte er in der Achtung, welche Barbaren für die fränkische Macht hegten.

170. Aber dieser Zauber ward zerstört durch die Arrangirungen des königlich fränkischen Hauses und die schwachen Verwaltungen des getheilten Reichs. Diese ließen den nordischen Abentheurern in Frankreich freies Spiel, und gewährten dadurch nach dem Jahre 840 dem erschöpften England eine zehnjährige Ruhe.

Leben Alfred des Großen, Königes in England.

I.

1. Merkwürdig und gesegnet warb für England das achthundert neun und vierzigste Jahr, durch Alfred's Geburt; merkwürdig und gesegnet auch wegen der Zeit, in welcher er geboren ward, denn es war eine mit Drangsalen dieses Land heimsuchende, mit größern Drangsalen schwangre Zeit; aber merkwürdig und gesegnet nicht allein für jene Insel noch für jenes Jahrhundert; Männer seiner Art sind das Eigenthum und die Zierde der gesammten Menschheit, in der ganzen Fläche des Raums, in der ganzen Tiefe der Zeit.

2. Die Gemahlinn des Königes Adelswolf hatte ihm fünf Söhne geboren, und eine uns bekannte Tochter, ehe Alfred, die letzte Frucht dieser Ehe geboren ward. Alfred's Brüder heißen Adelsstan, Adelsbold, Adelsbright und Adelsred. Der Schwester Namen ist Adelswitha.

3. Osburg, seine Mutter, war Tochter des Osaf, Obermundschenken des Königes. Er leitete sein

Geschlecht ab von einem Edlen, Nefsen des Herbiz, Ahnherrn des königlichen Hauses von Wexer, und Gründers dieses Reiches. Dem Dlaf hatte der königliche Oheim die nach einem Sohne Wodan's genannte Insel Wecta geschenkt, die jetzt Wight genannt wird. Von väterlicher und mütterlicher Seite stammte Alfred von Wodan.

4. Seine Mutter wird uns gerühmt als eine gottesfürchtige und geistvolle Fürstinn. Sie gebare den Alfred, oder Aelfried, wie ihn die Alten schrieben, zu Wankage in Werkschire, einer Landschaft des Reiches Wexer (N. Chr. Geb. 849.).

5. Das Glück, unter zarter und weiser Obhut einer solchen Mutter sich zu entfalten, ward dem Alfred in fünfjähriger Kindheit entzissen.

6. Zwei Jahre nach seiner Geburt erschienen wieder Dänen (so werden sie mehrtheils von den englischen Schriftstellern genannt; richtiger würde man sagen Scandinaven, da auch von Schweden und Norwägern England heimgesucht ward). Zwar waren sie besiegt bei Winburne, von Eoel, Statthalter in Devonshire (N. Chr. Geb. 851.), und zogen sich zurück, wagten aber dennoch zu überwintern in der Insel Sheppen, ermuthiget durch eine Flotte der Friesen, von dreihundert und fünfzig Segeln, welche einlief in die Mündung der Themse.

7. Sowohl die Furchtbareit dieser Rüstung, als auch die Dreistigkeit jenes Erkühnens, legten es hell

an den Tag, daß sie nicht, wie zuvor, als raubende Abentheurer, sondern um zu erobern, daher, was bei ihnen gleich galt, zu vertilgen, gekommen waren.

8. Canterbury ward von ihnen geplündert, bald auch London. Bertulf, zinsbarer König in Mercia, zog wider sie aus mit seinem ganzen Heer, ward von ihnen geschlagen und in die Flucht gejagt. Sie ergoffen sich in die Landschaft Surrey.

9. Endlich machte Abetwolf, dem es nicht an Muth, aber an Entschlossenheit gebrach, sich auf mit seiner Heersmacht. Ihn begleitete Abelbalb, sein zweiter Sohn. Er lieferte den Feinden Schlacht bei Daffley, in der Landschaft Surrey (Asser. — N. Chr. Geb. 851.). Lange schwankte der Sieg. Endlich behaupteten die Engländer das mit Leichen der Dänen bedeckte Feld. Eine solche Niederlage hatten sie in dieser Insel noch nicht erlitten.

10. In eben diesem Jahr focht Abelstan, ältester Sohn des Königs, welchem dieser Kent und Suffer abgetreten hatte, unterstützt von Ealher, Statthalter in Kent, mit den Dänen bei Sandwich, wo ihre Schiffe lagen, deren neun von den Engländern genommen wurden *).

*) Nach Malmesbury, Huntington und andern Schriftstellern des spätern Mittelalters; erzählt Spelman, Abetwolf habe sich in der Jugend dem geistlichen Stande gewidmet. (ja er läßt ihn Bischof von Winchester wer-

11. Bertulf starb; ihm folgte auf den jünstbaren Thron von Mercia Burgred (oder, wie manche ihn nennen, Burreh).

12. Diesem zog, auf seine Bitte, Adelfwolf zu Hülfe gegen Moderich, König der Briten in Wallis, dessen Vater in diesem Kriege gefallen war. Den Moderich nannte sein Zeitalter den Großen. Was wissen wir anjegt von ihm? Welche gegen ihn verbandete Könige drangen ein in Wallis, verheerten die Insel Anglesey, unterwarfen dem Burreh einige ihm angrenzende Landschaften (Asser. — N. Ehr. Geb. 853.).

13. Nach glücklich vollendetem Feldzuge vermaählte sich Burreh mit Adelfwitha, Tochter des Adelfwolf (Asser. — N. Ehr. Geb. 853.).

den), und erst nach dem Tode des Egbert habe er, als einziger Sprößling des königlichen Hauses, mit Genehmigung des Papstes, geheirathet und Besitz vom Throne genommen. Da wir Egbert's Tod nicht früher hinauf als bis in's Jahr 836 setzen können, so wäre im Jahre 851 die beiden ältesten Söhne des Adelfwolf, die doch hier als rüstige Krieger erscheinen, höchstens 14 und 13 Jahr alt gewesen, wenn der Vater erst nach Egbert's Tode geheirathet hätte. Daß Adelfwolf in der Jugend sich dem geistlichen Stande bestimmt und die Subdiakonatsweihe empfangen habe, darf wohl nicht bestritten werden, wahrscheinlich aber entsagte er diesem Stande verschiedne Jahre vor dem Tode des Vaters.

Offenbar irren die, welche Adelfstan zum Bruder des Adelfwolf machen, da er, nach Asser's ausdrücklichem Zeugnisse, dessen ältester Sohn war; des Asser's, Zeitgenossen und Freundes des königlichen Hauses.

14. Der vierjährige Alfred blühte auf in früher vielverheißender Kindheit, seiner Aelteren Wonne. Obgleich, nach Sitte des Landes in jener Zeit, die Knaben nicht öffentlich erschienen, ehe sie waffenfähig waren, vermochten doch der König und dessen Gemahlin nicht, sich die Freude zu versagen, ihn oft vor den Sachsen aufzoteln zu lassen; deren Herzen er früh gewann durch Schönheit, Munterkeit, holde Freundlichkeit und ihm entweichende tagende Schimmer des großen Geistes, welcher England erleuchten und erwärmen sollte.

15. Auffallend zeigte sich des Vaters Vorliebe für diesen Sohn, als er ihn, im fünften Jahre des Alters, mit großem Gefolge nach Rom sandte, zum Papste Leo dem Vierten, einem Manne von Geist, den die frühen Gaben des holden Kindes so einnahmen, daß er ihn nicht nur an Kindesstatt annahm, sondern, doch wohl nicht ohne an ihn ergangene Bitte des Vaters, ihn zum Könige salbete (Auser, — A. Chr. Geb. 853.) *).

*) Einige Renere haben unter dieser Salbung die heilige Firmung verstehen wollen; von andern wird sie auf geistliche Weihe gedeutet. Aber, anderer alten und glaubwürdigen Geschichtschreiber nicht zu gedenken, ist das Zeugniß des Bischofs Affer entscheidend. Leo Papa . . . Aelfredum oppido ordinans unxit in regem. Spelman's Vermuthung, daß Adelfolf dem geliebten Sohne eines der Fürsten des Siebenreichts bestimmte, scheint mir gegründet.

16. Es scheint, daß Alfred nicht lange in Rom blieb. Auf seiner Reise durch Frankreich, sahen ihn verschiedene Gelehrte von Verdienst, unter denen Grimbold war, mit welchem er auch auf dem Rhone noch immer freundschaftliches Verhältniß unterhielt und ihn nach England berief. (Vita Grimboldi apud Lucanum).

17. Ethel und Hada, Statthalter, die er in Surrey, ferner in Kent, griffen die Dänen in der Insel Thanet an, erschlugen auch einen ihrer Könige. Es scheint aber, daß eine zweite Schlacht unglücklich für die Engländer ausfiel, denn beide Statthalter blieben auf der Ballstatt.

18. Schon Honorius und Theobald, Erzbischöfe von Canterbury, hatten das gesagt, daß den Pfarrern ein bestimmter Unterhalt zugesichert würde. Es scheint aber, daß sie im Genusse dieser Rechte, vorzüglich des zu erhebenden Zehnten, ungenügend waren. Ebdlich, so pflichtmäßig ward von Alfwold gehandelt, als er sie in Besitz ihrer Gerechtsame wieder herstellte. Aber er that viel mehr. Mit über Gebühr begabte er Kirchen und Klöster, und besetzte große ihnen ertheilte Ländereien von den Abgaben, die auf ihnen gehaftet hatten, zu offenbaren Schäden der Reich.

19. Dieselbige wohlgenährte, aber nicht erleuchtete Erdummigkeit, welche ihn hienzu verleitete, gab ihm auch den unzeitigen Gedanken ein, nach Rom zu reisen (N. Chr. Geb. 855.), obgleich die Dänen wieder in der Insel Sheppey gewintert hatten. Er

nahm Alfred mit sich und verweilte ein ganzes Jahr zu Rom, wo die Freigebigkeit des fremden Königes gerühmet ward, dessen von ihm verlassnes Reich bedrängt und gefährdet war. —

20. Seine Gemahlinn und sein ältester Sohn waren gestorben. Von diesem wird gesagt, daß er in einer Schlacht gegen die Picten gefallen sei.

21. Auf der Heimreise vermählte sich Adelswolf zu Paris mit Judith, Tochter Karl's des Kahlen, Königes in Frankreich (Asser. — N. Chr. Geb. 856.). Die tugendhafte Osburg hatte das Bette, aber nicht den Thron des Gemahls mit ihm getheilt. Sie war seine Gemahlinn, nicht Königin. Denn, als nach dem Tode des Königes Brithril die Königin Eadburg nach Frankreich entronnen war, hatten die Gewaltigen des Reiches von Wesser erklärt, daß sie keinen als König anerkennen würden, der seine Gemahlinn neben sich auf dem Throne würde sitzen, und, wie Brithril gethan, sich von ihr würde leiten lassen. Sonach wurden Egbert's Frau und die erste Frau des Adelswolf Gemahlinnen des Königs genannt, aber nicht Königinnen, saßen nicht auf dem Thron. Man kann sich leicht vorstellen, welches Geschrei das französische Hoflager würde erhoben haben, wenn die Tochter ihres Königes *), einem Könige vermählt,

*) Zum Kaiser ward Karl der Kahle nicht früher als im Jahre 875 zu Rom gekrönt, vom Pabste Johannes VIII.

nicht königlicher Ehre genießen sollte (Aaser; Spelman.). Gleich den früheren Königen von Wessex, vor Egbert's Zeit, führte Judith den königlichen Namen, Adelswolf theilte mit ihr den Thron.

22. Des Königs Abwesenheit, seine Trägheit und Schwäche, die gefährdete Lage des Reichs, gaben dem jungen Adelsbald, dem greisen Bischof Ealstan, dem Eanwolf (oder Enulf) Statthalter in Somersetshire, und verschiedenen andern Großen, Ursache und Vorwand, einen Beschluß zu fassen, kraft dessen der König sollte gezwungen werden, dem Adelsbald die Regierung abzutreten. Es ward, nach einigen (V. Matth. Westm. et Rudborne bei Turnerum.), die zu Rom geschehene Krönung des kleinen Alfred und die der Königin Judith ertheilte Ehre der Thronbesteigung ihm vorgeworfen.

23. Als er heimkam, fand er das Land in Zwiespalt. Eine Parthei empfing ihn mit Freuden und zeigte sich bereit, den Adelsbald unter seinen Fahnen aus dem Lande zu treiben; die andre kündigt ihm den Gehorsam auf.

24. Hatte Adelswolf sich bisher auf mancherlei Weise durch Schwäche gegen England verschuldet, so rettete er es nun durch seinen sanften Sinn von dem Wahre eines heimischen, desto mehr verderblichen Kriegs, da wahrscheinlich Dänen noch im Lande, wenigstens immer zu erwarten waren. Er theilte mit Adelsbald das Land, überließ ihm dessen ansehnlicheren und min-

der gefährdeten Antheil, Wesser, und behielt für sich nur Kent und Suffer, welche klein, und den Angriffen der Dänen weit mehr als jenes ausgesetzt waren.

25. Adelbald ließ sich diese Theilung gefallen, sei es, daß noch Eine Ader kindlichen Gefühls in ihm zuckte; sei es, daß er es rathsam fand, sich dazu zu bequemen, weil in der That die Westsachsen, welche ihm zugetheilt wurden, erklärten, daß sie in die Verstoßung des Vaters nimmer willigen würden (A. Chr. Geb. 856.).

26. Man wolle bemerken, daß in dieser Erzählung nur von Kent, Suffer und Wesser die Rede sei. Essex, Mercia und Northumberland (das heißt mehr als zwei Drittheil von England) hatten noch ihre besondern, wiewohl der Krone Wesser zinsbar gemordnen Könige *). Ob nun diese, nach der zwischen Vater und Sohn gemachten Theilung, fernerhin den Adelswolf als Oberkönig anerkennen sollten? Oder von nun an den Adelbald, weil die oberste Würde etwa an Wesser haftete? Hierüber finde ich keine Auskunft.

27. Eben so wenig darüber, ob die Dänen heimgekehrt waren? Oder was sie hinderte, Adelswolf's Abwesenheit, und dann die durch Aufstand seines Sohns wider ihn entstandnen Unruhen, oder endlich

*) Dankseln war, wie wir gesehen haben, mit Mercia vereinigt worden.

die Theilung selbst, welche nothwendig des südlichen Englands Kräfte lähmen mußte, zu nutzen. Vielleicht waren sie jetzt im nördlichen Theile des ehemaligen Siebenreichs beschäftigt. Die Unvollständigkeit der Geschichten jener Zeit läßt oft vielen schwankenden Meinungen weiten Spielraum.

28. Zu eben dieser Zeit (N. Ehr. Geb. 856.) ward der funfzehnjährige Eadmund (oder Edmund) zum Könige von Esser gesalbet (Asser.).

29. Adelwolf lebte noch zwei Jahr nach der mit seinem Sohne gemachten Theilung. Während dieser Zeit machte er reiche Stiftungen zum Unterhalt der Armen, und zugleich, nach dem Geiste der Zeit und nach eigener Ansicht, zu jährlich nach Rom zu sendenden Kirchengaben.

30. Er sah wohl ein, wie fruchtlos und gefährlich es für seinen noch zarten Liebling seyn würde, wenn er ihm, der drei ältere Brüder hatte, eins der drei südlichen Reiche vermachte. Durch seinen letzten Willen bestätigte er Adelbald in dem Besitze von Wesser, und ernannte Adelbright *) zum Könige in

*) Die ohnedem verworrene Geschichte der angelsächsischen Könige wird es noch mehr durch die verschiedene Schreibart der Namen Alfred, Aelfred, Elfrid; Athelstan, Edelftan, Adelftan; Athelbright, Aethelbright, Ethelbert; Athelred, Aethelred, Ethelreth, Ethered; Beorht, Brithrit; Adelftan, Athelstan, Ealstan, Alstan; Eadmund, Edmund u. s. w. Dabei ist ihre Geschichte

Kent, Suffex und Currey; Länder, deren Regierung dieser auch gleich nach dem Tode des Vaters antrat. Er hinterließ dem Adelred, dem Alfired und seiner mit dem Könige in Mercia vermählten Tochter Adelswitha, nur Güter. Doch ordnete er zugleich Adelsbald, Adelred und Alfired zu Erben unter einander. So belehret uns Alfired selbst in seinem berühmten auf uns gelangten letzten Willen. Deswegen er bei dieser Anordnung des Adelsbright nicht erwähnt, wissen wir nicht *).

31. Adelswolf war ein Mann von großer Herzensgüte, tabellos in seinen Sitten und aufrichtig in seiner Frömmigkeit. Zum Könige schien er nicht geboren, weil es ihm an Thätigkeit, Entschluß und großen Ansichten gebrach. Doch hat er die Achtung und die Liebe der Westsachsen erworben. Er war milde, keines erlittenen Unrechts eingedenk, stiftete mit Eifer

sehr in einander verschlungen, und wie oft reißt der Faden, den uns die unkundigen oder nachlässigen Schriftsteller jener Zeit in diesem Labyrinth reichen!

*) Die Herausgeber von *The will of King Alfred*, MDCCLXXXVIII., sagen, Ethelbert sei übergegangen worden, weil er schon im Jahr 851 bei des Oheims Adelskan's Tode diesem in der Regierung von Suffex, Essex und Kent gefolgt sei. Wo ich nicht sehr irre, enthält diese Bemerkung eine seltsame Verschlingung von Irrthümern. Es ist schon angezeigt worden, daß einige den Adelskan zum Bruder des Adelswolf machen, da doch Asser, der hierin nicht irren konnte, sagt, daß er ältester Sohn des Königes war. Ferner haben wir

Gutes, nur nicht immer mit Weisheit. Seinen Landsleuten in Rom ließ er ein freundliches Andenken. Er sah dort öffentliche Sünder in Banden, und bewirkte bei'm Pabste, daß hinfüro keinem Engländer daselbst diese Art der Buße sollte aufgelegt werden (Rudborne, bei Turner.). Er starb nicht volle zwei Jahr nachdem er mit Adelbald das Reich getheilt hatte (Asser. — N. Ehr. Geb. 857 oder 858.).

32. Einige haben ihn, mit partheißcher Uebersetzung seiner Schwächen, über Gebühr erhoben; nicht minder partheißch haben andre ihm die gebührende Gerechtigkeit versagt.

II.

1. Einen heilsamen Anlaß giebt uns der Tod der Unsern, sowohl zu Beherzigung unsrer eignen Sterblichkeit, als auch der Tugenden und Liebenswürdigs-

gesehen, daß Adelwolf nach der Theilung mit Adelbald, Kent und Essex für sich behielt. Essex hatte noch seinen eignen, obschon zinsbaren König. Wäre aber auch Ethelbert (Adelbright) wirklich schon vor des Vaters Tode in Besiz eines Reiches gewesen, so würde doch dieses keine Ursache seyn, ihn von dieser Erbtheilung auszunehmen, da Adelwald ja auch ein Reich hatte. Ich vermurthe, daß in dem obnehin mangelhaft auf uns gelangten letzten Willen Alfred's, der Name Ethelbert durch Versehen ausgelassen worden.

zeiten der Abgeschiednen, der Liebe, die sie uns erwiesen, und der zuvor manchmal wenig beachteten Vergehungen, deren wir uns gegen sie verschuldet haben.

2. Adelsbald verlor durch den Tod einen guten, sanften Vater, den er tief gekränkt, der gleichwohl ihm den schönsten Theil seines Reichs überlassen, und noch außerdem in seinem letzten Willen ihn väterlich bedacht hatte. So wenig ehrte gleichwohl der Sohn des Vaters Andenken, daß er, von unkeuscher Flamme entzündet, seine Stiefmutter, die schöne Judith, heirathete (Asser; Spelman.). Doch entließ er sie, wahrscheinlich erst nach einigen Jahren *), auf ernste Mahnung des frommen Erzbischofs, Bischofs zu Winchester (Rudborne. S. auch Thomas Hearne in seinen Anmerkungen zu Spelman.), gleichwie ehemals Eadbald, König in Kent, welcher in gleichen Trevel der Blutschande gefallen war, auf ernste Weisung des Laurentius, Erzbischofs zu Canterbury, die Mitschuldige entließ, und zugleich dem Gögenthum entsagte, dem er, seinen Lüsten nachleben zu können, sich ergeben hatte.

3. Adelsbald starb nach drittehalbjähriger Regierung (Asser, — N. Chr. Geb. 860.).

*) Sie war noch in England, als Alfred sein zwölftes Jahr angetreten hatte, und reisete doch wohl bald nach ihrer Entlassung heim.

4. Judith entzog sich dem Anblick der Sassen, denen sie durch ihre Blutschande solches Argerniß gegeben, kehrte heim nach Frankreich und lebte in Sens. Balduin, mit dem Beinamen Eisenarm, Sohn Odoacer's, Balbgrafen *) in Flandern, sah sie, entbrannte für sie, sie für ihn. Er entführte sie. Ihr Vater, König Karl der Kahle, verklagte den Ritter beim Papste Nikolaus I., welcher darauf ihn in Kirchenbann legte. Balduin reiste gen. Rom, bezeugte Neue, Judith vergoß viele Thränen. Der heilige Vater verzieh ihnen und schrieb an Hinkmar, berühmten Erzbischof zu Rheims, der die Judith dem Könige Abelswolf angetrauet hatte, mit dem Auftrage, diesen Brief den andern Bischöfen in Frankreich mitzutheilen, und mit Aeußerung des Wunsches, daß die Häupter der französischen Kirche sich für Balduin und Judith bei ihrem Vater verwenden möchten. Sie thaten es mit Erfolg, Karl willigte in diese Verbindung, welche darauf feierlich eingesegnet ward zu Auxerre (N. Ehr. Geb. 863.), und trug dem Balduin die Grafschaft Flandern als Lehen auf. Zu gleicher Zeit ward Holland zu Gunsten Dietrich's, Herzogen von Aquitanien, zur Grafschaft gemacht. Beide Lehnsmäner und ihre Erben wurden verpflichtet, das Königreich gegen die

*) "Waldgrafen" hießen die königlichen Statthalter dieses damals wenig bewohnten, mit Wald bedeckten Landes, ehe es seine eignen Grafen erhielt.

Unternehmungen der Normannen zu schützen (Meyer Annal. Flandr.). Denn unter diesem Namen begriffen die Franken alle Skandinaven.

5. Diese Judith, welche in England ein beslecktes Andenken zurückließ, hatte gleichwohl das Verdienst, dem jungen Alfred einen neuen Schwung zu geben.

6. Von der Mitte des achten Jahrhunderts an hatten die innern Zerrüttungen der Königshäuser und immer sich erneuende Fehden im Siebenreich, die Bildung der englischen Jugend in den Wissenschaften sehr gehemmt. Durch die Kriege mit den Dänen aber, welche, so wie ehemals die noch heidnischen Angelsachsen, bei ihren allgemeinen Verheerungen vorzüglich gegen die Geistlichkeit wütheten, und die Klöster, das malige Sitz der Gelehrsamkeit, zerstörten, war England im neunten Jahrhundert in tiefe Barbarei versunken. Daher mag es begreiflich werden, daß Alfred in's zwölfte Jahr getreten war, ehe er lesen konnte. Sein für alles Schöne lebendiger Geist und das zarte Gefühl des holdseligen Knaben fanden Nahrung an vaterländischen Gesängen, die er sich hersagen und wieder hersagen ließ und auswendig lernte.

7. Judith, Tochter des fränkischen Königs, an dessen Hoflager noch unsre Sprache, mangelhaft wie sie damals war, aber schon kräftig und traulich, geredet ward; Urenkelinn des großen Karl, welchem Vereblung dieser Sprache schon am Herzen lag, der ihre ältesten Schätze sammelte, und an dessen Hoflager, im Felde

wie im Vallaft, eine Akademie war*), deren Mitglieder sich jeder nach seinem Lieblingsdichter nannte, daher Karl selbst David, und der Jüngling Angilbert, denn er spätes seine Tochter Bertha zur Ehe gab, Homer (Eginhard vita Aluini; Epistolae Aluini; Vita Sancti Angelberti.); Judith war Liebhaberinn von Heldengesängen und Minneliedern. Einst, als die jungen Fürsten zu ihr in's Zimmer traten und sie in einem solchen Büchlein lesend saßen, zeigte sie es ihnen und sagte: „Dem von euch will ich es schenken, der es am ersten auswendig lernet!“ Auf einmal erwachte die Begierbe in Alfred, selbst lesen zu können, was er sich so gern hersagen ließ; auch ward er, wie der gute Vetter bemerkt, angelockt von den schönen Anfangsbuchstaben, wie wir vergleichen in alten Handschriften sehen, und die saubern Bilderchen mit lebhaften und frischfarbenen und einer Vergoldung bewundern, die in unsern neuesten Tagen erst wieder vollkommen nachgemacht worden.

... 8. Zur Entzückung eines großen Geistes bedarf es oft nur Eines Jankens. „Willst du wirklich,“ sagte er, „demjenigen unter uns das Büchlein schenken, der es zuerst dir wird vorlesen können?“ „Ja!“

*) Karl fing an eine deutsche Sprachlehre zu schreiben, die er nicht vollendete. Den Monaten gab er deutsche Namen; zum Beispiel den Mai nannte er Bonnemond; den August Erntemond; den November Windmond; den December Heiligenmond.

antwortete sie lächelnd und froh. Wie schnell lernte der Knabe lesen!

9. Eogleich wandte sich sein Verlangen zum Schreiben. Außer romantischen Sagen und Liebern bot ihm seine Muttersprache keine Schätze der Erkenntniß dar. Aber wo sollte er Lehrer finden? Wo Bücher? Nur etwa in abgelegnen, der Verheerung entgangnen Klöstern müßten lateinische Schriften und einige Männer, die sie lesen konnten, zu der Zeit in England gewesen seyn.

10. Alfred beobachtete lange nachher, daß es ihm damals, als er der Muße so viel hatte, an Lehrern gefehlt habe. Wir werden sehen, wie er in spätern Jahren, als er mit bewundernswürdiger Thätigkeit und Kraft herrschte und Krieg führte, dennoch durch weissen und fast beispiellosen Verlaufs der Zeit sich zum Gelehrten bildete, der das unnaohete Land mit dem Lichte, das er angezündet, erleuchtete.

11. In Selbstübungen und in Ränsten der Jagd zeichnete er sich schon in früher Jugend aus. (Asser.).

III.

1. Dem letzten Willen des Adelwolf gemäß, ward nach Adelwald's Tode, Adelbright, welcher schon Kent, Sussex und Surrey beherrschte, König in Wessex (N. Chr. Geb. 850.).

2. Während seiner Regierung landete eine große Flotte von Dänen, unter Anführung des Seekönigs Buland. Sie plünderten Winchester; als sie mit schwerer Beute zu ihren Schiffen gingen, wurden sie von den Statthaltern von Hampshire und Berkshire mit vereinten Schaaren angegriffen und in Flucht gejagt. Sie segelten nun nach Frankreich und schifften die Seine hinauf. Der König Karl erkaufte die Ruhe des Landes mit fünftausend Pfunden Silbers (Annales Bertiniani.); vererbliche Maßregel, welche nur durch den Drang des Augenblicks entschuldigt, so wie dieser Drang nur durch die Schwäche der fränkischen Regierung kann erklärt werden. Solcher Loskauf ist ein ausgeworfener Köder zu Anlockung frischer Räuber.

3. Es kam ein Schwarm zur Insel Ithamet (N. Chr. Geb. 884.), ließ sich in trügliche Unterhandlung mit denen von Kent ein, um sie einzuschläfern, fiel dann verheerend in's Land (Asser.).

4. In die Zeit der sechsjährigen Regierung von Adelbricht wird am glücklichsten der für England folgenreiche Tod des in den isländischen und skandinavischen Geschichten und Gesängen hochgefeierten Ragnar Lodbrok geordnet. Auch in fränkischen und englischen Jahrbüchern lebt sein graunvolles Andenken.

5. Aus Vergleichung: desjenigen, was der Däne Saxo Grammaticus, der im zwölften Jahrhundert Dompropst zu Roskilde (in der Insel Seeland) war, und Snorre Sturleson, isländischer Edelmann, und

eins der Häupter seines vaterländischen Freistaats im dreizehnten Jahrhundert (die beiden größten Geschichtsschreiber des Mittelalters dießseits der Alpen) und Adam von Bremen, Domherr in seiner Stadt im elften Jahrhundert, von ihm berichten, mit den fränkischen und sächsischen Nachrichten, gehet folgendes mit Wahrscheinlichkeit hervor.

6. Ragnar Lodbrol, obgleich Oberkönig in Dänemark, zog das fahrende Leben eines Seeköniges, der von ihm vernachlässigten Reichsverwaltung weit vor. Kein Land, welches am Meere lag, war vor ihm sicher. Die Ostsee fuhr er hinauf bis zur Mündung der Düna, Schwedens und Norwegens Gestade wurden von ihm angefeindet, Friesland und Frankreich erschauerten vor ihm. Er suchte Schottland und die Orcaden heim. Zuletzt landete er in Northumberland; einige sagen, er sei gescheitert, weil er wider den Rath seiner Gemahlinn Aslauga (Tochter Sigurds Fafnersbane, berühmten Königes in Jütland) Schiffe von außerordentlicher Größe ausgerüstet habe, welche sein Schiffsvolk nicht zu lenken verstanden. Hella, oder Ella, König in Deiri, habe ihn mit großer Uebermacht angegriffen, und, weil er seinen Namen und Stand nicht nennen wollen, ihn gefangen und in einen Thurm geworfen mit vielen Schlangen. Indem er von ihren Zähnen zernaget worden, habe er, in Gegenwart seiner Hüter, das Lodbrolar Quida, das heißt: Lodbrol's Todtengesang, gedichtet, der auf

uns gefangen ist, in welchem er seine Heldenthaten erzählt, den Feinden und dem Tode troget, am Ende die von Odin gesandten Jungfrau im Geiste sieht, welche ihn zu den Freuden Valhalla's einladen. Er beschließt mit den Worten: „Ich werde lächelnd sterben.“ Eiserner Kraft des Sinnes athmet aus diesem Liede, racheschnaubende Wuthlust, wenig Phantasie; aber es zucken aus ihm Flammenzüge eines durch keine Qualen zu dämpfenden freudigen Muths *).

7. Ragnar äußerte gegen seine Hüter, daß, wenn seine Söhne wüßten wo er wäre, „die Frischlinge den Saustall sprengen würden, in den man den Reuler eingesperrt habe.“ Es ward dem Ella gemeldet, welcher sogleich befahl, die Schlangen von ihm zu nehmen, um ihn über jene Worte zu befragen, aber Ragnar war gestorben, als der Befehl gebracht

*) Der Lobhofsar Quida wird von einigen seiner Frau, der Asluga, zugeschrieben. In der That wird er auch Krafumal genannt, und diese Fürsinn war unter dem Namen Kraka in einer Fischerhütte erzogen worden. Es scheint gleich schwer zu glauben, daß Ragnar unter den Schlangen, die ihn nagten, einen Gesang von neun und zwanzig Strophen, deren jede neun Verse hat, habe dichten können; oder daß ein solches Lied aus einer weiblichen Brust hervorgegangen. Vielleicht ist es das Werk seines Skalden (Dichters bei den alten Dänen), dem, als solchem, seinen Helden nach dem Tode zu besingen oblag.

word. Es geschah wie er im Biede gefangen hatte.
Seine Edhne rächten seinen Tod.

IV.

1. **Udelbright** hatte Achtung und Lieb erworben, als er im sechsten Jahr seiner Regierung starb (M. Chr. Geb. 866.). Obgleich er Edhne hinterließ, bestieg doch, kraft des väterlichen letzten Willens, **Udelred** den Thron.

2. Die Nachricht von **Ragnar's** Tode hatte den ganzen Norden erregt und die Edhne des Helden zur Rache entflammt. Zehn an Zahl, mit drei Gemahlinnen erzeugt, waren sie von ihm zu gleicher Lebensweise angeführet worden. Auf vielen Fahrten hatten sie ihn begleitet; waren aber auch schon, wie junge aus dem Neste gestofne Adler, auf eignen Raub ausgegangen. Ansezt erschien jedes Abenteuer solcher Art ihnen nur wie eine Jagd, welche des Augenblicks Drang nicht erlaubte. Ihr Sinn war auf ernsteres Ziel gerichtet, auf Eroberung Englands, auf Vertilgung der Einwohner.

3. Alte Nachrichten reden von acht **Scandinavischen** Königen, welche sich, mit zwanzig Grafen *),

*) Grafen, Jarls. So hießen die vornehmsten Edlen in Scandinavien. Daher das englische *Earl*, ein engli-

an der Spitze ihrer Schaaren zur Rache Ragnar's vereinten. Oberste Anführer waren Ingwar und Hubba, Söhne Ragnar's (C. Turner's Hist. of the Anglo-Sax.).

4. Arglist ist oft auch Barbaren eigen. Man kennt den Menschen nicht, wenn man glaubt, daß Geistesbildung der Einfalt des Herzens schade. Aber Besonnenheit wie diese zeigten Barbaren selten. Sie hielten ihre Rache zurück, auf daß der zu seiner Zeit abgeschnellte Pfeil desto verderblicher trafe.

5. Nicht als Feinde landeten sie in Ostangeln; der König Edmund mußte sie als Gäste aufnehmen, da es, ihrem Unternehmen zu wehren, ihm an Macht gebrach. Er ging, durch den Drang der Umstände vielleicht entschuldiget, doch, wie ich meine, nicht gerechtfertiget, einen Vertrag mit ihnen ein, sie mit Pferden zu versehen, welche sie, ohne seine Gewährung, ohne Zweifel würden geraubt haben, denn sie sahen ein, wie sehr sie zu Ausführung ihres Vorhabens einer guten Reuterei bedürften.

6. Im Frühlinge des folgenden Jahrs rückten sie ein in Northumberland.

7. Dieses seit langer Zeit, und mehr als irgend eins im Siebenreiche, von inneren Unruhen zerrissene Land ward jetzt zerrüttet durch bürgerlichen Krieg.

scher Graf. Eine schöne, den Grafen von Wedel gehörnde, Grafschaft in Norwegen heißt Jarlsberg.

Denn Ella, dessen Frevel an Ragnar begangen die nordische Rache über das Land führte, hatte vor vier Jahren den rechtmäßigen König Osbert vom Throne verdrängt, und dieser strebte, seine Rechte mit den Waffen zu behaupten:

8. Daher ward es den Dänen leicht, sich der Stadt York zu bemächtigen.

9. Einzelne Jüge von Edelmuth und reiner Tugend sind vermögend, den Geschichtschreiber und den Leser aufrecht zu erhalten bei den Erzählungen der menschlichen Thorheiten und Frevel. Wenige würden gehandelt haben wie Osbert handelte. Sein Gegner, Ella, hatte nur Verderben von den Dänen zu erwarten; sie zu sühnen wäre ihm unmöglich gewesen. Osbert konnte sich mit ihnen wider den gemeinschaftlichen Feind verbinden. Aber in der Gefahr des Vaterlands sah Osbert in Ella nur den Engländer, in den Dänen den allgemeinen Feind. Er verband sich mit Ella gegen die Dänen.

10. Beide Fürsten griffen die Dänen an mit vereinten Schaaren, nahe bei York, jagten sie in Flucht, drangen mit einem Theile des Heers ihnen nach in die Stadt. Hier erneuete sich die Schlacht, die Dänen siegten. Osbert und Ella fielen (N. Chr. Geb. 867), mit ihnen die Edelsten und der größte Theil ihrer Schaaren. Die übrigen entrannten und das Land unterwarf sich den Dänen. Nach Einigen (Asserius de rebus gestis Alfreði Magni; Saxo

Gram. und Isländische Schriftsteller) fiel. Ella lebendig in die Hände der Edhne Ragnar's, welche ihn zu Tode sollen gemartert haben.

V.

Neunzehn Jahr alt war Alfred, als er sich vermählte (N. Chr. Geb. 868.) mit Alswitha, Tochter eines Grafen in Mercia, welcher seiner Leibesgröße wegen Mucil genannt ward, und der Eadburg, die aus königlichem Hause von Mercia entsprossen war. Affer, der sie oft gesehen, giebt der Eadburg das Zeugniß einer ehrwürdigen Matrone. Sie überlebte ihren Gemahl, von dem wir übrigens nichts als das hier Erzählte wissen, viele Jahre (Asser.).

VI.

1. Fast ganz Northumbrien war in den Händen der Eroberer. Nur der kleine nördliche Theil dieses Landes, zwischen der Tyne und Schottland, blieb in gefährdeter Unabhängigkeit. Ein gewisser Egbert ward dort als König anerkannt, aber bald vertrieben. Sein Nachfolger Riefeg härmte sich zu Tode über des Da;

terlandes Behe. Nach ihm saß ein andrer auf dem Thron (Turner's Hist. of the Angl. Sax.).

2. Das große Land, zwischen der Tyne und der Humber, ward beherrscht von Ivar, einem dänischen Fürsten. Dieser bauete York wieder auf, denn es war zerstört worden, ermunterte auch den Anbau des verheerten Landes (Turner's Hist. of the Angl. Saxons.).

3. Ein Theil des dänischen Heers fiel ein in Mercia, und überwinterte zu Nottingham.

4. Mit Untergang bebräuet, sandten der König Burghed und die Gewaltigen des Landes zu Adelred und Alfred, dem der Bruder unterordneten Antheil an der Reichsverwaltung nehmen ließ, und flehten um Hülfe. Sogleich rückten beide Brüder aus mit großem Heer, hinein in Mercia, bis vor Nottingham.

5. Geschützt von festen Mauern versagten die Dänen die Schlacht; die Engländer vermochten nicht die Stadt zu erobern. Man ging Unterhandlungen ein. Friedensbedingung zwischen Mercia und den Dänen war: Rückzug der beiden Brüder gen Wesser, und der Dänen gen York (Asser. — N. Chr. Geb. 868.). Daß die Engländer diesen Frieden eingingen, scheint schwer zu entschuldigen. Warum erwarteten sie nicht, da sie in Besitz des Landes waren, daß die in der Stadt eingeschlossenen Dänen durch Hunger gezwungen wurden, um freien Abzug aus England zu bitten?

6. Im folgenden Jahr ward England mit Hungersnoth und mit Seuchen unter Menschen und Vieh heimgesucht, gewöhnlichen Gefährten verheerender Kriege (Asser. — N. Chr. Geb. 869.).

7. Während dieser Zeit übten die Dänen gräu- volle Frevel in York und in der Gegend umher. In Erwartung ihrer Kotten versammelte Ebba, Abtissin in Eoldingham, ihre Nonnen, stellte ihnen vor, welche Behandlung ihnen bevorstände, wenn sie solcher nicht durch gewaltsamen Entschluß zuvor kämen. Sie gab das Beispiel, schnitt sich die Nase ab und die Oberlippe. Die Schwestern thaten es ihr nach. Die Dänen kamen, sahn, und liefen davon (Matth. Westminster.).

8. Ueingegeben des geschlossnen Friedens, schiff- ten sie sich ein in folgendem Frühling, liefen hinab den Strom der Humber, stiegen aus in Lincolnshire, verwüsteten diese Landschaft, wütheten mit Feuer und Schwert, zügellos in ihrer Grausamkeit. Weder Burreh, König im Lande, noch auch Abelfred, oder Edmund, nahmen sich der allgemeinen Noth an.

9. Das schmerzte den Algar, einen Grafen dieser Gegend, und nicht müßig blieb sein Schmerz. Er und seine zwei Burgritter, Wibert und Leofrit — Namen solcher Männer dürfen dem Andenken nicht entfallen — rafften aus der Gegend umher rasche Jünglinge zusammen. Zu ihnen fließen zwei Hun- derte, geführt aus der Umgebung des Klosters Eroy-

land, von Tollus, einem Ordensgeistlichen, der vor Ablegung der Gelübde sich als Krieger ausgezeichnet hatte. Morcard, Erbherr von Brunne, stellte sich ein mit seinem gleich ihm mannhafteu Geschlecht. Ergrauet unter dem Helm führte Dsgot, Landvogt von Lincoln, fünfhundert Krieger herbei. Nicht drei Tausend an Zahl vereinigten sich diese zur Rettung des Vaterlands unter die Fahne des Grafen Algar.

10. Am 22sten des Herbstmonats griffen sie an den zahlreichen Feind. Drei Dänenkönige und ein großer Theil ihres Heers blieben auf der Walstatt. Die übrigen flohn in ihr verschanztes Lager, dessen Mäuren Angriff die Nacht vereitelte.

11. Gleich darauf kamen, begleitet von großer Beute und von gefangnen Weibern und Kindern, andre Könige der Scandinaven mit ihren Schaaren zurück von einem verheerenden Streifzug. Ihr Geräusch entging nicht den Engländern. Von den achthundert, welche Algar und dessen Burgritter in's Feld geführt hatten, entwichen sechshundert, ehe der Tag anbrach.

12. Früh rückten dennoch die Helden aus gegen den Feind, welcher geführt von vier Königen und acht Grafen ihnen entgegenzog.

13. Der kleine Haufe, wohl kaum funfzehnhundert Mann stark, hielt dem Dänenheer mächtigen Obstand. Von fest aneinander geschlossnen Schilden prallte ab das feindliche Geschloß; dem Eindringen

6. Im folgenden Jahr ward England mit Hungersnoth und mit Seuchen unter Menschen und Vieh heimgesucht, gewöhnlichen Gefährten verheerender Kriege (Asser. — N. Chr. Geb. 869.).

7. Während dieser Zeit übten die Dänen gräu- volle Frevel in York und in der Gegend umher. In Erwartung ihrer Kotten versammelte Ebba, Aebtissin in Eoldingham, ihre Nonnen, stellte ihnen vor, welche Behandlung ihnen bevorstände, wenn sie solcher nicht durch gewaltsamen Entschluß zuvor kämen. Sie gab das Beispiel, schnitt sich die Nase ab und die Oberlippe. Die Schwestern thaten es ihr nach. Die Dänen kamen, sahn, und liefen davon (Matth. Westminster.).

8. Uneingedenk des geschlossnen Friedens, schiff- ten sie sich ein in folgendem Frühling, liefen hinab den Strom der Humber, stiegen aus in Lincolnshire, verwüsteten diese Landschaft, wütheten mit Feuer und Schwert, zügellos in ihrer Grausamkeit. Weder Burreh, König im Lande, noch auch Aelred, oder Edmund, nahmen sich der allgemeinen Noth an.

9. Das schmerzte den Algar, einen Grafen dieser Gegend, und nicht müßig blieb sein Schmerz. Er und seine zwei Burgritter, Wibert und Leofrit — Namen solcher Männer dürfen dem Andenken nicht entfallen — rafften aus der Gegend umher rasche Jünglinge zusammen. Zu ihnen fließen zwei Hun- derte, geführt aus der Umgebung des Klosters Eroy-

land, von Tollus, einem Ordensgeistlichen, über vor Ablegung der Gelübde sich als Krieger ausgezeichnet hatte. Morcard, Erbherr von Brunne, stellte sich ein mit seinem gleich ihm mannhaften Geschlecht. Ergränet unter dem Helm führte Dsgot, Landvogt von Rincola, fünfhundert Krieger herbei. Nicht drei Tausend an Zahl vereinigten sich diese zur Rettung des Vaterlands unter die Fahne des Grafen Algar.

10. Am 22sten des Herbstmonats griffen sie an den zahlreichen Feind. Drei Dänenkönige und ein großer Theil ihres Heers blieben auf der Walstatt. Die übrigen flohn in ihr verschanztes Lager, dessen Mäuren Angriff die Nacht vereitelte.

11. Gleich darauf kamen, begleitet von großer Beute und von gefangnen Weibern und Kindern, andre Könige der Scandinaven mit ihren Schaaren zurück von einem verheerenden Streifzug. Ihr Geräusch entging nicht den Engländern. Von den achthundert, welche Algar und dessen Burgritter in's Feld geführt hatten, entwichen sechshundert, ehe der Tag anbrach.

12. Früh rückten dennoch die Helden aus gegen den Feind, welcher geführt von vier Königen und acht Grafen ihnen entgegenzog.

13. Der kleine Haufe, wohl kaum funfzehnhundert Mann stark, hielt dem Dänenheer mächtigen Obstand. Von fest aneinander geschlossnen Schilden prallte ab das feindliche Geschos; dem Eindringen

der Meißigen wehrten dicke Speere. Die Schlacht dauerte den ganzen Tag. Mit verbissnem Grimm zogen die Feinde sich zurück: Trunken von Siegesfreude, taub dem Ruf der weisen Feldherren, ergoß ihnen sich nach die kühne Jugend. Die Dänen wurden des ihnen gewordenen Vortheils inne; wandten sich gegen die kleine, nicht mehr durch geschaarte Ordnung geschützte Zahl. Umringt wurden die Engländer, fielen zerstreut, aber kämpfend.

14. Dennoch war es dem Algar, dem Lolius sammt den andern Häuptern, und den Burgrittern gelungen, mit einer kleinen Schaar eine Höhe zu gewinnen, wo sie den Vortheil der Lage nutzten, um bis auf den letzten Hauch ihr Heldenleben theuer zu verkaufen.

15. Nur einige warfen die Waffen von sich, entrannten in der Dunkelheit, und meldeten im nahen Kloster Eroyland die traurige Botschaft. Der Abt Theodor hielt eben Frühmetten mit den Mönchen. Sogleich faßte er einen Entschluß. Mit Ausnahme einiger alten Ordensgeistlichen und der zartesten Schulknaben, denen es zu schneller Flucht an Kräften gebrach, sandte er die übrigen allzumal mit den Reliquien, den Urkunden und dem Kirchenschatz in einen großen Wald, wo sie aufgenommen und verborgen wurden von Loret, einem frommen Waldbruder.

16. Der Abt und die bei ihm gebliebenen Greise kleideten sich in kirchliches Festgewand und beteten

mit den Knaben im Chor, die Dänen erwartend. Bald stürzten deren viele hinein in die Kirche. Oscit, einer der Grafen, hieb den Abt nieder vor dem Altar. Die alten Mönche wurden enthauptet. Der Prior ward gefoltert in der Sakristei, im Refectorium der Unterprior, um zu erkunden, wo die Schätze wären. Auch die Knaben wurden gemartert, bis auf Einen, den, seiner Schönheit wegen, der Graf Sidroß mit sich führte. Die Gräber wurden aufgerissen, am dritten Tage ward das schöne Kloster ein Raub der Flammen.

17. Von dort zogen die Feinde gen Peterborough, wo ein Kloster war, dessen Bau der Stolz des Landes. In ihm war eine zahlreiche Bibliothek, die Frucht fortgesetzter Sammlung seit zwei Jahrhunderten. Da das Kloster sich vertheidigte, ward ein vornehmer Krieger von einem Steine verwundet aus dem Kampfe getragen. Sein Bruder, der Graf Hubba, entflammte die Dänen zur Rache, sie drangen ein. Hubba ermordete den Abt und die Ordensgeistlichen mit eigener Hand. Was Obem hatte ward getödtet. Vierzehn Tage zehrte die Flamme am herrlichen Gebäude (Ingulf.).

18. Darauf brachen sie ein in Ostangeln, durch Cambridgeshire, wo sie ein berühmtes Nonnenkloster, Ely, verbrannten, nachdem sie alle Bewohner desselben ermordet und große Schätze geraubt hatten, welche

von allen Seiten her, um sie zu sichern, hingbracht worden (Laguf.).

19. Als sie in Ostangeln einrückten zog ihnen entgegen Graf Wulfetel, widerstand ihnen ritterlich, ward aber erschlagen.

20. Der König Edmund hatte, dem mit den Dänen schon im Jahre 866 gemachten Vertrage treuend, sich nicht auf den Krieg vorbereitet. Ansezt zog er, mit schnell zusammengegrafften Schaaren, wider sie, kämpfte tapfer, aber mit unglücklichem Erfolge, bei Thedford, ward gefangen, dem Ingwar, Ragnar Lodbrok's Sohne, vorgeführt, der ihm das Leben und den Thron versprach, wenn er dänischer Oberherrschaft sich unterwerfen und dem Christenthum entsagen wollte. Edmund verwarf den Antrag mit Abscheu, worauf Ingwar ihn entkleiden, ihn geißeln, an einen Pfahl binden, und mit Pfeilen erschießen ließ *) (N. Chr. Geb. 870. — Abbo Flor.).

21. Die Kirche verehrt den heiligen Edmund als einen Märtyrer.

*) Affer, der Zeitgenos, welcher mit Ehrerbietung von Edmund spricht, läßt ihn mit einem großen Theile seines Heers fallen in der Schlacht. Aber die Zahl der Zeugnisse für die oben erzählte Ermordung dieses Königes ist so groß, daß alle neuern Schriftsteller, selbst Hume, ihrem Berichte gefolgt sind. Umständliche Nachricht hievon findet man im Leben dieses Königes, geschrieben von Abbo, welcher im zehnten Jahrhundert lebte

22. Ingwar ging nun zu seinem Bruder Hubba, nach Northumbrien; Gothrum, ein Dänenfürst, ward König in Ostangeln.

23. Das feindliche Heer fiel nun unter Anführung von Hälfsen und Bagesey, zwei Seefürsten, in Wessex ein und eroberte Reading.

24. Um festen Fuß zu fassen grub ein Theil der Dänen, indessen die andern das Land verheerten, einen Canal zur Vereinigung des Kemnet mit der Themse, eine Maßregel, wie man sie rohen Barbaren kaum zutrauen sollte.

25. Graf Adelswolf, Statthalter in dieser Gegend, rüstete schnell ein kleines Häuflein. „Ist,“ rief er seinen Kriegern zu: „Ist das Heer der Feinde größer als das unsrige, so ist Christus, unser Feldherr, doch stärker als sie!“ Er schlug sie bei Inglesfeld. Unter ihren Todten war Graf Sibrot *), der ältere, der ein fürchterliches Andenken in Frankreich nach sich gelassen hatte.

und in Canterbury war, ehe er Abt von Fleury in Frankreich ward. Er hatte die Erzählung vom heiligen Dunstan und Dunstan hatte sie von einem alten Soldaten Edmund's. Von ältesten Zeiten her, bis da England sich von der Kirche trennte, ist Edmund als ein heiliger Märtyrer in diesem Lande verehrt worden.

*) Er war Bruder des jüngeren Grafen Sibrot, welcher das Kloster Epsland gestiftet hat.

26. Vier Tage nachher zogen Abelfred und Alfired mit vereintem Heer gen Reading, und tödteten viele Feinde vor der Stadt. Die Dänen machten oft Ausfälle mit wechselndem Glück, bis sie eine Schlacht gewannen, in welcher Graf Abelwolf erschlagen ward (Asser. — N. Chr. Geb. 871.).

27. Wiederum nach vier Tagen ward große Feldschlacht geliefert bei Afton, in Berkshire. Der Feind hatte sich in zwei Treffen getheilt, diesem Beispiel folgten die Engländer. Alfired brach früher auf mit dem ihm zugetheilten Heer als Abelfred, welcher beim Gottesdienst verweilte, und als der Drang des Augenblicks ihm an's Herz gelegt ward, bezeugte, er würde menschlicher Angelegenheiten wegen den Dienst Gottes nie versäumen. Erst nachdem der Priester das heilige Amt vollendet hatte, machte er sich auf wider den Feind. Gott wandte ab die zu erwartenden Folgen dieser beschränkten Ansicht. In düstern Zeiten vergaßen die Menschen oft, daß der Liebe Gebot allen andern vorgeht, und daß "niemand größere Liebe hat, als der sein Leben läßt für seine Freunde" (Joh. XV. 13.).

28. Alfired, hingerissen von jugendlichem Feuer, eilte in geschlossener Heerschaar gegen den Feind, welcher örtlichen Vorthail hoher Lage hatte. Nur durch Wunder der Tapferkeit widerstand er den Dänen. Im Augenblick heißester Noth kam Abelfred mit seinen Schaaren und gerettet ward England aus großer

Gefahr, in welche Alfred's jäh'rer Muth und Adelpred's mißverständne Andacht es gesetzt hatten. Die Dänen erlitten eine große Niederlage; Bagesen, der König, und fünf Jarls blieben auf der Balstatt; ihr Heer ward den ganzen folgenden Tag verfolgt (Asser. — N. Chr. Geb. 871.).

29. Nach vierzehn Tagen griffen beide Brüder den Feind an bei Basing, in Hampshire. Lange schwankte die Schlacht, doch entschied sich der Sieg für die Dänen (Asser. — N. Chr. Geb. 871.), welche noch dazu bald nachher verstärkt wurden durch Landung eines frischen Heers.

30. Ahermal wurden, auch nach langem Kampfe, beide westsächsische Fürsten von den Dänen besiegt, bei Morton (Sax. chron.) *); Adelpred ward tödtlich verwundet, und gab bald nachher den Geist auf (N. Chr. Geb. 871.).

31. Sein Andenken blieb den Engländern werth (Asser.).

*) Der Name Mercstune (Sax. chron.) ist gedeutet worden auf Merton in Surrey, auf Merden in Wiltshire, auf Meoton in Oxfordshire (Turner's Hist. of the Angl. Sax.). Da aber eine Landschaft Merton, dicht bei Reading liegt, so hält Turner mit Wahrscheinlichkeit dafür, daß von dieser die Rede sei.

VII.

1. Selten befand sich ein Reich in so gebrängter, verzweifelter Lage, wie nun England beim Tode des Königes Adelfred. Ostangeln und Northumberland wurden von dänischen Königen beherrscht; Burhred, König in Mercia und in dem von seinen Vorfahren ererbten Essex, blieb ruhiger Zuschauer, als Wessax von den fürchterlichen Fremdlingen angefallen ward, uneingedenk, daß er seinen Schwägern die Erhaltung auf dem Thron verdankte; uneingedenk auch, daß, so gefahrvoll die Theilnahme an diesem Kriege ihm scheinen mochte, doch nur durch sie die Rettung Englands möglich schien, da, wofern Wessax unterjocht, auch der Untergang von Mercia unvermeidlich ward. In den beiden letzten Schlachten war Wessax von den Dänen besiegt worden, und diese konnten mit jedem Tage durch Ankunft frischer Heere Verstärkung erwarten.

2. Adelfred hatte zwei unmündige Söhne hinterlassen; aber sowohl nach Adelfred's letztem Willen, als auch nach feierlicher Erklärung von Adelfred, sollte Alfired nach dem Tode dieses Bruders den Thron bestiegen (S. das Testament Alfired's. Spelman Life of King Aelfred.).

3. Hätten aber auch keine Verhandlungen dieser Art Statt gefunden, so würden doch die Söhne

des letztverstorbenen Königes keinen ausschließenden Anspruch auf die Herrschaft haben machen können. Es ist schon bemerkt worden, daß bei den Sachsen wie bei den Franken, nach altdeutschem Gebrauch, das Recht der Krone zwar am königlichen Geschlecht, nicht aber an dem nächsten Erben des Hausguts haftete. Das Wahlrecht ließ der Deutsche sich nicht nehmen, weil es ihm eines freien Volkes Eigenthum schien; aus weiser Sorgfalt für die Ruhe beschloß er sich in seiner Wahl auf Ein Geschlecht.

4. In diesem Augenblick die Krone auf ein unmündiges Haupt setzen, oder wohl gar einen der Knaben auf den Thron von Wessex, den andern auf den von Kent erheben, wäre Verrath an dem öffentlichen Wohl gewesen, und beide Kinder wären erste Opfer dieses Verraths geworden.

5. Aller Augen wandten sich auf den zwei und zwanzigjährigen Alfred, dem glänzende Gaben der Wohlgestalt und des Geistes, schon kräftig erwiesener Heldenmuth mit früher Feldherrnkunde vereint, und edles, liebevolles Herz, die Liebe der ganzen Nation erworben hatten. Daß eben dieser Jüngling, auf den allein ihre Wahl treffen konnte, da außer ihm und jenen Kindern kein Sprößling des Königsstamms, ja keine andern Nachkommen in männlicher Linie von Bodan übrig waren; daß eben dieser Jüngling mit solchen Gaben von der Vorsehung ausgerüstet worden, mußte sie zur kühnen Hoffnung ent-

flammen, daß Gott durch ihn die Schmach und das Wehe heidnischer Unterjochung von dem bedroheten Lande abwehren wollte.

6. Was allen einleuchtete, schien dem einzigen Alfred zweifelhaft. Als der Bischof von Winchester und alle in ihn drangen, daß er in sein Recht, zur Rettung des Vaterlandes, eintreten sollte, berief er die Wittenagemot, das heißt: die Versammlung der Weisen. So nannten die Sachsen die aus den Bischöfen, Aebten und Edlen, mit Zugiehung rechtskundiger Männer, bestehenden Reichsstände. Die Edlen waren Aldermannen, das heißt: Statthalter der Landschaften, welche in späterer Zeit, unter dänischer Herrschaft, nach dem skandinavischen Worte Jarl, Earl genannt, und erblich wurden. Das heißt: sie wurden Grafen. Ob die herbeigerufenen Rechtskundigen, wie von einigen Engländern mit Lebhaftigkeit behauptet und verneint worden, Stellvertreter der Gemeinen waren, das wag' ich nicht zu entscheiden, doch halte ich es aus Gründen, die der scharfsinnige Hume (S. Hume's Hist. of England Vol. I. Appendix I.) anführt, mit ihm für sehr unwahrscheinlich.

7. Diese Versammlung erklärte sich einmütig für Alfred's Recht an den Thron (S. Alfred's Testament. — N. Chr. Geh. 871.); worauf er zu Winchester von dem Bischöfe dieser Kirche feierlich gekrönt ward (Spelm. Life of King Aelfred the great.).

VIII.

1. Raum war ein Monat verfloßen, seitdem Alfred die Herrschaft angetreten, als die ganze Macht der Dänen wider ihn anrückte, welcher er mit kleinem, durch acht blutige Schlachten eingeschmolznen Heer, entgegen zog. Er traf auf sie auf den Höhen bei Wilton (in der westsächsischen Landschaft Wiltshire). Es ward lange mit Hestigkeit gekämpft, ehe das feindliche Heer die Flucht ergriff. Nun ließen die Westsachsen sich hinreißen von trunkner Siegesfreude zu ungeordneter Verfolgung; die Dänen wandten sich, nuzten ihren Vorthell und behaupteten das Feld (Asser. — N. Chr. Geb. 871.).

2. Die dürftigen Berichte jener Zeit erklären uns nicht, auf welche Weise dem Alfred gelang, mit den Siegern einen Frieden einzugehn, Kraft dessen sie das Land räumten in einem Augenblicke, da, wie scheint, alle Hoffnung es wider sie vertheidigen zu können erloschen schien.

3. Sie gingen nach London, welches damals zu Mercia gehörte, lohten also dem Burthed sein muthloses, asterweises Stillesitzen zur Zeit allgemeiner Gefahr, wie er es verdiente (Asser.); überwinterten in jener Stadt, und verheerten rings umher das Land (Spelman.).

4. Burreh war beschäftigt mit einem Feldzuge wider die Briten, die über die westliche Gränze seines Reichs einen Einfall gemacht hatten. Anjezt machte er sich auf, ließ sich mit dem hundbrüchigen Feind in neue Unterhandlungen ein, schloß Friede mit ihm (N. Ehr. Geb. 872.).

5. Die Dänen zogen in die Landschaft Lindesey (im nördlichen Theile der Landschaft Lincolnshire, in Northumbrien), fanden aber nichts für ihre Raubsucht in dem schon zuvor von ihnen ausgesognen Lande. Sie scheinen Burreh trotz des Friedens angefeindet, wenigstens bedröuet zu haben, denn wir sehen, daß er einen neuen Frieden mit ihnen einging (N. Ehr. Geb. 873.), welcher so fruchtlos war wie die zuvor mit ihnen abgeschlossenen.

6. Im folgenden Jahr fielen sie ein in Mercia, lagerten sich bei Repton in Derbyshire, wo sie überwinterten. Die Gegend umher ward von ihnen verwüßt, und zerstört ein schönes Kloster, prächtige Begräbnißstätte der Könige von Mercia (N. Ehr. Geb. 874. — Ingulf.).

7. Zwar zog Burreh an der Spitze eines Heers wider sie aus; seine Thaten aber beschränkten sich auf den Raub von Ländereien der von den Helden zerstörten Klöster, deren einige er für sich einzog, andre seinen Kriegern schenkte (Ingulf.).

8. Unfähig wider den Feind etwas zu unternehmen, verließ er das Land, reisete gen Rom, starb

dieselbst in einem Kloster und ward begraben in der Kirche der von Ina, Könige der Westsachsen, dort gestifteten und von Adelswolf erneuerten Sachsenschule.

9. Die Dänen bemächtigten sich des Königreichs Mercia (N. Chr. Geb. 874.), über welches sie den Ceolwulf setzten, der Befehlshaber unter Burhred gewesen. Er ward ihnen nicht nur zinsbar, sondern auch eidlich verpflichtet, ihnen das Land, sobald sie es abfordern würden, wieder zu übergeben, während seiner Regierung aber ihnen in allen Dingen zu gehorchen. Zur Sicherheit der Angelobung nahmen sie Geisel von ihm. Des Abtrünnigen Arm lag schwer auf dem Lande, er drückte den Landmann, beraubte die Kaufleute, drückte die Geistlichen, legte auf das zerstörte und verarmte Kloster von Eroyland eine Abgabe von tausend Pfund (Asser verglichen mit Ingulf.). Da es nicht der Dänen Wille war, daß er sich auf Unkosten des Landes bereichern sollte, entsetzten sie ihn seiner königlichen Würde.

10. Die Westsächsischen Waffen unter Alfred's Anführung scheinen auf die Dänen tiefen Eindruck gemacht zu haben. Nur dieser kann es erklären, daß sie nach ihrem Siege bei Wilton sich dennoch zu einem Frieden bequemt hatten, und daß sie, die so bundbrüchig gegen Ostangeln und Mercia verfahren, mit dem erschöpften Besser Frieden hielten, da doch mehr als zwei Drittheile von England in ihrer Gewalt wa-

ren und sie immer Verstärkung aus der Heimath erwarten konnten.

11. Sie brachen auf aus Repton und theilten ihre Macht in zwei Heere, deren eins, unter Halden's Anführung, an die Tyne zog und den Winter an dem Ufer derselben gelagert blieb, folgenden Frühling aber über den Strom ging, mit jedem Weh' eines Vertilgungskriegs den Kleinen noch von eignen Königen beherrschten nördlichen Theil Northumberlands heimsuchte, auch in Schottland eindrang und das Land der Picten verheerte. Jenes northumbrische Ländchen ward von den Dänen erobert und dessen Felder unter ihre Krieger vertheilt. Es war der größte und nördliche Theil des ehemaligen Reiches Bernicia. Das andre Heer zog aus unter den Befehlen der Könige Gothrum, Dscytil und Umund und überwinterte in Cambridge (Asser.).

12. Wir haben gesehen, wie die Treulosigkeit der Feinde die mit ihnen eingegangenen Frieden vereitelte. Aber wären auch die Könige, welche Frieden mit den Engländern schlossen, nicht bundbrüchig geworden, so vermochten doch solche einzelne Verträge nicht, wider Angriffe andrer Könige desselben Volks zu sichern; am mindesten wider Angriffe frischer Abentheurer aus Skandinavien, welchen jene Verträge nichts angingen.

13. Es war daher unmöglich für jedes Land, welches den nordischen Heimsuchungen ausgesetzt war,

sich anders zu sichern, als durch furchtbaren Kriegszustand. Aber auch mit solcher Kriegsmacht konnte Alfired, der nur die mittägigen Landschaften Englands beherrschte, nicht hindern, daß nicht in die den Dänen unterworfenen Länder des ehemaligen Siebenreichs neue Schwärme von Normännern landeten, welche, sobald sie gelandet waren, von ihren Landsleuten begünstigt und desto mehr zu Unternehmungen gegen Wessex von solchen gereizt wurden, die keinesweges Lust hatten, ihre schwer erkämpften Eroberungen mit den neuen Ansdmmlingen zu theilen. Alfired sah ein, daß bei beständig zunehmender Macht der Dänen endlich Wessex, gleich den nördlichen Ländern Englands, ihnen unterliegen würde, wosern er nicht, auf ihrem eignen Element ihnen entgegen gehend, ihren Landungen zuvorkäme.

14. Die Angelfachsen und die mit ihnen verbündeten Abentheurer, welche Britannien erobert und das Siebenreich gestiftet hatten, waren so erfahrene und unerschrockne Seefahrer wie die Skandinaven. Als sie aber, nach langen und blutigen Kriegen, in Besiz des schönen Landes waren, genossen sie dessen Fülle und entsagten dem Meer; auch waren sie zu sehr in Kriegen mit den Briten, Picten und Skoten und mit einheimischen Fehden beschäftigt, als daß sie ferner ihrer vorigen seefahrenden Lebensweise hätten nachgehen können oder wollen.

15. Wir finden in der ganzen Geschichte des sächsischen Siebenreichs nur Eine Flotte, die aber nicht

zum Seekriege, sondern nur zur Ueberfahrt von Kriegern ausgerüstet worden; und einziger Gewährsmann dieses allerdings sehr merkwürdigen Ereignisses, ist Procopius, der eben bei dieser Gelegenheit unvollkommene Kunde der ihm so entfernten nordischen Verhältnisse zu verrathen scheint *). Indessen verdient er, als ein Geschichtschreiber von Gehalt und als Zeitgenoss dieser Begebenheit, doch von uns gehört zu werden.

16. Radigis, Sohn des Königes der Warner (Vari, Varini, ein Name, den wir noch jetzt im Strome Warna und in dessen Mündung Warnemünde, dem Hafen von Rostock in Mecklenburg finden), war verlobt mit einer Königstochter in Ostangeln. Sein Vater, der alte König, bedachte auf dem Todtbette, daß dem Sohne eine Verbindung mit den fränkischen Königen weit erspriesslicher seyn würde, und auf sein Geheiß heirathete Radigis die Wittve des Vaters, seine Stiefmutter, Schwester des Theodebert, Königes in Austrasien, welcher zu Metz regierte zwischen den Jahren 534 und 547. Die Braut fühlte sich sehr beleidigt; ihr Bruder, König von Ostangeln, und die

*) Wenn er, zum Beispiel, sagt, die Engländer hätten keine Pferde gekannt. Sie, Deutsche, denen das Ros ein geheiligtes Thier war! Hätten sie aber auch in Deutschland keine Pferde gekannt, so hätten sie solche doch in Britannien gefunden, wo schon zu Cäsar's Zeit in Wagen Krieg geführt ward.

Gewaltigen des Landes, beschloßen die Rechte der verschmähten königlichen Jungfrau zu behaupten. Sie ward mit Kriegern in einer Flotte hinüber gesandt zu den Wätern; Radigis ward besiegt, gefangen und der jungen Fürstinn vorgestellt, welche ihm verzieh, als er der mit seiner Stiefmutter eingegangnen Ehe entsagte und sich mit ihr vermählte *) (Procop. de bello gothico IV.).

17. Keiner andern angelsächsischen Unternehmung zur See erwähnt die ganze Geschichte des Siebenreichs; und diese fand Statt dreihundert Jahr vor Alfred's Geburt.

18. Schon im ersten Jahre seiner Herrschaft muß Alfred den großen Gedanken, das kühnste, seefahrende Volk auf der See zu bekriegen, gefaßt haben. Dieser Gedanke entzündete ihn wie ein Strahl des Himmels. Er bedurfte zu dessen Ausführung fremder Werkmeister, da seine Westsachsen nur Fischerkähne zu machen wußten; er bedurfte der Segel und der Taue; er bedurfte fremder Steuerer und einer nicht kleinen Zahl fremder Seeleute, um seine Landsleute zu unterrichten, und — was ohne Zweifel das Schwerste, was ohne gränzenloses Vertrauen seines Volkes in ihn nicht möglich war — er mußte in diesem so niederschlagenden Zeitpunkte, als die Nation mit gänzlichem

*) Sowohl die Däniaken als die Wätern waren zur Zeit dieses Ereignisses im sechsten Jahrhundert noch Heiden.

Untergange bedr uet war, seine Westsachsen zu einer ihnen ganz fremden Lebensweise ermuntern, sie mit Muth entflammen, die fürchterlichen Dänen, von denen sie zu Lande besiegt worden, nun auf ihrem Elemente, welches von je her der D nen Stolz und Ruhm war, anzugreifen,

19. Solche Schwierigkeiten überwindet nur der Heldenmuth eines außerordentlichen Geistes. Mit diesem hatte der König der Könige den Alfred begabt, und mit der edleren Gabe eines vollen Vertrauens in Ihn seinen gekrönten Knecht begnadiget. Darum ward er der Retter seines Landes, so groß wie irgend Einer, den Gott ein Land dem Untergange zu entreißen je erkoren, gekr ftiget und gesalbet hat.

20. Vier Jahre nachdem er den Thron bestiegen, fuhr Alfred aus mit den ersten englischen Schiffen, bestand einen Kampf mit sechs dänischen Schiffen, eroberte deren eins, jagte die andern in die Flucht (Asser. — N. Chr. Geb. 875.),

21. So ging, unter günstiger Vorbedeutung seines Namens, wie des tagenden Morgens erster Schimmer, der englische Seeruhm auf, der nun in vollem Mittagsglanz alle Meere des Erdkreises bestrahlt.

22. Im fünften Jahr nach dem mit Alfred abgeschlossnen Frieden brachen die Dünen aus Cambridge bei Nacht auf, und fielen ein in Alfred's Reich (Asser. — N. Chr. Geb. 876.). Es wird gesagt, daß in diesem Einen Jahre Alfred in sieben Schlachten

mit den Dänen gefochten habe (Spelman.). Sie eroberten Bereham, eine Festung in Dorsetshire, und lagerten sich in vortheilhafter Gegend.

23. Dennoch gingen sie abermal einen Frieden mit ihm ein, in welchem sie sich eidlich verpflichteten, abzuziehen aus Wesser, und ihm Geisel gaben. Ob sie ihn nur sicher machen wollten, um ihn zu täuschen, oder ob sie, nach der Unbeständigkeit, welche Barbaren heizuwohnen pflegt, anders Sinnes wurden, mag schwer zu errathen seyn. Sie überfielen bald nachher bei Nacht die westsächsische Reuterei, tödteten alle Reuter, erbeuteten die Pferde. Dann überwinterten sie zu Excester in Devonshire (Asser. — Spelman.).

24. Unter den dänischen Fürsten, welche den Frieden geschlossen hatten, blieb Rolf (bekannter unter dem verwälfchten Namen Rollo.) dem Eide treu. Er war ein gewaltiger Krieger, der sein kleines Land gegen den Oberkönig in Dännemark, welcher ihn auf ungerechte Weise angefeindet, muthig behauptet hatte, bis dieser, durch Verrath und Wortbruch, ihn das Vaterland zu meiden zwang, worauf er als Seekönig Antheil an dem Krieg wider England nahm. Anjegt schiffte er nach Frankreich, im vorletzten Jahre der Regierung Karl's des Kahlen, wo er Neustrien verheerte; nach dem Tode dieses Kaisers aber, als dessen Sohn, Karl der Auberne, König in Frankreich war, so furchtbar ward, daß dieser Fürst ihm den großen und schönen Theil von Neustrien abtrat, welcher seit-



dem nach ihm und seinem Heere Normandie genannt ward. Er ließ sich taufen und vermählte sich mit Gisella, Tochter des Königs, und erhielt auch Bretagne als ein Kronlehn. Rolf regierte mit Weisheit und mit Gerechtigkeit zwanzig Jahr, übertrug dann die Herrschaft seinem Sohn und lebte noch einige Jahre in der Stille. Ihm wird die Einsetzung des umherziehenden Parlements zugeschrieben, welches auf diese Weise bestand, bis es im Jahre 1499 seinen steten Sitz zu Rouen einnahm. Von ihm stammte Wilhelm der Eroberer, und eine Folge englischer Könige. Seines Blutes fließt auch in den Adern der Könige Englands unsrer Zeit.

25. Noch im Herbst des Jahres 877 waren die Dänen in Excester, nur ein Theil ihres Heers brach auf und verheerte Mercia.

26. Alfred ließ in allen Häfen seines Reiches Boote und Galeeren bauen, rüstete sie aus, besetzte sie mit Seevolk und mit Kriegern, und ließ sie auslaufen, um Landungen neuer dänischer Ankömmlinge zu verhindern. Er selbst mit dem Heere berannte Excester, und hielt die Feinde dicht eingeschlossen.

27. Seine Flotte stieß auf hundert und zwanzig dänische Schiffe, welche bestimmt waren frische Schaa-
ren zum Entsatz von Excester dorthin zu bringen. Sie hatten auf den Bogen schon viel von Stürmen erlitten. Desto weniger vermochten sie den Kampf mit den Engländern zu bestehen, zogen sich, wie

scheint, in Unordnung zurück, scheiterten am Gestade, und kein Mann entrannte (Asser. — N. Chr. Geb. 877.).

28. Dieser Verlust, in Verbindung mit gefürchter Hungersnoth, mochte wohl Ursache seyn, daß die Dänen abermal Friede machten, Geiseln gaben, im August aus Excester zogen. Sie verübten darauf Mercia.

29. Schon im Jänner des folgenden Jahrs kamen sie bundbrüchig wieder mit verstärktem Heer und überrumpelten Chippenham (in Wiltshire in Wesse). Dort blieben sie den übrigen Theil des Winters, nicht ohne oft Schaaren auf Streifzüge auszusenden, welche das Land rings umher verheerten (Asser. — N. Chr. Geb. 878.).

30. Nun entging den Sachsen auch der letzte Muth. Sie sahen, daß die Dänen nach wiederholten Schlachten, in welchen Alfred's Schaaren eingeschmolzen, immer neu verstärkt, sich zahllos und verderblich wie Heuschrecken über das Land verbreiteten.

31. Viele flohen daher aus dem Vaterlande, einige nach Wallis, andre nach Frankreich; einige suchten Zuflucht in Wald und Gebürg; die Uebrigen, an Alfred's Glück verzweifelnd, fügten sich der dänischen Dienstbarkeit.

32. Alfred sah sich verlassen. Man meldet uns nicht, nach welchen Ort der Sicherheit er seine Gemahlinn und seine Kinder sandte. Er selbst irrte umher, manchmal von einigen seiner Edlen und we-

nigen Kriegern begleitet, manchmal auch, wo selbst das kleine Geleite würde Verdacht erregt haben, allein, in Kleidung eines Bauern. Endlich fand er Zuflucht bei einem königlichen Kuhhirten. Ob er sich diesem offenbarte? das bleibt ungewiß; so viel erhellet, daß die Frau des Hirten nicht wußte, welchen Gast ihre armselige Hütte barg. Denn einst als sie Kuchen buk und Alfred am Heerde saß, beschäftigt mit Säuberung seines Bogens und der Pfeile, hieß die Hauswirthinn ihn Acht geben auf die Gluth, um zu rechter Zeit die Gladen umzuwenden. Er, in ganz andern Gedanken vertieft, vergaß des Auftrags und die Frau ward inne, daß die Kuchen angebrannt waren. "Da haben wir's!" rief sie aus, "die Gladen läßt du anbrennen, die du doch so gern essen magst, wenn sie gar sind!" (Asser. — N. Ehr. Geb. 778.)

33. Es darf nicht unbemerkt bleiben, daß gottesfürchtige Zeitgenossen dieses dem großen Adnige widerfahrne Drangsal als eine Züchtigung Gottes angesehen haben. Es wird erzählt, daß er in den ersten Jahren seiner Regierung sich von Stolz und manchen Gelüsten habe hinreißen lassen; daß er sei ermahnet worden vom heiligen Nept, der mit ihm verwandt war, verschiedne Jahre Einsiedler gewesen und nun einem Kloster vorstand; daß Alfred weder auf die freundliche Warnung des gottseligen Greises geachtet, noch auch auf die von diesem ihm angekündigte Strafe, und Rettung aus der Noth, wenn er würde Buße

gethan haben. So berichten einige Lebensbeschreibungen des heiligen Neot, so auch spätere Schriftsteller aus dem Mittelalter (S. Turner's Hist. of the Anglo - Sax.; Matth. Westminst.; Wallingford's chron.), so berichtet der Bischof Asser, Zeitgenoss und Freund des Königes, dessen Leben er vor Alfred's Tode schrieb und unvollendet ließ. Asser gesteht, daß sein königlicher Freund in den ersten Jahren der Herrschaft, aus jugendlichem Leichtsinne, denen, welche ihm ihre Angelegenheiten vortragen wollten, keinen Zutritt verstattet, den Beschwerden der Geringen über mißbrauchte Gewalt der Großen nicht Gehör gegeben, so wenig wie dem warnenden Manne Gottes Neot (Asser.).

34. Wir dürfen diese Rüge nicht verschweigen, da wir deren Wahrheit nicht bezweifeln können; aber auch dürfen wir nicht verkennen, wie Gott seinen Gesalbten, den Er so hoch begabt hatte, väterlich züchtigte, um ihn vor den Augen der Welt desto höher nach dem Drangsal zu erheben, und ihn, nach ernstlicher Bestrafung seiner Vergehungen, nach wahrer Reue, desto mehr zu begnadigen.

35. In solcher Verborgenheit lebte Alfred jetzt, daß manchmal nicht Einer seiner Sachsen wußte, wo er war und ob er lebte. Er war Flüchtling in seinem eignen Reiche.

36. Sobald die Nachspürung der Dänen zu erkalten begann, verließ er den Hirten und ersah sich

einen Ainger, welcher nur zwei Morgen Landes enthielt, zu seinem und seiner Krieger Aufenthalt, welche Kunde von ihm bekommen hatten und je mehr und mehr sich um ihn sammelten. Dieser Ort lag in der Landschaft Sommersetshire und ward sowohl von den Strömen Thone und Parret als auch von Sümpfen zu einer Art von Insel gebildet, welcher er den Namen Aethelingey gab, das heißt, Insel der Edlen. Noch anjetzt heißt die Stätte Athelney *). Hier verschanzte er sich mit dem kleinen Häuflein seiner ihn umgebenden Edlen. Auch seine Gemahlinn war bei ihm. Rings umher machten sumpfige Erlenbrüche diese Zuflucht jedem, der nicht örtliche Kunde hatte, unzugänglich, und in dieser von Menschen wenig besuchten Gegend war, desto mehr Ueberfluß an Wildpret. Eine schmale, an der westlichen Seite durch ein Bollwerk geschützte Brücke führte in die Insel, aus welcher bei Tag und bei Nacht die Sachsen Streifzüge machten, sowohl um zu jagen und zu fischen, als auch um andre Bedürfnisse von den Dänen zu erbeuten und ihnen jeden möglichen Abbruch zu thun. Ein Schriftsteller vergleicht Alfred mit einer schlüpfrigen Schlange, die aus ihrer Erdspalte hervorschleicht, den

*) Hier hat man ein in einem Museum in England aufbewahrtes goldnes Kleinod gefunden, mit der Inschrift: "Aelfred meġ het gewyrkan." Alfred hat mich verfertigen lassen.

Menschen nachstellt und dem, der sie schon ergriffen hat, wieder entslüpft (Malmesbury). Oftmal schien es, als könne er den Feinden nicht entinnen, entwischte dennoch mit den Seinigen durch Schnelligkeit und Kunde der Gegend. Die Dänen wurden inne, daß der Löwe noch lebte, und den Sachsen entglomm ein Funke der Hoffnung, welcher bald in helle Gluth aufflammen sollte.

37. Während dieser Zeit soll ein Ereigniß geschehen seyn, welches seine Hoffnungen neu belebte.

38. Wechselsweise pflegten die Krieger auszugehen, und in seiner Reihe der König wie die andern. Eines Wintertages aber waren sie alle ausgegangen, er allein und seine Gemahlinn waren heim geblieben. Alfred las, als er auf einmal am Thore Klopfen hörte. Er ging, öffnete das Thor; da stand ein Armer, welcher bat, ihm um Christi willen einen Bissen Brod's zu geben. Alfred heißt seine Gemahlinn nachzusehen im Brodschrank, ob noch etwas vorhanden wäre. *) Die Königin sieht nach und meldet ihm, daß nur noch Ein Brod übrig, welches nicht hinreichend seyn würde, die jeden Augenblick zu erwartenden Krieger,

*) Unrichtig läßt Spelman die Mutter Alfred's hier auftreten. Seine leibliche Mutter war ja vorlängst gestorben und seine Stiefmutter Judith heimgekehrt gen Frankreich. Ein alter Schriftsteller läßt einen Krieger thun, was nach dieser Erzählung die Gemahlinn that.

welche zu fischen ausgegangen waren, zu sättigen. "Gefegnet sei Gott in seinen Gaben!" rief Alfred aus und fügte hinzu: "Ich bitte dich, um Christi willen, Weib, gieb ihm die Hälfte des Brod's! Wer mit fünf Broden und zweien Fischen fünftausend Mann speisete, der kann auch, so es Ihm gefällt, dafür sorgen, daß das halbe Brod für uns ausreiche." Die Königin gab dem Armen das halbe Brod.

39. Es wird erzählt, daß darauf Alfred sein Buch wieder in die Hand genommen habe, aber bald eingeschlummert und ihm im Traume der heilige Cuthbert (S. Gesch. der Angelsachsen bis auf Alfred, 112.), welcher vor mehr als hundert Jahren gelebt hatte, erschienen sei und ihm im Namen Gottes die Versicherung gegeben, daß Gott sich nun Englands erbarmen und ihn, der sein letztes Brod mit den Armen getheilt, wieder auf den Thron setzen wollte. Als bekräftigendes Zeichen dieser Verheißung würden bald seine Krieger mit außerordentlich reichem Fischfang zu ihm kommen. Alfred erwachte, rief seine Gemahlinn, ihr den Traum mitzutheilen; sein Ruf erweckte sie, denn auch sie war in Schlummer gesunken. Wie groß war beider Erstaunen, als jeder von ihnen seinen eignen Traum erzählen hörte! Bald kamen die Sachsen von ihrem Ausgange heim mit so gewaltigem Fischfang, daß dieser schon an sich, auch ohne Verheißung, für ein Wunder gelten konnte (Ingulf; Malmesbury; Spelman.).

40. Im Frühlinge dieses Jahrs segelte Hubba, Sohn von Ragnar Lodbrok, Bruder von Ingmar und Halfden, nachdem er von Northumbrien aus in Wallis eingefallen war und den südlichen Theil dieses Landes verwüstet hatte, dorthier mit drei und zwanzig Schiffen gen Wexford und landete in Devonshire, wo er sich lagerte vor der Felsenburg Kinwith, weil in diese viele der vornehmsten Anhänger Alfred's geflüchtet waren, mit gerechtem Vertrauen in die heldre Tapferkeit des Grafen Oddun, welcher sich mit Kriegern in die Festung geworfen hatte.

41. Hubba wußte, daß es den Belagerten an Lebensmitteln und an Wasser, da sie von den Quellen abgeschnitten waren, bald fehlen würde. Er beschloß daher, durch Hunger und Durst sich des Schlosses zu bemächtigen, dessen Erstürmung ihm mißlingen könnte, und wofern sie ihm gelänge, mit dem Blute vieler Dänen würde erkämpft werden.

42. Dem Oddun entging nicht der Plan des dänischen Königs, dieser aber wußte nicht, welchen Krieger er vor sich hätte. Oddun überfiel in früher Morgenstunde die zu sichern Dänen mit dem Häuflein seiner Besatzung, Hubba ward fast mit dem ganzen Heer erschlagen und erobert ward die Heerfahne der Dänen, welche sie Kenfan nannten, nach einem von Ragnar Lodbrok's Töchtern unter Absingung graunvoller Zauberlieder eingewürkten Raben. Diese Eroberung war wichtig, weil die Dänen mit abergläubis-

schem Vertrauen an dem vermeinten Heiligthume hingen, und das Flattern des Banners für Siegesankündigung hielten, weil es schien als schlug der Rabe mit den Fittigen; das Herabsinken der Fahne aber als böse Vorbedeutung ansahen (Asser; Spelman. — N. Chr. Geb. 878.).

43. Für die Sachsen war das Lauchzen über diesen Sieg der Hahenschrei des anbrechenden Tags der Freiheit. Alfred erkannte die Hand des Herrn, und beschloß dem Winke zu folgen.

IX.

1. So weise als kühn, wollte der König das kleine Häuflein der Seinen nicht aufs Ungewisse blind in Gefahr führen; so edelmüthig als weise, beschloß er, selbst in's Lager der Dänen hineinzugehen, um ihre Macht, ihre Hülfsmittel und ihre Anschläge zu erspähen. Kundig des Saitenspiels und des Gesangs verkleidete er sich als einen Harfner, deren es viele gab bei den Briten, bei den Deutschen und bei den Skandinaven *).

*) Unter vielen Beispielen von der Macht des Tonspiels und dessen Wirkung auf ungebildete Menschen ist folgendes, welches uns der Däne Saxo Grammaticus erzählt, merkwürdig, selbst dann, wenn wir die Erzählung für übertrieben ansehen, wozu wir doch wohl

2. Seine unverdächtige und freundliche Kunst öffnete ihm den Eingang in's Lager der Dänen, die sich gern von ihm ergötzen und belustigen ließen. Selbst in's Zelt ihres Königes Guthrum hatte er freien Zutritt; er blieb verschiedene Tage mitten unter

kaum berechtigt sind, da das Ereigniß sich im Anfang des Jahrhunderts zutrug, in welchem Saro blühte, und, zur Zeit da er schrieb, die Kinder der Augenzeugen lebten. War aber auch die Erzählung ausgeschmückt, so würden wir doch aus ihr wahrnehmen, welchen Begriff man zu jenen Zeiten von der Gewalt der Musik hegte, und dieser Begriff mußte aus Erfahrungen hervorgegangen seyn. Als Erich der Gute, König in Dännemark, einst unter freiem Himmel mit den Gewaltigen seines Hofsagers an der Tafel saß, war ein Harfner zugegen, rühmte seine Kunst, und sagte unter andern, daß sie vermögend sei die Hörer in Wahnstun, ja in Wuth zu versetzen. Der König begehrte einen Beweis davon zu sehen. Umsonst stellte der Saitenspieler vor, wie gefährlich die Erfahrung seyn möchte. Der König brang mit Gewalt in ihn. Da veranstaltete der Harfner, daß alle Waffen bei Seite gebracht und daß viele Menschen angestellt wurden, in solcher Entfernung, daß sie dem Zauber des Tonspiels nicht ausgesetzt, doch die Hörer beobachten konnten, und hieß sie, sobald sie lautes und reges Getümmel bemerken würden, herbeilaufen, ihm die Harfe auf dem Kopf zerschlagen, und den rasenden Menschen mit Gewalt Einhalt thun. Nun begann er mit feierlichem Spiel die Hörer zum Ernst und zur Trauer zu stimmen; dann erregte er, durch veränderte Melodiceen, ausgelassene Fröhlichkeit, welche sich äußerte in seltsamen Geberden und in Sprüngen; endlich versetzte er sie in Wuth, die in fürchterliches Geschrei ausbrach.

den Feinden, beobachtete deren fahrlässige Sicherheit, wie sie, nur auf Plünderung bedacht, die Hut des Lagers und jedes kriegerische Bestreben verachteten, hingegeben in schwelgendes Wohlleben, weil sie im Stolge ihrer Eroberungen keinen fernern Widerstand

Sogleich eilten jene Hüter herbei; der König aber entriß sich der Gesellschaft, hin zu den Waffen, schürmte wieder hinein mit blankem Schwert. Er war ein Riese, wie an Größe so an Kraft. Vier seiner Krieger, die ihn halten wollten, stürzten unter seinem Stahl. Endlich gelang es der Menge, ihn auf den Boden zu strecken und ihn niederzuhalten unter herbeigebrachten Bettstühlen, bis seine Wuth ausgerostet hatte. Erich war ein guter, freundlicher und frommer Mann. Als er zu sich selbst gekommen, empfand er bittere Reue über den Mord seiner treuen Krieger. Nach hersehenden Vorurtheilen jener Zeit entschloß er sich zu einer Wallfahrt nach Jerusalem. Seine riesige Wohlgestalt ward in Constantinopel am Hoflager des griechischen Kaisers Alexius Comnenus angekauft; erregte aber auch argwöhnische Furcht wegen der dänischen Leibwache des Kaisers, von welcher man besorgte, daß sie, die als der sicherste Schutz des morgenländischen Throns angesehen ward, von ihrem Könige zum Ansturz desselben würde gebraucht werden. Bald aber schwand jeder Verdacht vor seiner einleuchtenden Tugend. Er setzte die Reise fort, ward krank in der Insel Eppern, und starb am 11ten Juli des Jahrs 1103, nach siebenjähriger Regierung. Seine Gemahlinn, die gottselige Königin Bodilbe, hatte ihn begleitet und starb auch in Eppern, bald nach ihm (Saxo Gram. Hist. Daniae.). Ein altes dänisches Jahrbuch (Agnitting Saga) sagt von diesem guten Könige: "Er lebte unter seinem Volke wie ein Vater: von ihm schied keiner ohne Trost."

der Sachsen für möglich hielten. Diese mit Lebensgefahr erkaufte, wichtige Kunde schloß Alfred, und begab sich wieder mit reisenden Entschlüssen in seine Insel der Edlen (Ingulf; Malmobury; Spelman.).

X.

1. Ungefragt, es war um die Zeit der Pfingsten, sandte Alfred Botschaft an die vornehmsten seiner in Sommersetshire, Hampthshire und Wiltshire ihm ergeben gebliebenen Edlen, hieß sie das Volk waffnen, und mit den Schaaren an bestimmtem Tage zusammenkommen bei'm Felsen zu Drixton am Walde Eelwood, in Sommersetshire.

2. Mit lautem Freudengeschrei empfing ihn dort das kleine Heer. Lobt hatten sie ihn gewöhnt, an ihrer Freiheit verzweifelt. Nun sahen sie den heldenmüthigen König! Seine Gegenwart, die Kunde so er ihnen mittheilte, seiner Zuversicht kühne Freudigkeit entflammte sie.

3. Er führte sie gegen die schwächste Seite des von ihm selbst erkundeten feindlichen Lagers bei Edington in Wiltshire, griff stürmend die sichern Dänen an, deren überraschte, daher ungeordnete Menge dem kühn eindringenden Hauflein unterlag. Das Lager ward bedeckt mit den Leichen der gefallenen Feinde,

die übrigen flohn und warfen sich in eine feste Burg, welche Alfred sogleich von allen Seiten dicht umzingelte.

4. Der Schrecken, welcher in die Dänen gefahren war, hinderte sie, einen kühnen Ausfall zu wagen; nach vierzehn Tagen zwang sie der Hunger zu demüthiger Bitte. Sie bekehrten freien Abzug, erbot sich, Alfred Geisel zu geben wie viel und welche er fordern würde, verlangten keine von ihm. Er ließ sich diese Vorschläge gefallen, fügte aber die Bedingung hinzu, daß der König Guthrum und alle, die in England bleiben wollten, sich sollten taufen lassen und alle andern sogleich aus seinem Reiche ziehen.

5. Die Dänen zogen ab; nach einigen Wochen kam Guthrum mit dreißig seiner Edlen zu Alfred, gen Auler (in Sommersetshire, unfern von Athelingen) und wurden getauft. Alfred hub den Dänenkönig aus dem heiligen Bade, nahm ihn an als Sohn, und gab ihm den Namen Adelftan (Asser; Malmsbury; Spelman.). Er blieb noch zwölf Tage nach der Taufe bei Alfred, der ihn in der Regierung von Ostangeln bestätigte und Northumberland hinzufügte, doch so, daß er diese Länder als ein Lehn von Wessex besitzen sollte.

6. Die meisten der Dänen folgten dem Beispiel ihres Königs und ließen sich taufen. So gewann Alfred an diesen tapfern Kriegern ein mächtiges Voll-

werk seines Reichs, welches sie noch vor kurzem aufgeldöst zu haben glaubten.

7. Indem er diese, zwar ansezt von den Dänen veröbdeten, aber an sich schönen Länder einem Fürsten dieses Volkes anvertraute, entwarf er die Verfassung, nach welcher Guthrum sie regieren sollte; eine Verfassung, die als Bedingung aufgelegt ward, von deren Haltung oder Bruch die dem Vasallen verliehenen Rechte abhingen.

8. Die Verfassung, welche er diesen Ländern gab, findet man in zwei verschiedenen Verhandlungen, deren eine nur als vorläufige Anordnung anzusehen ist, die zweite aber als daurende Bestimmung. Trägt gleich diese den Namen des Eduard, ältesten Sohnes und Nachfolgers von Alfired, so ist doch offenbar, daß sie von Alfired herrühre, da sie von Guthrum beschworen ward, welcher zehn Jahre vor dem Regierungsantritte des Eduard gestorben ist, dessen Namen sie wahrscheinlich nur darum trägt, weil er, obgleich noch ein Kind, zu größrer Sicherheit sie als künftiger Nachfolger Alfired's mit unterschrieben hat, und weil man durch den Namen Eduard's sie von der vorläufigen, früheren, unterscheiden wollte (S. Spelman und die Anmerkung von Thom. Hearne.).

9. Wir sehen nicht, aus welcher Ursache Guthrum ein ganzes Jahr in Cirencester (es liegt in Glocestershire in Mercia) verweilte, und erst im fol-

genden Ostangeln unter seine Krieger vertheilte (Asser. — N. Chr. Geb. 880.).

10. Es scheint, daß die Dänen, welche schon seit verschiednen Jahren in Northumberland waren, endlich Geschmack am Anbau des Landes gefunden haben, da sie nicht Theil genommen an der Unternehmung ihrer Landsleute wider Alfred.

11. Durch den Sieg bei Eddington gelangte dieser wieder zum Besitze von Mercia, wo er Aethelred als Befehlshaber des Heers anstellte, dem er in späteren Jahren seine Tochter Aethelfled zur Gemahlinn gab. Die im Reiche Mercia zerstreuten Dänen wurden vertheilt in fünf Städte dieses Landes, Derby, Leicester, Stafford, Lincoln und Nottingham. Sie bekamen daher den Namen Fiveburgers (Fünfbürger; s. Hume.).

12. Diejenigen Dänen, welche sich zu ruhigem Leben in England nicht bequemen wollten, vereinigten sich unter Anführung von Hastings, einem großen Feldherrn ihres Volks, zu einer Unternehmung gegen Flandern, nachdem sie umsonst gesucht hatten Guthrum zu vermögen, sich mit ihnen wider Alfred zu verbinden (Malmsbury.). Die französischen Schriftsteller sind voll von Beschreibungen seiner Verwüstungen.

XI.

1. So war es dem dreißigjährigen Alfred gelungen, sein Vaterland der Barbarei, von welcher es umfungen, der Knechtschaft, in die es gesunken, dem Heidenthum, mit dem es bedrohet war, zu entreißen und das angelsächsische Siebenreich wieder herzustellen, welches er zum Theile mittelbar (Ostangeln und Northumbrien) durch Guthrum, bei weitem aber größtentheils unmittelbar beherrschte.

2. Seine Weisheit und sein Heldenthum hatten den furchtbaren Feind besiegt, die Freiheit der Sachsen behauptet; seine weise Milde hatte durch menschenfreundliche Schonung der Ueberwundenen aus bittern Feinden, denen er das Eigenthum ließ, oder, wenn sie Feinds hatten, im verheerten Lande ihnen Eigenthum anwies, ruhige Urbauer eines Bodens gemacht, welchen sie nicht mit neu herankommenden Nordländern zu theilen gesonnen waren, sondern vielmehr bereit, es wider solche zu vertheidigen. Wir haben gesehen, wie Hastings von Guthrum abgewiesen ward. Die sich ansiedelnden Dänen befanden sich wohl unter dem Scepter eines Helden, welcher Vater aller seiner Unterthanen war. Als ein solcher erwies er sich. So wie sein Vorfahr auf dem Throne von Wessex, der große und gute Ina, dessen Tugenden, wie Alfred's, durch wahre Gottseligkeit geheiligt wurden,

nach Eroberung von Sommersetshire die bezwungenen Briten den Westsachsen in allen Rechten gleich gestellt hatte, so verfuhr auch Alfred mit den bezwungenen Dänen. Er regierte sie nach gleicher Richtschnur mit den Sachsen; beiden galt dasselbige Gesetz; er bestimmte gleiche Geldbuße für den Mord eines Dänen, wie sie für den Mord eines Sachsen bestimmt war, welches in jener Zeit als Maasstab der Würdigung galt. Hierdurch sicherte er ihr Leben und schmeichelte zugleich ihrem Ehrgefühl. Wie hätten sie nicht eine Regierung lieb gewinnen sollen, die ihnen Eigenthum, Leben und Ehre sicherte?

3. Alfred war noch jung, glänzend schon sein Ruhm, und mit welchem Glanze! aber seitdem er geldutert worden in der Drangsal Liegel schwindelte ihm nie vor Stolz, denn er schrieb nicht sich selbst weder sein Glück zu noch seine Gaben, sondern Dem, von welchem allein das Glück herkommt, und jede gute Gabe. Gefährlich war noch immer seine und seines Volkes Lage. Solches blieb ihm nicht verborgen; aber ihm graute nicht, denn er setzte sein ganzes Vertrauen in Gott. Daher diese heitre Besonnenheit des Geistes, in deren schdnem Lichte sein mit sanfter Milde vereinter Heldenmuth so rein glühete; daher auch diese felsenfeste Beharrlichkeit in Ueberwindung aller Schwierigkeiten, vereint mit langmüthiger Geduld, und geschmückt mit jener himmlischen Grazie des Glaubens und der Liebe, welche nur den

begleitet in allem feinen Thun, dessen kräftige und schöne Naturgaben alle nach Einem Ziele trachten, dem Wohlgefallen Gottes.

4. Nach menschlichem Ansehen konnte die durch Eine Schlacht bewirkte Wiederherstellung von England nicht bestehen. Das Land war von einem Ende bis zum andern verheert; die Zahl der Streitbaren war durch langen Vertilgungskrieg sehr eingeschmolzen, und — was weit ärger war — der Muth des Volks war gesunken. Den entscheidenden Sieg hatte Alfred mit der Mannschaft von drei Grafschaften erröchten. Solche Thaten erhöhen selten den Muth derjenigen, welche nicht Theil daran nahmen; vielmehr reizen sie nur zu oft die Eifersucht und den Unmuth solcher, die mit den Thätern nur die Frucht, nicht auch die Ehre der That theilen. Darum ist bei jedem gerechten Nationalkriege heilige Pflicht, daß nicht einzelne Völkerschaften, sondern die gesammte Nation den Krieg führe wider den gemeinschaftlichen Feind; eine Wahrheit, welche unsern jungen Fürsten schon als Säuglingen in der Wiege sollte eingefungen werden!

5. Es war mit hoher Wahrscheinlichkeit zu vermuthen, daß die bei Eddington überwundenen, dann nach Uebergabe der Weste heimgefahrenen Dänen, welche sich kurz zuvor in vollem Besiz des Landes geglaubt, sich in Hoffnungen und Kriegeruhm berauscht hatten, nicht säumen würden, ihre Landsleute zu neuen Landungen, deren Erfolg nicht zweifelhaft scheinen durfte,

zu entflammen. Es bedurfte, dieses Unheil abzuwehren, schneller und kräftiger Maasregeln, und Alfred ergriff solche, welche auch in spätem Zeiten wirkend, sein Reich auf den Gipfel der Macht, der Würde und der Glückseligkeit erhoben haben und es anjetzt darauf erhalten.

6. Den Feind vom Lande abhalten ist besser, als ihn darin bekriegen. Alfred's erster Versuch, die Dänen auf ihrem eignen Element anzugreifen, war ihm herrlich gelungen. Er bauete eine Flotte und übte das Volk in Kunde der Seefahrt und des Seekriegs. Er vertheilte die Geschwader in die verschiednen Häfen des Reichs. Landeten dennoch Feinde, so fanden sie Widerstand von geübtem Landvolk, und wollten sie in die Schiffe fliehen, so waren entweder diese schon zerstört, oder sie wurden bei der Abfahrt von den englischen Geschwadern verfolgt und vernichtet (Spelman; Hume.).

7. Dieses große Werk war noch im Werden, als Dänen aus Frankreich in Kent landeten, Rochester belagerten und vor dem Thore der Stadt eine Wesse bauten. Die Bürger thaten tapfern Widerstand, Alfred kam mit einem Heere heran, die Dänen flohn in solcher Eile, daß sie ihre aus Frankreich mitgebrachten Pferde sammt den Gefangnen zurückließen, die Wäcker eilig lichteten, und wieder zurücksetzten nach Frankreich, welches von ihren Landsleuten unter Hastings

Anführung schrecklich verwüstet ward (Asser: — Nach Ehr. Geb. 884.).

8. Noch in eben diesem Jahre lief ein englisches Geschwader aus einem Hafen von Kent aus, griff bei der Küste von Ostangeln dreizehn dänische Schiffe an und eroberte sie alle. Kein Däne entrannte. Bald aber liefen dänische Schiffe aus Häfen von Ostangeln, wo sie trotz des geschwornen Eides von Guthrum's Bosse, vielleicht von ihm selbst, begünstigt wurden, griffen die sächsischen Schiffe an und siegten (Asser: — N. Ehr. Geb. 884.).

9. England hatte so wenig ein stehendes Heer zu jener Zeit, als die andern Länder Europas. Und wahrlich, Alfred war nicht der Mann, der ein stehendes Heer, welches den Krieger dem Vaterland entfremdet, würde haben errichten wollen; er, dem die Freiheit seines Volks so nah am großen und warmen Herzen lag, als manchem Könige oder Fürsten unsrer Zeit am kleinen, kalten Herzen seine Machtvollkommenheit liegen mag, der es weder begreifen noch empfinden kann, welche hohe Würde es sei, Haupt zu seyn eines freien Volks!

10. Die Kriegsverfassung zu Lande in andern Ländern beruhete auf dem Lehnswesen. Dieses fand nicht Statt in England, wo es erst im elften Jahrhundert eingeführt ward, von Wilhelm dem Eroberer. Doch sehen wir, daß schon vor Alfred's Zeit die Grafen, welche schon damals erblich gewesen zu seyn

scheinen, das Volk, dem sie vorstanden als Landpfleger, auch als Feldobersten zum Kriege beriefen. Alfres vervollkommnete diese Einrichtung.

11. Fast alle älteren und neueren Schriftsteller schreiben ihm die Eintheilung des Landes in Shires, oder Grafschaften zu, wie sie, mit geringer Veränderung, noch jetzt besteht. Er aber theilte jedes Shire in Tithings ein (wovon wir noch Spuren finden in den ridings in Yorkshire, den leiths in Kent, den rapes in Suffer). Jedes Tithing ward eingetheilt in Hunderten, jedes Hundert in Decennarien, deren jedes zehn Haushaltungen enthielt. Jede gesammte Decennarie war verantwortlich für das Betragen jeder einzelnen ihr angehörigen Haushaltung, doch mit billiger Einschränkung. Ohne Zustimmung der Hausväter der Decennarie ward keiner in sie aufgenommen. Wer aber nirgends aufgenommen ward, der ward angesehen als ein Landstreicher, und erfreute sich nicht irgend Einer öffentlichen Gerechtsame.

12. So war auch jeder Hausvater verantwortlich für das Betragen seines Gastes, wenn dieser mehr als zwei Nächte unter seinem Dache geschlafen hatte.

13. Das Haupt jeder Decennarie hieß der Worsholder. Dieser berief die ihm unterordneten Hausväter zu Entscheidung kleiner Zwiste oder zu Anordnung gemeinsamer Angelegenheiten. In wichtigen Sachen, oder wo zwischen zwei Decennarien zu schlichte

ten war, berief man sich auf die Versammlung des Hunderts, dessen aus zwölf Männern bestehender Ausschuß, unter dem Vorsitze des Hundertmanns, alle Monate sich versammelte und nach Recht und Billigkeit, sonder Gunst und Ungunst, zu sprechen sich eidlich verpflichtete. Man glaubt hierin den Ursprung des Gerichts der Geschwornen (the Juries) zu erkennen.

14. Außerdem ward alle Jahr ein großes Gericht gehalten von den Hunderten, wo über Verbrechen gerichtet ward, wo Mißbräuche gerügt und abgestellt wurden; wo auch jeder Hausvater der zehn Decennarien erklären mußte, welcher Decennarie er angehörte.

15. Zweimal des Jahrs versammelte sich das Obergericht der Grafschaft unter dem Vorsitze des Bischofs und des Grafen. Da der Graf, wegen der in ihm vereinten bürgerlichen und kriegerischen Autorität, leicht zu mächtig hätte werden können, setzte Alfred dem Grafen einen Sherif (Burggrafen oder Landvogt) zur Seite. Auf dieses Obergericht konnte man von den Untergerichten sich berufen. Von den Obergerichten an den König. Dieser gab selbst ein Gesetzbuch, welches the common Law (das gemeine Gesetz) genannt ward. Solchen Geist athmeten die Gesetze des Königs, daß er auf freventlichen Mord Todesstrafe setzte, auf Theilnahme an einer Verschwörung wider ihn nur eine Geldbuße.

16. Vorkteher jedes Shire (oder jeder Graffschaft) war der Thane. Ein solcher Thane war Graf, ward auch Alderman genannt; später, zur Zeit der dänischen Könige, Earl, vom Scandinavischen Worte Jarl. Das waren die großen Thanen. Die kleineren Thanen wachten den Landadel aus und waren den Grafen unterordnet.

17. Diese Einrichtung war zugleich bürgerlich und kriegerisch. Der Graf war Feldhauptmann der Graffschaft; die Häupter der Tithings, der Hunderte und der Zehn waren stufenweise unterordnete Befehlshaber; wahrscheinlich stellte sich der Landadel, als Ritterschaft, zu Pferde, wenn er vom Grafen in's Feld gerufen ward (Spelman; Hume.).

18. Ob, wie bei weitem die meisten Geschichtsschreiber behaupten, diese Einrichtung ursprünglich von Alfred herstamme, oder nur von ihm vervollkommenet und, wie Burke meint (Edm. Burke's Abridgment of the Engl. History.), ihrer Trefflichkeit wegen dem trefflichen Könige zugeschrieben worden? das ist eine Frage, deren Entscheidung mir nicht zukommt, da die Engländer selbst noch nicht einig darüber sind.

19. Gewiß aber ist, daß Alfred ein Werk unternahm und vollendete, welches von großen, weit über die Blitze seiner Zeitgenossen gehenden Ansichten zeugt. Es war ein Landbuch, welches ein Verzeichniß enthielt vom ganzen Landeigenthum Englands und von dessen so kleinen als großen Besitzern. Man

nannte es die Rolle von Winton (oder Thame von Winchester). Wilhelm der Eroberer legte es seinem Landbuche zum Grunde, und noch jetzt werden größtentheils nach ihm die Abgaben von liegenden Gründen bestimmt (Hume; Burke.).

20. Auf der zwiefachen Grundlage dieses Landbuchs und der Eintheilung des Landes in Shires, Trithings, Hunderts und Decernarien, gründete Alfred die Anordnung seiner Landwehr; denn auch dieses große Gedanke einer Landwehr verherrlicht sein Andenken. Wir Deutsche wissen am jetzt diese Einrichtung zu würdigen, seitdem in unsern letzten Kriegen mit Deutschlands uraltem Erbfeinde zuerst östreichische, dann, in dem für deutsches Volksthum, Ehre und Freiheit entscheidenden Jahre, preussische Landwehr Wunder der Tapferkeit gethan haben. Alfred ließ die ganze waffenfähige Mannschaft aufzeichnen und waffnen. Theils ward sie in die Festungen gelegt, theils auf dem Lande gerüstet erhalten und geübt, bereit jeden Augenblick aufzubrechen. Wechselweise widmeten sich die Männer zum Kriegsdienst, und gingen dann, von andern abgelöst, wieder an ihr friedliches Geschäft. Auf diese Weise vermied er das Unheil eines stehenden Heers, und erhielt den großen Vortheil, daß alle Waffenfähigen geübt in Waffen wurden (Spelman; Hume.). Seine Leibwache bestand aus drei Schaaren, deren jede Einen Monat die Wache hatte, dann abgelöst ward, so daß selbst die

Leibwächter des Königs nur das Drilthell ihrer Zeit dem Dienste widmeten (Asser.) *).

XII.

1. Die mit sichtbarem Erfolg gesegneten Bemühungen des gekrönten Weisen für die Sicherheit, den Wohlstand und die Vereblung seines Volks wurden unterbrochen durch einen neuen Ueberfall der Dänen, welcher furchtbarer als irgend eine ihrer früheren Unternehmungen würde gewesen seyn, wenn nicht Alfired die Zeit des Friedens so weise genutzt hätte.

2. Der Krieger, welcher die Dänen anführte, war einer der größten Seehelden, den der Norden hervorgebracht, Hastings, der schon dreizehn Jahre zuvor, bald nachdem Alfired dem überwundnen Guthrum Friede gegeben und ihn in der Regierung von Ostangeln bestätigt hatte, diesen Vasallen Alfired's und dessen Dänen in Ostangeln zum Bundesbruch gereizet, und als solches ihm mißlungen war, seinen Lauf gen Frankreich gesteuert hatte.

*) Alfired, ein eifriger Leser der heiligen Schrift, mag wohl diese Idee hergenommen haben von den zwölf Ordnungen der Leibwache David's, deren jede, vier und zwanzig tausend Mann stark, Einen Monat in Jerusalem war (1. Chron. XXVII.).

3. Hastings erscheint oft, wie ein furchtbarer Komet am Himmel, in den Berichten englischer, französischer, italienischer Jahrbücher; aber die nächtlichen Wolken jener Zeit umhüllen ihn gleich wieder. Wir wissen daher wenig Zusammenhängendes von der Geschichte dieses Mannes, der eine Geißel der Völker war.

4. Ragnar Lodbrok hatte schon in ihm einen würdigen Streitgenossen geehrt und ihm seinen Sohn Vidri anvertraut, daß er den Jüngling in den gefährvollen und verderblichen Künsten des Seeräubers unterrichten, in Abentheuern ihn üben sollte.

5. Er führte seinen Jögling nach Frankreich, wo, nachdem das Land grausam war verwüßtet worden, da ein Geschwader die Garonne und das andere die Seine hinauf fuhr, und die Dänen Toulouse und Paris eroberten, Karl der Kahle für sieben tausend Pfund Silbers den Frieden erkaufte. Von bannen führte Hastings seine Schaaren nach Italien. Man sagt, er habe dieses Land und die römische Kaiserkrone für Ragnar Lodbrok erobern wollen, die Stadt Luna (jetzt Sarzana im Genuesischen, am Ufer des Flusses Magra, hart bei Lucca's Gränze) für Rom gehalten, sie erobert, und sei nach erkanntem Irrthum wieder nach Frankreich gesegelt. Gewiß ist, daß er wieder nach Frankreich kam, wo er nach Ragnar Lodbrok's Tode das Land wieder heimsuchte, und tapfern Widerstand fand vom Herzoge Ruprecht dem Starken (Robert le fort), bis dieser Held, den die Franzosen

wegen seiner Heldenthaten im Kriege gegen die Heiden den Maccabäer nannten, im Jahre 867 in einer Schlacht wider die Dänen fiel.

6. Nach sieben Jahren erscheint Hastings wieder am Gestade von Bretagne, wo, herausgefordert zum Kampf von einem tapfern Seefahrer jenes Landes, er den Kampf annimmt, und seines Gegners Muth bewundernd friedlich von ihm scheidet.

7. Wir haben ihn im Frühlinge des Jahrs 880 aus England nach Gent schiffen sehen. In Flandern und in Frankreich blieb er diesmal dreizehn Jahr und führte mancherlei Weh über das Land, bis König Otto (den die Franzosen Eudes nennen), Sohn Rupprechts des Starken, die Normannen zum Rückzuge nöthigte. Hastings sammelte in Boulogne eine Flotte von dreihundert und dreißig Segeln, und steuerte gerade nach England (Turner's Hist. of the Angl. Sax.).

8. Da die Jahrbücher des 11ten Jahrhunderts nicht weiter gehen als bis auf das Jahr 887, so schöpfen wir aus dürftigen Quellen, welche glaubwürdig, aber doch weniger acht sind als die zwar trockne und unvollständige, aber sehr zuverlässige Erzählung des treuherrigen, frommen Bischofs.

9. Zweihundert und funfzig Schiffe der dänischen Flotte landeten in Kent, nahe bei der Gränze von Suffex, und bemächtigten sich der Feste Appledore. Mit achtzig Schiffen lief Hastings ein in die Themse, landete bei Milton, unfern Rochester, und verschanzte

sich fest. Die Schaaren beider dänischen Heere streiften verderbend weit umher.

10. Aber schnell war Alfred aufgebrochen mit seiner Leibwache und der eilig berufenen Mannschaft seiner Landwehr. Viele zerstreute Feinde fielen ihm in die Hände, die andern hielten sich eingeschlossen in ihren Besten und zehrten von dem aus Frankreich mit sich geführten Raube.

11. Langeweile und gegründete Furcht vor Hungersnoth trieben den in Appledore lauernden Feind an, plötzlich aufzubrechen, in der Absicht, einzudringen in Essex, wo sie auf Weistand der dort wohnenden Dänen rechneten; aber Alfred fiel sie an, schlug sie, erbeutete ihre Pferde sammt dem Gepäc.

12. Hastings war, vermuthlich nach Verabredung mit jenem Heer, auch aufgebrochen und über die Themse gegangen, hatte Bamsflete (in Essex am Ufer des Stroms) stark befestigt und besetzt, führte dann einen Streifzug in Mercia.

13. Um diese Zeit starb Guthrum. Sogleich standen die Dänen in Ostangeln und in Northumbrien wider Alfred auf, vereinten sich, brachten eine Flotte zusammen von zweihundert Segeln, schifften nach Wexsex, warfen die Anker vor Excester (in Devonshire), landeten, belagerten die Stadt.

14. Alfred versah London mit einer Besatzung, welche den Heeren des Hastings Obstand halten sollte; er selbst eilte nach Wexsex gegen die Empörer und

entsetzte Excester. Die Feinde flohn in ihre Schiffe, segelten nach Suffer, liefen ein in Ehirester und begannen das Land zu verwüsten. Aber die in den vorigen Jahren von Alfred im ganzen Lande gemachten Vertheidigungsanstalten bewährten sich in ihrer Weisheit; die Anführer fanden allenthalben tapfern Widerstand von Seiten der gerüsteten Landwehr, welche viele von ihnen tödtete und einige Schiffe nahm. Die Dänen segelten von dannen,

15. Indessen vereinigten sich die in Exeter wider Alfred empörten Dänen mit ihren Landsleuten unter der Fahne von Hastings, welcher, das Land veröbend, sich von Bamflete, auf dessen Befestigung er sich verließ, entfernte. Die in London stehende Besatzung nutzte diese Dreistigkeit des Feindes. Verstärkt durch die Bürgerschaft dieser Stadt, die Alfred bald nach dem vorigen Kriege, in welchem sie war zerstört worden, wieder aufgebauet hatte, überfielen die Krieger aus London Bamflete, eroberten es, tödteten die Dänen, nahmen Hastings Gemahlinn sammt zweien seiner Söhne gefangen und brachten sie nach London. Auch bemächtigten sie sich eines Theils der feindlichen Flotte, zerstörten verschiedene Schiffe, führten die andern theils nach London, theils nach Rochester.

16. Alfred sandte dem Hastings seine Gemahlinn und die Söhne, reichlich beschenkt. Es scheint, daß dieser nun auch England verließ; aber der Krieg ward

fortgesetzt, da weder die dänischen wider Alfred *) empörten Einwohner des Landes, noch auch alle Häupter derjenigen, die mit Hastings gekommen waren, den Frieden wünschten.

17. Ein Heer der Dänen überrumpelte Eborac, an der Mündung der Themse, legte Besatzung hinein, schiffte den Strom aufwärts bis tief in's Land, schweifste dann verddend umher bis an die Ufer der Severn. Aber Graf Adelred, Feldhauptmann und Eidam Alfred's, und die Grafen Athelm und Adelnoth rafften schnell gewaffnetes Volk zusammen, erhielten auch Hülfe von den Briten in Wallis, belagerten die festverschanzten Dänen einige Wochen lang, bis diese, nachdem sie ihr Schlachtvieh und dann die Pferde verzehrt hatten, vom Hunger getrieben einen Ausfall thaten, aber geschlagen und größtentheils getödtet wurden. Die übrigen entrannen, begünstiget von Wäldern und von der Wüste, in welche durch die Kriege mit diesem Volk ein Theil von Mercia verwandelt worden (Sax. chron.; Spelman; Hume.). Diese Flüchtlinge eroberten das schwach besetzte Leicester, ehe Alfred und Adelred, welche sie gemein-

*) Die Berichte lauten sehr verschieden. Nach Einigen, denen Turner folgt, sollen Hastings Gemahlinn und Sohn zweimal seyn gefangen genommen, und beidermal von Alfred frei gegeben worden. Auch über Hastings Rückkehr sind die Meinungen getheilt. Ich folge Spelman und Hume.

schaftlich verfolgten, sie erreichen konnten, in deren Händen gleichwohl der dänische Nachtrab fiel, sammt dem Gepäck und einem Theil der Beute.

18. Alfired legte sich mit dem Heere um die Stadt, hub aber, wir wissen nicht wodurch veranlaßt, nach zweien Tagen die Belagerung wieder auf, nachdem er das in der Umgebung noch auf dem Halm stehende Getreide theils den Pferden zum Futter geben, theils es verbrennen lassen. Das Vieh der Gegend führte er mit sich davon.

19. Nun ward Leicester auch von den Dänen verlassen. Sie fielen ein in Nord-Wallis, machten viele Beute, gingen, so sehr als möglich Mercia vermeidend, jenseit der Humber durch Northumberland und Ostangeln nach Effer.

20. Gegen den Winter bugsirten die Dänen ihre Schiffe aus der Themse den kleinen Fluß Lea hinauf (welcher das eigentliche Effer vom Middlesex scheidet), und baueten eine starke Feste an diesem Strom, zwanzig englische Meilen (ungefähr sieben Stunden) von London, in der Gegend wo jetzt Harford liegt. Die Besatzung von London machte einen Angriff gegen sie, ward aber mit Verlust zurückgeschlagen. Vier Thausen lagen unter den Todten.

21. Alfired eilte nun selbst herbei. Einst, als er sinnend dem Ufer des Flusses nachritt, hatte er einen Gedanken, den er sogleich ausführen ließ. Er leitete durch drei Canäle, zu deren Sicherung er

Schanzen aufwarf, die Wasser des Lea und lagerte sich in der Nachbarschaft.

22. Die Dänen schienen nun verstrickt zu seyn in einer Schlinge, welcher sie sich nicht würden entwinden können. Ihre Schiffe standen auf dem Trocknen. Nah' war das sächsische Heer, nah' Alfred! Es gelang ihrer List, ihrer Eile und ihrem Muth, den wachsamem Helden zu täuschen, ihre Weiber und Kinder unbemerkt ausgehen und zu ihren Landsleuten nach Ostangeln führen zu lassen. Sie selbst brachen auf ohne Geräusch, schlichen dem Feinde vorbei, eilten in starken Tagreisen, fast die Breite von England durchziehend, vom Lea bis zur Severn, an deren Strom, bei Bridgenorth in Mercia, sie sich fest verschanzten.

23. Man sollte meinen, Hastings wäre, wie Turner behauptet, noch in England gewesen. Diese mit Heldenthum unternommene und mit Besonnenheit und Eile ausgeführte Kriegsthat deutete auf einen großen Feldherrn und mochte eines Hannibal's würdig scheinen.

24. Nach dem Abzuge der Dänen gingen die Londoner hin zu den verlassnen Schiffen in dem trocknen Flußbette, deren sie einen Theil verbrannten, die andern durch die Themse mit sich in ihre Stadt führten.

25. Als der Frühling gekommen war und die Dänen sich geschwächt fühlten, um der sich immer mehr verstärkenden Macht Alfred's die Spitze bieten

zu können, zerstreueten sie sich. Einige gingen nach Northumbrien, andre nach Ostangeln, andre verließen England und segelten wieder auf neue Abentheuer aus gen Frankreich (Sax. Chron.; Florent; Wigorn.; Spelman. — N. Chr. Geb. 897.).

26. Andre aber, welche auch in See gingen, suchten Rache zu üben an dem Lande, dessen Erberung ihnen gleichsam aus den Händen war gerungen worden. Angeführt von Siegefert, einem erfahrenen und festen Seeräuber, gebürtig aus Northumbrien, suchten sie die Insel Wight heim und die mitägige Küste von Wesser. Ihre Schiffe zeichneten sich aus durch Größe und durch Schnelligkeit.

27. Alfred, welcher der Mathematik kundig war und seinen friesischen Schiffsbaumeistern diesen schwersten Theil der ihm sonst wohlbekannten Baukunst abgelernt hatte, erfand nun eine neue Bauart, durch die er seinen Schiffen mehr Größe, Höhe, und, ohne sie mehr den Stürmen auszusetzen, mehr Schnelligkeit gab, als selbst die friesischen und dänischen hatten, welche für die vollkommensten Schiffe in der Welt gehalten wurden. Einige der seinigen waren mit sechszig Rudern versehen, andre mit mehr (Sax. Chron.).

28. Neun dieser Schiffe fanden sechs dänische an der Küste von Wesser, deren drei gestrandet waren. Von den andern drei wurden zwei erobert, das dritte entrannt mit fünf Menschen. Nun segelten die Engländer in eine Bucht, in welcher die feindliche

Flotte lag. Eine zweifelhafte Schlacht ward geliefert. Eufumon und Abelfert, zwei angesehene Sachsen, drei friesische Hauptleute und zwei und sechszig englische Matrosen wurden getödtet. Der Dänen hundert und zwanzig. Ihre Schiffe nugten die Fluth und liefen in's offne Meer. Sie hatten sehr gelitten, zwei derselben scheiterten an Englands Gestade. Das Schiffsvolk ward zu Winchester vor Gericht verhört und als Seeräuber gehenket. Gleiches Schicksal traf das Volk von zwanzig andern dänischen Raubschiffen, die in demselbigen Jahre von Alfred's Flotte genommen worden (Sax. Chron. — N. Chr. Geb. 897.).

29. Also endigte dieser Krieg im vierten Jahre, nachdem er ausgebrochen. Nach menschlichem Ansehen hätte die furchtbare Macht der Dänen, geführt von einem Feldherrn wie Hastings war, England unterjochen müssen, wenn nicht Alfred's erleuchtete und beispiellose Thätigkeit sein Volk vereint, gebildet, wehrhaft gemacht, ihm eine Flotte gegeben; und wenn nicht eben dieser König auch als Held den dänischen Helden überflügelt und an Kunde des Seekriegs selbst die Dänen, die kundigsten und kühnsten Seefahrer der Welt, übertroffen hätte.

30. Ein Jahr vor dem Ende dieses Kriegs ward England mit Seuchen der Menschen und des Viehes heimgesucht, gewöhnlichen Begleitern eines mit Barbaren geführten Krieges. Zwei Bischöfe, zwei Grafen, zwei Statthalter und viele andre von den Großen

des Reichs starben an dieser Plage, welche bis in's dritte Jahr dauerte (Sax. Chron.; Florent *); Wigorn.).

XIII.

1. Seit Landung der Angelsachsen, von denen die Briten theils vertilgt, theils gezwungen worden ihr Vaterland zu verlassen und Zuflucht zu suchen bei ihren durch Gebürg' und enge Schluchten gesicherten Brüdern in Wallis und in Cornwallis, lange auch in Somerset und in Devonshire, waren beide Nationen in einer Erbitterung, welche genährt ward durch Unternehmungen der Sachsen wider diese Bergvölker und durch der Briten oft wiederholte Versuche, sich den Besitz ihrer theuren Heimath mit dem Schwerte wieder zu erkämpfen. Nicht nur für die gerechte Sache ihrer von den Fremdlingen verdrängten Brüder führten Wallis und Cornwallis Kriege, sondern auch für eigne Sicherheit, welche in der That sehr gefährdet war, wie wir ja auch gesehen haben, daß die

*) Der hier angeführte Florentius war Mönch zu Worcester und blühte im zwölften Jahrhundert, zur Zeit Wilhelm's des Eroberers. In einer Chronik schrieb er die allgemeine Geschichte von Anbeginn der Welt bis zum Jahr 1118.

sächsischen Könige ihre Eroberungen bis in Wallis und Cornwallis ausdehnten und so Somerset als Devonshire ganz eroberten. Dadurch ward der Nationalhaß beständig genährt, auch durch Streifzüge sorgfältig unterhalten. Die Erinnerung der Zeit, da der ganze südliche, bei weitem der schönste und größte Theil der Insel von Briten bewohnt war, glühte in den Herzen aller Einwohner von Wallis und von Cornwallis. Sie ward auch durch Gesetze eingeschränkt und entflammt durch Dichter. Bis auf uns ist gelangt ein wallisches Gesetz, welches also lautet: "Der königliche Barde soll die Krieger des Königes begleiten, wenn sie ausziehen Beute zu machen von den Engländern. Er soll singend und saitenspielend vor ihnen einhergehen, sie zu ermuntern. Finden sie Widerstand und kommt es zur Schlacht, so soll er singen das Lied, welches genannt wird: die alte britische Herrschaft." (*Leges Wallicae* bei Robert Henry's History of Great-Brit.)

2. Die Sachsen wurden nicht allein von Eroberungslust gegen die Briten in Wallis angefeuert, sondern auch von Lust die schon eroberten Landschaften ungetheilt zu besitzen. Das Gerücht von ihrem glücklichen Erfolge lockte von Zeit zu Zeit andre Abentheurer aus Angeln, Sachsen und Jütland herbei. Mit diesen ihr mit Blut erworbenes Land zu theilen hatten die frühern Ankömmlinge nicht Lust, reizten sie daher zu Unternehmungen wider die noch unabhängigen

Britten, standen ihnen auch zu solchen Unternehmungen bei.

3. Dazu erbitterte auch gegenseitiger Religionshaß beide Völker. In der That führten die Briten wider die Sachsen gerechten und heiligen Krieg (wiewohl nicht immer auf heilige Weise), da diese nicht nur sie in allen bürgerlichen Verhältnissen gekränkt hatten, sondern auch das Christenthum bis auf dessen letzte Spur in den von ihnen eroberten und angefeindeten Ländern zu vertilgen strebten. Wir haben gesehen, wie zwölfhundert Mönche von Bangor das britische Heer begleiteten, um vom Himmel den Sieg wider den heidnischen König von Northumberland, Adelfried, zu erslehen, und wie er sie alle ermorden und die herrliche Abtei zerstören ließ.

4. So tief eingewurzelt war der gegenseitige Haß beider Völker, daß er auch, als die Sachsen das Christenthum annahmen, nicht erlosch.

5. Man muß aber auch gestehen, daß verschiedne der neugetauften sächsischen Könige sehr schlechte Christen waren; sehr unähnlich dem weisen und wahrhaft gottesfürchtigen Ina, Könige von Wessex, der den Briten von Sommersetshire gleiche Rechte mit seinen Westsachsen ertheilte, und die Heirathsverbindungen zwischen beiden Völkern begünstigte.

6. Der ehrgeizige Egbert, Alfred's Großvater, führte Krieg mit den Briten in Devonshire und in Cornwallis und verheerte das Land. Zwölf Jahre

nachher verbündeten die von Cornwallis sich wider ihn mit den heidnischen Dänen.

7. Adelswolf, Alfred's Vater, stand dem Burreh, ihm zinsbaren Könige in Mercia, bei, wider Roderich, genannt den Großen, britischen König in Wallis, dessen Vater in diesem Kriege erschlagen worden. Beide sächsischen Könige verheerten die Insel Anglesey und eroberten Landschaften zur Vergrößerung von Mercia.

8. Es war natürlich, daß — dazu nach solchen Vorgängen — die Eifersucht der Briten auf's Höchste stieg durch Vereinigung des sächsischen Siebenreichs unter Einem Haupte. Diese ward erst vollendet unter Alfred.

9. Gleichwohl schmolz der alte vierhundertjährige Haß dahin vor dem milden Einflusse der erhabnen Tugenden des liebenswürdigen Helden.

10. Alfred gewann, ohne darum gebuhlt zu haben, bloß durch seine Tugenden, das Vertrauen der Briten. Hened, König in Südwallis, angefeindet von den sechs Edhnen jenes Roderich des Großen, ergab sich freiwillig in Alfred's Schutz, schon im Jahre 884. Dasselbige that Theudyr, König eines andern britischen Reichs, aus gleicher Ursache. Mehr Könige in Wallis folgten diesem Beispiel, nach und nach alle, selbst jene Edhne Roderich's in Nordwallis (Asser.), weil sie für sich und für ihre, von immer sich erneuenden Fehden zerrütteten Reiche, nur durch Alfred's

Vermittlung und Schutz Ruhe und Bestand erhalten konnten. Im letzten Kriege mit den Dänen fochten die von Wallis vereint mit Alfred's Heer *).

11. Eine sinnreiche, schöne Dichtung zeigt uns den Sturm und die Sonne in Wette bemüht, einen reitenden Pilger seines Mantels zu entkleiden. Der Sturm bläht aus vollen Backen gerade gegen den Pilger an und tobt in des Mantels Falten; aber je mehr er wehet und brauset, desto fester hält der vorgebeugte Mann den Mantel vor der Brust zusammen. Der Sturm läßt ermüdet nach. Nun durchscheint die Sonne das Gewölk. Ihr milder Blick schaut den Pilger an, je wärmer und wärmer. Er läßt den Mantel freier wallen, bald zieht er ihn aus und legt ihn hinter sich auf's Kopf.

XIV.

1. Die Geschichte der vier letzten Jahre des Alfred enthält kein auffallendes, öffentliches Ereigniß. Es möchte daher geziemend scheinen, schon hier seinen Tod zu berichten, und dann meine Leser mit den Dar-

*) Zur Zeit der angelsächsischen Landung waren in Wallis vierzehn gesonderte Königreiche; ohngefähr eben so viele im eigentlichen England (Cortes Hist. of England bei Turner.).

stellungen der Arbeiten des großen Königes für sein Reich, seiner Lebensweise und seiner häuslichen Verhältnisse zu unterhalten.

2. Ich bitte meine Leser um Erlaubniß, diese Darstellungen vorauszusenden. Wenn ich sie nach mir beurtheilen darf, so werden sie mehr wohlgemuth seyn bei Anhörung dessen, was ich ihnen noch von ihm zu sagen habe, wenn er noch vor ihnen zu leben und zu leiben scheint, als sie seyn würden, wenn sie ihn schon mit mir zu Grabe geleitet hätten. Irre ich, so verzeihe man mir meine Schwäche.

3. Es ist in hohem Grade bewundernswürdig, wie Alfred, in der Lage, in welcher er sein vom dänischen Kriege zerrüttetes, mit wahrscheinlichem Untergange bedräuetes Reich fand, als er dessen Regierung antrat, neben dem großen Gedanken, die Freiheit des Vaterlandes, den Bestand der Nation zu retten, schon zugleich an gänzlicher Umbildung, oder vielmehr an Erneuerung derselben, mit so rastlosem Eifer und so freudigem Muth arbeiten konnte!

4. Sein Volk, dessen Bildung schon beinaß zwei Hundert Jahre vor ihm, durch den großen Erzbischof Theodor von Canterbury und durch viele andre große Männer jener Zeit, einen hohen Schwung genommen hatte, war durch die langen, vertilgenden Anfeindungen von den Dänen in die tiefste Barbarei gesunken. Die Klöster waren alle zerstört. Die Ordensgeistlichen, damals einzige, aber verdienstvolle Bewahrer

und Lehrer aller Wissenschaften, waren ermordet; die nach und nach aus Italien herbeigeführten, zu großen Bibliotheken erwachsenen Büchersammlungen waren verbrannt worden.

5. Alfred klagt über die Unwissenheit, in welche die Engländer gerathen waren, in der merkwürdigen Zufahrt seiner Uebersetzung des Hirtenbuchs vom heiligen Pabste Gregor dem Großen, an seinen Freund Wulffig Bischof zu London. Er bezeugt, daß ihm in den Sinn gekommen, welche weise Männer vordem in England gewesen! Wie manche Könige bei ihrer Reichsverwaltung den Willen Gottes zur Richtschnur gesetzt und die Völker beglückt hätten; wie erleuchtet und thätig die Geistlichen in ihrer Amtsführung gewesen; wie ehemals Fremde, um sich unterrichten zu lassen, gen England gekommen, da anjetzt die Wissenschaften anderswoher müßten gesucht werden. Er habe bei Antritt der Regierung dießseits der Humber wenige gefunden, die selbst ihre englischen Gebete recht verstanden, oder aus dem Latein ein Buch in's Englische zu dolmetschen vermocht hätten. An mittdägiger Seite der Themse erinnere er sich nicht, auch nur Einen dazu fähigen gekannt zu haben. Gott müsse gepreiset werden, daß nun doch einige wären, welche zu predigen wüßten! Ernsthaft ermahnt er den Bischof reichlich mitzutheilen von der Erkenntniß, die Gott ihm verliehen habe. "Denke," schreibt er, "welche Strafen über uns kommen würden, wenn

wir weber selbst die Erkenntniß liebten, noch auch andern sie zurückließen! Ach, wir lieben den christlichen Namen, weil wir Christen heißen; wenige von uns üben Christenpflicht!" Er führt ihm in's Gedächtniß die Zeit, da das Aeußere noch wohl bestand, aber das Verstandniß schon verschwunden war, vor dem letzten Kriege der Dänen (das heißt vor dem mit Guthrum geführten Kriege, denn dieser Brief ward vor dem Kriege mit Hastings geschrieben), als, sagt er, die Kirchen noch geschmückt mit Zier, und mit Büchern, noch angefüllt von Gläubigen, diese aber wenig unterrichtet, weil die Bücher nicht in der Muttersprache geschrieben waren. Er habe sich manchmal gewundert, daß die Weisen jener bessern, frühern Zeit nicht darauf bedacht gewesen, die Religionschriften in die Muttersprache zu übersetzen. Doch habe er sich diese Frage dadurch beantwortet, daß ihre Vorfahren weit entfernt gewesen zu ahnen, daß die Nachkommen so träge seyn würden. Sie hätten gemeint, die Weisheit würde desto größere Fortschritte machen, wenn die Menschen mehr Sprachen zu lernen veranlaßt würden. Seine Meinung sei, wofern der Bischof sie gut finde, daß, wie die Griechen die hebräischen Bücher des alten Testaments in's Griechische, und die Lateiner die ganze heilige Schrift in Latein übersetzt hätten, so auch ansezt die nothwendigsten Schriften in Englisch (das heißt in Sächsisch) müßten gdolmetscht, und verordnet werden, daß kein freigeborner Knabe,

dessen Aeltern ihn ernähren könnten, zu Erlernung einer Kunst oder eines Handwerks dürfe zugelassen werden, ehe er gelernt habe zu lesen in der Muttersprache. Diejenigen, welche weiter in der Erkenntniß zu fördern wären, müßten dann Latein lernen.

6. Das Büchlein von der Seelsorge (Gregor's Pastorale) habe er, nachdem er, mit Hülfe des Erzbischofs Wlegmond (zu Canterbury), des Bischofs Affer und seiner Kapellane Grimbold und Johannes, in dessen Sinn eingedrungen, in Englisch übersetzt und wolle an jeden bischöflichen Sig des Reichs ein Exemplar desselben senden, weil man nicht wissen könne, ob allezeit so gelehrte Bischöfe in England seyn würden, wie sie anjetzt, Gottlob! alle wären (Alfred's Zueignung des Hirtenbuchs von Gregor dem Großen.).

7. Mit den Geistlichen, welche Alfred in dieser Zuschrift nennet, berathschlagte er sich oft, vorzüglich über Angelegenheiten der Kirche und des wissenschaftlichen Unterrichts, doch wohl auch über die Reichsverwaltung, weil die Laien so unwissend waren. Doch werden jene, wo ich nicht sehr irre, uneigentlich von Spelman der Geheime Rath des Königes genannt.

8. Wlegmond, Erzbischof zu Canterbury, war ein zu seiner Zeit sehr gelehrter Mann, bürgerlich aus Mercia, wo er einige Zeit als Einsiedler gelebt hatte. Alfred zog ihn oft zu Rath, sowohl bei kirchlichen als bei wissenschaftlichen Angelegenheiten (Spelman, Life of King Aelfred und Flenry Hist. Eccl.).

9. Grimbold war Probst im Kloster St. Bertin in Frankreich. Er hatte die äbtliche Würde ausgeschlagen. Zur Zeit da Alfred als Knabe nach Rom reisete, sah er den Grimbold in Rheims. Dieser erwies sich dem Kinde freundlich und machte tiefen Eindruck auf ihn. Als Alfred König war, bat er den Fulko, Erzbischof zu Rheims, ihm diesen Mann zu überlassen. Er galt sehr viel bei ihm. Durch Grimbold, welcher mit großer Tugend und ausgebreiteter Gelehrsamkeit, die Gabe der Musik vereinte, führte der König gute Kirchenmusik in England ein, wie vor ihm Karl der Große die vom Papste Gregor dem Großen angeordnete Kirchenmusik in seinem Reiche eingeführet hatte.

10. Wir finden in verschiednen Ausgaben der Lebensbeschreibung Alfred's von Asser, daß dieser Grimbold und andre ihm aus Frankreich gefolgte Männer, denen wahrscheinlich Alfred die Einrichtung der Schulanstalten anbefohlen hatte, sich lange Zeit bemüheten, die in ihrem Vaterlande hergebrachte Lehrart auf der hohen Schule von Oxford einzuführen, wogegen sich aber die dortigen Lehrer sträubten und sich rühmten, ihre Weise sei vom heiligen Germanus gebilligt worden. Es entstand darauf zwischen beiden Partheien eine Spannung, welche nach drei Jahren in feindseligen Zwist ausbrach, zu dessen Ausgleichung Alfred nach Oxford reisete und mit großer Geduld die englischen und französischen Gelehrten anhörte. Für

legte scheint seine Entscheidung nicht günstig — vielleicht ihren Ansprüchen nicht entsprechend — gewesen zu seyn, denn Grimbold ging mit Verdruss von dannen, auf seine ihm zuvor vom Könige verliehene Abtei von Winchester (Asser) *). Grimbold war ein hochverdienter, frommer Mann; aber man begreift dennoch, daß er und seine Landsleute, nach Art ihrer Nation, sich nicht dabei beruhigen konnten, daß ihre Weise nicht sollte eingeführt werden.

11. Johannes war aus Sachsen, zuerst unterrichtet in der französischen Abtei Corbie in der Picardie (Mutter der deutschen im Jahr 823 gestifteten Abtei Corvey). Dann war er Ordensgeistlicher gewe-

*) Rom und Carthago haben kaum mit mehr Erbitterung um die Herrschaft der Welt gekämpft, als die Professoren von Oxford und von Cambridge gekämpft haben um den auf Alterthum gegründeten Vorrang. Mit vielen Träumen des Mittelalters mußten die Oxforder den Wahn dahinschwinden sehen, daß ein Trojanischer Held, Brutus, nach Einnahme von Troja mit griechischen Weisen gen England gekommen, und daß von diesen ihre Universität gegründet worden. Die Gelehrten von Cambridge schrieben ihre Stiftung dem gefeierten Könige Arthur zu. Dieses Verdienst gehört wahrscheinlich dem gelehrten und frommen Könige Siegbert von Ostangeln, welcher, nach Beda (Hist. Eccl. III. 18.), eine Schule gründete gegen die Mitte des siebenten Jahrhunderts. Weil nun die Afsersche Erzählung die Stiftung von Oxford wenigstens bis in die erste Hälfte des fünften Jahrhunderts hinauf setzt, da Germanus schon die Lehrtätigkeit dieser Schule sollte gelobt haben, so hat man den

fen in der Abtei St. Davids in Wallis. Er war ein gelehrter Mann von hellem Geist, auch, für jene Zeit, ein feiner Kunstkenner.

12. Auch Asser war Ordensgeistlicher in St. Davids *). Mit vieler Mühe erhielt der König von ihm, daß er zu ihm zog; ja er that es auch nur unter der Bedingung, die Hälfte des Jahrs in seinem Kloster leben zu dürfen. Alfred ehrte und liebte ihn sehr und lebte vertraulich mit ihm. Dem Asser verdanken wir die zwar nicht zierlich, aber mit Urtheil und Gefühl geschriebene, nur schade unvollendete Lebensbeschreibung dieses Königs, der ihn zum Bischofe von

berühmten Cambden, der einen historischen Lehrstuhl zu Oxford gegründet hat, beschuldigt, er habe bei Ausgabe seiner Asserschen Handschrift diese Stelle trüglich eingeschaltet. Dagegen machen die von Oxford dem gelehrten Parker, Erzbischofe von Canterbury, welcher eine andre Handschrift von Asser herausgegeben, den Vorwurf, er habe die Stelle ausgelassen. Beides ist beider verdienstvollen Männer unwürdig. Vor Parker's Zeit mag der Schreiber der Handschrift sich dieser Untreue schuldig gemacht haben. Daß ein Mann wie Cambden, dessen Rechtschaffenheit seine Gegner selbst anerkennen, diese Erzählung, welche dem ehrwürdigen Grimbold nicht rühmlich ist, sollte erdichtet haben, läßt sich nicht denken.

- *) Die lateinischen Schriftsteller nennen ihn oft Asserium Menovensom, weil der Ort Menovia hieß, ehe er nach dem heiligen Bischofe David, der im sechsten Jahrhundert blühte, gewöhnlich St. Davids genannt ward und noch jetzt so heißt.

Shereborn, in Dorsetshire, ernannte. Später ward dieser bischöfliche Sitz nach Salisbury verlegt.

13. Sehr ernsthaft beschäftigte sich Alfred mit der Rechtspflege. Schon in den Jahren, als er nur dem westsächsischen Reiche vorstand, machte er ein Gesetzbuch, welches nicht auf uns gelangt ist. Er legte das mosaische Gesetz zum Grunde, nebst den sogenannten apostolischen Satzungen (*Constitutiones apostolicae*), welche in frühen Zeiten gesammelt, aber nicht selten verfälscht zu seyn scheinen; er nahm vieles aus dem römischen Recht, einiges aus den britischen Gesetzen, ja auch aus den dänischen. Ohne Zweifel behielt er vieles von den angelsächsischen Gesetzen, besonders von denen, die einer seiner Vorfahren auf dem westsächsischen Thron, der weise König Ina, gegeben hatte. Er selbst fügte verschiedne hinzu. Ihm wird nachgerühmt, daß seine Gesetze sehr milde waren. Leichter ward es ihm, Gesetze zu machen, als Männer zu finden, denen er die Rechtspflege anvertrauen konnte. Diese sollten erst gebildet, Recht mußte indessen doch gesprochen werden. Wegen Unkunde der Richter sah er sich gezwungen, verschiedne von ihren Stellen zu entfernen. Einigen alten Grafen, welche sich nicht unredlich, aber untüchtig gezeigt hatten, erlaubte er, ihr Amt durch Bevollmächtigte zu verwalten.

13. In Bestrafung ungerechter Richter war er unerbittlich. Er sah ein, daß Schonung derjenigen, die das Recht beugen, großes Unrecht ist. Solcher

ließ er verschiedne am Leben strafen (Mirror des justices.).

14. Beriefen die rechtenden Partheien sich auf ihn, so hörte er sie an mit unverdroßner Geduld, untersuchte mit gewissenhaftem Fleiß, urtheilte mit erleuchteter Gerechtigkeit.

15. Ein König, der als Held sein Volk der fremden Anechtschaft und der Barbarei, in die es, nach bessern Zeiten, durch lange Kriege mit den Dänen gesunken war, entriß; der für die Beglückung und für die Bildung dieses Volks bei Tag und bei Nacht arbeitete; der keinen Menschen im Lande fand, welcher die Bürde der Herrschaft ihm erleichterte, und aus fremden Landen verdienstvolle Männer berief; der, da er sein eignes Land wieder erobern mußten, nach gewöhnlichem Vorurtheil es auch als ein eroberetes Land hätte beherrschen, ja sich einbilden mögen, seine außerordentliche Weisheit und Thätigkeit lege ihm die Pflicht dazu auf; wahrlich, ein solcher König hätte wohl mögen geneigt seyn, seinem Volk eine despotische Verfassung zu geben, desto mehr, da England immer von Seiten der Normannen konnte angegriffen werden, und, nach gleichfalls gewöhnlichem Vorurtheil, welches mit täuschender Scheinbarkeit glänzet, die despotische Verfassung, weil sie schnelle und kräftige Maaßregeln zuläßt, am meisten geeignet scheint, ein Volk schnell unter Waffen zu bringen. Aber weit entfernt war Alfred der Große von solcher

Ansicht! Kein Grieche oder Römer war wohl je eifersüchtiger für die Freiheit seines Vaterlandes, als Alfred es war! Alle seine Bestrebungen waren auf Verehrung der Engländer gerichtet. Er mußte sie erziehen, aber er wollte sie nicht formen, sondern durch freie Ueberzeugung sie bilden. Da er wußte, daß seine Bestrebungen durch den Tod konnten gehemmt werden, eilte er mit Anordnung von Einrichtungen, für deren Gebrauch sein Volk noch nicht reif war; suchte aber zugleich ihm diese Reife zu geben und legte indessen den Grund zu seiner künftigen Freiheit. Das that er durch die oben dargestellte Einrichtung der Rechtspflege, welche die Freiheit in hohem Grade begünstigt. Das that er durch Anordnung der Landwehr, welche nicht minder sein Volk gegen Willkühr des Königs, als gegen Eroberung von außen sicherte. Hier darf ein vielleicht bisher nicht genug gewürdigter, aber bedeutender Zug uns nicht entgehen. Da er, einen Kern des Heers um sich zu versammeln, die Nothwendigkeit einer Leibwache einsah, so sorgte er mit so zartem Gefühl als durch weise Maasregel dafür, daß diese den König umgebenden Krieger nicht dem Bürgerfinne, nicht dem Vaterlande entfremdet würden. Darum ordnete er drei Schaaren, deren jede Einen Monat die Hut am Hoflager hielt und dann wieder zwei Monate daheim war bei den Ihrigen.

16. Wir verdanken einem französisch-normannischen Schriftsteller aus dem zwölften Jahrhundert, der mit Wilhelm dem Eroberer nach England gekommen war, Namens Horne, eine Kunde, deren Wichtigkeit den Schriftstellern des Mittelalters, wie so vieles andre, entgangen zu seyn scheint, und wohl zuerst von Spelman bemerkt ward. Jener Horne schrieb eine Sammlung von Gesetzen, welcher er den Namen Spiegel der Gerechtigkeiten gab. Er hat uns manches von Alfred aufbewahrt; insbesondere von der heilsamen Strenge, mit welcher er böse Richter bestrafte. Die Stelle aber, von welcher hier die Rede wird, nur als ein Bruchstück angeführt. Sie lautet also: "Der König Alfred verordnete, als daurenden Gebrauch, daß zweimal im Jahr zu Friedenszeit, oder öfter, wenn es dessen bedürfte, eine Versammlung zu London sollte gehalten werden, zu öffentlicher Berathschlagung über" *)

17. Mit Recht, dünket mich, haben Spelman und andre hier den Ursprung des englischen Parlaments gefunden, wiewohl ohne Zweifel diese Versammlung nur aus Bischöfen und Grafen, vielleicht mit Zuziehung einiger der Rechte kundigen Männer

*) Le Roi Alfred ordeigna par usage perpetuel, que à deux fois per lan, ou plus souvent, pur mestier, in temps de peace se assembler a Londres pur parliamenter sur (Mirror des justices, bei Spelman in einer Anführung von Eduard Coke.)

bestand, wie die ältere angelsächsische Witenagemot; da zu einer solchen Verfassung, wie wir sie jetzt in England bewundern, dem Volke noch die Reife fehlte. Doch war die Alfredsche Einrichtung des Gerichts der Geschwornen schon eine Annäherung dazu, theils in sofern sie überhaupt die Freiheit begünstigte, theils weil sie auch die geringeren Ordnungen zu gemeinschaftlicher Theilnahme an öffentlichen Geschäften aufforderte und sie übte.

18. Alfred besaß in großem Maaße die königliche Gabe, in jedem Menschen dessen eigenthümliche Anlage zu würdigen, in der Anlage den Keim zu künftigen Verdienste zu erkennen. Ein guter Schriftsteller erzählt, er habe im Hirten, der ihm Zuflucht in der Hütte gegeben, Eigenschaften wahrgenommen, die ihn bewogen, ihn zu ermuntern, sich in Wissenschaften unterrichten zu lassen, und Dumwulf habe seinen Erwartungen so entsprochen, daß er ihn bis zum Bischof von Winchester befördert und ihn auch über Regierungsangelegenheiten zu Rath gezogen habe (Malmesbury *); Spelman.),

*) Nach Malmesbury ist er Schäfer gewesen. Sonach erinnert er an den guten homerischen Eumaios. Aber nach Asser, dessen Zeugniß als Zeitgenossen gültiger war, war er Kühhirt. Uebrigens macht das Stillischweigen Asser's die Beförderung des Mannes zum Bischof zweifelhaft.

19. Auf der Insel Athelney bauete er zu dankbarem Andenken der Monate, die er dort mit den Seinigen als Flüchtling zugebracht, ein Mönchskloster, zu dessen Abt er seinen Kaplan, den schon erwähnten Sachsen Johannes ernannte, welcher von zweien seiner Mönche mangelndrderisch getödtet ward (Asser.).

20. In Shaftsbury (in Dorsetshire) stiftete er ein Nonnenkloster, dessen Abtissin seine Tochter Adels groß ward, nachdem sie Nonne dort gewesen (Asser.).

21. Er stiftete zu Winchester, dem Königsfige von Wexler, ein Nonnenkloster; dann auch ein Mönchskloster, zu dessen Abt er Grimbold ernannte (Spelman.) Vorliebe für seine Westsachsen scheint ihn geleitet zu haben, denn diese vier Klöster liegen in Wexler.

22. Ueberall im Reiche bauete er die zerstörten Klöster und Kirchen wieder auf, so wie auch die im Kriege zerstörten Städte, deren er auch viele neue anlegte *) (Spelman.).

*) Voltaire gesteht, daß Alfred viele Kirchen, sagt aber, daß er keine Klöster gebauet habe. Immerhin mag der witzige, aber oberflächliche Mann übersehen haben, was Affer, Walmesbury, Leland, Spelman und viele andre von den Klöstern, die dieser König gestiftet und erbauet hat, berichten: aber seine verneinende Behauptung ist offenbar aus der Luft gegriffen. Eben dieser Voltaire sagt von Alfred: "Je ne sais s'il y a jamais eu sur la terre un homme plus digne des respects de la posterité qu'Alfred le grand, qui rendit ces services à sa patrie, supposé que tout ce qu'on raconte de

23. Er bauete viele Palläste mit Pracht, und nach seiner Anweisung arbeiteten die geschicktesten Werkmeister und Künstler, die er aus fernen Landen kommen ließ. Ein Kenner und Freund der Musik rief er Tonkünstler herbei, nicht nur solche, welche fertig zu spielen wußten, sondern seine Kenner und Empfinder des mächtigen Zaubers dieser Kunst, und auch diese lernten noch von ihm (Spelman.).

24. Wenigen Menschen ward es verliehen, vielen Bestrebungen nachzugehen, ohne oberflächlich; und noch kleiner ist die Zahl derjenigen, welche groß im Kleinen sind, ohne kleinlich zu werden. Alfred, der

lui soit véritable (Voltaire, Essai sur les moeurs)."

"Ich weiß nicht, ob je ein Mensch auf Erden gewesen, der die Ehrfurcht der Nachwelt mehr verdient hätte, als Alfred der Große, der seinem Vaterlande solche Dienste erzeigt, wofür alles, was man von ihm erzählt, wahr ist." O des engherzigen Zweifels! Und so albern als engherzig! Wie wären die vielen Schriftsteller übereingekommen in ihrer Schilderung dieses Mannes, wenn sie nicht von der Wahrheit wären geleitet worden? Viele der schönsten Züge entfahnen ihnen oft, deren ganzen Werth sie selbst nicht ganz empfunden zu haben scheinen. Und welches reine, edle, harmonische Ganze gehet aus diesen gesammelten Zügen hervor! Wir bewundern mit Recht Xenophon in seiner Cyropädie; aber wahrlich, die Mönche des Mittelalters wären größere Geister als Xenophon, wären tiefe Menschenkenner und gewaltige Dichter, wenn dieser ganz harmonische, hohe, holde Weise und Held aus ihrem Hirne hervorgegangen wäre. Er ist totus teres atque rotundus.

König, der Gesetzgeber und der Held, war in allen Dingen groß; ward in allen Dingen der Lehrer seines Volkes, sogar die Falkenjäger erhielten Unterricht von ihm; von ihm die Weidmänner in mannigfaltiger Kunde der Jagd (Asser; Spelman.).

25. Außer den Gelehrten und Künstlern, die er herbeirief aus Wallis, Frankreich, Deutschland, Friesland und Bretagne, kamen auch andre aus diesen Ländern und aus Schottland; ja fernher selbst Heiden, die sich niederließen in England, angelockt von seiner väterlichen Milde und von seiner Weisheit (Asser; Spelman.). Allen erwies er sich schützend und liebevoll, wie seinen Sachsen.

26. Der Papst Martin der Zweite (einige nennen ihn Marinus) befreiete aus Liebe für ihn und auf sein Ansuchen, die zu Rom gestiftete Schule der Sachsen von allen Abgaben und sandte ihm, nebst andern Geschenken, Holz vom wahren Kreuze Jesu Christi (Asser.).

27. Abel, Patriarch zu Jerusalem, sandte Briefe an ihn, welche Asser gelesen hat, und Geschenke (Asser.).

28. Merkwürdig ist Alfred's, Gesandtschaft nach Indien, die er zufolge eines Gelübdes soll geordnet haben. Eine alte Ueberlieferung sagt, der Apostel Thomas habe das Evangelium in Indien verkündigt. Nach Eusebius (Eccl. Hist. V. 10.) war Bartholomäus Apostel der Indier, und Thomas soll den Parthen die Worte des Heils gebracht haben (Euseb.

Eccl. Hist. III, 1.); aber verschiedne Kirchenväter bezeugen, der heilige Thomas sei nach Indien gekommen; eine Behauptung, welche leicht zu reimen ist mit den Nachrichten des Eusebius, da Thomas von den Parthen mag weiter gen Morgen bis zu den Indiern gegangen sehn, wo sowohl er als Bartholomäus mag gepredigt haben.

29. Eben dieser Eusebius belehret uns, daß der heilige Pantänus gegen das Jahr 190 aus Alexandrien, wo er der evangelischen Katechetenschule vorstand, auf Bitte indischer Christen nach Indien gesandt ward, wo er das Evangelium des heiligen Matthäus bei den Gläubigen in Gebrauch fand (Euseb. Eccl. Hist. V. 10.).

30. Nach verschiednen Zeugnissen waren noch viele Jahrhunderte nachher Christen in Indien, von wannen das Evangelium im siebenten Jahrhundert eingebracht war in China (Assemani bibl. orient.).

31. Diese gewiß zu der Zeit im Abendlande selten Kunde war dem hellen Blicke des Alfred nicht entgangen. Er ordnete Gesandte gen Indien, an deren Spitze er Sieghelm, einen Bischof stellte, zur Anbetung Gottes am Grabe des Apostels und zu Ueberbringung von Geschenken. Wir vermiffen umständlichen Bericht von dieser Reise, von welcher die Geschichtschreiber (Malmesbury; Huntington; Matth:

Westminster.) *) des Mittelalters uns nur zu erzählen wissen, daß die Gesandten Edelgestein, kostliche Nat-
den und andre Seltenheiten aus dem fernen Morgen-
lande heim brachten. Versetzen wir uns in Alfred's
Zeit, so müssen wir staunen über die Größe der Unter-
nehmung und es seinen weisen Maasregeln zuschrei-
ben, daß sie gelang.

32. Unter den Fremdlingen, die sich in England
niederließen, war Dithir, ein unabhängiger Edler in
Halogaland, dem jetzigen Finnmarken in Norwegen,
wo er unter dem Polarkreise gelebt, sechshundert
Rennthiere, zwanzig Rinder, zwanzig Schaafe, zwanzig
Schweine und einige Pferde zum Bau seines klei-
nen Feldes besessen hatte.

33. Er hatte sich viel mit dem Fang der Wall-
fische beschäftigt, deren er einft, selbstschien, in zweien
Tagen sechzig gefangen, unter welchen einige fünfzig
Ellen (vielleicht Ellebogen) lang waren.

34. Seine Haupteinnahme bestand in Abgaben,
die er von Finnen **) erhob, deren viele ihn, so wie

*) Nach den hier angeführten Geschichtschreibern war
Siegelm, oder Guithelm, Bischof von Sherborne,
und Florentius von Worcester (Florent; Wigorn.)
sagt, er sei Nachfolger des gestorbenen Affer gewesen.
Sonach erklärt es sich, warum dieser die Lebensbeschrei-
bung Alfred's unvollendet ließ.

**) Die Finnen im nördlichen Norwegen stammen von den
Bewohnern des eigentlichen Finnland ab, welche über

andre andern norwegischen Eblen, zinsbar waren. Sie bezahlten mehr oder weniger, jeder nach seiner Geburt. Ein edler Finne gab jährlich dem Other funfzehn Warberfelle, fünf Rennthiere, Eine Bärenhaut, Seeotterfelle, Federn von gewissen Vögeln (etwa Eiderdunen?), einen Pelz von Bärenfellen oder Seeotterfellen, Fischbein, und zwei Schiffstaue, deren jedes sechs zig Ellen lang, das eine aus der Haut des Wallfisches, das andre aus Seehundsfell gemacht war.

35. Dieser kühne Seeheld umschiffte die nördlichste Spitze von Norwegen und fuhr dann südlich hinunter bis in's weiße Meer, wo er einlief in die Mündung der Dwina, wo anseht Archangel steht. Die Bewohner dieses Landes nannte er Biarmier und hielt sie ursprünglich für Ein Volk mit den Finnen. Er besuchte diese Gegend wegen des Fangs der Wallrosse, deren es viele gab im weißen Meer. Ihrer Zähne, die an Güte dem Elfenbein gleich geschätzt, oder ihm noch vorgezogen werden, brachte er verschiedne dem Alfred zum Geschenk.

36. Other fuhr auch südlich die norwegische Küste hinunter, durch den Kattegat zu den dänischen Inseln.

den botnischen Meerbusen gegangen und in Norwegen eingedrungen waren. Noch jetzt verachtet der Norweger diese neben ihm wohnenden Finnländer, so wie der Finnländer die Lappen.

37. Ohne Zweifel war Othar, wie so viele andre Fürsten und Edle Norwegens, geflüchtet, als König Harald Harifager (das heißt, mit den schönen Haaren) *), welcher ein ansehnliches Reich, bestehend aus Provinzen des südlichen Norwegens und angränzenden Landschaften Schwedens beherrschte, die Hand und das Herz der stolzen Gida zu gewinnen sich ganz Norwegen unterwarf, und dadurch veranlaßte, daß freigesinde Flüchtlinge auf Entdeckung andrer Länder ausfuhren, Island entdeckten und dort einen Staat gründeten, welcher nach einigen Jahrhunderten, im elften, zwölften und dreizehnten, Siz der Wissenschaften in Norden, der Geschichtskunde, der Sternkunde, der Poesie, der Freiheit unter weisen Gesetzen und der Handlung ward. Islands edle Jugend schmückte die Leibwachen der griechischen Kaiser und der Könige von Dänemark. Eine außerordentlich ergiebige Fischbank machte die Isländer so reich, zu einer Zeit, da die Fasten im ganzen Europa weit strenger als jetzt irgendwo gehalten wurden, und die amerikanischen Fischbänke, welche einen Krieg zwischen England und Frankreich entzündet haben, noch unentdeckt waren. Sie baueten Schiffe aus den Bäumen, welche die

*) Harifager von Haar und von einem Worte, das wir noch im Englischen finden, wo es schön und auch blond bedeutet, fair.

großen reißenden Ströme Nordamerika's von ihren waldigten Ufern mit sich in's Meer reißen, und, geleitet von der Vorsehung Hand, in regelmäßiger Strömung dieser mathlosen Insel zuführen. Man wolle mir diese kleine Ausschweifung verzeihen. Ich habe sie mir darum erlaubt, weil die merkwürdige Erscheinung, welche Zustand während drei Jahrhunderte gemacht hat, noch so vielen unbekannt blieb.

38. Es ist unbegreiflich, wie Spelman, und nach ihm Voltaire, glauben konnten, Alfred habe den Other ausgesandt, um die seitdem oft gesuchte, sogenannte Nordostfahrt nach Indien zu entdecken. Diese Idee wäre allerdings des großen Mannes, den so weit über seine Zeit erhaben war, würdig gewesen, aber aus dem angeführten Berichte sehen wir, daß Other weder von Alfred ausgesandt worden, noch auch an eine Reise nach Indien gedacht habe *).

39. Other's Erzählungen mögen wahrscheinlich Alfred veranlaßt haben, den Wulffstan auszusenden in

*) Haller läßt in seinem Alfred den Other dem Könige seine Reise erzählen und ihm die Idee einer Nordostfahrt nach China und Indien geben, dann ihn auf Alfred's Antrag eine solche unternehmen, sie aber nicht gelingen. Haller hatte das Recht auch, dadurch seinen Helden zu verherrlichen, da er es keinen Hehl hat, daß er sowohl Alfred's als Usong's Geschichte zu großen, politischen und moralischen Endzwecken ausschmückte. Ihm diese, von ihm selbst eingestandne Idee zu verargen,

die Offize, sei es, um die Sitten damals wenig bekannter Völker zu erkunden, sei es, um Handlungsverbindungen anzuknüpfen. Sowohl die Erzählung dieser Reise und der von Othier, als auch eine kurzgefaßte Erdbeschreibung von Deutschland, sind von Alfred selbst geschrieben worden und finden sich als Zusätze zu seiner angelsächsischen Dolmetschung der Geschichte des Orosius, aus welcher sie wieder sowohl in Englisch als in Latein übersezt worden.

40. Ich gebe keine Uebersetzung von den Reisebeschichten, weil ich mich nicht hinlänglich in ihnen zu orientiren weiß. Soviel erhellet, daß Wulfstan durch den Raagat und den kleinen Belt gesegelt sei, da er in Håtha, das heißt in die Stadt Schleswig einfuhr, ehe er, von dort weiter schiffend, die dänischen Inseln Langaland (Langeland), Leland (Læsø) und Faltter sah. Er setzte seinen Weg fort, Sconeg (Schonen) vorbei, das damals zu Dänemark gehörte, dann zwischen Burgundaland (die Insel Bornholm), welches

wäre eben so ungereimt, als wollte man dem Xenophon seine schöne Cyropädie zum Vorwurf machen. Haller zeigt selbst an, wo er von der Geschichte abweicht. Hätte der große Mann, dem — wie andere, auf die wir Deutsche stolz seyn mögen — die nüchterne und daher gerechte Nachwelt volle Gerechtigkeit wird widerfahren lassen, hätte Haller Alfred's Leben nur historisch beschrieben, so würde ich mich nach ihm dieses Unternehmens nicht erlauben.

einen eignen König hatte, und dem zu Schweden gehörenden Blekingen. Das ganze, bis zum Ausfluß der Weichsel ihm rechts liegende Land, nennt er Wronadland (Wandalien). Links hinter sich ließ er liegen die damals schon schwedischen Inseln Deland und Gothland. Er scheint unter dem Namen Estum nicht nur das jetzige Esthland, sondern, nebst diesem, Liefland, Kurland und Preußen zu begreifen. Er sagt, Estum habe viele Städte und jede ihren eignen König. Diese Könige führten oft Krieg untereinander. Dort seien viele Fische und viel Honig. Die Könige und die Reichen tranken Pferdennöch, die Armen und die Knechte Meß; Bier werde in diesem Lande nicht gebrauet. Ferner heißt es: "Es ist Sitte bei den Esthén, daß ein Todter, ehe er verbrannt wird, einen Monat im Hause liegt, bei seinen Verwandten und Freunden, manchmal auch zwei Monate. Die Leichen der Könige und der Edlen bleiben viel länger liegen, je nachdem diese reich waren, zuweilen läßt man sie ein halbes Jahr, ehe man sie verbrennt. Sie liegen über der Erde im Hause und diese ganze Zeit muß gespielt und getrunken werden. Am dem Tage, der dazu bestimmt ist, sie auf den Scheiterhaufen zu legen, wird des Verstorbenen Habe, welche noch übrig geblieben nach dem Spielen und dem Trinken, in fünf oder sechs Theile gesondert. Diese legen sie bis zur Entfernung Einer Meile von der Stadt, wo die Leiche liegt, so daß man das größte Theil am weitesten legt

und das kleinste am nächsten. Dann werden zusammen berufen alle, welche die schnellsten Pferde haben, bis auf fünf oder sechs Meilen umher. In Wettlauf nehmen sie nach der Habe. Wer das schnellste Pferd reitet, erhält dann das entfernteste, größte Theil. Jeder dasjenige, was er erreicht. Dann reitet jeder mit seinem Rennpreise davon und behält ihn als Eigenthum. Darum sind dort schnelle Pferde erstaunlich theuer. Ist nun die Habe so vergendet worden, dann tragen sie den Todten aus und verbrennen ihn sammt seinen Waffen und Gewanden. Sehr oft wird das ganze Gut verzehrt während der langen Zeit, die der Todte im Hause liegt, denn um das, was an den Weg liegt, rennen ja Fremde in die Wette und nehmen es hinweg. Nach Gebrauch der Esthen müssen alle Leichen, welches Volks sie auch seyn, verbrannt werden. Finden sie ein unverbranntes Gebein, so gerathen sie in großen Zorn. Sie wissen Kälte hervorzubringen, wodurch es geschieht, daß die Leichen so lange liegen können, ohne überzugehen in Verwesung." Er fügt hinzu, daß sie sowohl im Sommer wie im Winter Getränk können frieren lassen (Alfred in seinem Drosius.).

XV.

1. Alfred, dieser wahrhaftig große und im eigentlichen Sinne Einzige Mann, der das ganze Volk und alle dessen verschiedene Ordnungen führte, unterrichtete, bildete; der, mitten im Geräusch der Waffen, den Soldaten Vorschriften gab, welche sie zugleich zu guten Kriegerern und zu guten Christen bilden sollten *); hatte nicht nur erlauchtete und fromme Männer zu Bischöfen berufen, sondern, wie wir gesehen haben, auf den Fall, daß einst das Land wieder in Barbarei versinken möchte, zu Belehrung künftiger des Latein etwa unfundiger Bischöfe, das Hirtenbuch eines großen Papstes, des heiligen Gregor, in die Muttersprache übersetzt, dieses Buch voll tiefer Menschenkunde und gottseligen Geistes, welches die große Kunst weiser und sanfter Seelenführung so einfach und so vollständig enthält.

2. Das auch von ihm übersetzte Buch des Drosius, welcher im Anfang des fünften Jahrhunderts blühte, enthält die Weltgeschichte, von der Schöpfung an bis auf des Verfassers Zeit. Paulus Drosius, ein Mann von Gaben und von großer Frömmigkeit, Priester in Spanien, war, den heiligen Augustin zu sehen,

*) Ille inter stridores lituorum, inter fremitus armorum, leges tulit, quibus sui et divino cultui et disciplinae militari assuescerent (Malmesbury).

zu ihm nach Hippo in Afrika gekommen. Augustin beschäftigte sich eben damals mit seinem bewundernswürdigen Werke von der Stadt Gottes (*de civitate Dei*), welches er verfaßte zu Widerlegung der Heiden, die Rom's Ernüchterung durch die Gothen, des römischen Reiches Verfall, und alle über das Reich ergangne Plagen dem Zorne der Götter über das Christenthum, daher dem Christenthum selbst zuschrieben, auch diesem höhrend vorwarfen, der Christen Gott habe nicht vermocht, sie dem allgemeinen Wehe zu entreißen. Augustin stellt in dieser Schrift die Stadt Gottes, das heißt, die Genossenschaft der Kinder Gottes, der Genossenschaft der Kinder der Welt entgegen. Er zeigt die dem Christenthum gemachten Vorwürfe in ihrer Blöße; er zeigt, wie Glück und Unglück in dieser Welt die Guten wie die Bösen treffen müssen, weil die nur böse Menschen treffenden Plagen den Glauben an das künftige Gericht, die Strafflosigkeit aller Frevel, den Glauben an die gerechte Vorsehung, untergraben würden. Er zeigt auch, wie alles, was den Kindern Gottes widerfahre, ihnen zum Heile gereiche, und stellt eine so schöne als richtige Vergleichung an, zwischen ihren wahren, weil um Gottes willen geübten Tugenden und jenen Scheintugenden, die aus dem Stolze hervorgehen und also unrein sind.

3. Zwar zeigte er selbst, daß zu allen Zeiten solche Plagen über die Welt ergangen wären, wie die

jenigen, die jetzt von den Heiden den Christen zugeschrieben würden; forderte aber doch zu weiterer Ausführung dieser geschichtlichen Behauptung den Drosius auf, welcher im Jahre 416 eine kurzgefaßte Weltgeschichte schrieb und von diesem Gesichtspunkt ausging. Daher ist es natürlich, daß sie Züge der Traurigkeit an sich trägt. Ja man hat gesagt, er habe zuerst die Absicht gehabt, ihr die Ueberschrift zu geben: *De miseria hominum*, (Vom Elende der Menschen) "eine Ueberschrift," sagt ein französischer Schriftsteller, "welche man jeder Geschichte geben könnte." (Bonarsius, in *praefatione ad Gesta Dei per Francos*.) Das Buch hat Verdienst, doch wirft man, wohl nicht mit Unrecht, dem Drosius vor, daß er leichtgläubig gewesen, und daß seine Unkunde der griechischen Sprache ihn vortrefflicher Quellen beraubt habe.

4. Nach Vertilgung der Bibliotheken durch die Dänen waren fast keine griechische oder lateinische Schriften in England übrig geblieben, und durch Unwissenheit der Menschen war selbst deren Andenken erloschen. Sonach ist es möglich, daß Alfred den Drosius als einzigen ihm bekannten Geschichtschreiber der Alten übersezt habe. Wäre er aber auch im Falle gewesen wählen zu können, so würden wir dennoch diese Wahl nicht tadeln wollen. Sein Volk hatte seit vielen Jahren unter mancherlei und schrecklichem Wehe geseufzet, und war für desto lebhaftere Theilnahme an den Wehen andrer Völker und andrer Zeiten

empfänglich geworden. Die Engländer zu lehren, jedes öffentliche Unglück aus einem frommen, das heißt aus dem allein richtigen Gesichtspunkt ansehen, dazu schien dem immer für das wahre Wohl seines Volkes auf jegliche Weise wirkenden Römige die Schrift des Drosius vielleicht vorzüglich geeignet.

5. Er übersetzte auch das berühmte und schätzbare Buch des Boetius, vom Troste der Philosophie (*De consolatione Philosophiae*), welches dieser verdienstvolle, mit großen Gaben und Kenntnissen geschmückte Römmer im Gefängnisse schrieb, in welchem er hingerichtet ward im Jahre 524, so wie im folgenden Jahre sein trefflicher Schwäher Symmachus, beide auf Befehl des großen gothischen Königs von Italien, Dietrich (Theodorich), der im Alter sich durch Verläumdungen jener beiden rechtschaffnen Männer bethören ließ, durch diese Ungerechtigkeit seinen wohlverworbenen hohen Ruhm weiser Reichsverwaltung befleckte, zur Erkenntniß seines Unrechts gelangte, den Schatten des Symmachus, der ihn verfolgte, zu sehen wähnte, von Gram erkrankte und starb.

6. Boetius, entsprossen aus altem römischen Geschlechte, der selbst Consul gewesen und dessen Ehdne in Einem Jahre — zwei Jahr vor seiner Hinrichtung — das Consulat geführt hatten, war ein großer Staatsmann, seine Redlichkeit lauter, daher auch kühn seine Freimüthigkeit, welche ihm die Feindschaft der Bösen und den Tod zuzog. Er war tiefgelehrt in

den Lehrgebäuden der griechischen Philosophen, groß als Theolog, als Redner, und auch Dichter. Seine Schrift gereicht ihm zu großer Ehre *).

7. Alfred hatte viel Unglück erlebt und fand in diesem Büchlein wohl oft die Gedanken wieder, welche ihn selbst im Leiden aufrecht erhalten hatten. Es war ihm so werth, daß er es bei sich zu tragen pflegte.

8. Ein schönes Geschenk machte er auch seinen Engländern mit seiner Uebersetzung der vom ehrwürdigen Beda in Latein geschriebenen Kirchengeschichte dieses Volks, aus welcher meine Leser viele Anführungen gefunden haben. Es mußte diese Schrift ein hohes Interesse für die Engländer haben, zugleich auch, bei Darstellung ihrer Kirche in deren blühendem Zustande, ihnen die Betrachtung des späteren Verfalls derselben und des Verfalls der Wissenschaften, an's Herz legen.

9. In einer Bibliothek findet man einige außerlesene Stellen der Selbstgespräche des heiligen Augustinus, welche Alfred in's Sächsische soll übersetzt und

*) Als eine kleine Probe seiner mir nicht zur Hand liegenden Schrift, setz' ich folgende Anrede an Gott her:

O qui perpetua mundum ratione gubernas,

Terrarum coelique sator! —

Disjice terrenae nebulas et pondera molis,

Atque Tuo splendore mica! Tu namque serenum,

Tu requies tranquilla piis! Tu cernere finis,

Principium, rector, dux, semita, terminus idem.

ihnen die Ueberschrift *Blumenlese* gegeben haben (Turner.).

10. Es wird auch gesagt, daß er seine Geschichte geschrieben habe, wie Cäsar. Andre meinen, daß die Worte, welche man bei einigen findet; Alfred's Geschichte, seine Uebersetzung des Beda bezeichnen (S. Spelman und die Anmerkung von Hearne.).

11. Mit Wahrscheinlichkeit werden ihm Fabeln zugeschrieben. Eine Bibliothek in England besitzt eine altfranzösische Handschrift mit der Ueberschrift: *Aesopische Fabeln*. Die Verfasserin war eine Französin, hieß Maria, lebte im dreizehnten Jahrhundert und sagt am Ende des Büchleins, die griechischen Fabeln des Aesopus seien zuerst aus dem Griechischen in Latein, dann vom Könige Alfred aus dem Latein in Englisch und nun von ihr in's Französische übersetzt worden *).

*) Es mag einigen meiner Leser angenehm seyn, die Dichterin in ihrer altfranzösischen Sprache selbst zu hören:

Por amur le cunte Willame,
Le plus vaillant de nul realme,
Meinteneur de cest livre feire.
E del Engleis en romans treire.
Aesope apelum cest livre,
Qu'il translata e fist escrire,
Del Griu en Latin le turna,
Li reis Alurez qui mut lama
Le translata puis en Engleis,
E ieo lai rimee en Franceis.

G. Turner.

12. Alfred schrieb Gleichnisse und Sprüche, welche sehr gerühmt werden. Gute Fabeln, wie die Aesopischen, haben entschiednen Werth für jedes Zeitalter der Menschheit und für jedes Alter des einzelnen Menschen; doch vorzüglich für noch unreife Nationen und für Kinder. In Gleichnissen und Sprüchen redet die höchste Weisheit mit den Menschen. Sprüchwörter sind, nicht mit Unrecht, die Weisheit der Nationen genannt worden. Alfred's Gleichnisse sind verloren gegangen, von seinen Sprüchen hat sich ein schätzbares Bruchstück erhalten, schätzbar auch in geschichtlicher Rücksicht, denn wir sehen aus ihm, daß wahrscheinlich kurz vor seinem Tode, Alfred zu Shifford, in Orfordshire, ein Parlament gehalten. Also lautet die alte Handschrift:

„Zu Shifford saßen viele Thänen, viele Bischöfe, viele Gelehrte, weise Grafen, hehre Ritter *); dort war Alfred, Englands Hirt, Englands Liebling. König in England war er, sehr tapfer; er war König und gekehrt, er liebte das Werk Gottes, er war weise und bedächtig im Reden, er war der weiseste Mann

*) Zu edlen Thaten zu ermuntern hat Alfred das Ritterthum (Order of Knighthood) in England gestiftet. Er schlug seinen Enkel Adelftan zum Ritter, Sohn seines Nachfolgers Eduard auf den Thron, gab ihm Scharlachgewand, einen Gürtel geschmückt mit Edelsteinen und ein sächsisches Schwert in goldener Scheide. Adelftan tauschte nicht des erhabnen Großvaters Erwartungen.

in England.“ Von weim diese Vorrede und der Anfang jedes Absatzes sei, weiß man nicht.

13. “Also sprach Alfred, Englands Trost:”

“O daß ihr lieben wolltet den Herrn und nach Ihm verlangen! Er würde euch mit Weisheit regieren, daß ihr möchtet Ehre haben in der Welt, und doch eure Seelen mit Christus vereinigen!”

“Weise waren die Sprüche des Königes Alfred!”

14. “Ich ermahne dich freundlich, mein theurer und geliebter Freund! Mögest du arm seyn oder reich, wollest fürchten deinen Herrn Christum, Ihn lieben, dein Ergötzen haben an Ihm. Denn Herr des Lebens ist Er! Er das Gut über alles was gut ist; Er die Seligkeit über alle Seligkeiten, Er ist der Eine Mann, ein milder Lehrer, allgemeiner Vater; Er aller Völker Trost; Er ein so weiser als reicher König. Wer in der Welt Ihm dienen will, wohlgehen wird es dem!”

15. “Also sprach Alfred, Englands Trost:”

“Kein König kann wohl regieren unter Christus Selbst, er habe denn Wissenschaft, kenne das Gesetz, verstehe der Satzungen Nutzen und sei fähig durch eigenes Lesen zu lernen, wie er das Land beherrschen soll nach dem Gesetz.”

16. “Also sprach Alfred, Englands Trost:”

“Der Graf und der Edle sind unter dem Könige, zu regieren das Land nach dem Gesetz. Der Geistliche und der Ritter müssen beide redlich Urtheil

sprechen, denn wie der Mensch säet, so wird er ernten; und das Urtheil jedes Mannes lehrt ihn wieder heim vor seine Thür!"

17. "Also sprach Alfred:"

"Dem Ritter liegt ob weise Maasregel zu treffen gegen Seuchen und Hungersnoth; ihm auch der Feldzug, auf daß Ruhe habe die Kirche und in Friede bleibe der Landmann, zu streuen seinen Samen, seine Wiesen zu mähen, zu folgen der Pflugschaar, uns allen zum Frommen. Pflicht des Ritters ist es, zu sehen, daß dies alles habe Fortgang wie es soll."

18. "Also sprach Alfred:"

"Ohne Weisheit hat Reichthum wenig Werth. Hätte ein Mensch hundert und siebenzig Acker besäet mit Gold und es wüchse wie Korn, doch wäre alle sein Reichthum nichts werth, wenn er nicht vermöchte aus seinem Feinde sich einen Freund zu machen. Denn wodurch unterscheidet sich Gold von einem Stein, als durch weissen Gebrauch?"

19. "Also sprach Alfred:"

"Ein Jüngling wolle nimmer sich zum Bösen wenden, wenn das Gute, wonach ihn verlangt, ihm nicht nach Wunsch zufällt, oder weil er nicht alles genießt, dessen er begehrt. Denn Christus vermag, wenn Er will, Gutes nach dem Bösen, und auch Seine Gnade zu schenken. Selig wem sie widerfährt!"

20. "Also sprach Alfred:"

"Ein gutes Kind ist seines Vaters Segen. Hast du ein Kind, so lehre es, weil es noch klein ist, die Gebote, die der Mann halten soll, so wird es darnach thun, wann es wird erwachsen seyn. Dann wird dein Kind dir zum Lohne seyn. Läßest du aber es seinem Willen nachgehn, so wird es, wann es zu Jahren gekommen, sich hürnen, und fluchen wird es dem, dessen Sorge es empfohlen war. Dann wird dein Kind deine Ermahnungen verachten, und besser wäre es dir, du hättest keins, denn ein ungebornes Kind ist besser als ein ungezügelter."

21. "Also sprach Alfred:"

"Wann du alt wirst, hast Reichthum und kannst dich nicht ergözen und deine Kraft entgeht dir; dann danke dem Herrn für alles, so Er dir verliehen hat, für dein Leben, für dein Licht des Tages und für jedes Vergnügen, so Er dem Menschen bereitet hat; Und es möge auch über dich kommen was es sei, so sprich: Komme was kommen mag, Gottes Wille sei willkommen!"

22. "Also sprach Alfred:"

"Irdischer Reichthum fällt zuletzt den Würmern zu, und alle seine Herrlichkeit dem Staube, und unser Leben ist bald dahin. Hätte auch einer die Herrschaft der ganzen Welt, sammt all ihrem Reichthum, dennoch würde er leben kurze Zeit. Alle deine Glückseligkeit würde nur dein Elend bewirken, wenn du

nicht Christum erkaufen könntest! Darum sorgen wir am besten für uns selbst, wenn wir leben wie Gott uns gelehret hat. Dann unterstützet er uns. So sagte Salomon, der weise Mann: Wohl dem, der Gutes thut in dieser Welt, denn am Ende kommt er dahin, wo er es findet."

23. "Also sprach Alfred:"

"Mein geliebter Sohn, setze dich nun an meine Seite, so will ich dir geben den wahren Unterricht. Mein Sohn, ich fühle es, daß meine Stunde kommt. Mein Angesicht ist bleich. Meine Meine Tage sind bald dahin. Wir müssen von einander scheiden. Ich gehe in eine andre Welt und du sollst zurückbleiben allein in meinem ganzen Reichthum. Ich bitte dich, denn du bist mein geliebtes Kind, strebe zu seyn ein Vater und ein Herr deines Volkes; sei du der Kinder Vater und der Wittwe Freund; erquickte die Armen und schirme die Schwachen, und, mit deiner ganzen Macht, mache recht, was unrecht ist! Und, Sohn, beherrsche dich selbst nach dem Gesetz. Dann wird der Herr dich lieben und über alle Dinge wird dein Lohn seyn Gott! Rufe ihn an, daß Er dir rathe in allen deinen Nothen, helfen wird Er dir dann glücklich auszuführen was du willst."

XVI.

1. Aus der oben (S. Abschn. XIV.) angeführtem Zuschrift der Uebersetzung des Gregorianischen Hirtenbuchs an den Bischof Wulffig, scheint nicht undeutlich Alfred's Wunsch hervorzugehen, daß die ganze heilige Schrift in sächsische Sprache gebolmetschet würde. In der That mußte dieser heilige Wunsch dem großen Manne sehr am Herzen liegen, der von tieffter Ehrfurcht für das Wort Gottes durchdrungen, von Liebe zu diesem Worte durchglühbet war, und der das Gregorianische Büchlein darum übersetzt hatte, weil er sich den Fall als möglich dachte, daß bei etwa wiederkehrender Barbarei selbst Bischöfe seyn würden, die kein Latein verstanden.

2. Hätte er aber auch diese Besorgniß nicht geheget, so mußte doch er, dessen ganzes Leben Ein Bestreben für die Bildung und für die Veredlung seines Volkes, und dessen Bestreben von erleuchtetem Eifer befeulet war, vor allem wünschen, daß jenes göttliche Buch, welches alle Völker mit Recht schlechtweg das Buch (die Bibel) nennen, von seinen Engländern in ihrer sächsischen Muttersprache gelesen, beherziget, Quell des geistigen Lebens für sie würde.

3. Es ist daher wahrscheinlich, daß er, da er so manche Schriften aus dem Latein übersetzt hat, auch die heilige Schrift habe übersetzen wollen, aber freilich

nur nach der Vulgata, da in England zu seiner Zeit wohl kein Mann mag gewesen seyn, der die Grundsprachen verstanden hätte, wiewohl die Kunde des Griechischen dort so sehr geblühet hatte. Es wird versichert, daß Alfred wirklich die ganze heilige Schrift übersezt habe *) Wahrscheinlicher aber ward er durch seinen Tod daran verhindert. Es ist ja so schon unergreiflich, wie er bei seinen vielfältigen Geschäften noch Zeit gefunden zu den Schriften, von denen wir wissen, daß er sie verfaßt habe. Wo sollen wir die vielen Stunden hernehmen, die er auf Dolmetschung der ganzen heiligen Schrift hätte anwenden können? Auch scheint dieser Behauptung eine andre vom berühmten anglikanischen Erzbischofe Usher angeführte Stelle aus Boston von Bury (der im dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert blühte) zuwider, wo dieser gelehrte Carmeliter sagt, Alfred habe beinahe das ganze Testament in englische Sprache übersezt, da denn wohl kein Zweifel seyn kann, daß Boston das neue Testament gemeint habe, wie ja auch natürlich ist, daß Alfred mit diesem sein Volk sobald als möglich habe

*) Der Erzbischof Parker führt folgende Worte der alten Handschrift Geschichte von Ely an: Alaredus, acerrimi ingenii princeps, per Grimbaldum et Joannem, doctissimos monachos, tantum instructus est, ut in brevi librorum omnium notitiam habuerit, totumque novum et vetus Testamentum in eulogiam Anglicae gentis transmutaverit (S. Spelman.).

beschenken wollen (S. Hearne's Anmerk. zu Spelman). Endlich sehen wir, daß Alfrif, Erzbischof von York *), die ganze Bibel in's Englische übersezte, welches er wohl nicht würde gethan haben, wäre eine Uebersetzung von Alfred vorhanden gewesen. Mit Uebersetzung der Psalmen mag er kurz vor seinem Tode sich beschäftigt haben, da er nur die Hälfte dieser göttlichen Gesänge vollendet hat **). Es sind verschiedne Handschriften angelsächsischer Uebersetzungen der Psalmen in England. Man weiß aber nicht welche, oder ob eine derselben von Alfred sei (Wanley bei Turner.).

XVII.

1. So wie überhaupt Alfred einzig auf einer Höhe stand, von welcher er seine Zeitgenossen weit übersah, empfand auch er, wie Karl der Große vor ihm, den hohen Werth der Muttersprache, und wie unumöglich es sei, ein Volk zu bilden, wenn die Muttersprache vernachlässiget wird.

2. Er war Held und Dichter, Gesetzgeber und Weiser, ehe er Latein lernte. Seine Muttersprache

*) Dieser Alfrif (oder Aelfrif) muß nicht verwechselt werden mit dem gleichnamigen Erzbischofe von Canterbury.

**) Psalterium transferre aggressus vix prima parte explicata vivendi finem fecit (Malmesbury.).

hatte den großen Alfred gebildet. Ich zweifle sehr, daß er zu einem solchen Manne erstärket wäre, wenn man ihn früh dieser Mutter und Säugamme entriß und ihn gelehrt hätte, denken und empfinden in einer andern Sprache.

3. Eine geheime Gabe Gottes wirkt wunderbar schon im lallenden Kinde, wenn es, auf eine nie zu erklärende Weise, sich durch die Worte Ideen aneignet, von denen man meinen sollte, daß sie weit über seinen Begriff hinaus gingen. Diese Gabe Gottes heiligt gleichsam jedem seine Muttersprache, welche nicht nur, weil die Mutter — die erste und holde Lehrerin — sie spricht, so genannt zu werden verdient, sondern auch weil sie in jedem Mutter vieler Ideen wird und vieler Empfindungen.

4. Fern sei es von mir, den Werth der Kunde alter Sprachen zu verkennen, aber ich meine auch, in ihren Geist werde der Jüngling besser eindringen, der sich daheim fühlt in der Muttersprache, zumal wenn ihm eine zu Theil ward wie die unsrige, die auf eignen tief in die Natur eindringenden Wurzeln steht, deren starker und hoher Stamm sich in Aesten und Zweigen weit verbreitet, aus welchen edle Säger des Hains ihren freien Gesang anstimmen.

5. Freilich war zu Alfred's Zeit unsre Sprache lange nicht, was sie seitdem ward. Aber reich, kräftig, voll Ausdrucks, nicht ohne Geschmeidigkeit war sie schon damals. Sie fügte sich schon Uebersetzungen

aus andern Sprachen, dazu in Prose. Prose ist aber in jedem Volke die jüngere Schwester der Poesie. Hickes, den die Engländer als einen der tiefsten Forscher sowohl ihrer als der nordischen Alterthümer und der angelsächsischen Sprache ansehen, sagt, Alfred habe in historischer Schreibart den Cäsar erreicht (Hickesii Thesaurus.).

6. Freunde der Poesie können nicht genug bedauern, daß Alfred's Gedichte nicht auf uns gelangten! Er ward für den größten Dichter der Angelsachsen gehalten. Wie rein und wie voll mag sich aus der Tiefe seines gewaltigen und liebevollen Herzens der lebendige Strom ergossen haben! Dieser freie Geist, der mit Leidenschaft die Freiheit liebte, erschwang sich vielleicht in freien, vom Zwange des Reims nicht gehemmten Rhythmen, welche unsern Altvordern nicht so unbekannt waren, als anjetzt von vielen gewähnet und in den Tag hinein gesagt wird; Rhythmen, die unsrer Sprache und ihren germanischen Schwestern in Norden angeboren, wie dem Vogel die Flügel sind.

7. Der verdienstvolle Däne Ole Worm, ein so gründlicher als scharfsinniger Untersucher und Enthüller nordischer Alterthümer, belehret uns, daß die Skandinaven zahllose Weisen des Rhythmus gehabt, unter denen hundert sechs und dreißig am meisten in Gebrauch gewesen, die gereimten Verse nicht mitgerechnet (Olai Wormii antiquitates Danicae, in Appendice literaturae Danicae.).

8. Merkwürdig ist auch, was ein gelehrter Isländer, Magnus Olaus, von diesen Rhythmen und von gefesselten Dithyramben sagt, in denen sich die Begeisterung einiger Isländischen Dichter hingegriffen und hintersich ergoß *).

9. Auf unsre Angelsachsen zurückzukommen, führe ich an, was ein feiner Kenner ihrer Sprache, Wanley, sagt: "Der Würde, Feinheit, Anmuth und Harmonie ihrer Sprache sich bewußt, waren die Angelsachsen der Poesie sehr zugethan. Die Versart, an welcher sie sich am meisten ergoßten, war die adonische, welche aus einer langen, zwei kurzen und zwei langen Sylben besteht (S. Wanleii art. sept. catal. in praef.)." (Es ist dies der vierte Vers der sapphischen Strophe; oder der Ausgang des Hexameters. Zum Beispiel: Rauschender Sturmwind, oder: Säuselnder Nachthauch, u. s. w.)

*) . . . aliqui ferventiori quodam impetu omnia genera Rhythmi sponte profundunt, ut Rhythmus sit quicquid conentur dicere (Vid. Magnum Olaus apud Stephanum Joannem Stephanium in notis uberioribus ad praefat. Sax. Gramm.). Ist es nicht, wie Horaz von Winar sagt, dessen auf uns gelangte herrliche Siegeshymnen uns den Verlust seiner Dithyramben noch fühlbarer machen:

— per audaces nova Dithyrambos
Verba devolvit, numerisque fertur
Legè solutis.

Horat. Od. IV, 2.

10. Ich führe dieses derjenigen wegen an, welche dem lebendigen, reinfreien Rhythmus abhold, ihn den Deutschen verleiden wollen, unter dem Vorwande, daß unsre Altvordern ihn nicht gekannt haben *). Die Behauptung ist grundlos; wäre sie es aber auch nicht, so würde sie gegen den Gebrauch des freien Rhythmus nichts beweisen. Es darf ja nicht sowohl die Liebe davon seyn, an welchen Versarten unsre Väter sich in den frühesten Zeiten und in den folgenden des Mittelalters etwa genügen ließen (Zeiten, denen wir ja doch wohl nicht im Ernst die lebendigste und feinste Empfindung des Schönen beilegen wollen); sondern davon, welche Versarten unsrer Sprache natürlich seyn? Die Franzosen haben gar keinen Rhythmus und können den Reim, zu dem ihre Poesie sich so sehr eignet, durchaus nicht entbehren. Die Italiener und die Engländer, deren Sprache durch die Eroberung des Landes von Wilhelm dem Normannen und durch die mit ihm nach England gezogenen Franzosen wesentlich verfälschet ward, haben wenig Rhythmus, daher ihnen den Reim zu entbehren schwer wird; dennoch dichten auch Italiener manchmal in geldseten Versen (*versi sciolti*), und Milton empfand, daß seinem erhabnen

*) Haben denn die alten Deutschen etwa das Sonnet, oder die *rime ottavo* gekannt? Bei weitem die meisten gereimten Lieder haben einen von Fremden erlernten Strophenbau. Oder sind die Franzosen etwa nachahmungswürdiger als die Griechen?

Gedichte der Reim übel anstehen würde und wählte den reimfreien fünffüßigen Jambus, oder vielmehr, er brauchte ihn, weil seine Sprache ihm keinen bessern Rhythmus darbot. Auch der große Shakespearer wirft mehrentheils den Reim ab.

11. Klopstock — dessen Erwähnung ansetzt auf unedle Weise oft umgangen, den aber kein Schwindel des Augenblicks von seinem Eige des Ruhms neben Homer, Ossian und Milton verdrängen wird — Klopstock hat zuerst wieder, nach langen Jahrhunderten, gezeigt, welche Rhythmen unsere Sprache darbietet. Sie läßt uns ein großes Feld zu freien Rhythmen, auch wenn wir die von den Griechen hergenommenen entbehren wollen. Aber warum sollten wir diese entbehren, warum sie meiden wollen? Sie sind schön, lebendig, voll Ausdrucks. Oder sollen wir uns etwa auch schämen, ionische, dorische, korinthische Säulen aus deutschem Marmor zu hauen?

12. Es thut mir wehe, daß in unsern Tagen, da die Deutschen mit vereintem Helbenmuth durch so große Thaten als je ein Volk sie that und mit gottsergebener Demuth, ihre Freiheit und ihren Bestand behauptet haben, ein gewisser kleinlicher Patriotismus lautbar zu werden beginnt, aber ich hoffe, daß es ihm, den wahren vaterländischen Sinn zu übertäuben, nicht gelingen könne. Denn es ist des wahren Deutschen eigenthümliche Weise, in bescheidenem Gefühle der vaterländischen Würde sich, ohne eifersüchtelnde

Bedenklichkeit, das Schöne und das Gute aller Zeiten und aller Völker anzueignen. Wer also gesonnen ist und also handelt, der verdient es, Sohn eines Landes zu seyn, welches, so wie durch seine Lage, und Gott gebe künftig wie zuvor durch seine Verfassung — auch noch mehr durch stilles, tiefes, kräftiges, trauliches, von Annäherung freies und frommes Nationalgemüth der Deutschen, bestimmt ward, das Herz von Europa zu seyn; eine Bestimmung, die wir nicht aus Uebermaß der Bescheidenheit verkennen, noch weniger aus einer uns unnatürlichen Eitelkeit vereiteln dürfen.

13. Der deutsche Leser wolle dem alten Landesmanne diese Ausschweifung nicht verargen.

XVIII.

1. Wir haben nun den großen Mann als Held, als König, als Gesetzgeber; wir haben ihn als Schriftsteller und als Dichter betrachtet. Noch bleibt uns übrig, ihm nachzugehen in die Stille des häuslichen Lebens, wo er, im kleineren Kreise nicht minder groß, so wie im größeren nicht minder liebenswürdig erscheint, weil beide denselben Mittelpunkt hatten, welcher allein dem Leben und allem menschlichen Thun hienieden wahre Würde zu geben vermag, laute Furcht Gottes, Liebe zu Gott.

2. In früher Jugend war er heimgesucht worden mit heftigen Versuchungen sinnlicher Lust, zu deren Bekämpfung er sich zu schwach glaubte, gleichwohl, wie scheint — oder vielmehr eben weil er seine Schwäche fühlte — ihnen nicht erlag. Aber sie beunruhigten, sie verfolgten den lebhaften Knaben, sie ängsteten ihn, und er strebte ihnen Abstand zu halten mit Waffen des Wachens und des Gebets. Oftmal stand er auf bei erstem Hahnschrei oder in Stunden tagender Frühe, eilte in eine Kirche, warf sich nieder vor die Stufen des Altars und flehete inbrünstig zu Gott, daß Er ihm eine Krankheit senden wolle, durch welche die wilden Gluthen unzügender Begierden in ihm gedämpft würden.

3. Bald darauf ward er mit einem sehr schmerzhaften Wehe befallen, an dem er verschiedene Jahre heftige Schmerzen litt und auch daran zu sterben glaubte. Er nahm abermal seine Zuflucht zum Gebet und flehete, daß es Gott gefallen möchte, ihm statt dieser Krankheit eine andre zu senden, doch aber eine solche, die ihn weder scheußlich noch auch unfähig zu Geschäften machte, weil er, wie Affer sagt, Aussatz oder Blimpheit fürchtete. Die Krankheit wich von ihm.

4. Bei seiner Vermählungsfeier aber ward er in Mercia plötzlich mit einer noch weit ärgeren Plage heimgesucht, von welcher er noch fünf und zwanzig Jahre nachher, in seinem fünf und vierzigsten, als Affer davon schrieb, und wahrscheinlich bis zu seinem

Tode, bei Tag und bei Nacht, seltne und kurze Fristen ausgenommen, fürchterliche Pein ausstand. Kein Arzt wußte sie zu nennen; noch auch ihre Ursache anzugeben. Jeden andern würde sie zu jeder Arbeit unfähig gemacht haben, und wie arbeitete gleichwohl Alfred (Asser.)! Und mit welcher Freiheit des Geistes! Und mit welcher heitern Freundlichkeit verschönernte er das Leben seiner glücklichen Umgebung!

5. Viele Könige und Königinnen der Angelfachsen haben den Thron verlassen, um sich Uebungen der Abtödtung und stiller Betrachtung zu widmen. Nicht so Alfred! er blieb am Steuer des Schiffs, welches Gott ihm anvertraut, zu dessen Rettung und Führung Gott ihn ersehen hatte. Voll Gefahren war Anfangs, höchst mühselig dann, seine Lage; dennoch vereinte noch Alfred schwere Abtödtung und ernste Betrachtung göttlicher Wahrheiten mit den gottgefälligen Arbeiten seines schweren Standes.

6. Welche Abtödtung konnte wohl größer seyn, als die ununterbrochnen Anstrengungen dieses Mannes, unter dem Druck einer an seinem Leben nagenden, so peinlichen Krankheit!

7. Im Leben eines der größten und liebenswürdigsten Helden Griechenlands, des Timoleon, wendet Plutarch (Plat. in vita Timoleontis) auf ihn einen Vers des Sophokles an, der von jemand sang: "Welche Venus, welcher Liebesgott legte Hand an

allem was er that?" *) Solche Grazie pflegt denen selten beizuwohnen, deren Laufbahn mühselig ist und beständige Anstrengungen erfordert, denn Leichtigkeit ist das Wesen der Grazie. Aber auch darin machte Alfred eine Ausnahme, denn seiner dornigten Lage gewann er die schönsten Rosen ab; sein Umgang war heiter, traulich, holdselig in Freundlichkeit. Die Alten lassen Grazien die Liebesgöttinn begleiten. Auch die eitle Fabel deutet auf ernste Wahrheit. Die vollkommene Liebe zu Gott, wenn sie die Furcht ausgetrieben hat, wird begleitet von holden Grazien einer höchsten Ordnung (1. Joh. IV. 18.), wie solche im allerhöchsten Sinne Den begleiteten, dessen ganzes Leben Ein Leiden, dessen "Herrlichkeit eine Herrlichkeit als des Eingebornen vom Vater, der voll Gnade und Wahrheit war." (Joh. I. 14.)

8. Alfred hatte die Hälfte aller seiner Einkünfte, welche die öffentlichen Einnahmer in zwei Theile sondern mußten, dem Dienste Gottes gewidmet. Diese Hälfte sonderte er wieder in vier Theile, deren ersten er den Armen austheilen ließ, einheimischen und fremden, welches Volkes sie seyn mochten. Wahrscheinlich kamen viele Flüchtlinge aus Frankreich, Friesland,

*) Ὁ Θεὸς, τὸς ἀγαπῶντας, ἢ τὸς ἡμεῖς τοὺς ἐνὶ ψαλμοῖς. Plutarch nimmt mit Recht die Theilnahme an dem Tyrannenmorde aus, weil der Tyrann Timoleon's Bruder war. Diese war groß und bewundernswürdig, aber sie war die That trauriger Nothwendigkeit.

Brabant und andern von den skandinavischen Seefürstenthümern verheerten Ländern in das nun in Frieden und unter gerechter Reichsverwaltung blühende England. Er wachte darüber, daß diese Almosen mit Weisheit gespendet würden, und pflegte gern im Munde zu führen den Spruch des großen Papstes Gregorius: "Gieb nicht wenig dem, der viel, nicht viel dem, der wenig bedarf; versage nicht dem, der etwas, gieb nicht dem, der nichts bedarf."

9. Den zweiten Theil gab er den von ihm gestifteten Klöstern.

10. Den dritten der von ihm gestifteten und eingerichteten Schule, deren ich noch besonders erwähnen werde, in welcher viele Knaben aus allen Landschaften des Reichs gebildet wurden.

11. Den vierten Klöstern, sowohl solchen die in seinem Reiche waren als auch jährlich, aber abwechselnd, an Klöster in Wallis, Cornwallis, Frankreich, Bretagne und Irland. Denn dieser Mann, der ganz seinem Lande lebte, war gleichwohl weit entfernt von engherzigem sogenannten Patriotismus, und säete auch in's Ausland aus, Segen zu ernten für sein Vaterland.

12. Da er einsah, daß unter allen zeitlichen Dingen die Zeit selbst Gottes edelste Gabe sei — und wer schätzte ihren Werth wie er! wer nutzte sie wie er! — so widmete er Gott die Hälfte seiner Zeit, sowohl bei Tage als bei Nacht. So erzählt Affer,

Malmesbury aber bestimmter und an sich wahrscheinlicher, Alfred habe die Zeit so eingetheilt, daß er täglich acht Stunden dem Gottesdienst, dem Gebet, der Betrachtung gewidmet habe, acht Stunden den Reichsgeschäften, die übrigen acht Stunden den leiblichen Bedürfnissen des Schlafs und der Nahrung. Dieser ist sehr wahrhaft und hatte täglichen Umgang mit Alfred. Auch fügt er hinzu, daß dieser Fälle der Krankheit und der Unmöglichkeit ausgenommen habe in seinem Gelübde, und wir müssen es der erleuchteten Gottseligkeit des Königes zutrauen, daß er, dringender Reichsgeschäfte wegen oft von jenen geistlichen Übungen werde abgelassen haben, da er wohl zu unterscheiden wußte zwischen selbstaufgelegten Pflichten und den Pflichten des von Gott ihm anvertrauten, großen und heiligen Berufs.

13. Alfred wollte die Zeit so genau eintheilen wie seine Einkünfte; da nun unsre Uhren noch nicht in Gebrauch waren *), so ließ er Wachskerzen machen, die gleich an Gewicht und an Länge, so berechnet waren, daß jede vier Stunden brannte. Solcher wurden täglich sechs in seine Kapelle gestellt. Weil sie aber dort dem Zugwinde ausgesetzt waren, daher oft un-

*) Zwar hatte der geistreiche Khalife von Bagdad, Harun, oder vielmehr Haroun Al Raschid, Kaiser Karl dem Großen, im Jahre 807 die erste Schlaguhr gesandt, so man in Europa gesehen; aber es dauerte noch geraume Zeit ehe man in den Abendländern Uhren brauchte.

gleich brannten: und der Schirmung bedurften; so entdeckte er, nachdem er hin und her gesonnen, die Durchsichtigkeit des zu dünnen Scheiben geschabten Rindhorns und ließ sich aus solchen, die in Holz eingefaßt wurden, eine Art von Laternen machen *). Denn während der Zerrüttung letzter Zeiten war, mit so vielem andern, auch der Gebrauch des Glases in England verloren worden, wo doch schon zweihundert Jahre zuvor der heilige Benedict Bischof es eingeführt, als er auf einer seiner Reisen nach Rom, nebst andern Handwerkern und Künstlern, Glaser aus Frankreich nach England gebracht hatte (Spelman; Butler im Leben des Ben. Bischof.). Sobald eine Kerze verbrannt war, ward eine andre angezündet, und es dem Könige angesagt von einem seiner Kapellane, die wahrscheinlich abwechselnd ihre Andacht vor dem Altäre hatten (Spelman.).

14. Er versäumte keinen Tag den öffentlichen Gottesdienst und beobachtete, gleich Ordensgeistlichen, bestimmte Zeiten bei Tag und bei Nacht, in welchen er Psalmen und Gebete hersagte. Oft stand er heimlich auf bei Nacht und schlich in das Haus Gottes (Asser.).

*) Die Alten kannten gleichwohl diese Eigenschaft des Horns. Schon bei Plautus fragt Merkur den Sosia: Quo ambulas tu, qui Vulcanum in cornu conclusum geris? (Plaut. in Amphitr. Act. I. Sc. I. 185.)

15. Immer trug er im Busen ein Büchlein, welches er sein Handbuch nannte. Es enthielt Psalme und Gebete, an denen er schon in der Jugend sich erbauet hatte. Einst als er mit seinem Freunde, dem Bischöfe Asser, im Zimmer saß, und dieser ihm eine Stelle aus einem Buche hersagte, die ihm besonders gefiel, langte er aus dem Busen das Handbüchlein hervor und bat Asser, ihm diese Stelle hineinzuschreiben. Da aber kein Blättchen unbeschrieben war, ließ Alfred, auf Assers Rath, weiße Blätter hinzufügen. Auf diese schrieb der König einige Uebersetzungen kleiner lateinischer Sprüche, die ihm zuerst Geschmack an Dolmetschung aus dem Latein in's Sächsische gaben. Es geschah dieses im Jahre 887 (Asser.).

16. Aus Malmesbury scheint indessen zu erhellen, daß Alfred mancherlei Anmerkungen, auch über Gegenstände, welche nicht unmittelbar die Religion betrafen, in dieses Büchlein eingetragen habe; so, zum Beispiel, ein Lob der dichterischen Gabe des Alshelm, den er allen andern sächsischen Dichtern vorzog.

17. Alfred erzeigte den Bischöfen gebührende Ehrerbietung, sah aber auch darauf, daß sie die Pflichten ihres heiligen Amtes gewissenhaft erfüllten, und ermahnnte sie, wie die andern Gewaltigen des Reichs, in sanften Bitten; wann aber diese nicht fruchteten, mit Ernst, ja er zog sie auch zu Strafe (Asser.).

18. Sich selbst unterwarf er, wie es jedem Katholiken Pflicht ist, mit Demuth der Kirche, und

pflegte zu sagen: "Wahr und acht sei des Königes Würde, wenn er im Reiche Christi, welches die Kirche sei, sich nicht als König ansehe, sondern als Bürger; sich nicht übermüthig erhebe über die Gesetze der Bischöfe, sondern sich den Gesetzen Christi, welche durch die Bischöfe bekannt gemacht worden, mit gehorsamem und demüthigem Herzen unterwerfe." (Harpesfield Hist. Angl.)

XIX.

1. Es war natürlich, daß der weise König, der für den Unterricht der ganzen Jugend seines Landes so väterlich sorgte, auch eine besondere Schule stiftete für Knaben aus dem ganzen Reiche, welche vor andern sich den Wissenschaften und schönen Bestrebungen widmen sollten. Hier wurden, gleichsam unter seinen Augen, fast alle Edhne der Edlen, auch viele geringeren Standes, und seine eignen Edhne unterrichtet und gebildet.

2. Indem sie die lateinischen Schriftsteller verstehen, auch in dieser Sprache schreiben lernten, ward die Muttersprache nicht vernachlässiget, und so wie sie Psalmen auswendig lernten, wurden sie auch sächsische Dichter auswendig zu lernen angehalten.

3. Affer sagt, die Knaben hätten große Fortschritte gemacht, so daß sie schon für gelehrt hätten mögen angesehen werden, ehe sie zu Kräften gelangten, welche sie fähig machten auch der Jagd und andern ritterlichen Leibesübungen obzuliegen. (Asser.)

4. Unter diesen Knaben war wahrscheinlich ein Fündling. Einst, als Alfred auf der Jagd in einem Walde war, hörte er das Geschrei eines kleinen Kindes in einem Baume. Er ließ nachsuchen. Seine Jäger fanden einen schönen Knaben, in Purpur gekleidet, mit goldenen Armbändern, liegend in einem Adlernefte. Alfred nahm ihn auf, ließ ihn taufen, wohl unterrichten, und nannte ihn Nestingum (wir würden sagen Nestling). (Mss. of Johannes Tilmuth, bei Turner's History of the Angl. Sax.) Nicht unwahrscheinlich ist Turner's Vermuthung, daß es das Kind eines Dänen, deren viele im Lande umherschwärzten, und bei denen dieser Gebrauch nicht selten war.

XX.

1. Die letzten vier oder fünf Jahre des menschenfreundlichen Helden waren ruhig; sein Tod war ein Sonnenuntergang an heiterm Abendhimmel. Alfred starb am sechs und zwanzigsten des Weinmonats 901

im drei und fünfzigsten Jahre des Lebens, der Regierung im dreißigsten. *)

2. Die Geschichte ist das Lob dieses großen, liebenswürdigen, heiligen Mannes, der jede Größe, jede Tugend, jede Liebenswürdigkeit in einem Grade vereinte, wie sie vielleicht nicht jedes Jahrtausend in Einem vereinigt gesehen hat. *

3. So überflüssig es auch scheinen mag noch etwas zu seinem Lobe zu sagen, will ich doch nicht verschweigen, daß eine lateinische Handschrift vom Jahre 1070, die jedem Könige von England einen eigenthümlichen Beinamen giebt, ihn Alfred Wahr-
mund nennet (*Elveredum veridicum.*) (*Mss. Hermannii Miracula Edmundi, apud Turneri Hist. of the Angl. Sax.*)

4. Unter den Kindern, welche die tugendhafte Königin Alswitha dem Alfred geboren, sind verschiedne vor ihm gestorben, unter andern Edmund, den schon, als Erstgeborenen und als künftigen König, Alfred hatte krönen lassen. (*Rudborne bei Turner.*)

5. Eduard, Alfred's Nachfolger, war ein verdienstvoller König, der sein Reich mit Heldenmuth

*) Bei der Angabe seines Todesjahrs folge ich den meisten alten und neuen Schriftstellern. Nach einigen starb Alfred im Jahr 900. So schwebt also ein Zweifel darüber, ob dieser Mann, das Licht seiner Zeit, im neunten oder im zehnten Jahrhundert erlosch!

vertheidigte wider die gegen ihn aufgestandenen Dänen in Ostangeln, Northumbrien, und in den dänischen fünf Städten in Mercia, (S. Abschn. X, 11.) und wider Dänen, welche von ihren Landsleuten herbeigerufen aus der Normandie und aus Bretagne, ihm viel zu schaffen machten.

6. So wie dieser den Kriegsmuth von seinem Vater geerbt hatte, so sein Bruder Adelward die Liebe zu den Wissenschaften. Er ward sehr gelehrt.

7. Adelfleda ward vermählt mit dem Grafen Adelred, Alfred's Feldhauptmanne und Statthaltern von Mercia. Nach dem Tode ihres Gemahls führte sie die Geschäfte dieser Statthalterschaft mit hohem Geiste, stand ihrem Bruder, dem Könige Eduard, bei mit kräftigem Rath und mit weislich beschlossenen, kühn ausgeführten Thaten *) wider die Dänen.

8. Adelgeow ward Nonne und dann Aebtissin des von Alfred gestifteten Nonnenklosters in Shaftsbury.

*) So sagt von ihr ein Mönch des zwölften Jahrhunderts: *Favor civium, pavor hostium, immodici cordis foemina. Virago potentissima multum fratrem juvare consiliis, in urbibus extruendis non minus valere, non discernas potiore fortuna an virtute mulier viros domesticos protegeret, alienos terreret. (Malmesbury.)* Und eine alte handschriftliche Chronik: *Per cujus animus frater suus Edwardus multo melius in regno actus suos dirigebat. (Mss. Chron. apud Turnerum.)*

9. Alfreda (nach andern Alswitha), Alfred's jüngste Tochter, ward vermählt mit Balduin dem Kühnen, Grafen in Flandern, Sohn von Balduin Eisenarm und von Judith, der Stiefmutter Alfred's, Tochter Kaisers Karl's des Kahlen. Von Alfreda stammte Mathilda, Gemahlinn Wilhelm's des Eroberers, der die Geißel Englands ward. Dennoch wurden, durch Mathilden, Alfred's Nachkommen auch zu jener Zeit, Beherrscher Englands. Durch Mathilde stammt der gute und edle König Englands, Georg der Dritte, von Alfred, durch Mathilde stammen von Alfred viele Söhne und Töchter der edelsten fürstlichen und gräflichen Häuser Deutschlands.

XXI.

1. Es wird in England allgemein gesagt, Alfred hab' in seinem auf uns gelangten letzten Willen erklärt, daß er die Engländer so frei zurückzulassen wünsche, wie ihr Gedanke selbst sei.

2. Ich gestehe, daß ich mich sehr freute diese Sage von David Hume und von Edmund Burke bestätigt zu finden (Hume's Hist. of England; Edm. Burke's Abridgment of the Engl. History.).

3. Mein schöner Traum ward zerstört, als ich die lateinische Uebersetzung dieser angelsächsischen Ur-

kunde sah. Gleichwohl scheint sie selbst Hume, ja selbst Burke, mißleitet zu haben. Große Autorität hat sie, denn Camden und der Bischof Parker, zwei tiefe Forscher angelsächsischer Alterthümer und Sprache, haben sie ihren Ausgaben des von Asser geschriebnen Lebens Alfred's angefügt.

4. Wenn ich ungern, aber von der Wahrheit gezwungen, mich erühne, in einer England so nahe angehenden Sache, Hume und Burke eines Irrthums zu zeihen, so muß ich die Urkunde selbst reden lassen.

5. Nachdem Alfred gegen das Ende des Testaments gewissen Personen und deren männlichen Nachkommen den Besitz der ihnen von ihm verliehenen Landgüter, seinem Geschlechte aber den Rückfall derselben, falls jene ausstürben, gesichert hat, fährt er also fort:

6. Et ego in nomine Domini exhortor, et in nomine omnium Sanctorum, quod nemo consanguineorum meorum in posterum contra aliquem meae consanguinitatis laboret quovis modo, quoad ea quae ego ipsis dedi perantea pariter et legavi. Et mecum tota nobilitas Westsaxonicae gentis pro recto jure consentiant, quod me oportet dimittere eos ita liberos, sicut in homine cogitatio ipsius consistit. Et ego pro amore Dei, et pro salute animae meae, volo, quod ipsi sint in possessione libertatum suarum, et omnis cognatio eorum. Et ego in nomine Dei sacri in mandatis committo,

quod ipsis nemo contradicat, neque cum armis, potestate, nec virtute, neque alio resistendi modo, quod illi non poterunt seisinare, vel introducere quemcunque illis placuerit in eorum terras, possessiones et dominia.

7. Man wird mir zugeben, daß diese undeutliche und verworrene Stelle das Gepräge eines verlegenen Dolmetschers trage, der seine Urschrift nicht verstand. Wer sind die Blutsfreunde, die nichts wider seine Blutsfreundschaft unternehmen sollen? Dem sei wie ihm wolle, so ist offenbar nicht vom englischen Volke die Rede, sondern von Personen, denen er Güter und Freiheiten verliehen hatte. Ihnen den Besitz derselben zu sichern, hatte er diese Verleihung durch den Adel von Wesser bestätigen lassen.

8. Uebrigens lautet diese Stelle ganz anders in den neuesten Uebersetzungen, sowohl der lateinischen als der englischen, des Alfredschen Testaments, die wir Herrn Owen Manning verdanken, dem gelehrten Herausgeber von Eyr's Dictionarium Saxonico-et Gothico.-Latinum. Man findet diese Uebersetzungen in der schönen Ausgabe des Buches: *The Will of King Alfred*. Oxford MDCCLXXXVIII.

9. So lautet jene Stelle in Owen Manning's lateinischer Uebersetzung:

Obtestor in Dei nomine, et ejus Sanctorum, ut meorum consanguineorum nemo, neque haerendum interpellat nemo, arbitrio suo utendi facul-

tatem eorum quos redemi e servitute. . . Profecto mihi West-Saxonum Optimates legitimum censuerunt, ut ego istos possem relinquere, sive liberos sive servos, utrum vellem. At ego, propter Dei amorem, et propter animae meae salutem, volo ut sint libertatis suae compotes et arbitrii. Nec non in Dei viventis nomine obsecro, ut eos nemo vexet, neque pecuniae exactione, neque alio quovis modo, quo minus possint eligere talem Dominum qualem ipsi velint.

Mit dieser Uebersetzung stimmt die englische überein und in einer Anmerkung zur lateinischen wird bemerkt, daß das Wort cogitatio der alten Dolmetschung aus Mißverständniß eingeschlichen, weil man das Angelsächsische, welches Knechte bedeutet, mit einem andern, das mit Veränderung eines Buchstabens uneigentlich für Gedanke könne gebraucht werden, verwechselt habe. Offenbar ist von westsächsischen Leibeignen die Rede, welchen Alfred die Freiheit geschenkt hatte, und die er im Genusse der Freiheit und des ihnen geschenkten Eigenthums schon zuvor durch Zustimmung der westsächsischen Stände sichern wollen und jetzt durch seinen letzten Willen sicherte. Was hat das gemein mit der auf ganz andre Weise von Alfred gegründeten englischen Freiheit?

Die Sinne.

Ueber unsere Sprache.

Ueber den Zeitgeist.

Drei kleine Schriften

von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg.

V o r w o r t.

Diese drei kleinen Schriften sind aus verschiedenen Zeiten. Das Gespräch die Sinne, vor mehr als zwanzig Jahren geschrieben, ward vom seligen Jakobi in ein Bändchen seiner Zeitschrift Iris aufgenommen. Ich habe hie und da wieder Hand daran gelegt.

Die Abhandlung über die Sprache erschien im Jahr 1810 im vaterländischen Museum; und die Gedanken über den Geist der Zeit, vor wenigen Wochen, im ersten diesjährigen Hefte der Staatsanzeigen von Herrn Adam Müller. An beiden ist nichts geändert worden.

Sondermühlen im Osnabrückschen,
den 24. Febr. 1818.

F. L. Graf zu Stolberg.

D i e S i n n e.

E i n G e s p r ä c h.

1. Unfern jenes Städtchens, das im Schimmer einer hohen Schule glänzet, welche wohl mehr als eine ihrer ältern Schwestern in Deutschland, ja in Europa, sich großer Meister in jeder Kunde, und vieler zu Meistern gebiehenen Zöglinge rühmen darf; unfern dieses Städtchens lebt Sophron in einem von hehren Buchen beschatteten Thal, am Ufer eines See's, in den, bald unter moosigten, mit wilden Rosen und Geißblatt umwundnen Felsen, bald zwischen Blumen und blühenden Stauden seiner Pflanzung, ein lautrer Forellenbach über glatte Kiesel rauschend sich ergeußt.

2. Glücklich lebt er hier in der Felsenburg, mit seiner Theano, die, wiewohl sie neun Kinder ihm gebor, noch so schön ihm scheint, als da sie erröthend ihm zum erstenmal an's Herz sank. "Zieren die Rosen nicht den Busch?" pflegt er zu sagen. Auch haben ihre Züge, wiewohl sie an Jugendglanz einige flüchtige Reize verloren, sich von innen 'aus je mehr

und mehr verehlet. Von Kindheit an genoß sie der Pflege zartester und weiser Liebe. Wie sie sich glücklich fühlt mit ihrem Mann und mit den Sprößlingen einer im Himmel geschlossenen Ehe, so freuet sie sich auch mit Rührung des Berufs ihrem alten Vater den Abend des Lebens zu verschönen, dem weisen Theophron. Die Jahre nahmen ihm das Gesicht, aber nicht den hellen Blick des Geistes, nicht seiner Tugend Gespielin, wolkenlose Heiterkeit. Sein ist dieser Landfig. Hier entfalteten sich die Flügel seines Geistes, hier öffnete jeder edlen Empfindung sich sein junges Herz. Hier schlummert seine Selma unter Rosen und Veilchen, Selma, die noch den Bund der Liebe ihrer Tochter mit Sophron segnete, ehe sie von hinnen scheidend von ihr und vom noch nicht erblindeten Theophron Abschied nahm. Hier schlummert, ihr zu den Füßen, ihr und Theophron's einziger Sohn, Alexis, der in reisender Jugend lächelnd heim ging. Manchmal führt Theano den geliebten Greis zu den Ruhestätten seiner Todten; die jüngere Selma trägt ein Korbchen am Arm; sie streuen Blumen auf die Gräber, Blumen; bethauet von der Frühe Thränen und von den ihrigen; Theano wählt dazu stark duftende Blumen, denn auch die schönsten sind ja für den Alten farbentlos!

3. Unter den Jünglingen, die in der benachbarten Stadt sich den Wissenschaften widmen, stehet einigen diese gastfreundliche Wohnung immer offen.

4. Sie sind, sagt man, der Meinung, daß hier Weisheit wohne, dort nur Wissenschaft. Jünglinge übertreiben und sind in Vergleichen mehrertheils ungerecht. Noch jüngst that Sophron's warnender Zeigefinger dem muthwilligen Kallias Einhalt, als sie unter italienischen Zeichnungen das Nachbild eines antiken Gemählbes fanden, welches ein altes Weib vorstellt, die Liebesgötter feil bietet, deren einen sie beim Fittiche hält und ihn zappeln läßt, indem sie auf andre hinzeigt die im Käfige gefangen sind. "Ich kenne die Alte!" rief schallhaft Kallias, "es ist die Polyhistorei!" (Vielwisserei) "Sie handelst auch mit den Mufen und mit den Grazien, und bietet sie zweimal des Jahres feil!"

5. An einem heitern Abende lag, auf moosigtem Hügel, Sophron mit den jungen Gästen, Kallias, Cumelos und Hilaros. Es duftete rings umher von Rosen und Lilien, von der Stockenblütthe und von gemähetem Grase, von Erdbeeren, von Himbeeren und von edlem Rheinwein, dessen sie, wie Cicerone von weisen Freunden sagt, in kleinen, xenophontischen, thauenden Bechern, mit Mäßigkeit kosteten. Ueber einem Hügel des linken Seeufers strahlte der Abendsonne scheidender Blick durch die einsame Birke auf das stille Gewässer; in rothem Widerschein des westlichen Himmels erhoben sich des Gottesackers Eschen um der Kirche Thurm; krause Eichen kränzeten mit ihnen diesen Horizont. Ihnen gegenüber zogen Heer-

den zur Melkstätte, und rings umher sangen noch der Jahreszeit letzte Nachtigallen am Ufer des See's und am Bach. Milde Hauche weheten kühle Däfte des thauenden Abends.

6. "Alle Sinne werden hier ergötzt!" rief Hieronios, und hielt die halbgeleerte Flasche in den Abendglanz empor.

7. "Was meinst du, Eumelos," so sagte Kallias, "gewährt das Auge dir in diesem Augenblicke nicht mehr Genuß als das Ohr?"

8. "Wüßtest du, o Sophron!" so nahm Eumelos das Wort, "wüßtest du wie schlau, einem gewandten Kämpfer gleich, der jeden Vortheil zu benutzen weiß, Kallias eben jetzt diese Frage plötzlich auf die Bahn bringt! Schon oft haben er und ich mit einander gestritten über die Vorzüge der beiden edelsten Sinne, und da habe ich jedesmal ihm eingeräumt, daß das Auge uns höhern Naturgenuß gewähre als das Ohr. Jetzt, da Himmel und Erde, geschmückt wie Bräutigam und Braut, vor uns erscheinen, mag er sich seines Vortheils wohl triumphirend überheben; aber in stiller Nacht, wenn unsre Nachtigallen ungestörter singen, würde ich vielleicht den Kranz ihm streitig machen."

9. Er redete noch, als sie das liebliche Geschwätz der herannahenden Kinder hörten, und dann Theophron's Stimme, der herbeikam, geleitet an Theano's Arm. "St!" sagte mit halblauter Stimme Kallias,

“nicht von Freuden der Sinne gesprochen in des blinden Weisen Gegenwart!”

10. “Warum nicht?” sprach Sophron; “meinst du, daß ihm die Erinnerung vergangner Freuden nicht willkommen sei?” Sophron erzählte seinem Schwager wovon sie so eben sich unterhalten hatten. Dieser lächelte freundlich über die zarte Besorgniß des Kallias; nicht nur er, auch Theans reizte beide Jünglinge zum Wettkampf, und Eumelos, kühner angesetzt in Theophron's Nähe, hub zu reden an:

11. “Ich bemerkte vorhin schon” sprach er “daß dieser Augenblick, in welchem die ganze Natur sich in ihrer Schöne zeigt, meine Behauptung nicht begünstige. Ja, das schwindende Licht trifft uns mit Rührung des Abschiedes von ihm und besticht das Urtheil. Ich möchte wohl, o Sophron, von dir, als einem edlen Kampfrichter verlangen, daß du, wie jene der Ritterzeit vor dem Kampfe die Sonne theilten, so den schönen Himmel theiltest zwischen mir und Kallias, der, im Schimmer der Abendröthe glänzend, mir zu trogen scheint. Aber ich hoffe von dir, daß du, auf der Wage des Urtheils jeden Umstand mit Gerechtigkeit erwägen werdest.”

12. Indem er so sprach, erhob sich hinter den Eschen des Gottesackers, zwischen leichtem Gewölz, der rothe, volle Mond. Sie schwiegen alle, bis, nach einer Weile, schallhaft und halb leise Kallias sagte, mit der Hand gegen den Mond gerichtet: “Den soll

Sophron doch wohl auch auf die Waagschaale legen?"
 Leiser flüsterte Sophron der Theano in's Ohr, und
 nun begann sie mit ihren ältesten beiden Töchtern,
 Sekma und Dora, unvorbereitet wie Nachtigallen, des
 großen Sängers unsterbliches Lied zu singen:

13. "Willkommen, o silberner Mond,
 Schöner, stiller Gefährt' der Nacht!
 Du entfliehst, eile nicht, bleib Gedankenfreund!
 Sehst, er bleibt, das Gewölk wallte nur hin.

Des Maies Erwachen ist nur
 Schöner noch wie die Sommernacht,
 Wenn ihm Thau, hell wie Licht, aus der Locke träufelt,
 Und zu dem Hügel herauf röthlich er kömmt.

Ihr Edleren, ach, es bewächst
 Eure Maale schon ernstes Moos!
 O wie war glücklich ich, als ich noch mit euch
 Sah sich röthen den Tag, schimmern die Nacht!"

14. Mit zweifelhaftem Triumphe sah Eumelos
 den Kallias an, denn wenn Klopstock's lebendiger
 Rhythmus und Gluck's sich ihm anschmiegende Musik,
 und die schönen weiblichen Stimmen ihn begünstigten,
 so konnte er sich doch nicht verbergen, daß der ganze
 herrliche Inhalt Gegenstände des Auges feierte, durch
 Erinnerungen des Gesehenen so tief in's Herz drang.

15. Darauf sagte Kallias:

“Die Kraft der Musik in ihren Wirkungen bestimmen, möchte wohl nicht leicht seyn, denn ihr Zauber ist für den einen mächtiger als für den andern. Dennoch glaub’ ich von uns allen, auch von dir, Eumelos, sagen zu können, daß wir den feinsten Genuß des Vergnügens, welches eben uns gewährt ward, unsern Augen verdanken.”

16. “Denn, ich bitte dich, stelle dir vor, daß ein Blindgeborner mit uns zugehört, zugleich aber ein von Geburt an Taubstummer diese Klopstocksche Ode gelesen hätte. Zwar wäre für diesen der dreifache Zauber des poetischen Rhythmus und der Musik und der holden weiblichen Stimmen verloren gegangen; aber aufgegangen wäre vor seiner Seele der auch ihm willkommenne silberne Mond, auch ihm ein Gedankenfreund! Leicht, auch vor ihm, wäre dahin gewallet das Gewölz. Vor dem Blindgeborenen aber hüllen Erde und Himmel sich in ewige Nacht; ihm schlug nie das Herz beim Erwachen des Maies,

Wenn ihm Thau, hell wie Licht, aus der Locke träuft,

Und zu dem Hügel herauf röthlich er kömmt.”

17. “Bergiß nicht, o Kallias,” so sprach Eumelos, “daß ich hierin immer mit dir Einer Meinung war. Der Blindgeborne ist unglücklicher als der Taubstumme, nämlich als ein solcher, der das Glück

hatte unterrichtet zu werden, welches bei ihm viel schwerer als bei'm Blindgebornen ist. Mit den Augen sammeln wir in der Jugend die reichste Blumenlese der Ideen. Ob aber der in reifen Jahren Blindgewordne so viel vermisste wie ein andrer, welcher taub ward? das ist eine andre Frage.

18. "Wenn, nach dem Glanze der spielenden Jugend, die reiferen Jahre jedem Seelenvermögen mehr Kraft und Bestimmung geben; wenn das Bedürfniß, durch die Augen nach äußern Gegenständen auszufliegen, der Seele nicht mehr so dringend scheint, als den gesammelten Vorrath zu ordnen; und sie sich nun weniger mit dem Thau in den Blumenfeldchen als mit dem Honig in den Zellen beschäftigt; wenn sie sowohl durch sich mehr verzweigende als durch mehr verschlungne Verhältnisse mit andren Menschen geselliger wird; wenn sie die den Menschen vor allen Thieren verliehene göttliche Gabe der Sprache täglich mehr anzuwenden, in sich auszubilden, zu veredeln lernt; dann, o Kallias, meine ich, daß sie lieber das Auge entbehren wolle als das Ohr. Selbst eben in so fern der Sinn des Auges edler ist. Ich erkläre mich. Durch das Auge saugen wir, vorzüglich in der Jugend, (und phantasiereiche Menschen bleiben in dieser Absicht immer jung) den gefälligen, wie viel mehr den entzückenden Gegenstand, so zu sagen ganz und tief in uns hinein, am meisten so, wenn der Gegenstand uns neu ist.

19. "Noch eben sahn wir ja hier die Sonne untergehn; ein Anblick, der jedem Menschen von gesunder Empfindung jedesmal an's Herz spricht. Und wie schön ging sie unter! Und in welcher Umgebung der Natur und der Freundschaft sahn wir sie untergehen! Erhöhte nicht die Empfindung eines jeden zugleich der andern Gefühl? Ward nicht ein zwar sprachloser, aber doch dem innern Ohre hörbarer Chorus von Empfindungen vernommen? Und dennoch, Kallias, wirkt der Nachhall dieses Chors nicht so lebhaft auf mich, wie die Erinnerung eines Sonnenuntergangs, den ich im achten Jahre sah, als meine Eltern mich zum erstenmal auf das Land brachten. Was ich damals sah, das gewährt in der Erinnerung noch anjegt mir mehr als gegenwärtiges hinzuzufügen vermögend ist."

20. "Nicht so mit dem Sinne des Gehörs. Er ist dürftiger, bedarf daher einer öfteren Befriedigung. Ich wende mich weg von der Landschaft; es ist als wendete sie sich mit mir, als schwebete noch ihr Bild mir vor dem Blick."

21. "Die Nachtigall schweigt; ich vermisse sie; Theano und ihre Töchter schweigen, und es verhallt auch dem innern Ohre der Gesang, und läßt mir die Nacht zurück, mit welcher er schloß."

22. "So wie den ersten Entzückungen des neuerschaffnen Adam sein Paradies genügte, bald aber die Stimme der ewigen Liebe sprach: Es ist nicht

gut, daß der Mensch allein sei! (1. Mos. II, 18.) und aus der Kibbe des in Schlummer Gesunkenen die vernünftige, theilnehmende, redende Genossinn seiner Gedanken und Empfindungen aufsprossen ließ, so scheint manchem feurigen Knaben die sichtbare, sprachlose Schöpfung zu genügen; er sehnet sich nach zwangloser Einsamkeit, weil er mehr der Freiheit als des Umgangs mit Menschen zu bedürfen scheint; ihm schmeicheln Vorstellungen von einer romantischen Einsiedlei, in einem paradiesischen, durch Oceane von der bekannten Weste getrennten Eilande. Robinson wird sein Vorbild und sein Held. Er findet ihn nicht darum glücklich, daß er im Schiffbruche dem Untergang entrann, sondern daß er allein ihm entrann. Aber dennoch wird bald seine glühende Phantasie von der Wahrheit beschlichen, und eine Freudenthrän' entstürzt ihm, wenn Robinson seinen Freitag findet, der erst durch Gebärden, dann durch Worte sich mit ihm unterhalten kann."

23. "Wenn der Jüngling reisenden Jahren entgegen blühet, so werden ihm der lebendigen Wechselrede Gedankentausch, die durch Mittheilung sich immer mehr bestimmenden Ideen und immer mehr sich erhöhenden Empfindungen, die Dolmetschung der Freundschaft und der Liebe, dringendes und schönes Bedürfnis."

24. "Man hat oft bemerkt, daß der Blinde heiter, der Taube trübe zu seyn pflege. Abgeschlossen

von den bunten Scenen, welche nur zu oft sich verwirren, senket ein edler Blinder jenen Blick, welcher nicht erblindet, in sich selbst, und verweilt, mit ungestörter Wahl, bei den durch die Zeit und durch die ihm eigenthümliche Lauterkeit gereinigten, veredelten Bildern der Vergangenheit. Es ist doch wohl kein Ungesähr, daß Homer, Ossian und Milton blind waren; und daß dem blinden Thamyris und dem blinden Tiresias, der Wahrheit einhüllenden Fabel nach, der Blick in die Zukunft geöffnet ward?"

25. "Ich muß dir ja wohl danken, o Eumelos," so hub freundlich Theophron an, "daß du mich nicht nur über den Verlust der Augen trösten wollen, sondern, am Schlusse deiner Rede, mit Enthusiasmus von der Blindheit gesprochen hast. Ehe ich indeß dieses Triumphes mich überhebe, laß uns nun auch hören was Kallias vorbringen werde."

26. "Feurige Morgenländer" sagte Kallias, möchten durch die Rede des Eumelos in Gefahr kommen, sich der Augen zu berauben, um, durch kräftige Beschwörung, aus dunkler Tiefe Göttergestalten aufsteigen zu lassen vor dem innern Blick, wie Homer und Milton; oder mit Tiresias den Schleier zu lüften der die Zukunft deckt."

27. "Man möchte sich wundern, daß er, der sogar in der von ihm erkannten minderen Vollkommenheit des Gehörfinnes einen Grund, warum man die Blindheit vor der Taubheit wählen solle, zu fin-

den weiß; man möchte, sag' ich, sich wundern, daß er der Gefahren nicht erwähnt, die in obhutloser Jugend durch den Sinn des Auges uns nachstellen. Aber er ist ein Schalk! Mit leisem Fuße ging er dieser Klage vorbei; denn er weiß am besten, welche Täuschungen die Rede wirkt, weiß es, daß Odysseus den Reizen der unsterblichen Göttinn in einer herrlichen Insel widerstand, wiewohl sie, welche nicht durch die Wohlgestalt, sondern durch die Rede des Mannes bethört ward, in einsamer Grotte sich nach ihm sehnte, während er, Thränen vergießend, auf das Meer hinschaute, nach seiner steinigten Ithaka verlangend und nach seiner sterblichen Penelope. Aber eben dieser Odysseus vermochte nicht zu widerstehen den Zaubertönen der melodischen Sirenen, er winkte den Genossen, denen er weislich, als seine Ohren noch nüchtern waren, die übrigen mit Wachs verklebet hatte, ihn von Banden, die er auf weisen Rath einer Göttinn um sich hatte schlingen lassen; zu befreien, und er wäre das Opfer seiner Ohrenlust, sammt den ungetauschten sehenden Gefährten worden, hätten nicht diese mit neuen Banden ihn noch fester umwunden. Lehren wollte der Dichter uns, daß es leichter sei den Eindrücken der Augen widerstehn, als der gefährlichen Rede, die mit Honiglippen auch den Weisen manchmal bethört."

28. "So viel hab' ich nur von den Gefahren der Verführung sagen wollen, weil zu oft dem Sinne

des Gesichts vorgeworfen wird, daß er mehr als die andern bethöre.”

29. Sie lächelten. Lächelnd hub Sophron den Finger gegen den spitzfindenden Jüngling auf, und dieser schien erst stillschweigend zu erkennen, daß er wider Ueberzeugung die Gefahren der Rede übertrieben hätte, über die Bethörung der Augen aber zu leicht dahin geglitten wäre. Aber er erholte sich nach kurzem Bedenken, und rügte die öfteren Verlegungen der Wahrheit und der Liebe, deren die rege Zunge sich täglich und vorzüglich in gesellschaftlichen Kreisen so schuldig macht.

30. Es sei, bemerkte Eumelos, dem die Stärke dieser Rüge nicht entging, von Mißbrauch nicht die Rede. Es geb' Sirenen; aber es geb' auch Musen. Eine Diotima haben den Sokrates in die Geheimnisse der höchsten Weisheit, der himmlischen Liebe, eingeweiht; Orpheus habe durch Gesang die Götter des Unterreichs besänftiget und durch Einen Blick ihre Gunst vereitelt.

31. Theano hielt ihren kleinen Willen auf dem Schooß, spielte mit der Hand in seinen blonden Locken, und sagte: “Der erste Laut des neugebornen Kindes erfüllt mit Wonne der Mutter Herz!” “Der erste Blick auf das Kind doch wohl nicht minder?” sagte Kallias, und Theano gab ihm Recht.

32. So sprachen sie, als Esel, beladen mit Säcken, von der Mühle, auf schmalem Fußsteig, hart

an dem Hügel wo die Gesellschaft war, getrieben wurden und unbemerkt blieben, bis der Vorderste stillstand und fürchterlich zu iahnen anfang, so daß der kleine Nilon vom Schooße der Mutter auffuhr, seine Arme um ihren Hals schlang, sein Angesicht in ihren Locken verbarg, und sich immer fester an sie schmiegte, als nun, die lange Reihe hinunter, jeder Esel sein Iah rief.

33. Lachend, wiewohl nicht ohne sichtbaren Verdruß, sahn die Freunde und Theano sich an; nur Kallias runzelte nicht die Stirn, wartete mit Ungeduld und mit einigem Triumph, das Iah des letzten Esels ab, und sagte dann:

34. "Habe ich, wie ihr andern, die Ohren dieser schrecklichen Musik leihen müssen, so sind diese Esel mir doch nicht unwillkommen, sie bringen Wasser auf meine Mühle."

35. "Ich verstehe dich," rief Eumelos, "aber was würdest du von mir sagen, wenn ich dem Auge den Vorwurf machte, daß es uns garstige Kröten sehen läßt?"

36. "Ich würde sagen," erwiderte Kallias, "daß jeder Sinn unangenehmen Ueberraschungen unterworfen sei. Aber, wenige Fälle ausgenommen, steht es dem Auge frei, sich dem widrigen Gegenstande zu entziehen. Die weise, mütterliche Vorsehung machte es ihm leicht auf zwiefache Weise. Sie versah es mit einem unteren und mit einem oberen Vorhang,

deren Rand sie mit zarten Frangen zierte, und die wir zuziehen können nach freier Willkühr, ja die unserm Willen zuvorkommend, oft von selbst sich schließen, wenn ein widriger Gegenstand das Auge trifft. Wollen wir sie nicht schließen, so bedarf es nur, daß wir dem Blick eine andre Richtung geben. Dieser Vortheile genießet das Ohr nicht; wider Willen muß es dienstbar jeden Laut aufnehmen, das Tönen des Esels und die Worte des Schwägers. Es wäre noch glücklich, wenn es nur langohrigen Eseln diesen Frohn leisten müßte."

37. Ernsthafter fuhr er nun fort:

"So viel hat Eumelos zugegeben: daß der Blindgeborne mehr entbehrt als der Taubstumme, vorzüglich in Absicht auf den Umgang mit der Natur. Und wer dürfte auch nur Einen Augenblick daran zweifeln? Wie groß ist aber dieser Vorzug!"

38. Er hielt ein Weilchen inne.

"Die Fülle des Inhalts macht mich stumm," sagte er, "und Ihr, meine Freunde, bedürft nicht, daß ich Euch mit ungenügenden Worten die sanfte Nührung, oder die heitre Freude, oder den lindenden Trost, oder das Staunen, oder die Wonne des Entzückens vor die Erinnerung zurückrufe, die Euch so oft, beim Anblick der Natur, beschlichen, oder durchschauert, gerührt und beseligt haben. Wie vermöchte ich, wenn ich auch meinen Pinsel in jene Abendröthe tauchte, die Schönheiten zu schildern, mit welchen

Gott die Erde und das Meer und die Bildung über uns ausschmückte!”

39. “Nicht von einzelnen Schönheiten vermöchte ich würdig zu reden, noch auch nur zu lassen von der Harmonie des Ganzen, von diesem Einklang — darf ich sagen Einschei? der im Zusammenhang des Ganzen mächtig waltet und geheimnißvoll!”

40. “Der weise Greis, welcher uns anhört, trägt den Himmel im Herzen, und kann den Anblick der Erde wohl entbehren, aber an sich betrachtet, welche Entbehrung!”

41. “Und welche Aussicht öffnet der gestirnte Himmel dem entzückten Geiste! Seht, da strahlt, wie ein Blick der Liebe, aus holden Erdröthungen der Abendstern hervor! Bald wird die ganze Aue Gottes uns beblümt mit Sonnen seyn!”

42. “Dieser Anblick erhob den heiligen Seher über sich selbst. Im erhabnen Gesang, den die himmlische Begeisterung ihm eingab, huldigt er dem sprachlosen Hymnus der Himmel:

Die Himmel erzählen die Ehre Gottes,
Es verkündet die Beste Seiner Hände Werk!
Ein Tag geußt hin dem andern sein Wort,
Eine Nacht giebt Kunde der anderen Nacht!
Da tönt kein Laut der Sprache, doch wo
Wird nicht gehört ihrer Stimme Wort?

Ihrer Rede Schall wird vernommen in jedem Land,
Der Erdkreis hört, von Ende zu End', ihr Wort.

(Psalm. XVIII. 1 - 5.)

43. "Unter allen Sinnen trägt der Sinn des Auges allein auf seinen Flügeln uns in das Unendliche *). Es vernahm kein sterbliches Ohr den Sphärengefang, aber vor dem Wonneblick des noch sterblichen Auges ergeußt sich das Licht von zahllosen Sonnen, deren jede, gleich der unsrigen — wer könnte daran zweifeln? — ihre Wandelsterne und Monde, und Kometen, und der Kometen, Monde und Wandelsterne Bewohner, mit ihrem Licht erhellet, und sie weidet auf bestimmter, kreisender Flur."

44. "Hätte Gott nur einige Menschen mit dieser Schärfe des Gesichts ausgerüstet, kraft deren wir viele Tausende jener himmlischen Heerschaaren schauen, würden dann diese Wenigen nicht als höhere Wesen uns erscheinen? Als Herolde des Himmels, den staubbewohnenden Gästen der Erde gesandt, um an ihre himmlische Heimath sie zu erinnern?"

45. "Viel, sehr viel entbehrt der Taube im Umgange mit den Menschen! aber der Blinde nicht

*) Nicht im strengsten Sinn muß dieser Ausdruck genommen werden. Die Schöpfung ist nicht unendlich, wahrscheinlich aber den erhabensten Geistern des Himmels Raas und Zahl übersteigend wie uns. In Absicht auf endliche Wesen darf man die Schöpfung unendlich nennen.

auch? Ich gebe zu, daß jener hier öfter entbehre, viel öfter, daher, ich gesteh' es, auch mehr. Sind aber, im Kreise der Freundschaft, die Entbehrungen des Blinden nicht so zahlreich, so sind sie dagegen sehr groß. Welche Worte haben den Ausdruck des lebendigen Mienenspiels im menschlichen Gesicht? Welche Entschuldigung ist so sühnend wie die Schaamröthe? Reden wallende Röthe und Blässe unvernommen? Welche Klage rührt wie die Thräne? Welche Bitte flehet so beredt wie sie?

46. "Ist nicht der tieffte Schmerz, ist nicht die höchste Wonne sprachlos? Wollen die Chinesen zu erkennen geben, daß sie mehr empfinden als sie auszudrücken vermögen, so sagen sie: Zin Zin. Jede Sprache würde des Zin Zin bedürfen, wenn nicht die Gebärde, der Blick, dasjenige, worauf das Zin Zin deuten soll, lebendig darstellten."

47. "Wonach sehnen wir uns mehr, wenn wir getrennt von Geliebten sind, nach ihrer Rede oder nach ihrem Anblick? Der Sprachgebrauch selbst entscheide! Klagen wir, daß wir sie lange nicht gehört haben? Fragt nicht vielmehr immer die Sehnsucht: Wann werd' ich den Geliebten wiedersehen?"

48. "Odysseus will gern sterben, wenn er nur den Rauch des vaterländischen Bodens soll aufsteigen sehen; und Klopstock läßt die Engel im Himmel vom Wiedersehen der Freunde singen, nicht vom Wiederhören. Die Wiedervereinigung der Getrennten

nennen wir immer das Wiedersehen. Wir sehnen uns, die geliebten Hingeshiedenen im Himmel wiederzusehen."

49. "Und die Liebe, ist sie wohl redseliger als sie schauspielig ist? Sammlet sie nicht ihren süßesten Honig aus dem glänzenden Thau feuchter Augen?"

50. "Die andern Sinne sind der Mitwirkung mehr oder minder grober Materie unterworfen; fast geistig ist der Sinn des Auges, ein Gespieler des unsichtbaren alles sichtbar machenden Lichtes! Oftmal weilet noch der scheidende Geist im Abschied nehmenden oder gen Himmel gerichteten Auge des Sterbenden; mit befreundender Hand welche die gebrochenen Augen zudrückt, versiegelt der Zurückbleibende die letzte Empfindung des theuren Genossen, und sieht ihm mit dem innern Aug' in's bessere Leben nach, welches wir auch das Reich des Lichtes nennen."

51. Kallias endigte hier, und fand sich nun in jener Verlegenheit, welche sich bei wohlgearteten Jünglingen durch Schaamröthe zu verrathen pflegt, wenn sie vor Männern etwas mit Nachdruck und mit Feuer ausgeführt haben.

52. So wie, gleich nach dem Streiche des Schwerts, das ihn verwundet, in Hitze der Schlacht ein entflammter Krieger kaum Schmerzen fühlt, ihn aber nachher, wenn das warme Blut nicht mehr aus der Wunde rieselt, Schmerz und Schwäche befallen,

so saß Kallias, nachdem er lebhaft geredet hatte, in verschämter Verlegenheit nun da.

53. Theano saß mit stiller Rührung auf ihren Vater blickend. Die Jünglinge besorgten nun, das Gespräch möge, in Absicht auf den blinden Greis, doch wohl unzeitig gewesen seyn, und schwiegen in edlem Mitgeföhle der Verlegenheit des Kallias. Es war ihnen nicht ganz wohl.

54. So wie, als die Abendröthe falber und die ganze Landschaft in trübere Schleier gehüllet ward, der Abendstern in lauterm Aether immer heller strahlte; so ward in der still gewordenen, sinnigen Umgebung der Freunde das heitre Antlitz des Theophron immer freudiger, seliger, und wie von einer innern Sonne immer mehr verklärt. So schwebete dir, unsterblicher Rafael, das Ideal des begeisterten, blinden Mäoniden vor, ehe du ihn darstelltest auf deinem Parnass, umringt von deines Vaterlandes Dichtern und von Sängern der grauen Vorzeit.

55. Theano las viel von den Empfindungen des Vaters auf seinem edlen Angesicht. Sie faßte eine seiner Hände, hielt sie zwischen den ihrigen, küßte sie, neigte sich sanft zu ihm hinüber und flüsterte: "Vater, gewähre den Jünglingen Einen Blick in die stille, laute Tiefe deines Herzens!"

56. Er kam, wie erwachend, zu sich selbst; aus gewölbter Brust drängte sich ein langer Athemzug heraus, er richtete das Haupt empor, und sagte:

57. "Gern höret ich Euch, Ihr lieben Jünglinge, von den Freuden reden, welche Aug' und Ohr in viel reicherm Maas uns schenken als die andern Sinne, die doch auch der dankbaren Erwähnung würdig sind, mit welcher Ihr im Vorbeigehn ihrer gedachtet."

58. "Meine Theano will nun ihren alten blinden Vater auf die Bahn der Rede führen. Ich soll mit Euch muntern Jünglingen wetteifern. Das will sie! Was bleibt mir denn übrig, als die Freuden der Blindheit anpreisen?"

59. "Was sie den, welchen sie umschattet, zu entbehren zwingt, das wißt Ihr; von ihrer fühlenden Umschattung möchte ich ein Wörtchen sagen."

60. "Wann das Licht des Tages sich verborgen hat, so gehen Sterne vor uns auf; wie, wenn nun auch, nach erloschnem Licht der Augen, manches Licht aus höherer Welt desto sichtbarer am innern Horizont sich erhebe? Wo ich nicht irre, so ahne ich, seitdem ich blind ward, etwas von einem Zustande höherer Beschauung, den die Absonderung von der Sinnenwelt, in welcher vorzüglich das Auge waltet, allerdings bei einigen befördern kann."

61. "Du ahnest Ahnungen! werdet Ihr vielleicht sagen; nicht etwa manchmal mehr als Ahnungen? Wäre es aber auch so, so würden doch auch diese mir werth seyn. Deutet nicht auch der Schatten des Rauches auf Licht?"

62. "Hier ist oder mehr als Name und Schatten." —

63. "Seht, lieben Jünglinge, es ging mir zu lang wie es manchen Kindern geht, denen der Vater, ihnen Lust zum Lesen zu geben, ein schönes Bilderbuch schenket. Sie blättern viel in den Bildern und versäumen den Inhalt, auf den jene sich beziehen. Ich ward bekannt mit der herrlichen, fassbaren Natur, und blieb mir selbst ein vorfabriertes Buch."

64. "Es ist wohl etwas an dem, was Cumeles sagte. Homer, Ossian und Milton mochten vielleicht ihrer Blindheit viel zu verdanken haben. Freilich wären sie, ohne blind zu werden, große Dichter gewesen, und mit welchem Blick der Liebe hatten sie die Natur ergriffen, eh' die Nacht der Blindheit sie umzog! Aber es giebt eine Zeit für das Einsammeln von Aussen her, und eine Zeit für das Ordnen, für das Sammeln eigener Kräfte, für diesen Zustand der Seele, den wir auch Sammlung nennen, und diesem ist die Blindheit wahrlich nicht ungünstig."

64. "Dem Geräusche der Welt können wir manchmal entgehen. Im einsamen Thale wird das Ohr nicht betäubt; hören wir auch den rieselnden Quell, oder den Gesang der Vögel, oder das rauschende Meer, oder in Wäldern das Balzen des Wind, so begünstigen diese sprachlosen Stimmen das Nachsinnen mehr als sie es stören."

65. "Nicht immer so mit den Gegenständen des Gesichts. Dieser edelste Sinn, der fast geistiger Natur ist, wie Kallias mit Wahrheit sagt, ist ein so mächtiger Satrap in dem Netze, das von der Seele soll beherrscht werden, hat so sehr zu jeder Stunde freien Zutritt, ist bald so unterrichtend, bald so unterhaltend und ergötzend, daß sie ihn, auch wenn sie sollte, die Thüre weder weissen kann noch weisen mag. Er fügt sich ihren Neigungen. Bald ist er ein Herold Gottes an sie, ein Dolmetscher Seiner sichtbaren Herrlichkeit, wie wir in unserm Staube hienieden den äußersten Saum Seines Gewandes nennen; bald führt er ihr ersten Land zu. Er ist ihr Erzieher, ihr Lehrer, ihrer Geschäfte und ihrer Ergötzungen Genoss, redet bald der Weisheit, bald der Thorheit das Wort. Das Talent sich nothwendig zu machen ist ihm vorzüglich eigen. Gleich andern Fürsten entgeht die Seele selten der Gefahr, nur durch des Lieblings Blick zu sehen."

66. "Durch die Schriftzeichen hat er mächtig eingegriffen in die Rechte des Gehörs, und übet seitdem mit diesem im Gebiete der Sprache fast gleiche Macht."

67. "Die weisse Natur, welche ihn so weit vor den andern Sinnen begünstigte, schien Einhalt thun zu wollen dem Flatterer, durch täglich wiederkehrende Schatten der Nacht, die ihm das Irdische verhüllen, und den Himmel ihm öffnen. Aber ein Schall und

ermessen wie Prometheus, zündete er am Strahl des Himmels seine irdischen Kerzen an."

68. "Ein arabisches Sprüchwort sagt: Wenn die Sonne untergeht, so gehet der Stern der Poesie auf. Es giebt aber eine Begeisterung, meine Freunde, die des Rhythmus nicht bedarf, mit der Phantasie nicht buhlt, sich durch Sprache nicht fesseln läßt."

69. "Sokrates kannte sie. Er sagt im Gastmahl des Platon: Der Blick des Geistes beginnt erst dann scharf zu sehen, wenn die Kraft der leiblichen Augen abzunehmen anfängt. Wer in Beherrschung der Sinnlichkeit so groß geworden wie Sokrates, der, in tiefe Betrachtung verloren, eine ganze Nacht unter freiem Himmel stehn blieb, für den die Zeit selbst, gleich der kreisenden Erde, scheinbar still stand; wer so wie Sokrates auf Stufen mannigfaltiger Erscheinungen, erst sichtbarer, dann geistiger Schönheiten, zum gestaltlosen, farbenlosen, wechsellosen Wesen der Urschöne emporzuklimmen strebte, der bedurfte nicht der Augen beraubt zu werden, die ihm unterthan waren wie die jedes Befehls gewärtige Hand, wie der dienstbare Fuß."

70. "Gemeine Erfahrungen zeigen, zu welchen außerordentlichen Geschicklichkeiten Menschen nach dem Verluste des Gesichts gelangten. . . Manchmal erseht das verfeinte Gefühl, manchmal das geschärfte Urtheil die erloschne Sehe. Chardin fand persische Prinzen, denen die Augen ausgestochen worden, mit Verrück-

gung von Uhren beschäftigt, und so geübt in Beurtheilung derselben, daß sie nach Betastung verschiedener Werke, die er ihnen vorhielt, die guten von den schlechten richtig unterschieden. Franz Huber, ein Blinder in der Schweiz, beobachtete durch den acht samen Blick eines Bedienten, die wundervolle Haushaltung der Bienen, und entdeckte, nach dem Zeugnisse des weisen Bonnet, mehr als frühere Naturkundige vor ihm bemerkt hatten. Mit eben so großem, mehr natürlichen Erfolge, haben andre Blinde nicht so wohl gesucht den Sinn des Gesichts zu ersetzen, als die andern Sinne in der ihnen eigenthümlichen Sphäre zu vervollkommen. Und woher ihr oft erstaunenswürdiger Erfolg? Sie waren gesammelt, wirkten ungestörter, kräftiger."

71. "Ist es nicht natürlich, daß vorzüglich die Kräfte der Seele, gegen welche die Sinne so oft sich empören, freier werden, wenn der mächtigste Sinn ruhet, weil er ruhen muß? Wenn Nacht und Einsamkeit, diese ernstesten Schwestern, den befreundeten Denker in die Schatten ihrer stillen Halle, an den tiefen Born der Betrachtung führen?"

72. "Woher erklären wir die dem Blinden nicht selten bewohnende Heiterkeit? Unbegreiflich wäre sie, ohne Ersatz für den Verlust des reichsten und edelsten Sinnes."

73. "Ich habe wohl ehemals geglaubt, daß diese Heiterkeit erzwungen, eine Frucht der Gefälligkeit

wäre, zu welcher der arme Hüßlose, weit mehr als der Laube von andern Menschen Abhängige, sich schmiegen müsse; daß sein Lächeln Larme des verhaltenen Jammers wäre; aber nein, Lustigkeit kann erzwungen, Munterkeit kann angestellt werden, nicht aber Heiterkeit, sie die Feindin des Zwangs, der Wahrheit Gespielin.

74. "Eine Göttin nahm dem Tiresias, weil er vormüßig gewesen, das Gesicht; darauf gab ein Gott ihm die Gabe der Weissagung. Es ist Sinn in dieser Fabel, meine Freundin! Stille Einsamkeit, Harmonie im Innern erheben die Kräfte des Geistes."

75. "Abgeschieden vom schönsten Theile der Sinnenwelt entsezt sich zuerst der Mensch. Gewöhnt durch Einwirkung des Sichtbaren und durch Gegenwirkung auf dasselbe erscheint er sich wie eine Leier, deren Saiten gespannt worden. Nach und nach kehrt er ein in sich selbst; er gewöhnt sich an das Unsichtbare, wird vertraut mit dem zuvor fast unbekannten Selbst, er ahnet neue Kräfte, sie erwachen, er lebt neues Leben! Nur dem Scheine nach ist er hüßlos nun, weniger als je zuvor; denn nur das Sichtbare täuscht und das Aeußere ist nicht unser; das Unsichtbare täuscht nicht und im Innern lebt das wahre Ich."

76. "Geht in diesem Innern ihm nun die Sonne der Geister auf, so erhellet ihn der Wahrheit Licht, so durchglüheth ihn der Liebe Feuer. Ueber ihm wölbet dann sich eine neue Weste; neue Sternenhimmel

mel gehen ihm auf, und auch diese Himmel erzählen die Ehre Gottes! Es verkündet auch diese Wüste Seiner Hände Werk! . . . (Ps. XVIII.) Auch da tönt kein Laut der Sprache; aber Sphärenharmonien tönen und Licht strahlt, mit Wäsen vereint, zu Einer Feier, in jenem innern, dem Geiste Gottes geweihten Tempel, dem Geiste, der auf wässrigen Wässern allbelebend schwebet (1. Mos. I. 2.); und Der die Wohnung eines Ihm geweihten, reinen Herzens liebt?

77. "Der heilige Dichter beginnt seinen Lobgesang mit dem Sichtbaren. Sein erster Schwung in das Heiligthum des göttlichen Wirkens, hebt ihn in die bestirnten Himmel (Ps. XVIII.). Sie erzählen, er erstaunt. Aber den glühenden Durst seiner Seele, die, wie der Hirsch nach der Quelle, nach ihrem Gotte schreit (Ps. XLI, 1.), löschen die Himmel nicht. Er findet Labfal im Geleße des Herrn;"

"Die Gebote des Herrn sind gerecht, sie erfreuen
das Herz,

Seine Befehle sind hell wie Licht, sie erleuchten
den Blick . . .

(Ps. XVIII, 9.)

Abstlicher sind sie als Gold und als feines Gold,
Wie der Honig süß, und wie Honigseim!"

(— 11.)

78. "Genüget ihm nun? Den Unsichtbaren, Ihn, in Dem wir leben, uns regen und

sind (Apost. Gesch. XVII, 28.), Ihn findet er nicht ganz in der sichtbaren Schöpfung, die nur Sein Herold ist. Sein Befehl erleuchtet ihm die Augen, reinigt die innere Sehe. Ihn Selbst findet er in seinem Herzen. Da findet er Ihn, wie Elias, nicht im bergezerreissenden, felsengertrümmernden Sturm Ihn fand; er findet Ihn wie Elias in sanftem leisen Gesäusel, und verhüllet sein Angesicht (3. Rdn. XIX, — 11 — 13.). — So er findet Ihn, er redet mit Ihm, gleich Moses, wie ein Freund mit dem Freunde redet.“ (2. Mof. XXXIII, 11.).

79. “Es gefalle Dir,“ so beschließt er den Psalm,
 “Es gefalle Dir, o Herr, meines Mundes Wort,
 Meines Herzens Gespräch finde Huld vor Dir!
 O Herr, mein Heil, mein Erretter Du!”

(Ps. XVIII, 15, 16.)

80. Theophanon schweig. Seine Lippen blieben halbgeöffnet, ein Wehen schwebte, versunken in Davidische Empfindungen; rißte dann, (wiewohl er den Himmel nicht sah, das Haupt erhub, und sprach mit der Entzückung des gefolbten Sehers:

“Bei Dir ist die Quelle des Lebens,

In Deinem Lichte sehen wir das Licht!”

(Ps. XXXV, 10.)

81. Er erhob sich; alle machten nun sich auf; sinnend und selig walleten sie heim, vom Monde beschienen, unter Nachtigallgesang.

Ueber unsere Sprache.

So wie die Gabe der Sprache, welche die junge Menschheit bei ihrem Entstehen aus den Händen Gottes empfing, den Menschen am kenntlichsten von seinen lebendigen, aber verunsicherten Mitbewohnern des Erdkreises unterscheidet, so unterscheiden sich auch vorzüglich durch die verschiedenen Sprachen die Völker der Menschen, welche daher das früh bevölkerte Morgenland nach Zungen, wie nach Stämmen ordnete.

Die Güte, welche in der Sprache verliehenen Geschenke erhellet nicht nur aus ihrem Werthe für uns, sondern auch aus etwas offenbar Wunderbaren, welches nicht allein bei Verleihung der ersten Sprache, sondern auch im Entstehen aller Sprachen Statt fand, und, auf gewisse Weise, bei jedem Kinde auf erstaunenswürdige Weise wiederholt wird.

Ein einziges Volk ausgenommen, welches von Anbeginn an auf ganz eigenthümliche Weise von der Vorsehung geleitet ward, können wir allen Nationen

bis auf einen Zustand der Kindheit, mehrentheils noch roher Kindheit, nachspüren; niemals sie in einem Zustande der Unmündigkeit antreffen. Jede ihrer Sprachen trägt das eigenthümliche Gepräge des Göttlichen an sich, welches darin besteht, daß es sich mit kräftigem Bildungstribe aus lebendigem Keim organisch entwickele; sich entwickele nach einer Richtschnur, deren Weisheit der forschende Weise nicht genug bewundern kann, welche also gewiß nicht von Barbaren gezogen ward; wie denn überhaupt die Vorstellung jeder willführlichen Verabredung zur Rede, einen lächerlichen Widerspruch mit sich selbst enthält.

Ähnliches werden wir gewahrt bei'm Kinde. In-
deß die Fähigkeit, aus verschiedenen einzelnen Wahr-
nehmungen zu allgemeinen Begriffen zu gelangen,
noch bei ihm im Reime schlummert, und befangen
von umgebender, bunter, mit allem Zauber der Neu-
heit wirkender Sinnenwelt, das Kind, in seinem be-
schränkten Thun, dem Thiere noch so ähnlich, nur
Eindrücken von außen her, dazu sinnlichen Eindrücken,
offen scheint, erlernt es gleichwohl, ohne inne zu wer-
den, daß es lerne, die Sprache, und weiß bald durch
wohl angewandten Gebrauch von Worten, welche all-
gemeine, ja sehr abgezogene Begriffe ausdrücken, deren
es gleichwohl noch unfähig ist, sich verständlich zu
machen, und das auf eine Weise, über die wir staun-
en müssen und deren Unmündigkeit sehr erweisbar,
ja keines Erweises zu bedürfen scheinen würde, wenn

nicht die tägliche Erfahrung und die Wirklichkeit derselben lehrt.

Dieses Wunderbare sollte gleichwohl uns nicht befremden, denn der Finger Gottes, wir mögen ihn erkennen oder nicht, ist bei allem, was wir thun. Unser ist das Wollen, dessen wir uns bewusst sind; die Weise, wie wir unsern Willen ausführen, liegt außer unserer Kunde. Jede, auch noch so willkürliche Bewegung unserer Hand, jeder Schritt unsers Fußes, erfolgt auf eine uns unbegreifliche Weise. Jede dieser Bewegungen setzt die Anwendung eines so schnellen als wirksamen Mechanismus voraus, von welchem wenige Menschen auch nur einen unvollkommenen Begriff haben, und nicht Einer einen vollkommenen.

Und hätten wir ihn auch alle, so würde es doch hienieden uns immer unerkundbar bleiben, wie der bloße Wunsch — ein Gedanke — die Werkzeuge unsers Leibes in Bewegung setzen könne. Kennen wir den Bau unsers Leibes, wie ein Meister sein Werk; so würden wir uns dennoch, ohne jenen Finger Gottes, beim Wunsche der Anwendung unserer Kenntniß in der Verlegenheit des Archimedes finden, der die Erde mit Hebeln bewegen wollte, wenn ihm ein Standort, auf die Erde zu wirken, vergönnt würde.

Zwar ein solcher Standort, aus welchem Hebel an die Erde gesetzt würden, ließe sich in einer Fernwelt denken, aber wer vermag sich einen Begriff zu

machen von der Wirkung des geistigen Willens auf die Glieder des Leibes; und vorzüglich auf die organischen Werkzeuge der Sprache, welche, so vielfältig zusammengesetzt, so schnell zusammen wirken, und deren Wirkung so mannichfaltig, als erstaunlich ist?

Diese tägliche und wunderbare Erscheinung ist unsrer tiefsten Betrachtung werth; sie giebt offenes Zeugniß von Bewohnung des Ebtlichen in uns; sie zeigt uns von allen Seiten die kräftig in uns wirkende göttliche Kraft, das praesens numen.

Je älter die Sprachen sind, desto ungemischter; desto mehr haben sie auch reine Organisation, desto mehr Leben, Kraft und Schwung. In solchen kann man fast alle Worte auf Stammworte zurückführen, und von duftender Wipfelblüthe des geistigen Sinnes, zwischen glänzendem Laube bildlicher Worte, zurückgehen auf die sinnliche Bedeutung, und so vom Zweige zum Aste, dann längs dem Stamme bis zur Wurzel gelangen. In solchen Sprachen sind die bildlichen Ausdrücke voll Lebens, weil der Hörer sogleich an die erste, sinnliche Bedeutung des Wortes erinnert wird, und dadurch die Phantasie, die sonst oft den Verstand stört, veranlaßt wird, ihm die Vorstellung des Uebereinnlichen zu erleichtern.

In gemischten Sprachen fehlt sehr oft dieses Leben, und das Gedächtniß wird überladen mit bedeutungslosen Worten, die aus einer andern Sprache, in welcher sie Leben hatten, als feelenlose Mummien

hinübergeschleppt worden. Die französische Sprache hat viele todtte Worte dieser Art; und in der englischen wimmelt es von solchen; die schöne italienische hat gleichwohl durch Einmischung des Griechischen deren nicht wenige; dasselbe muß Statt finden im Spanischen und im Portugiesischen. In minderm Grade trifft man es an in den skandinavischen Sprachen, doch haben auch sie solcher todtten Worte mehr, als wir, weil, bei Odin's Eroberung von Skandinavien, die nordischen Reiche einen nicht geringen Zusatz von asiatischer Sprache in die ihrige aufnahmen.

Einige Beispiele von solchen Worten, die ich todtte nenne, werden die Sache deutlich machen. The Heaven heißt auf Englisch der Himmel; daher, nach lebendiger Ableitung, heavenly himmlisch. Aber celestial heißt auch himmlisch. Es ist das lateinische coelestis. Im Latein hat es Leben, denn es kommt her von coelum, der Himmel. Da aber dieses Hauptwort nicht in's Englische aufgenommen ward, so ist das viersylbige Beiwort eine Mumie, welche weder die Phantasie, noch die Empfindung anspricht, deren Namen uns das Gedächtniß erzählt. Das englische Beiwort lunar (mondlich) hat seine Wurzel im Latein; so auch mortal, tödtlich; der Mond heißt the moon, und the death der Tod. Das französische passion ist lebendig, denn es kommt von patir, leiden, und diese Ableitung ist, wie des deutschen Wortes Leidenschaft, von tiefem Sinne. Aber das eng-

Worte passion steht ohne heimliche Wurzel, also verdorret, da. Noch schlimmer ist es, wenn Zeitworte, welche, weil sie Handlungen ausdrücken, des Lebens vorzüglich bedürfen, todte Worte sind. Solcher haben aber die Franzosen sehr viele, die Engländer noch mehr.

Unter den Sprachen Europens hat keine so wenige solcher todten Worte, wie die unsrige, welche voll warmen Lebens ist. Welchen Vorzug giebt ihr dieses Leben an Klarheit des Begriffs, an Fröhenheit der Empfindung, an nicht verfehlter und schneller Wirkung auf beide!

Alle selbstständigen Sprachen sind reich an nachahmenden Worten, das heißt an solchen, welche, sei es durch den Laut, sei es durch Länge oder Kürze der Sylben, den Gegenstand, den sie bezeichnen, lebendig ausdrücken. Die in jeder Absicht wunderschöne griechische Sprache hat auch diese Eigenschaft in hohem, vielleicht im höchsten Grade. Ihre nicht jüngere Schwester, die unsrige, hat sie auch. Donner, Blitz, Sonne, Mond, Schimmer, Wärme, Gram, Ruhe, Graun, Woge, Wühlung, Gesang, Wonnegefang; schroff, laß, hell, dunkel; schnell, langsam; rasch, toll; schwingen, zittern, erschüttern, beben, wanken; schwanken, rauschen, rasseln, prasseln, kaspeln, flüstern, rollen, sinken, schwinden; unter vielen Tausenden wählte ich nur diese.

Man wirft, unserer Sprache Härte vor; aber, zu geschweigen, daß ihr manches als Härte angerechnet wird, was man als ausdrucksvolle Stärke preisen sollte, so wird es doch wohl, dünket mich, weder den Engländern mit ihrem Zischlaute, noch den Franzosen mit ihrem Nasenton wohl anstehen, unsern vermeinten Mangel des Wohllauts zu rügen. Den Italienern, Spaniern, Portugiesen müssen wir wohl den Vorzug des Wohllauts einräumen; aber wie sehr wird dieser im Deutschen ersetzt durch bestimmtes Maas unsrer langen und kurzen Sylben, welches unserer Sprache und ihren Schwestern, den skandinavischen und der holländischen, vor allen andern jetzt lebenden Sprachen, wo ich nicht irre, gewiß vor der französischen, englischen, italienischen, spanischen und portugiesischen, einen dreifachen, unschätzbaren Vorzug für das Ohr, für den Verstand und für die Empfindung giebt.

Mit Recht sagt Klopstock:

„Wohl laut gefällt, Bewegung noch mehr!“

Jene oben genannten Sprachen haben fast keine Bewegung (fast keinen Rhythmus), weil sie theils unbestimmtes, theils so schwach bestimmtes Maas der Sylben haben, daß ihre Dichter die Sylben zählen, fast unbekümmert, wo die längere steht, wo die kürzere. Sie entbehren daher des Reims nicht gern, und die Franzosen können ihn, wie es scheint, nicht anta-

behren, da hingegen einige Engländer, so mangelhaft der Rhythmus ihrer Sprache auch ist, doch die Fessel des Reims abwarfen. Schon Shakspeare oft; dann Milton. Wer könnte sich auch sein göttliches Gedicht in Reimen denken? Einige neuere Italiener legen auch den Reim ab.

Der wohl angebrachte Reim giebt Ohren, die sich daran gewöhnt haben, einigen, aber doch schwachen Ersatz für den viel edleren aus dem Herzen der Natur genommenen lebendigen Ausdruck des die Empfindung begleitenden und darstellenden Rhythmus. Die Leidenschaft spricht immer in Rhythmus, der Reim ist ihr fremd.

Dennoch hat auch der Reim eine ihm eigenthümliche Grazie, aber eine dienende Grazie, die der Poesie wohl manchmal eine Zier anlegen darf, aber nicht ihre Herzensfreundinn wird, da sie an ihren Empfindungen wenigen Antheil nimmt. Die höhere Grazie des Rhythmus ist aber mit der Poesie Ein Herz und Eine Seele, ist wie sie, Tochter der Natur; sie sind Zwillingsschwwestern.

Da es aber freilich mehr natürlichen Mißgefühls von Seiten des Hörers erfordert, sich hinreißen lassen von der lebendigen Empfindung, die der Rhythmus gewährt, als mit Vergnügen den Reim zu hören, so möchte dieser wohl immer die größte Zahl von Liebhabern finden. Er, der es mit gezählten Sylben zu thun hat, mag sich denn auch der Zahl seiner Lieb-

haben erfreuen. Der Rhythmus wird die Feinigkeiten wägen, wie er die Sylben wägt.

In Vergleichung mit dem griechischen und lateinischen haben der deutsche, der ihm gleiche skandinavische, und der holländische Rhythmus einen weit kleineren Umfang. Der griechische Dichter kann eine viel größere Zahl von langen Sylben ununterbrochen an einander reihen; so auch von kurzen. Der Grieche giebt daher seinen lyrischen Gedichten eine weit größere Mannichfaltigkeit des Rhythmus, als wir den unsrigen geben können. Aber dieser Vortheil ist nicht so groß, als er wohl scheinen mag, und wir werden bald von einem Vortheile reden, den unser Sylbengesetz uns giebt, durch welchen jener mehr als aufgebogen wird.

Soll die Wirkung des lyrischen Rhythmus auf das Ohr, oder vielmehr durch dieses auf die Empfindung erreicht werden, so muß in Versarten, welche aus sich gleichen Theilen (Strophen) bestehen, das Ohr jeden dieser Theile als ein solches umfassen; nicht als ob jeder Hörer zu wissen bedürfte, wie der Rhythmus wirke, aber so, daß dieser seine Wirkung an ihm nicht verfehle.

Winckel's Siegeshymnen, die Oden der griechischen Tragiker und des Komikers Aristophanes, bestehen aus Haupttheilen, deren jeder eine Strophe, eine Gegenstrophe, und einen dritten Theil hat, den die

Alten Epodos *) nannten. Den aus diesen drei Theilen bestehenden Haupttheil nannten sie Systema. Manche Strophe besteht aus neunzehn Versen. Strophe und Gegenstrophe haben völlig gleichen Rhythmus. Nicht so der Epodos, welcher einige Verse weniger hat, und dessen Rhythmus, nach fein empfundener Wahl, von dem der Strophen abwich, um mit ihnen einen desto mehr harmonischen Haupttheil des Ganzen zu bilden. Ein solcher Haupttheil besteht also manchmal aus etlichen und fünfzig Versen.

Man sieht leicht ein, wie schwer, ja wie unmöglich die Forderung an das Ohr scheinen müsse, den Rhythmus eines ganzen Systems so zu umfassen, daß es dessen Schönheit genießen, und sich diesen Genuß durch Wiederholung der Melodie in den folgenden Systemen könnte erhöhen lassen. Aber dieser Forderung Genüge zu thun ward dem Hörer, der zugleich Zuschauer war, erleichtert. Tanz und Gesang begleiteten den Rhythmus des Gedichtes; denn diese Hymnen und Chöre wurden öffentlich aufgeführt. Bei der Strophe (Wendung) bewegten sich die Sänger des halben Reigens von der Rechten zur Linken, mit rhythmischem Schritt, bis zur Mitte der Bühne, mit Anspielung auf den Lauf der Wandelsterne, zu denen

*) Epodos, zutönend, harmonirend mit den Strophen. So sagt Euripides *Εραβ.* 1271-72 *ὁποῖα μοῦσος ἐπαδούρει* ein Name, der mit der Gestalt übereinstimmt.

die Sonne gerechnet ward. Bei der Gegenstrophe (Gegenwendung) ging die andere Hälfte des Chors, gleichfalls in rhythmischem Schritt, zur Mitte der Bühne, von der Linken zur Rechten, anspielend auf den vermeinten Gang des ganzen Himmels, von Abend gen Morgen; und dann sang, deutend auf die Erde, welche man sich im Mittelpunkt der Welt dachte, der ganze in der Mitte der Bühne stehende Reigen den Epodos, den man den Standgesang nennen könnte.

Also, unterstützt von Tanz — jeder rhythmische Schritt ist Tanz —, von Gesang, wahrscheinlich auch von begleitendem Tonspiel der Hand und des Hauches, erhielt der Rhythmus des lyrischen Gedichts eine so eindringende Wirkung, daß ihn ein nicht ungeübtes Ohr umfassen konnte; desto besser, wenn der Hymnus lang war, und also viele Systemen enthielt, und mit immer mehr erfaßter Melodie das hohe Vergnügen des Rhythmus immer zunahm.

Ich will nicht sagen, daß nicht auch ohne Begleitung von Tanz und Gesang, diese Hymnen dem Leser, auch durch ihren herrlichen Rhythmus, der bei jedem wahren Dichter immer voll lebendigen Ausdrucks ist, einen hohen Genuß gewährten; aber dieser Genuß ging mehr hervor aus den einzelnen schönen Theilen, als aus der Allschöne des Ganzen, welches, wo ich nicht irre, zu zusammen gesetzt war, als daß es ohne begleitenden Gesang und Tanz hätte können umfaßt werden. Es ist mir nicht ausgemacht, daß

der Leser solcher Hymnen einen höhern Genuß sollte gehabt haben, als der Deutsche bei Strophen deutscher Oden, deren Melodie er ganz umfaßt, empfindet; oder als der Grieche und der Deutsche bei gesetzlosen, feurigen Dithyramben empfand und empfindet, in denen der Dichter vom Strome der Begeisterung, wie Orpheus Haupt von Fluthen des Hebrus, hingerissen, keinem Gesetze eines bestimmten Rhythmus folgt, sondern die Leidenschaft allein walten läßt, welche immer in Rhythmus spricht, und ungestört im besten, weil ihr eigenthümlichen. Im Reiche der Poesie waltet die Leidenschaft, und Rhythmus ist ihr Ausdruck.

Die Begeisterung kennet kein Gesetz, aber ihre Art und Weise zu handeln wird Gesetz.

Für die dithyrambische Poesie, von welcher, da Pindar's Dithyramben verloren gingen, die Alten uns kein Muster ließen, möchten wir ohne Zweifel die größere Mannichfaltigkeit der griechischen Rhythmen vermissen; aber viel zu theuer würden wir gleichwohl, wenn es möglich wäre, diesen Vortheil erkaufen, da er nicht ohne Aufopferung der schönsten Eigenthümlichkeit unserer Sprache — welche doch die skandinavischen und die holländische mit ihr gemein haben — erkaufet werden könnte.

In unserer Sprache, und in ihren so eben genannten Schwestern, ist jedes Hauptwort, jedes Beiwort, jedes Zeitwort, wenn es einsylbig ist, eine lange Sylbe. Mann, gut, thum. Jede Sylbe, welche

nur Zufälligkeiten der Zeit, der Bedingung, der Zahl, des Geschlechts u. s. w. bezeichnet, ist kurz. Die Hauptsylbe, auf welcher der Begriff beruhet, bleibt immer lang. Des Mannes, die Männer; des guten, die guten; gethan. Sind Hauptwort, Beiwort, oder Zeitwort mehrsyllbig, so ist die Hauptsylbe, auf welcher der Begriff beruhet, immer lang; die andern sind kurz. Die Tugend, die Tugend, der Löwe; jugendlich, taugen. Alle einsyllbigen Bindewörter — und die meisten sind einsyllbig — sind kurz; ausgenommen — und diese Ausnahme zeugt von dem tiefen Sinne des Gesetzes — jede Sylbe, auf welcher wir, des Sinnes wegen, einen Nachdruck legen. Diese wird sogleich lang, sei sie auch ein sonst unbedeutendes Bindewort, oder ein Artikel.

Giebt ein gefälliger, die Empfindung nachahmender Rhythmus der Prose und dem Gedicht Anmuth und Lebhaftigkeit, so ist diese Eigenschaft unserer Sprache, welche uns bei jeder Sylbe, die einen Begriff ausdrückt, verweilen, über jede andre aber, welche nur Zufälligkeiten der Zeit, der Zahl, der Personen u. s. w. anzeigt, hinweg eilen läßt, diese Eigenschaft unserer Sprache, sag' ich, ist das Leben selbst! Sie giebt ihr eine Vernunftmäßigkeit, die dem Philosophen, einen Ausdruck der Empfindung, die dem Dichter unschätzbar sind! Ich weiß nicht, ob irgend ein Vorzug der griechischen oder römischen Sprache diesem Vorzuge der unsrigen gleich komme. Wie oft gleitet in

jenen die Zunge über die bedeutungsvollen kurzen Worte eilend dahin, und verweilet bei den langen, unbedeutenden Bindeworten oder dem Artikel, oder den Sylben, welche nur Zufälligkeiten eines Zeitworts anzeigen, dessen Hauptbegriff eine kurze Sylbe ausdrückt?

Wie vieles hätte ich noch vom Reichthum, von der Geschmeidigkeit, von der Fruchtbarkeit, von der Bedeutsamkeit, von der Zweideutungslosigkeit, von dem in ihr enthaltenen tiefen Sinne, von der Kraft, von der Keuschheit, von der innigen Herzlichkeit unserer herrlichen Sprache zu sagen! Wie erhebt sie vor den andern Sprachen Europens nach jedem Wettlaufe ihr Haupt; es sei, daß man deutsche Uebersetzungen von Schriften der Alten mit den Uebersetzungen eben dieser Alten in andern Sprachen vergleiche, oder daß man deutsche Uebersetzungen aus den lebenden Sprachen mit Uebersetzungen deutscher Bücher in jene Sprachen zusammenstelle. Und welchen Rang nimmt die deutsche, als poetische Sprache, vor allen andern lebenden Sprachen ein; sie, die in edlem und freiem Rhythmustanze daher schwebt, deren Worte, warm von Lebensblut, nicht nur Gedanken und Empfindungen bekleiden, sondern oft dem Gedanken neues Licht, neue Gluth der Empfindung geben!

Seicht dem Seichten und unbiegsam dem Kalten, öffnet unsere Sprache dem Denker ihre Tiefen, und

schmeidiget sich wie Wachs, in warmer Hand des Empfindenden, zu jeder Bildsamkeit; mannichfaltig an Wendungen wie im Ausdruck, ist sie hehr in urkräftiger Eigenthümlichkeit und in edelster Einfachheit.

Diese hohe Einfachheit unserer Sprache mag wohl eben so sehr dem zarten Wahrheitsfinne und der Herzlichkeit, welche beide Grundzüge deutscher Gemüthsart sind, als ihrer Kraft und Fülle zugeschrieben werden, welche den Deutschen, der seine Sprache ganz inne hat, nie in Noth lassen, daher ihn nichts zur Uebertreibung des Ausdrucks reizet, weil ein dem Gegenstande sich eignender ihm nicht fehlen wird; da hingegen Schriftsteller, welche mit armen Sprachen zu thun haben, oft zur Uebertreibung ihre Zuflucht nehmen, weil der wahre Ausdruck ihnen fehlt; jenen Malern ähnlich, welche grelle Farben auftragen, weil sie die sanften Abschattungen der Natur nicht darzustellen wissen. Solche Uebertreibungen gehen aus der Bücherwelt in's gemeine Leben über, nicht ohne großen Nachtheil der Gemüthsart, welche von der Wahrheit je mehr und mehr sich entwidhnet. Bald werden alsdann seltne, edle Worte, diese kostbaren Schaumünzen der Rede, gäng und gäbe, und von den leersten Köpfen, gleich Rechenpfennigen im Spiel, ausgegeben werden. Der heilsame Gebrauch gesunder Worte wird dem Schwulst einer Bühne weichen, auf welcher Jünglinge gelehret werden, ihre Schönen anzubeten, weil zur Liebe ihre Herzen zu kalt sind.

Daß wir Deutsche mehr Sprachen erlernen, als irgend ein Volk, gereicht uns zur Ehre, auch zum Vortheil, und ist geeignet, uns in unsere eigene Sprache desto tiefere Einsicht zu gewähren, je mehr wir in Stand gesetzt werden, sie mit fremden Sprachen zu vergleichen; eine Vergleichung, welche für den Deutschen, der sie mit Kunde anstellt, gewiß sehr erfreulich seyn wird, und ihn an einen biedern und geistvollen Ritter der Vorzeit, Walthar von der Vogelweide, erinnern mag, der nach zurückgelegten Reisen und Feldzügen in Europa und Asien, als er heimgekommen war, fröhlich unter Deutschen sang:

Die deutsche Zucht hat mir vor allen
Den fremden Sitten wohl gefallen;
Und das war meiner Reisen Frucht,
Daß mir gefiel die deutsche Zucht!

Durch Erlernung fremder Sprachen setzen wir uns nicht nur in den Besitz ihrer geistigen Reichthümer, sondern wir bereichern auch noch auf andere Weise unsere Begriffe. Je tiefer wir in das Verständniß fremder Sprachen bringen, desto mehr werden wir inne, daß zwar jedes Volk für jeden sittlichen Begriff, für jede Empfindung, ein Wort habe; daß aber nicht immer das Wort in der einen Sprache mit dem Wort in der andern Sprache vollkommen übereinstimme. Ich rede hier nicht von Worten, welche der Mißbrauch entwürdiget hat, sondern von jener Bedeutsamkeit der Worte, welche aus der innigsten

Eigenthümlichkeit der Art und Weise zu denken und zu empfinden — ich möchte sagen, zu sehen und zu fühlen — bei jedem Volke entstand. Das Verständniß dieser verschiedenen Abschattungen desselben Hauptbegriffs erweitert den Verstand und bereichert die Empfindung.

Diesen Vortheil werden aber nur Wenige zu ergreifen wissen; auffallender und allgemeiner ist derjenige, den uns die Kunde verschiedner Sprachen giebt, indem sie uns den Zugang zu den Schätzen des Geistes verschiedener Zeiten und verschiedener Gegenden aufschließt, also unsern hienieden immer durch Zeit und Raum beschränkten Wahrnehmungen und Wirkungen größern Spielraum öffnet, und freier macht, wofern wir diese Freiheit recht gebrauchen, denn mißbrauchte Freiheit führt immer in engere Schranken zurück, als die ersten waren.

Und das ist leider der Fall vieler Deutschen geworden! Statt mit der Willigkeit, die der deutschen Gemüthsart eigen ist, das Fremde zu würdigen, überschätzte der Deutsche es mit jener Schwäche, die ihm auch sehr eigen ist, und die er nur zu oft naiv genug ausdrückt, wenn er, Geringschätzung anzudeuten, sagt: „Das ist nicht weit her.“

Selbst die Muttersprache lag uns zu nah, wir versäumten sie lange Zeit auf eine so unbegreifliche als thörichte Weise. Der pedantischen Ueberschätzung des Latein folgte bald, ging ihr dann zur Seite, ver-

drängte sie darauf, die Ueberschätzung des Französischen. Möge eine bessere Nachwelt Mähe haben es zu glauben, — deutsche Zeitgenossen von Klopstock — unter vielen Edlen und Großen nenne ich den Einen Größten und Edelsten — ließen Französinnen kommen, um ihre Töchter zu bilden; und so wie pedantische Schulfüchse unsere Sprache vulgarem (die gemeine) nannten, so wurden deutsche Kinder edler Häuser gewohnt, die hohe, edle Muttersprache als Sprache des Gesindes anzusehen; und wie konnten sie anders, wenn es Hausgeseß war, bei der Tafel französisch zu sprechen; wenn jeder kindliche Wunsch, um bei den Eltern Gehör zu finden, sei es mündlich, sei es schriftlich, in der Sprache des Fremdlings vorgelegt werden mußte.

Die natürliche Folge war, daß sehr viele mehr Werth auf Kunde der französischen als der deutschen Sprache legten; daß jeder bemerkte Verstoß wider die Sprachlehre des Französischen gerügt ward, die größten Fehler des Deutschen in seiner eigenen Sprache kaum bemerkt wurden.

Es war ein großer, nicht zu entschuldigender Mißgriff der europäischen Höfe, daß sie bei öffentlichen Verhandlungen unter einander sich die Sprache einer benachbarten, mächtigen und ehrgeizigen Nation aufdringen ließen, welche natürliche Auslegerinn aller in ihrer Sprache verfaßten Schriften werden mußte; einer Nation, die, eh' sie mit dem hohnlachenden vae

victis! (wehe den Besiegten!) das Schwert in die Wagschaale legt, keinen Vortheil unbenutzt läßt, welcher dahin führen kann. Dennoch hat dieser ungeschickte Mißgriff der Höfe lange nicht so arg wider uns gewirkt, als jene, auf Unwissenheit gegründete Versäumniß und Geringschätzung unserer Sprache. Ich erinnere mich noch, in meiner Kindheit gehört zu haben, wie es an einem geistreichen, deutschen Mädchen von deutschen Frauen mit Hohn gerüget ward, daß sie, wie sie sagten, affectirt sei und deutsche Briefe schreibe. Das gute Mädchen wollte doch nur seine Empfindungen ausdrücken!

Dieser lächerliche Ueberwitz hat seit etwa 50 Jahren nach und nach abgenommen, aber noch jetzt findet man seine Spur. Noch jetzt versammeln sich Deutsche und schwagen französisch; noch jetzt schreiben Deutsche an Deutsche, Brüder schreiben manchmal an Brüder, Kinder an Eltern, das Weib an den Mann in französischer Sprache! Heißt das nicht, sich von den Selbigen entfremden? Ja, von sich selbst entfremden? Derselbe Gebrauch ist bei den nordischen Völkern eingeschlichen. Engländer, Italiener, Spanier und Portugiesen begreifen nicht, daß man aus Wahl mit Landsleuten in einer fremden Sprache rede, oder sie in Briefen brauche. Diese alberne Sitte ist es desto mehr, da der Gebrauch einer fremden Sprache uns doch nie ganz eigen wird. Es bedarf nur einer mittelmäßigen Kunde des Französischen, um inne zu wer-

den, daß selbst Friedrich dem Zweiten die Sprache, die er vor allen liebte, in der er sprach, schrieb, Verse machte, dennoch, obschon er umgeben war von französischen Akademikern, immer fremd blieb.

Seit einem halben Jahrhunderte haben endlich die Deutschen wieder angefangen, ihre kräftige, geistvolle und herzliche Sprache besser zu würdigen. Es kam, ohne sichtbaren Anlaß, für Deutschland ein Augenblick, wie die Vorsehung von Zeit zu Zeit den Nationen — ich weiß nicht, ob irgend einer mehr, als Einmal — sendet. Ein herrliches Gestirn von großen Geistern ging auf an unserm Horizont. Sie erinnerten durch Werke, die mit dem Siegel der Unsterblichkeit an der Stirn hervorgingen, an der deutschen Sprache Kraft und Schönheit, die sich schon in manchen alten Werken denen, die sehen konnten, gezeigt hatten. Klopstock that, auch in Absicht auf Sprache, mehr als irgend einer. Nicht nur schmeigte sich gelehrig unter ihm dies kräftige Roß, er gab ihm Flügel!

Die leeren Köpfe — sollte man nicht meinen, daß der Dummheit ein eigener Instinkt, so wie den schwachen Thieren, verliehen worden — blieben nicht etwa nur gleichgültig gegen den höhern Glanz, in welchem unsre Sprache sich zeigte, sie höhnten mit Bitterkeit. Ein desto bangeres, weil dumpfes Vorgefühl, sagte ihnen, daß leichten Köpfen und Herzen nichts gefährlicher seyn müßte, als wenn unsere kraft-

volle und reiche Sprache, die in den Gesellschaften der großen Welt damals weit mehr als jetzt herrschende Sprache des Auslandes verdrängen würde. In dieser ist des Verabredeten viel, und sie bieten Jedem gewisse von der Mode gestempelte Formen und Ausdrücke dar, welche in der That in einer beschränkten Sphäre — und ist wohl eine beschränkter, als die große Welt? — die Leichtigkeit der Unterredung begünstigen, und auch schalen Schwägern einen Anstrich von Wohlredenheit zu geben scheinen.

Diese Gefälligkeit vermißt der Weltling in der deutschen Sprache. Ihr Reichthum macht ihn verlegen, denn sie setzt ihn in den Fall der Wahl, und schlechte Wahl zeigt schwaches Urtheil. Unsere Sprache giebt vielleicht mehr, als irgend eine andere unter den lebendigen Sprachen, das Maas des Geistes und des Herzens dessen, der sie redet. Quelle indiscretion! Eine solche Sprache kann dem Weltlinge keine Liebe abgewinnen! Sie ist ihm lästig, weil sie ihn beschämt. Auch kann er sich durchaus nicht an ihren Ernst, an ihre Wahrhaftigkeit, an ihre Herzlichkeit gewöhnen. Er hat keinen Sinn für sie und sie versaget ihm.

Wer sie ganz inne hat, wer Sinn für sie hat, dem ist die deutsche Sprache lebende Zunge! Oder wollen wir sie mit einem Werkzeuge vergleichen, so ist sie eine volle Rüstung, mit Schutz- und Trugwaffen, unter deren Wucht der Schwächling erliegt, die sich aber dem Starken, der sie liebet, anschmieget,

wie die Haut, und ihm das wird, was dem Achilles die von einem Gotte geschmiedete Rüstung war, von welcher Homer singt, daß sie, weit entfernt ihn zu beschweren, dem Helden sich angefügt und wie auf Flügeln ihn erhoben habe.

Es liegt ein Schatz von Gesinnung in unserer Sprache; dieser sei uns heilig! Wir verloren vieles, aber alles, dessen Besiz wahren Werth hat, hat diesen in der Gesinnung. Nicht die Freiheit, sondern der empfundene Werth der Freiheit macht der Freiheit würdig. Das Glück macht oft den Sieger; nur Muth und Weisheit machen den Helden.

An der Gesinnung müssen wir uns fest halten; unsere Gesinnung müsse bieder, wahrhaft, einfältig, herzhast, und herzlich seyn! Unsere reiche, Kraftvolle, edle Sprache bleibe ein Band des Vereins, wo andere Bänder rissen. Viele Edle legten große Gedanken und warme Empfindungen der guten Muttersprache in den Schooß. Diese sind Gemeingut für uns. Legen auch wir gute Gedanken ihr in den Schooß. Es vermehre sich das Gemeingut für unsere Kinder und für unsere Enkel. Falle unser Loos, wie es fallen mag, fern sei von uns jeder politische Kleinmuth! Ueben wir Treue in allen unsern Verhältnissen, und hegen wir freien Sinn, bereit zu jeder Aufopferung des Aeußeren, ehe wir das mindeste von unserer Gesinnung aufgeben, oder aufzugeben scheinen!

Verdienen wir Achtung durch Tugend, geben wir der Tugend Gehalt und Bestand durch die Religion. Sie leite uns auch in den Verhältnissen dieser Zeit! Der umnachtete Steurer lenket auch zwischen Klippen sein Schiff, mit dem Blick gen Himmel.

U e b e r d e n Z e i t g e i s t .

— — — malum quo non aliud velocius ullum,
Mobilitate viget, viresque acquirit eundo.

Virg. Aen. IV. 174 — 75.

Nicht nur des einzelnen Menschen, sondern auch, ja noch mehr, ganzer Völker Ansichten, Streben und Handlungen sind oft mehr oder weniger abhängig von ungeprüftem Vorurtheil. Je mehr und je schneller eine neue Ansicht bei einem Volke überhand nimmt, desto verdächtiger muß sie uns des Wahnes scheinen, oder wenigstens eines großen Zusages von Irrthum zur Wahrheit, die ihr vielleicht anfangs, wenn auch schon damals ungeläutert, zum Grunde lag. Denn, je mehr Stimmen sich für die neue Ansicht erheben, desto weniger wird über den Grund oder den Ungrund derselben nachgedacht. Was für wahrscheinlich gehalten ward, gilt bald als wahr; nothwendige Ausnahmen und einschränkende Bestimmungen werden übersehen.

Was viele glauben, das prüft oft keiner, weil jeder lieber gemächlich auf der Ueberzeugung anderer

die seinige beruhen läßt, und gern wähnt, daß sie geprüft haben.

Eine neue plöblich sich verbreitende Meinung, wofern sie nicht eine göttliche Beglaubigung an der Stirne trägt, ist entweder schon ein Irrthum, oder muß es bald durch Uebertreibung werden, es wäre denn, daß sie sich auf neue Erfahrungen gründete. Die neuesten Erfahrungen unsrer Zeit sind nicht geeignet, dem Zeitgeiste das Wort zu reden.

Neue Behauptungen, an die anfangs keiner glaubt, können, durch Unverschämtheit der Volksführer, eben solche Wirkungen hervorbringen, wie wirklich gehegte Meinungen. Wenn jene fest behaupten: die Sache sei ausgemacht, ohne Verleugnung der gesunden Vernunft könne man sie nicht bezweifeln, alle vernünftigen Menschen wissen, daß es so sei; so will, aus falscher Schaam, oft jeder auch überzeugt scheinen, bis aus allgemeiner Heuchelei, wie Feuer aus geriebnem Holze, sich ein enthusiastischer Wahn entzündet. Dieser Kunstgriff ward von griechischen, römischen, und in späterer Zeit von italienischen Demagogen mit großem Erfolge geübt. So auch in seinen Schriften von Voltaire, und wir finden ihn sehr dreist angewandt von den anonymen Verfassern vieler unsrer Zeitungen.

Ist die neue Behauptung von der Art, daß sie der unkundigen Menge mit neuen Vortheilen schmeichelt, und werden ihr diese noch dazu in hochtönenden

Worten vorgetragen, mit denen sie nur dunkle und schwankende, aber eben daher Enthusiasmus erregende Begriffe verbindet, als Freiheit, Würde, Kraft, Recht, Gleichheit, oder in neugestempelten Ausdrücken, Volksthum, Deutschtum, Volksmündigkeit u. s. w. vorgespiegelt, so wird die neue Ansicht von der in gewissen Verhältnissen immer unumgänglichen Menge mit so trunkenem Beifall aufgenommen, daß derjenige, welcher mit nüchternem Sinn eine wohlwollende Stimme der Warnung erhebt, entweder als bestäubt mit veraltetem Wuste gehöhnt, oder als ein Verräther am aufdämmernden Heile des neuen Volksthumes verschrien wird.

Ein wahrer Freund des Volks muß solche Verunglimpfungen sich gefallen, sich nicht abschrecken lassen mit dem edlen Quintius Capitolinus seinen Mitbürgern zu sagen:

“Ich weiß, daß andre Worte euch angenehmer seyn würden; wenn aber auch mein Gemüth mich nicht auffoderte, lieber das Wahre als das Angenehme zu sagen, so zwänge mich doch jetzt die Noth dazu. Gern möchte ich euch gefallen, meine Mitbürger, aber viel lieber sah ich euch gerettet, möget ihr auch gesinnet gegen mich seyn wie ihr wollt.” *)

*) His ego gratiora dicta alia esse scio, sed me vera pro gratis loqui, etiam meum ingenium non moneret, neces-

“Es geschieht nichts Neues unter der Sonne,” (Pred. Salomo I, 9) sagte vor dreitausend Jahren ein vom Geiste Gottes erleuchteter Weise. Und so verhält es sich im Grunde wohl auch hiermit. Das nach nicht zu bestimmenden Zeiträumen unter verschiedenen Gestalten Wiederkehrende zeigt sich mehrentheils im Wesentlichen, wie es sich schon zuvor gezeigt hatte. Wenn es sich aber auf eine von den vorigen sehr verschiedene Weise kund thut, so erfordert es einer sichern Beleuchtung und ernstern Beherzigung. Dieser wird sich wohl anjehet keiner, dem das irdische, keiner, dem das himmlische Vaterland am Herzen liegt, entziehen wollen; zu jener möchte ich lieber einige Weisen einladen, als mich dazu erlauben. Ich bitte daher meine Leser, diese wenigen Blätter nur als Bruchstücke zu betrachten. Je mehr die Geschichte uns zeigt, wie aus kleinem Beginn oft große Dinge hervorgingen, wenn Eine Idee von Vielen mit lebhafter Theilnahme ergriffen ward, desto mehr wird ein wohldenkender und weiser Mann sich hüten, daß er nicht mit der Menge, und wie die Menge, sich von Meinungen hinreißen lasse. Selbst dann, wenn ihm scheint, daß das allgemeine Dichten und Trachten einen guten Zweck habe, wird er nie vergessen, daß

sitas cogit. Vellem equidem vobis placere, Quirites, sed multo malo vos salvos esse, qualicunque erga me animo futuri estis. Tit. Liv. III, 68.

im menschlichen Dichten und Trachten sich meistens Unreines zum Reinen mische, und wird mehr auf Läuterung der überhand nehmenden Ideen, als auf unbehutsame Verbreitung derselben sinnen. Er wird ihren Ursprung zu erforschen suchen, und auf Erforschung desselben auch andere aufmerksam machen; denn der Geist, aus welchem etwas hervorgehet, entscheidet mehrentheils über dessen Werth; bleibt sich mehrentheils in seinen Wirkungen getreu. Zwei Beispiele mögen uns genügen.

Seit Jahrhunderten waren die Landschaften Uri, Schwyz und Unterwalden frei, lebten nach eignen Gesetzen, unter unmittelbarem Schutze des deutschen Reichs, als vor einem halben Jahrtausend der deutsche Kaiser Albrecht, erbittert darüber, daß sie sich nicht unter erbliche Schirmvogtei des Hauses Habsburg begeben wollten, seine über die habsburgischen Güter gesetzten Landvögte nun auch zu Wahrnehmung der Reichsrechte in jenen Landschaften bevollmächtigte, welche das so harmlose als mannhafte Volk auf un-menschliche Weise drückten. Dieses vertrieb nun seine Dränger, deren Burgen es brach, ließ aber die habsburgischen Güter unangetastet, und fuhr fort in Albrecht, als Kaiser und König der Deutschen, seinen Schutzherrn zu erkennen, nachdem es sich mit Kraft der ungerechten Anmaßung, deren er sich als Herzog von Oestreich und als Graf zu Habsburg erköhnte, widersezt hatte. Die andern helvetischen Kantone

behaupteten ihre Freiheit auf gleiche Weise, sie trennten sich ungern und gezwungen vom deutschen Reiche.

Kein Volk auf Erden hat heldenmüthiger seine Freiheit erkämpft und behauptet, wie die deutschen Schweizer. Und, so gereizet sie auch wurden, hat doch kein Volk mehr Mäßigung, mehr Edelmuth, mehr christliche Gesinnung gegen seine Feinde gezeigt, deren Güter, die mitten in ihrem Lande lagen, sie ehrten; für deren Seelen sie, auf den Schlachtfeldern wo sie gefallen sind, jährlich beten.

Aus dem Geiste des demüthigen, daher unerschütterlichen Vertrauens in Gott, sind das Glück und die Freiheit der Schweizer hervorgegangen. Kräftig erwies sich noch vor weniger als drei Jahren dieser Geist in den biedern Schaaren der Eidgenossen, die dem aus der Insel Elba entschlüpften Emporkömmlinge kühn widerstanden, als er sie, die Ludwig dem Achtezehnten Treue zugesagt hatten, durch schmeichelnde Vorstellungen und durch Todesbedrängung zum Abfall bewegen wollte. Er mußte sie ziehen lassen. Mit den Waffen zog das kleine Heldenhäuflein mitten durch Frankreich heim in seine Gebirge, angestaunt von zahnknirschenden Schergen des Tyrannen und von erröthenden Freunden des Königes.

Die Franzosen haben sich von arglistigen, eiteln und eigennütigen Volksführern, durch trügerischen Tand hohler Worte, von Thorheit zu Thorheit, von

Grevel zu Grevel in kurzer Zeit dahin bringen lassen, daß sie den Thron und die Tempel Gottes stürzten. Der König, milde, fromm und edelmüthig, hatte Erbkohrne der Nation berufen, mit ihnen sich zu berathschlagen über eine Verfassung, weil es immer seines Herzens Wunsch gewesen, Haupt einer freien Nation zu seyn.

Sie ließen sein Blut fließen auf der Todesthüne. Das Volk wüthete in den Eingeweiden Frankreichs. Es entsagte öffentlich Gott, es verehrte in seiner Tollheit die Vernunft in nackten Buhlerinnen, die es auf den Altar Gottes stellte; es kündigte allgemeinen Frieden an; dräute allen Königen den Untergang; stand auf als Feind aller Völker. Bald schmiegte es sich unter das eiserne Joch eines Korsen, der Tyrann auf dem Thron und Tyrann an der Spitze einer oftmal seinem Ehrgeiz und seiner Herrschsucht aufgeopfert, immer wieder aus der unseligen Heimath sich erneuenden Jugend, die Geißel Europens ward, wie er die Geißel Frankreichs war und die Geißel Europens werden konnte, weil Europa vom Taumelbecher gekostet, den Frankreich bis auf die Hefen ausgeschlürfet hatte. Und ist es etwa nüchtern geworden? Die von ihm gehöhnten Völker wurden es durch Wehe, besannen sich, wandten sich zu Gott, in dessen Vertrauen sie sich erhoben, von Siegen zu Siegen eilend den Tyrannen stürzten und die feindselige Nation retteten, deren eitlem Undanke noch jetzt unfre.

mit Ruhm gekrönten Heere Abstand halten, daß sie nicht abermal den Thron und die Altäre stürze, nicht wieder in racheschnaubenden Horden sich über unser Vaterland ergieße.

Solches Wehe hatte in unsern Tagen der Geist der Zeit herbeigeführt.

Leichter, als es anjetzt seyn mag, war es, ihm Einhalt zu thun in seinem Beginn. Schon längst ward er von verständigen, wohlmeinenden Männern gerügt, aber wenige achteten darauf. Er ward desto mehr, da er aus Frankreich zu uns herübergekommen war, wie eine Mode betrachtet, welche bald einer andern Platz machen würde. Selbst als er so schnell sich verbreitete und so laut ward, als schon sich jedem Beobachter das Gleichniß eines an hoher Alpenklippe geldseten Schneeballs aufdrang, den etwa die von der Glocke eines Saumthiers erschütterte Luft erregte, der im Rollen mit ungeheurem, nicht zu berechnenden Wachsthum anschwillt, glaubten viele der neuen Erscheinung mit Gleichgültigkeit zusehen zu dürfen; andre, zu furchtsam ihr entgegen zu wirken, gaben sich das Ansehen kalter Geringschätzung. Man sagte: Schnee schmelze und Wasser verlaufe sich.

Man achtete nicht auf die Mahnung der Weiseren, die da sagten: "Es ist wahr, Schnee schmilzt und Wasser verläuft sich; hörtet ihr aber nie von solchen, aus geldseten Schneeflocken entstandenen

Strömen, welche sich nicht eher verliefen, als bis sie blühende Gefilde verheert, Wälder dahingeschwemmt, mit gewälzten Felsen schiffbare Flüsse gehemmt, Hütten und Palläste, Dörfer und Städte gestürzt und eine Verwüstung angerichtet hatten, deren Folgen noch die Enkel der Enkel treffen?"

Daß aus schwindelndem Stolze dieser Geist hervorgegangen, aus Verachtung aller öffentlichen, ja aller natürlichen, ja der göttlichen Autorität, dessen bedarf es keines Zeugnisses. So offenbarte er sich ja mit schaamloser Wuth bei den Franzosen; so mit verhaltener, nicht minder giftigen Wuth bei uns. Was jene ausführten, hatten früher unsre so genannten Erleuchteten (Illuminaten) entworfen, die, gleich den Mächten der Finsterniß, am verderblichsten da walten, wo man nicht an ihr Dasein glaubt.

Die bürgerliche Ordnung ist nicht nur gefährdet, sondern sie muß einstürzen, wo die natürliche Autorität untergraben ward. Der Bestand, die Ruhe, das Glück der Familien werden gesichert durch den Staat; aber auch der Staat kann nicht bestehen ohne häusliche Zucht, und diese beruht auf Ehrerbietung und auf Liebe. Ehrerbietung und Liebe sind die nicht fabelhaften Penaten, deren keine Familie, wenn ihr Vorsteher Hausvater oder Hausmutter genannt zu werden verdienen, entbehren kann. Die Gesetze verändern nichts, wenigstens nichts Dauerndes noch Heil-

James ohne Sitten. Ohne Ehrerbietung und ohne Liebe keine Sitten *)!

Heilige Einrichtung Gottes stiftete die aus dem innigsten Stoffe der Menschheit gesponnenen Bande, welche Eltern mit Kindern, Geschwister mit Geschwistern verbinden. Die Familie ist ein kleiner Staat. Der Jugend Unerfahrenheit wird geleitet an Sängerbändern kindlicher Ehrerbietung und Liebe. Im Umgange mit den Geschwistern entwickeln sich die Empfindungen der zartesten Freundschaft. Ermuntert durch brüderliche Genossenschaft, wird der Knabe, dann der Jüngling, angebildet zur Arbeit und zur Hülfsleistung, und jede mit dem Bruder getheilte Freude wird erhöht. Aehnliche und doch verschiedene Gefühle entblühen dem reinen Verhältnisse zwischen Bruder und Schwester, in welchem zarte Saiten berührt werden, deren Anklänge schon hindeuten auf die innigste aller menschlichen Verbindungen, durch die, gleichsam aus beiden Hälften der Menschheit, in deren einen Kraft und Muth, in der andern Hofseligkeit und Aufopferung vorwalten, in Liebe verschmolzen, das

*) "Der Mensch hat ein Vermögen der Ehrerbietung in sich," sagt Ehr. Friedr. Schloffer in einer vortrefflichen Anmerkung des von ihm aus dem Französischen übersetzten Büchleins von Fiedle, über Staatsverfassung und Staatsverwaltung. Die Anmerkung steht S. 86 — 90. Auch wolle man nachsehen S. III — III2.

geheimnißvolle, heilige Wesen, ein Menschenpaar entsteht, die Ehe; sie, Urquell der Familien, Urquell der Völker.

So wie der Staat aus den Familienverhältnissen Bestand, Festigkeit und Würde bekommt, so die Familienverhältnisse durch die Religion, das heißt, durch Beziehung auf Gott, "nach dem das ganze Geschlecht in den Himmeln und auf Erden genannt wird." (Ephes. III., 15.)

Er, dessen ausgesprochenes Wort: "Es werde!" (1. Mos. I.) zahllose Sonnen; um welche Erden; Erden, um welche Monde kreisen, aus der alten Nacht hervorrief, unterwarf diese strahlenden Heere einem unwandelbaren Gesetz, dessen Erfüllung Harmonie ist. Aber diese Harmonie, so vollkommen sie auch ist, ist dennoch nur ein Conspiel lebloser Werkzeuge.

Der Mund, dessen Wort: Es werde! die Himmel mit ihren Welten hervorrief, rief auch Geister hervor, hauchte Liebe in sie. Sein Hauch, ihr Leben ist Liebe!. Ungleich begabt stimmen reine Geister allemal ein in Ein Lied. So wie, mächtig und hold, die seelenvolle Stimme des Menschen das Conspiel der Saiten und des Erzes belebt, so tönt der seligen, Gott empfindenden Geister Dasein, höhere, das Conspiel der Sphären belebende Harmonie, Seinen Lobgesang!

Die heilige Urkunde sagt uns nicht allein, daß wir von unsrer ursprünglichen Würde herabgesunken,

daß wir gefallen find, — dasselbige sagen auch die Ueberlieferungen aller Völker, dasselbige lehret auch die Vernunft, — jene heilige Urkunde, welche, in voller Bedeutung des Wortes, allein Urkunde genannt zu werden verdient, zeigt uns auch, welche Hand uns wieder aufrichten will, wosern wir nur mit Vertrauen und mit demüthigem Entschluß uns von ihr leiten zu lassen, sie ergreifen; die Hand der Liebe mit Liebe! Das ist der Hauptgedanke der Religion. Um zu unsrer wahren Heimath zu gelangen, müssen wir hienieden uns aufrichten lassen, müssen glaubend vertrauen, demüthig gehorchen, müssen lieben, müssen, in selbstverleugnender Liebe zu den Menschen, die alle unsre Brüder sind, die höhere Liebe zum Vater aller Menschen erweisen.

Ein Staat, in welchem diese Gesinnung, ich will nicht sagen allgemein, aber auch nur vorwaltend wäre, müßte uns der Vorhof des Himmels scheinen. Je mehr wahrhaftig christlicher Sinn unter den Mitgliedern des Staats ist, desto glücklicher sind sie.

Vergleichen wir nur nach einigen Hauptzügen, den Zeitgeist mit dem Geiste des Evangeliums, dem Geiste der Gerechtigkeit und der Liebe!

Der Geist des Evangeliums gehet aus von Gott und beziehet alles auf Gott; der Zeitgeist nimmt keine Kunde von Gott, ist, im eigentlichsten Sinne des Wortes, gottlos. Der Geist des Evangeliums athmet Demuth und brüderliche Liebe; der Zeitgeist verdanket

seine Geburt eitlem Dünkel und der Selbstsucht. Das Jahrhundert und das Land, in denen dieser anmaßende Emporkömmling sich ohne Larve zeigte, können den Charakter des Egoismus nicht verleugnen, welcher aller deutscher Art weniger als irgend Einem Volke anhebt. Der Geist des Evangeliums lehrt seine Jünger, sich "als Gäste und Fremdlinge auf Erden" ansehen; (Hebr. XI., 13.) gleichwohl machen nur sie die Erde zur sichern und erfreulichen Wohnung, gleich jenen edelmüthigen Reisenden, die auf der Durchreise wilden Wäldern Pflanzen und Hausthiere schenken, um ihnen das Leben bequem zu machen. Der Zeitgeist will von keiner ewigen Heimath wissen, und zerrüttet, durch Mißtrauen, Habsucht, Schwungsucht, Untergrabung der häuslichen Zucht und durch Aufruhr das irdische Vaterland.

Der Geist des Evangeliums zeigt göttliche Urkunden und ununterbrochene Ueberlieferungen, von Anbeginn an; der Zeitgeist ist von gestern her, seine Schüler wollen von keiner Urkunde wissen, von keiner Ueberlieferung, ja von keiner Erfahrung! Sie rühmen sich, die Stimmen der Mehrheit für sich zu haben, uneingedenk, daß die Kinder von gestern und von heute keinesweges sich als Repräsentanten der ganzen Menschheit, die seit sechs Jahrtausenden dachte, redete und handelte, anzusehen befugt sind; desto weniger, da sie den wirklichen Vorzug, den sie vor den Altvordern haben sollten, indem sie mehr Erfahrung

gen als jene nagen könnten, verschmähen, und mit hoffärtigem Uebersehen der vorigen Geschlechter, in allen religiösen, sittlichen und politischen Kenntnissen, zur Unerfahrenheit frühesten Zeiten zurückgehen; zugleich aber voll eiteln Dünkels, ohne Einsicht und freudlos und keiner Bewunderung fähig, nicht wie die Menschen früherer Zeiten von der Neuheit großer Gegenstände ergriffen und begeistert werden; daher sie, ohne kindliche, lehrbegierige, folgsame Unkunde, — kindische, auf Verachtung der Erfahrung gegründete, altkluge, satte Unwissenheit träger und widerspenstiger Knaben, mit mürrischem Eigensinn abgestumpfter Greise verbinden.

Völker, welche nicht im Lichte der wahren Religion wandelten, begehrt gleichwohl nicht sich der Gottheit zu entziehen. Zu allen häuslichen und öffentlichen Verhandlungen riefen sie die Götter herbei. Den Göttern schrieben sie ihr Glück und ihr Unglück zu, daher ihre Gebete, ihre Opfer, ihre Sühnungen. Diese finden wir bei allen Völkern aller Zeiten.

... „Es bedürfen ja alle Menschen der Götter!“ (Hom. Od. III., 48.) sagt der große Dichter, und der weise Plato, den das Alterthum, so wie den Homer, den göttlichen nannte, beginnt seine herrliche Schrift über die Gesetze, mit der Frage, die ein Athener einem Kreter vorlegt: Ob Gott oder ein Mensch Urheber der Gesetze sei? Mit Lebhaftigkeit antwortet der Kreter:

“Ein Gott, o mein Gastfreund, ein Gott!” (Plat. über die Gesetze I.)

“Laßt uns,” so läßt Plato später den Athener sagen, “laßt uns Gott anrufen, bei Verfassung des Staats! Er wolle hören und erhören, wohlwollend und gnädig zu uns kommen, um mit uns anzuordnen den Staat und die Gesetze.” (Plat. über die Gesetze IV.)

Eben dieser sagt bald nachher: “Gott, wie auch die alte Sage meldet, wandelt, den Ursprung, das Ende und die Mitte der Dinge umfassend, seinen geraden Weg. Immer folget Ihm die Gerechtigkeit, eine Rächerin des göttlichen Gesetzes an denen, die von ihm abweichen. Was aber glücklich seyn will, das hanget ihr an, demüthig ihr folgend und bescheiden.” *) (Plat. ebend.)

*) Wörtlich heißt es niedrig und geordnet. *ταπεινός καὶ κακοσημείος*. Nur in den Schriften Plato's und Xenophon's, der beiden großen Jünger des Sokrates, so wie im Leben dieses ehrwürdigsten und liebenswürdigsten Weisen unter den Heiden, finden wir den Begriff der Demuth ausgedrückt. Weil die griechische Sprache kein eignes Wort dafür hatte, brauchte Plato den Ausdruck niedrig. Vor Gott können wir uns nicht tief genug erniedrigen. Geordnet, das heißt, in Gedanken, Worten und Handlungen sich dem Willen Gottes fügend, der die höchste Ordnung ist, von dem alle Ordnung herkommt. Gleich dem *ταπεινός* der Griechen ward das *humilis* der Römer von den Christen gebraucht, um den Begriff der Demuth auszudrücken.

Auch der große, die zeitlichen Verhältnisse der Menschen sammt den Verhältnissen der ganzen Natur, mit deren Kräften und Eigenschaften, auf bewundernswürdige Weise umfassende Aristoteles, den auch unsre kältesten Weltweisen nicht der Schwärmerei zeihen werden, sagt: "Es ist eine alte überlieferte Sage bei allen Menschen, daß alle Dinge von Gott herkommen und daß sie durch Gott bestehen. Und daß keine Natur an und für sich so selbstständig sei, daß sie der Erhaltung durch ihn nicht bedürfe." (Aristoteles von der Welt 6.)

Fast alle alten Völker schreiben ihre Verfassung und Gesetzgebung den Göttern zu und sahen ihre Gesetzgeber als von den Göttern begeisterte Männer an. So die Kreter den Minos, die Lacedämonier den Lykurgos, die Römer den Numa, die Scandinaven den Odin, die Peruvianer den Manco Capac, die Indier seit vier Jahrtausenden und noch anjetzt, den Erzoater Sem.

Die den Kretern vom Minos gegebenen Gesetze wurden die Quelle, aus welcher unmittelbar andre Griechen und mittelbar die Römer, welche ihre Gesetze von Athen hielten, geschöpft haben. *)

*) Doch sandten die Römer auch Abgeordnete nach den griechischen Republiken des südlichen Italiens, welche theils unter pythagoräischen, theils unter lykurgischen Gesetzen blüheten.

Minos, ein Sprößling des phönikischen Königsstammes, hat ohne Zweifel nicht aus heimischen Quellen das üppigen, mehr nach Gewinn als nach Weisheit strebenden Phöniciens; sondern aus dem benachbarten, älteren, heiligen Vorne der Gesetze Israels geschöpft. Homer sagt von ihm, er habe Gespräche mit Zeus gehalten, *) und von Moses sagt die heilige Urkunde: "Der Herr redete mit Moses von Angesicht zu Angesicht, wie ein Mann mit seinem Freunde redet." (2. Mos. XXXIII, 11.)

Pythagoras von Samos, der über fünfhundert Jahr vor Christi Geburt seine vaterländische Insel verließ, weil Polykrates sie tyrannisch beherrschte, und nach Italien reiste, ward ein erhabener Wohltäter der blühenden griechischen Pflanzstädte dieses Landes, sowohl durch Erneuerung der Gesetze zu Kroton, als auch durch seine Jünger Charondas und Zaleukos; deren dieser den westlichen Lokriern, jener den Thuriern Gesetze gab. So wie ihr großer Meister bezogen sie die ganze Verfassung auf Religion.

Es ist zu bedauern, daß uns von des Zaleukos Gesetzen Weniges übrig geblieben, da der von Diobor erhaltene Eingang derselben vom hohen Geiste des Mannes zeugt. Vor allem drang er darauf, daß die Lokrier durch den Anblick des wunderbar geordneten Himmels sich vom Daseyn der schaffenden und ord-

*) — Διὸς μεγάλου ἰσχυροῦ. Hom. Od. T. 179.

nenben Götter überzeugen sollten, welche Urheber alles Schönen und Guten auch unter den Menschen wären, die von jeder Sünde die Seelen rein halten müßten, weil die Götter nicht der reichen Opfergaben sich erfreueten, sondern der gerechten und edlen Bestrebungen guter Menschen. So forderte er seine Lokrier auf zur Frömmigkeit und zur Gerechtigkeit und fügte die schöne Ermahnung hinzu, es möchte keiner unversöhnlichen Haß gegen einen Mitbürger hegen, sondern ihn als einen solchen ansehen, der sein Freund werden könne. (Diodor von Sicilien XII, 20.)

Hören wir noch einen großen Mann des Alterthums! Wer hört nicht gern den Tullius Cicero? In einer vor dem Senate Rom's gehaltenen Rede gesteht er, daß die Römer an Zahl den Spaniern, an Stärke den Galliern, an List den Carthagern, in Künsten den Griechen, in Wahrsagung andern Völkern Italiens nachständen, "durch Frömmigkeit aber," so fährt er fort, "und durch Religion, und durch die Eine Weisheit, kraft welcher wir einsehen, daß alle Dinge vom Winke der unsterblichen Götter geleitet werden, haben wir alle Völker und Nationen überwunden." (Cic. Orat. de harusp. responsis. 19.)

Solchen Werth legten die größten Männer des Alterthums auf die Religion. Und was war die übrige gegen die unsrige? Wie dürftig waren ihre Begriffe von der Gottheit, von der Bestimmung und Fortdauer des Menschen, von den Pflichten, deren Ausübung sie

fast auf das, was sie den Mitbürgern schuldig waren, einschränkten? Welche Ungerechtigkeiten erlaubten sie sich gegen Völker, die sie Barbaren nannten, und wie beruhete ihre Freiheit, auf die sie so stolz waren, auf Knechtschaft der bei weitem viel größern Zahl von Menschen, die in Schmach, unter erbarmungsloser Anstrengung und graunvoller Mißhandlung der Verquemlichkeit der Freien und ihrer Habsucht fröhnen mußten, und oft ursprünglich gleiches Standes, gleicher Erziehung, oft von höherer Geistesbildung als ihre Dränger waren, durch das Schwert besiegt, der blutigen Geißel des Käufers überliefert wurden, sammt Weibern und Kindern, sammt ihrer, zu gleichem Elende bestimmten, noch ungeborenen Nachkommenschaft!

Aber der Zeitgeist würde sich lieber dem Aberglauben der olympischen Götterverehrung fügen, als den Vorschriften des Evangeliums. Jener ließ den Lüsten, der Herrschsucht, der Eitelkeit, der Habsucht freies Spiel, und die Ausübung politischer Tugend belohnte sich durch des Stolzes selbstgefälligen Genuß.

Was aber auf solcher Grundlage beruhete, hatte mehr Glanz als Würde, hatte keinen dauernden Bestand. Die ganze alte Geschichte ist ein zwar sehr unterhaltendes, lehrreiches und großes, aber graunvolles Gemählde von Umwälzungen der Reiche, Unterjochung der Völker, Vertilgung ganzer Nationen.

Indem das Christenthum den Menschen die Urkunde der Unsterblichkeit übergab, sicherte es auch in hohem Grade den zivilischen Bestand der Staaten, sowohl der Monarchien als der Republiken. Seine Feinde sind es, welche zu unsrer Zeit diese und jentheils verstümmelt, theils zerrüttet, theils vertilgt haben. Dem Christenthum verdanken wir es allein, daß selbst die Wüthenden der Menschen, Bonaparte und seine mit Ehrenstäben des Kriegs gezierten Schergen, nicht so grausam den Krieg führen durften, wie die Besten der Griechen und Römer, wie die Scipionen ihn führten. Die Waffenfähigen werden, wenn gefangen, nicht mehr gemordet, deren Weiber und Kinder nicht mehr zur Knechtschaft verdammt; und als die tyrannischen Häupter der französischen Republik den Befehl an die Heere sandten, den Feind, auch wenn er die Waffen streckte, dennoch zu ermorden, so weigerten sich der neuen Zumuthung diese verwilderten Horden; sie hatten die Milch christlicher Mütter gesogen, es zuckte noch eine christliche Ader in ihnen, wiewohl von ihnen selbst verkannt.

Wir alle sind Zeugen gewesen des Wehes und der Schmach des größten Theiles von Europa; des Wehes und der Schmach Deutschlands! Es liegt hell am Tage, welche Grundsätze, welche Gesinnungen dieses Wehe, diese Schmach über uns und über Europa führten.

Wir hätten Gottes vergessen und Er wandte von uns ab Sein Antlitz. Auf daß sie durch Elend er-
mürben möchten, überließ Er die Völker ihrem bösen
Schwindel. Obse Worte geredet zu böser Zeit, wur-
den ihnen wie Sodom's von außen glänzende Aschen-
äpfel auf unächtem Silber dargereicht. *) Es ist
schwer zu sagen, ob künftige Zeiten mehr über die
Tollheit, die in Frankreich wüthete, staunen werden,
oder über den Beifall, den sie in andern Län-
dern fand.

Ich wende den Blick ab von den Gräueln der
Grausamkeit, der Raubsucht, der Unzucht, der Läste-
rung; ich verweile nur bei der rasenden Vermessenheit,
welche alles stürzen wollte, was tief eingewurzelt seit
vielen Jahrhunderten bestand, und dessen Umsturz
oder Ausrottung alles verwirren, ja bis in feinsten
Verzweigung die zartesten Verhältnisse der Menschen
zerreißen mußte.

Betrachtungen der Vernunft und der Gerechtig-
keit fanden kein Gehör, aber Eine Furcht blieb doch
noch den vermeinten Tyrannen, welche sie beunruhigte.
Es schien zu besorgen, daß das Volk vom Rausche
der Revolution nüchtern werden und auf Erinnerun-

*) "Ein Wort geredet zu seiner Zeit, ist wie goldene
Äpfel in silbernen Schalen." Sprüche Salom.
XXV. II.

gen besserer Zeit den geblendeten Volk heften möchte. Dieser Gefahr mußte die zarte Sorgfalt der Gesetzgeber zuvorkommen. Es war nicht genug, alle Denkmale der Vorzeit zu stürzen, die Sagungen der Weisheit auszustreichen, die bestehenden Einrichtungen sinniger Altvordern zu vernichten; es sollten auch die Spuren dieser Denkmale, die Erinnerungen dieser Sagungen, das Andenken dieser Einrichtungen vertilget werden!

Etwas, einer Wahrheit Aehnliches, lag, wie vielen ihrer Bestrebungen auch dieser zum Grunde. Früher oder später mußten, aus Erinnerungen besserer Zeit, Keime einer bessern Zukunft sprossen. Diese Keime sollten mit den Erinnerungen selbst zermalmet werden. Die Aufgabe war schwer, doch schreckte ihre Schwierigkeit nicht den patriotischen Geist eines der meist gefeierten Herostrate jener Tage *). Also sprach er:

„Alle Einrichtungen in Frankreich vollenden das Unglück des Volks. Um es glücklich zu machen, muß man es erneuen. Man muß ändern seine Begriffe,

*) Herostratos, ein Ephesier, verbrannte in der Nacht, in welcher Alexander der Große geboren ward, den herrlichen Dianentempel vor dieser Stadt, um durch tollen Frevel einen unsterblichen Namen zu gewinnen, den er durch edle Thaten zu erwerben sich unfähig fühlte mochte.

ändern seine Geseze, ändern seine Sitten
 ändern die Menschen, ändern die Sachen, ändern die
 Worte alles zerstören, ja alles zerstören! weil
 alles einer neuen Schöpfung bedarf *)”

Wie groß mochte Rabaud de St. Etienne sich
 dünken, in der Vorstellung, daß er zu dieser, durch
 Zerstörung zu bewirkenden, Wiedergeburt seines Va-
 terlandes berufen wäre! Er mochte sich wohl mit
 jener furchtbaren Gottheit der Indier vergleichen, von
 welcher gesagt wird, daß sie durch Zerstörung erneuert

*) Tous les établissemens en France couronnent le mal-
 heur du peuple. Pour le rendre heureux, il faut le
 renouveler, changer ses idées, changer ses lois, chan-
 ger ses moeurs changer les hommes, changer
 les choses, changer les mots tout détruire,
 oui, tout détruire, puisque tout est à recréer. Ich
 erinnere mich, diesen Unsinn bewundern gehört zu ha-
 ben von gelehrten Deutschen, welche den großen Ed-
 mund Burke, der ihn in seinen Bemerkungen über
 die Revolution in Frankreich (Reflections on the Re-
 volution in France) mit der ihm eignen Stärke rügt,
 als einen Thoren belachen wollten, doch aber durch
 ihren Ingrimm verriethen, wie tief der gewaltige
 Brille sie in ihren Lieblingsideen verwundet hatte.
 Man kann nicht genug die hohe Weisheit, die ge-
 diegene Vernunft, den scharfen und richtigen Blick
 bewundern, mit denen dieser für Freiheit, Tugend
 und Religion glühende Mann schon im Jahre 1790
 den grauvollen Fortgang der französischen Revolu-
 tion, sammt allen ihren wesentlichen Folgen, in licht-
 besser Klarheit und mit feuriger Beredsamkeit gleich-
 sam weissagte.

und welcher viele tausend Menschenopfer gebracht werden. Es ist aber nicht so leicht, als man glauben möchte, den Gipfel des Unsinns zu erreichen. Robaud de St. Etienne ward übertroffen von Robespierre, der mit großer Naivität erklärte, Frankreich sei nur dadurch zu retten, daß dessen Einwohner auf ein Drittel, von vierundzwanzig Millionen auf acht Millionen Köpfe herabgesetzt würden.

Nächst dem Unglauben und der Sittenlosigkeit haben die Verfassungen der Völker keinen ärgeren Feind als die Neuerungsucht. Das sahen die Alten wohl ein. Mit den Ausdrücken: Neuerungen machen, Geschmack an Neuerungen haben, Neuerungen unternehmen, (*novari, nova sapere, nova moliri*) rügten sie das Bestreben verderblichen Ehrgeizes oder losen Muthwillens, denen nicht zu früh noch zu kräftig Einhalt gethan werden könne. Ja, mit dem bloßen Ausdrücke *novum*, *novi* quid (etwas neues) verbanden sie die Idee von etwas, das nicht gut, wenigstens verdächtig sei; dagegen die Ausdrücke, welche das Alter oder das Alterthum bezeichnen, bei ihnen den Begriff des Ehrwürdigen mit sich führten (*vetus, antiquus*). Die Mitglieder des Rathes wurden von den Römern die Aeltesten (*senatores*), von den Griechen die Greise (*gerontes*) genannt. So wird auch bei uns das Wort die Aeltesten gebraucht, und in Hamburg nennt man einen achtungswerthen Ausschuss der Bürgerschaft, welcher nicht mit dem

Senate dieser Stadt zu verwechseln ist, die Genossenschaft der Oberalten.

Die Verehrung des Alterthums gründet sich auf Bewährung; die Achtung hoher Jahre der Männer auf deren Erfahrung.

Unter den Gesetzen des Charondas finden wir, daß jeder, der auf ein neues Gesetz antragen wollte, mit einem Strick um den Hals erscheinen, und wofern es verworfen würde, erdroßelt werden sollte. Nur drei Männer haben es gewagt, sich dieser Gefahr zu unterziehen, und ihre Gesetze, oder vielmehr ihre Anträge auf Abstellung einiger Gesetze, wurden gutgeheißen *).

*) Es bedarf wohl nicht der Erinnerung, daß dieses Gesetz des Charondas, durch Uebertreibung eines an sich sehr wahren Grundsatzes, unweise war und ungerecht. Uebrigens lag diesem Manne das Wohl des Vaterlandes sehr am Herzen. Er hatte das Gesetz gegeben, daß bei Todesstrafe kein Bürger in der Versammlung gewaffnet erscheinen sollte. Einst, als er von einer Reise heimkam, zu welcher er sich mit einem Schwert, wegen Räuber, gewaffnet hatte, und erfuhr, daß die Bürger auf öffentlichem Platz in Gährung wären; ließ er, uneingedenk der Waffe, die er trug, unter sie hin. Insoth ergreif ein unruhiger Kopf den Anlaß, seine Uebertretung des von ihm selbst gegebenen Gesetzes zu rügen. Ich übertret' es nicht, sprach Charondas, ich bestätige es; und ließ sich das Schwert in's Herz. (Diadur, XII.)

Es ist eine bekannte Sache, daß auch der kundigste Schiffbaumeister die Vollkommenheit eines von ihm gebaueten Schiffes nicht verbürgen kann, ehe es auf den Bogen versucht worden. Gleichwohl sind ihm die Theile und die Verhältnisse dieser Theile, aus denen das Schiff besteht, sammt der ganzen Einrichtung, die es haben soll, vollkommen bekannt; aber eine kleine, oft vor der Prüfung des Schiffes nicht wahrzunehmende Abweichung von der Richtschnur, macht es fehlerhaft. Es muß untersucht und dann verändert werden. Würde man es ganz unbrauchbar finden, so könnte es doch auseinander genommen, und dessen Theile zu einem neuen Bau gebraucht werden.

Aber weder lassen sich die Wirkungen eines neuen Gesetzes — wie viel weniger einer neuen Verfassung! — nach mathematischen Regeln berechnen, noch auch ist der Stoff, in welchem der Gesetzgeber arbeitet, so gehuldig wie Holz und Eisen. Er muß Rücksicht nehmen auf zahllose, verschlungne, bis in die feinste Verzweigung sichtbarer und unsichtbarer Verhältnisse eingreifende Bestimmungen, und vor allem auf die Leidenschaften der Menschen, denen er nicht schmeicheln, die er nicht erregen, aber mit zarter Hand weislich leiten, oder mit starkem Arm nach der Richtschnur unwandelbarer Gerechtigkeit ihnen steuern muß. Er muß es wissen, daß der Staat nicht nur von Außen den Kampf mit Sturm und Bogen zu

bestehen habe, sondern daß er fürchtbare Elemente im Busen trage, stürmende Leidenschaften, und Ebben und Fluthen mancherlei Meinung, die sich nicht berechnen lassen nach dem Mond.

O des bürftigen Gesetzgebers! o des bürftigen Verstandes schon geordneter Staaten, — er bestche aus Einer oder aus mehr Personen — wenn sie feige Rücksicht nehmen auf den anmaßenden Zeitgeist von gestern her; sei es, daß sie stillschweigend sich ihm fügen, sei es, daß sie gar öffentlich ihm hulbigen! Wenn sie vergessen, daß ja eben das die große Aufgabe, deren Lösung der Zweck des politischen Vereins ist, durch gediegene Weisheit Einziger, Obstand zu halten blinder Gewalt der Menge; Wenn sie vergessen, daß in allen Dingen die Harmonie nicht aus Zusammenhäufung gleichartiger Theile, sondern aus thätigem Verhältnisse sehr verschiedener Theile besteht; wenn sie immer zählen und abwägen; wenn sie alles, durch seinen Bestand selbst sich bewährende Alterthümliche, für veraltet erklären; das Alterthümliche, welches hier Großes und Schönes hervorbringt, durch Aufforderung zur Entfugung alles Gewerbes und zu edlen Bestrebungen, die es von Geschlecht zu Geschlecht einer kleinen Zahl von Familien dringend ans Herz legt, — und dort durch Genossenschaften, Innungen, eigenthümliche Freiheiten und Rechte, ohne welche die allgemeine Freiheit und das allgemeine Recht nicht bestehen können; und durch

gemüthliche Gebräuche, die Ruhe, die Sitten, die
 Gedulgsamkeit der Bürger, bei freudigem Gedeihen
 unbewormueter Freithätigkeit flühet; wenn sie, sage
 ich, alles Alterthümliche für veraltet erklären, und
 uralte deutsche Eichen, die in grauer Vorzeit und im
 innersten Schooße des Vaterlandes tiefe Wurzeln
 schlugen, gleich einem Unkraute, das nach dem Regen
 der letzten Nacht erwuchs, ausgäten wollen; ohne
 Rücksicht auf allgemein anerkannten, seit vielen Jahr-
 hunderten unbestrittenen, in der Verfassung gegründeten,
 von der obersten Macht bekräftigten Besitz; wenn
 sie mit Einem Federzuge das Werk von so vielen
 Jahrhunderten nach blinder Willkühr vertilgen wollen;
 so gehet, sie mögen es einsehen oder nicht, ihr Stre-
 ben dahin, bis in ihre Grundvesten zu erschüttern die
 Ruhe, die Würde, ja den Bestand aller Stände,
 deren keiner ohne die andere bestehen kann; zu unter-
 graben den Staat, der nur auf Ordnung, so wie
 Ordnung nur auf Gerechtigkeit, Gerechtigkeit nur auf
 Religion beruhen kann.

Wäge heilige Furcht Gottes diejenigen leiten,
 denen das übermenschliche Geschäft der Wiederher-
 stellung des vaterländischen Wohlseins obliegt. Wäge
 diese heilige Furcht sie vor jeder Menschenfurcht
 sichern, und vor falscher Scham, diesem Kost der
 Seele. Dann werden sie in Vertrauen auf Gott,
 gerecht und erleuchtet von Ihm, weise sehn! Dann
 auch werden sie mit kräftigem Eusse beherzigen den

Zustand der verwahrloseten, zerrissenen, beraubten, zum Theile fast hirtlosen Kirche Deutschlands. Dann werden sie Gott geben was Gottes; den Fürsten was der Fürsten ist, und jedem das Seine.

Alles ist eitel, dessen Grund und Ziel nicht Gott ist.

E i n i g e

ä l t e r e A u f s ä t z e

v o n

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg.

V o r w o r t.

Nachstehende Aufsätze erschienen zuerst im deutschen Museum, von den Jahren 1777 bis 1788, einer Zeitschrift, die in der Geschichte unserer Litteratur eine sehr ehrenvolle Stelle einnimmt. Wer mit den ursprünglichen Anlagen und dem Bildungsgange des Grafen Friedrich Leopold vertraut ist, wird auch in diesen kürzern Erzeugnissen seines Geistes schätzbare Belege für beide finden. Anmerkungen oder Erläuterungen waren nicht nöthig; dagegen schien es in mehrfacher Hinsicht wesentlich, die Zeit der Bekanntmachung anzugeben. Bei den "Gedanken über Schiller's Götter Griechenlands" ist das Gedicht selbst

wieder abgedruckt worden, wie es ursprünglich im Maiheft des Wielandschen Mercur vom Jahr 1788 stand. Dies war unvermeidlich, da der Mercur nicht Jedem zur Hand ist, und der Stolberg'sche Auffaß es mit dem Gedicht in dieser ersten Gestalt zu thun hat, in welcher es weder in der von Schiller selbst besorgten Ausgabe, noch in den später veranstalteten zu finden ist.

I.

Ueber die Fülle des Herzens.

1777.

Wenn ich ein Weib hätte, und nun, nach den längsten Minuten meines Lebens, käme der erwünschte Augenblick, da die Geliebte, beinahe ohnmächtig zurücksinkend, mit blassen Wangen, mit bebenden Lippen, mit Thränen in auf mich gerichteten Augen (nur Engel könnten unterscheiden, ob es noch wären Thränen der Leiden, oder schon Thränen der Bönne) mit diesen Thränen mir schweigend sagte: ich habe geboren dein Kind! ich ihr um den Hals fiele, dann sprachlos vor ihr stünde, und in dem Augenblick ein Wunsch für mein Kind und ach! für ihr Kind, so schnell in meiner Seele reifte wie keimte, o! was würd' ich ihm wünschen, dem kleinen Liebling, den ich mit der Lebensgefahr meiner liebsten Hälfte erkaufte hätte? Nicht Reichthum würd' ich, nicht langes Leben ihm wünschen, auch nicht Wissenschaft; für solche Wünsche wäre mir der Augenblick zu theuer. Vater, würd' ich denken, Vater, der dem Hirsche Schnellig-

keit, Stärke dem Löwen und dem Adler Flügel gab, gieb diesem Menschen, der schwach und doch dein Ebenbild ist, gieb ihm die menschlichste Aller Gaben, die Eine göttliche Gabe, gieb ihm Fülle des Herzens!

Vielleicht wäre die Ahnung täuschend, aber gewiß würde mich umschweben eine Ahnung von der göttlichen Erhöhung. Sie würde mir Gewißheit scheinen, und froh würde mein Geist sich verlieren in die Aussicht von den künftigen Tagen des Kleinen; ich würde ruhig seyn über ihm, mögen ihn einst umstürmen die Wogen der Welt, oder werde Stillseiner Theil und Einsamkeit, er wird der Seligkeiten viele finden, er wird sagen zur Wehmuth: du bist meine Schwester! und zur Borne: du bist meine Braut!

Aber daß in diesem marklosen Jahrhundert mich ja keiner mißverstehe, so wisse jedes seidene Männchen, das mir vielleicht zu früh süßen Beifall zulächelte, daß Fülle des Herzens mehr ist als eine bloß leidende Reizbarkeit, daß jede Erschlaffung der Natur schändlich ist, und daß eine weiche Empfindsamkeit, indem sie die Jünglinge weineln und lächeln lehrt, den göttlichen Funken in ihnen erlöscht.

Diese empfindsame, bloß leidende Reizbarkeit ist nicht ein Geschenk der Natur; sie ist eine Ebbe ohne Fluth und zeigt nur den seichten Grund.

Aus Einer Quelle kommen alle edlen Gefühle des Herzens. Ich traue nicht dem Muth des Liebeleeren, auch nicht der Liebe des Muthlosen. Der

Jüngling, welcher in sich nicht Kraft fühlt den Dränger zu zermalmen, ist mir verächtlich, auch wenn er weint bei'm Unglück des Bedrängten. Er sollte nicht kennen die Süßigkeit einer edlen Thräne; er hat kein Recht dazu!

Wie ehrwürdig ist mir gegen ihn die Löwin, welche hungrig in ihre Höhle kommt, sich vergißt, und den Raub mit mütterlicher Liebe unter die Jungen vertheilt! Diese mütterliche Liebe wird Grimm, wenn ein Verwegener sich naht; sie zerreißt ihn und leckt dann wieder mit bluttriefender Zunge ihre geliebte Brut.

Wende mir nicht ein als eine Ausnahme den Charakter der Weiber. Sie haben ein starkes Gefühl für jede edle Empfindung. Empöre die zartesten Saiten einer weiblichen Seele; sie werden klingen, daß du staunen wirst.

Wie zärtlich war das Weib, welches den Dolch aus der Brust zieht und sagen konnte: Pátus, es schmerzt nicht! Wie liebend die Mutter, welche ihrem Sohn flehte: Sohn, erbarme dich mein und stirb!

Ich wiederhole es noch einmal: alle edlen Empfindungen kommen aus einer Quelle. Liebe, Muth, Mitleiden, Andacht, Bewundrung des Guten, Abscheu des Bösen, Wonne bei'm Anblick der an's Herz redenden Natur, siehe da, sieben Strahlen eines siebenfarbigen Bogens, sieben Strahlen, alle der Fülle des

Herzens entströmend, welche gleich der Sonne Leben und Wärme um sich her verbreitet.

Die Griechen und Römer faßten alles Gute, was an einem Manne seyn kann, in einem Worte zusammen: *agora*, *virtus*; bei den alten Franzosen hatte *courage* diese Bedeutung, und noch sagen wir Deutschen viel von einem Manne, wenn wir sagen: Er hat viel Herz.

O ihr kurzichtigen Vernünftler, die ihr alle Begriffe wieder trennen wollt, welche wahre Weise mit glühender Stirn und Thränen beim Anblick der erkannten Wahrheit vereinigt sahen!

Ihr spaltetet den Lichtstrahl, wenn ihr könntet; der Weise vereinigt viele Strahlen zusammen und wärmt sich an der hervorgerufenen Flamme.

Alles befremdet euch; keine Idee hattet ihr jemals von der großen Harmonie des Ganzen; konntet sie nicht haben! Euch ist nichts wahr, alles Widerspruch; dem Weisen nichts Widerspruch, vieles wahr, einiges dunkel.

Ihr dünkt euch weise, weil ihr wißt, daß des Mondes sanfter Schein zurückkehrende Strahlen der Sonne sind. Seid noch weiser, und verkennet nicht in der frohen Thräne beim Anblick seines Kindes das starke Gefühl des Mannes, welchem die Macht des Unrechts sich beugen muß, des Mannes, der, wie Brutus, der zärtlichen Umarmung des besten Weibes

enteilen würde, um dem Herrn der Welt den Dolch in's Herz zu stoßen.

O, dasselbe unterirdische Feuer, welches durch die Adern der Erde zeugende Wärme verbreitet, Bäume und Gras hervorbringt und Blümchen, die, sich spiegelnd, hin und her wanken am klaren Bach, eben dasselbe Feuer steigt wie ein Adler empor in den Klüften des Aetna, entströmt in rothen Flammen seinem offenen Schlunde, wälzet Verderben durch blühende Thäler und stürzt sich donnernd in den Ocean.

Ein Mensch, dem die Natur wenig Gefühl gab, kann mit dem Wenigen getreu und ein guter Mensch seyn. Aber wie wenig bringt er, bei gleicher Anstrengung der Kräfte, Gutes in sich hervor gegen den, des Herz jedem edlen Antrieb entgegen wallt! Diese beide stehn auf ganz verschiednen Stufen der Wesen, und werden gewiß, bei noch immer vorausgesetzter gleicher Anstrengung der Kräfte, auch nach derselben Proportion durch den Tod in einen höhern Zustand versetzt werden, aber eben dadurch noch immer auf sehr verschiednen Stufen bleiben.

Gott hat alles gethan, um diese Fülle des Herzens im Menschen zu erhalten und zu vermehren. Von seiner Geburt an sieht er Eltern, die ihn lieben, die er lieben muß; Geschwister, deren Liebe vielleicht das reinste Band in der Natur ist. Bald öffnet sich sein Herz der Sonne der Liebe und ihrer Wehmuth. Wie durchglüht sie, wie durchströmt sie ihn, bis er

Ruhe findet in der süßen ehelichen Umarmung! Dann grüßt ihn bald mit dem ersten stammelnden: Vater! sein Kind; mehrere folgen dem ersten; sie erwarten Nahrung, Schutz, Bildung des Herzens und des Verstandes von ihm. Als wärd' er wieder getaucht in die Quelle der Jugend nimmt er wieder Antheil an Freuden, die er vergessen hatte; alles, was der oft rauhe Pfad des Lebens an ihm gehärtet hatte, wird im Umgang mit den Kleinen wieder erweicht, und mancher Genuß glättet nun seine Runzeln, welcher ehemals seine Thränen trocknete. Der Mann wird vom Weibe zu mancher sanften Empfindung gestimmt, welche ihm neu war; das Weib lernt vom Manne manches starke Gefühl, welches die Saiten ihrer zarteren Seele mächtig durchbebt; früh bilden sich nach ihnen die Empfindungen der Kinder und geben sanften Flötenton, und die harmonische Zusammensetzung des Ganzen ist seelenschmelzender als alle Symphonien, sanft wie Nachtigallenschöre, und Dem, der Sonnen freisen und menschliche Herzen schlagen hieß, so lieb wie der Lobgesang rollender Sphären.

Wie wird durch den Umgang der Freunde das Herz genährt, gestärkt, belebt! Die Starkempfindenden werden durch die stärkste Sympathie an einander gezogen, denn ein volles Herz kann sich nur in ein Herz von weitem Umfange der Empfindung ausschütten. Ich sage nicht, daß ein Starkfühlender und ein Schwachfühlender nicht können Freunde seyn; sie sind

sich. Vielleicht, durch besondre Umstände, oder durch Bedürfniß der Mittheilung von der einen, und Dankbarkeit, oder Trieb sich zu erheben von der andern Seite, nahe gekommen, lernten ihre Redlichkeit schätzen und lieben sich. Aber ein gewisser Grad der Vertraulichkeit ist unter ihnen schwer und die Seligkeit der höchsten Freundschaft unmöglich.

Sie sind beide nicht gemacht den Weg des Lebens mit einander zu durchlaufen, eben so wenig als der irdene und eherne Topf des Sirach.

Dem Starkempfindenden werden oft Empfindungen entströmen, welche dem andern fremd sind; die Wünschelruthe wird oft zucken wollen, ohne Gold zu finden.

Der Schwachempfindende wird fühlen die Uebermacht des andern; es wird ihm manchmal bang zu Muthe seyn, wie in der nahen Gegenwart einer Gottheit.

Eine Weile können die Leier mit vier Saiten und die siebenfaltige zusammentönend den Gesang begleiten. Wenn aber die Stimme der Jungfrau, auf deinen Zittigen, o Glück, sich hebend, feinere Lüste durchtönt, dann wallen die begleitenden Töne über die vollgestimmte Leier, wenn jene verstummen muß.

Das Verstummenmüssen in diesem Fall ist gleichwohl nicht so traurig, als das Mittertönen einer zwar voll- aber nicht reingestimmten Leier. Ein Mißton der Empfindung ist kränkend, am meisten da, wo er

unerwartet war. Ein einziger solcher Wagon läßt einen dauernden Eindruck zurück.

Es ist traurig, wenn ein Herz sich zu weit geöffnet hat und sich halb wieder schließen muß. Das geschieht nicht ohne Schmerz: und doch, glaub' ich, muß es noch trauriger seyn zu fühlen, daß man für viel Empfindung nur wenig wiedergeben kann, denn die Armuth des Herzens mag wirklich drücken.

Die Verschiedenheit der männlichen und weiblichen Art zu empfinden macht, daß es schwerer ist zwischen Liebenden als zwischen Freunden zu entscheiden, welcher von beiden mehr giebt, oder nimmt.

Zur Glückseligkeit der Ehe ist viel daran gelegen, daß diese große Frage unentschieden bleibe.

Die Freundschaft könnte man vergleichen mit zwei Flammen die neben einander lodern, sich einander durch Mittheilung der Hitze nähren ohne sich zu berühren; da ist nun leicht zu sehen, welche am höchsten brennt.

Laß mich die Liebe vergleichen mit einem großen Feuer, das aus glühenden Kohlen besteht und aus Flammen; wer mag entscheiden, ob die Kohlen mehr wärmen oder die Flamme?

Nun könnte ich etwas und sollte vielleicht viel von der Liebe sagen, sollte mich wohl gar hinsetzen wie der leidengeübte Odysseus, und erzählen, wie ich hier der Göttinn, dort den Sirenen entging, wie ich manchen Schiffbruch litt, und oft am Altare des gestad-

erschütternden Gottes meine nassen Kleider für meine Rettung aufhing; wie ich manchesmal, gleich dem Helden von Ithaka, mich an einem Feigenstrauch rettete, aber niemals, wie er, von einer herzlichen treuen Hausfrau gehegt und gepflegt ward, auch noch keine Penelope daheim habe, welche mich durch ihre Umarmungen nach meinen irrenden Fahrten wieder beglücken könnte.

Ich ließe mich vielleicht erbitten von einem oder dem andern meiner Leser, dem ich's ansehe, daß er den Sturm bestanden, oder wohl gar Schiffbruch gelitten hätte, mit ihm eine geheime Stelle am Ufer eines Baches zu suchen, und ihm dort zu erzählen und mir von ihm erzählen zu lassen, was jedem widerfahren wäre und wie jeder wäre gerettet worden.

Aber vielen kann ich das so nicht sagen, denn die meisten glauben unendlich viel gelitten zu haben, weil sie ein wenig seekrank gewesen sind. Diese erholen sich nun so leicht wieder, daß sie nachdem über ihr Uebel lachen, und da thun sie dran ganz recht, würden aber vielleicht auch noch lächeln wollen, wenn sie uns arme Schiffbrüchige sähen; und wer könnte das erdulden?

Wenn gar die Sirenen, welche uns in den Strudel hineinsangen, uns nun belauschten, und sich auf einmal lächelnd und spöttelnd zeigten; o, dann würde man rasend werden!

Also von der Liebe kein Wort mehr.

Aus deiner Fülle mßgt' ich nun schöpfen, o du, die ich als Mutter ehre, die ich liebe als Braut; Natur! Natur! an deren Brüsten ich allein ungestörte reine Wollust athmen kann! Schon als ein schwaches Knäblein hast du in deinen Armen mich gewiegt, hast mich finden lassen seligen Genuß im Schatten der Wälder, am Gemurmel der Bäche, in Feldern und Auen, hast mich trunken entgegengeführt dem steigenden, himmelrühenden Morgen, und mir sanftere Freude mit dem Abendthau herabgesandt, wenn nun sank die Sonne und im Osten heraufstieg der Mond, begleitet vom Abendstern. O Natur! Natur! Gott rief dir zu, als du in bräutlicher Schönheit aus dem Schooße der Schöpfung hervorgingst: sei schön, verkünde meine Herrlichkeit und bilde des Menschen Herz!

Dir dank' ich, Natur, die seligsten Augenblicke meines Lebens! Du zeigtest mir deine erhabnen Schönheiten am Ufer deines Rheins und im Schatten deiner Alpen, wo du einem glücklichen Volke Freiheit schenkest und Einfalt der Sitte.

Groß und hehr erscheinst du mir auch hier am Gestade des Meeres. O, wie gern hebt und senkt sich mein Blick mit der krummen Woge, indem mein Ohr lauschet dem Geräusch seiner Wellen! Wenn im feierlichen Anblicke des unermesslichen Oceans mein Auge sich verliert, dann umschweben mich Gedanken vom Unendlichen, von der Ewigkeit und meiner eignen

Unsterblichkeit. Meine Seele entfliehet dieser Welt. Ich werfe dann einen Blick auf das grüne Ufer, die ruhenden Haine, die Saaten, die Triften mit hin und her irrendem Vieh, und vergnügt kehrt mein Geist zur mütterlichen Erde wieder zurück. Die ganze Natur ist Harmonie, und wir sind geschaffen mit ihr zu harmoniren. Jede einzelne Schönheit der Natur, alle verschiedne Schönheiten der Natur in ihren mannigfaltigen Zusammenstellungen wurden vom Schöpfer bestimmt, die Saiten des menschlichen Herzens zu berühren und erklingen zu machen. Wie entzücken den Schöpfung der Natur diese Seelenmelodien! wie sanft sind sie! wie kühn! wie erheben sie das Herz zum Himmel! wie tauchen sie es in die süßesten Empfindungen!

Die Natur nicht schön finden ist unmöglich; ihre Schönheiten ansehen, um die Zeit zu vertreiben, den Blick daran zu weiden wie an einer Theaterdekoration, und nicht in ihr hören, sehen, fühlen Stimme Gottes, Spuren Gottes, Nähe Gottes, Offenbarung Gottes, sie, so heilig wie die schriftliche, allgemeiner, älter, und an's Herz redend wie sie, o, das ist des Menschen unwürdig, das ist klein und schlecht!

Viele werden erfahren haben, was ich alle Jahre erfahre: das Herz kränkelt in der Stadt. Mit geschwächten Geistes- und Leibeskräften verlasse ich jeden Frühling die Stadt, schöpfe aus der Fülle Gottes in

der Natur und freue mich meiner jährlichen Genesung. Wie die Ameise für den Winter Körner einsammelt, so sammle ich Naturideen ein für das Stadtleben. Du verlässest mich nicht in der Stadt, süße Erinnerung des gehabten Genusses; du besuchst mich, drängst dich durch den Lärm der Welt zu mir, und stärkst mich, wenn ich um Mitternacht, nach getragener Last und Hitze des Stadtwangs, mein Fenster öffne, und dann mich begrüßt der sanfte Mond und die rollenden Sphären.

Wie auf Adlersflügeln erhebt sich da der Geist, und zündet, wie Prometheus, seine Fackel an himmlischem Feuer an.

In solchen Augenblicken fühlt sich wieder in allen ihren Kräften und Unsterblichkeiten die ganze Seele, das wahre bessere Ich; denn die Larve, die man mit sich herumschleppt in dem Lärm der Welt, umtönt von den Schellen der Thorheit, gähnt und angegähnt, o, wem ist sie nicht in Stunden des Selbstgefühls bis zum Anspeien verhaft!

Es gibt Menschen, deren Geist mit dem Körper an einem Ort angefesselt ist. Ihre Existenz ist immer eingeschränkt auf den Genuß oder das Leiden der gegenwärtigen Minute. Niemals folgte ihre Phantasie dem Fluge des Kometen, niemals versetzte die Kunde der Vorzeit sie lebhaft zurück in die Tage der Helden. Ja, ihr eigener Genuß entschwindet ihnen und die Er-

innerung bringt ihnen nur matte Schatten der vergangenen Freuden zurück.

Welch eine Schneckenexistenz gegen das Leben des Feuervollen, Starkempfindenden!

Sein ist die Vorzeit; sein die Zukunft.

Wer schmeckt so stark, wie er, den gegenwärtigen Genuß? Wer pflückt, wie er, jedes Blümchen auf der Bahn des Lebens? Nur er ist der Vertraute jeder Erinnerung, welche ihm freundlich lächelt und den Reigen vergangner Freuden im lebhaften Tanz ihm wieder vorüberführt.

In die Ferne der Zukunft verliert sich sein trunkener und doch sicherer Blick. Er sieht hell, und ahnet da, wo er nicht sieht.

Ahnungen! Ahnungen, ihr Töchter der Entzückung! Wie wenig Weihrauch streut man euren Altären! Warum? Weil man nicht weiß, woher ihr kommt und wohin ihr geht. Also darum nicht, weil ihr wie Götter erscheint und wie Götter verschwindet?

Dem, des Herz voll ist, ist nichts in der Welt leer, und wenn seine Seele dazu gewohnt ist sich zu erheben heimwärts, jenseit den Sternen der Mitternacht, o, so umschweben ihn immer lichte Gedanken zu Tausenden.

Der Mann leeres Herzens findet überall eine Lücke, am meisten da, wo jener in der Fülle ist.

Armer Abentheurer, welcher der Natur entlieft und nun gleich dem verlornen Sohne, seinen Wanst mit Trübern füllt! Zu glücklich noch, wenn ihn das bittre Bedürfniß zur Natur und zum Geständniß seiner Thorheiten zurückbringt.

Wer immer der Natur treu bleibt, den wird sie immer mehr entzücken. In ihr ist Alles Leben. Das empfinden ihre Lieblinge und sehen jedes Thier, ja den Baum und das Gräschen an mit schmelzendem Liebesgefühl. Im Thiere sehen sie ein empfindendes Wesen, und ahnen, fast m'dgt' ich sagen wissen, daß die Seele des Thieres sich nicht in Staub auflösen kann. Sie gehen vom edlen Roß, vom treuen Hunde herunter zum niedrigsten Insekt. Welcher Unterschied! Und doch welche Uebereinstimmung! Fast unmerklich wird zuletzt der Uebergang zu den Pflanzen; nun ahnen sie auch dort Leben, sich vervollkommnendes unsterbliches Leben. Ahnen's? ich sagte lieber wissen's, wenn ich dürfte, und spräche dann von dem, was nun Ahnung ist.

Wer wollte den Werth der Wissenschaften verkennen? Sie nähren, sie bilden den Geist. Aber die meisten Gelehrten sind zufrieden das zu wissen, was ihnen nöthig zu seyn scheint, und wenn sie auch ja in einem Ueberfluß von Erkenntnissen praffen, so thun sie es entweder aus Eitelkeit, oder aus einer Art von Liebhaberei, bei welcher das Herz kalt bleibt.

Sie sammeln im Garten der Musen keinen Honig, sondern nähren sich wie faule Hummeln. Was wird ihnen nugen nach dem Tode ihre erworbene Wissenschaft? So wenig, wie im Leben die Münzen, welche sie sammelten, um die gesammelten in einem Schränkchen zu verwahren. Dem Fühllosen sind die Wissenschaften, welche er besitzt, ein tochter Schatz, dem Gefühlvollen eine Quelle reiner Freuden, seelenerhebender Regungen, edler Gedanken, welche ihn bilden, sein Herz erweitern, und also in die Ewigkeit fortwirken. Oder glaubst du, daß eine Empfindung sterben könne, ohne in alle Ewigkeit fortzuwirken in dem, welcher sie empfand?

Ohne den warmen Antheil des Herzens sind die Wissenschaften fast nichts. Nur durch diesen entzückt uns die Sternkunde, wenn sie uns viele tausend Sonnen in den schönen Funken des Himmels zeigt; Sonnen, jede vermuthlich umringt von Erden, und jede von diesen mit empfindenden unsterblichen Wesen bevölkert.

Eben diesen Antheil des Herzens macht die Geschichte zur wohlthätigen Lehrerin der Menschheit, da sie ohne ihn nichts als Chronik wäre. Sie giebt reiche Nahrung. Aus ihrer Fülle schöpfe der Jüngling und veredle sich, indem er trinkt. Wie selig wird er seyn, wenn Freiheitsgefühl ihm die Wangen röthet, wenn er die dreihundert Spartaner in Thermopylae beweiht,

mit dem großen Sykurg sein Vaterland verläßt, und mit Timoleon sein Haupt verhüllt, da er den Bruder, weil sein Bruder ein Tyrann war, ermorden läßt. O Jüngling, der da schwelget im göttlichen Plutarch, dem das Herz schlägt bei den Edeltthaten der Vorzeit, dem es schwillt von edler Begierde nach Ruhm, wie groß kannst du werden, wenn du Eine Klippe vermeidest! Laß dich dieses Schlagen und Schwellen nicht verführen das schön zu finden, was nur glänzend ist, und lege die Thaten großer Männer auf die Wage der Gerechtigkeit. O, wenn Wahrheit dir lieb ist — und was ist ohne sie die Geschichte! — wenn Wahrheit dir lieb ist, so laß auch dein Urtheil wahr seyn. Weil Cäsar es nicht achtete, diese Wage zu brauchen, ward er der ungerechteste Krieger, opferte Millionen Menschen sich selbst auf, empörte sich gegen sein Vaterland und brachte es unter's Joch der Tyrannei. Wenn du fähig bist, diesen Absewicht, dieses Ungeheuer zu lieben; mehr zu lieben als den gerechten Cato, der, mit Löwenstärke und mit Löwenmuth, den Strom des Verderbens so lang dämmte; mehr als Brutus, den sanften liebenden Mann, den Rächer des Vaterlands, den Bliß der Freiheit, ihn, in welchem Rom auflebte, in dessen letztem Athemzug es auf ewig starb — o Jüngling, so wirst du da nur Gift finden, wo dir die edelste Nahrung bereitet war!

Was soll ich von dir sagen, göttliche Dichtkunst? Du entzündest der Fülle des Herzens und bietest die

süßen Trunkenheiten deines Nectars reinen Herzen an. Du erhebst das Herz auf Flügeln des Adlers, und bildest es zu allem, was groß ist und edel.

Groß und weit ausgebreitet ist deine Macht; du bist die Tochter der Natur, hehr und sanft und groß und wahr, wie sie, in angeborener Einfalt!

Du fleugst gen Himmel, nimmst Flammen vom Altare, wärmest und erleuchtest das Menschengeschlecht!

Dir opferten die Weisen des Alterthums, ächte Philosophen, welche mit reiner Inbrunst die Weisheit suchten, wie Orpheus die Eurydice.

Aber vielleicht hält mancher aufrichtige Mann Alles, was ich gesagt habe, für Chimäre, und meint, daß weder Natur, noch ihre Töchter, Dichtkunst und Philosophie, noch auch die Geschichte, das Herz für die Ewigkeit ausbilden könne, daß dieses allein das Werk der Religion sei. So sehr ich auch überzeugt bin, daß jedes edle Gefühl heilig ist, und wenn der Mensch, welcher es empfand, edel bleibt, ewig in ihm fortwirkt, so gewiß bin auch ich überzeugt, daß die Religion die Hauptquelle jedes Seelenadels und der ewigen Wonne ist.

Aber, mein Freund, diese Religion, ist sie nicht der Fülle göttlicher Liebe und Weisheit, wie die Natur, entsprömt, und von demselben Geiste befeelt? Und sieh, ihr erstes Gebot ist Liebe. Sie, die göttliche Religion, zeigt uns, daß wir durch Liebe zu den

Menschen und Gott ihm ähnlich werden sollen. Ist's nicht göttliche Weisheit, welche uns lehrt, daß in den zweien Geboten: Liebe Gott! und liebe den Menschen! der Inbegriff aller Pflichten enthalten ist? Sagt nicht eben diese göttliche Weisheit, daß dem viel vergeben würde, welcher stark liebte? Sagt nicht ein Wote Gottes an seine Gemeinde, daß Christum lieb haben besser sei als alles Wissen? und sagt nicht eben dieser Mann, daß alle Wissenschaft, ja die höchsten Gaben, die Gabe der Weissagung und Wunder zu thun, vereint mit dem Verdienste des Märtyrertodes, nichts sei, ohne Liebe zum Nächsten, ohne sie nur ein tödend Erz sei, eine klingende Schelle?

Aber, möchte man sagen, Fülle des Herzens ist eine Gabe Gottes; wie kann sie belohnt, wie kann ihr Mangel bestraft werden?

Jeder Mensch hat so viel Herz, daß er lieben kann, und weniger wird von dem gefordert, welcher weniger empfangen hat. Darf er murren, daß er weniger empfing? So dürfte der Rabe murren, daß er kein Adler ist.

Fülle des Herzens ist die edelste Gabe Gottes; aber, eben darum, Fluch dem, der durch sie nicht besser wird! Wehe dem, des Geist sich erheben, des Herz mit heißem Liebesgefühl vieles umfassen kann, wenn dieser Geist, wenn dieses Herz nicht emporfliegen und wellen kann bei'm Unendlichen und Allliebenden!

wenn dieses Herz wie Wachs zerschmelzen, und doch kalt seyn kann bei der Betrachtung einer Religion, deren ganzes Wesen Liebe und Erbarmen ist!

Ich weiß wohl, daß einige unserer Schriftgelehrten gern aus der Religion die Empfindungen des Herzens verbannen möchten, aus der Religion, welche auf nichts als Liebe Gottes und Gegenliebe des Menschen gegründet ist; aber das ist noch ungereimter, als wenn man dichten wollte ohne Begeisterung, oder als wollte man ringen ohne Kraft.

Ich habe zartfühlende Menschen in Augenblicken des Grams klagen gehört über das heiße Gefühl, welches sie so lebhaft empfinden macht. Sie glauben alsdann, bei weniger Gefühl sei mehr Genuß des Lebens. Aber wenn bei diesen Menschen wahrer Geist der Liebe, wahre Fülle des Herzens ist, und nicht nur jene leidende Reizbarkeit, nicht Ebbe ohne Fluth, so mögen sie sich freuen über die Ursache ihres heftigen Grams. Auch wird ihnen eignes Selbstgefühl Zeugniß geben vom Adel ihrer Seele. Wo viel Licht ist da ist auch viel Schatten, und heftiger Gram muß oft das Loos dessen seyn, welcher wahres Wonnegefühl fähig ist.

Die Erinnerung streut ihre schönsten Blumen nur auf den Pfad des Starkempfindenden. Selbst die Erinnerung des vergangnen Leidens ist süß. Der empfindende Wanderer sieht mit freudiger Nührung

auf die zurückgelegte Bahn des Lebens zurück, auch da, wo der Pfad steil war und dornig.

Ist nun der Weg vollendet, wischen nun den Schweiß von der Stirne die Pilger und schütteln den Staub von den Füßen, o wie wird alsdann in einem Leben, wo jede Empfindung sich in Wonne wandelt, der, dem Fülle des Herzens bei der Geburt zu Theil ward, es empfinden, daß ihm das Loos am lieblichsten gefallen ist!

II.

Vom Dichten und Darstellen.

1780.

Ich nehme hier das Wort Dichten nicht in seinem ganzen Umfang, in welchem es Gedichte machen heißt und das Darstellen mit in sich faßt. Ich bezeichne nur mit diesem Worte den Zustand des Dichters,

wenn schon die Seelen werdender Lieder ihm
das Haupt umschweben, eh' das nachahmende
Gewand der Sprache sie umfasset.

Empfangen ist süßer als Gebären; Dichten süßer als Darstellen. Groß und hehr umschweben den Dichtenden strahlende Göttererscheinungen; sobald er darstellt, strahlen sie nicht mehr; sie schweben nicht mehr, aber sie wandeln, leicht, als schwebten sie, in dem schimmernden Gewande, in welches der Dichter sie kleidet.

Gleich den unsterblichen Göttern, welche sich zu Sterblichen herunterließen, bald als Pilger moosige Hütten besuchten und nicht verschmähten ein ländliches Mahl, das frohe Einfalt, des hohen Glücks unbewußt,

aber werth, ihnen vorsetzte; bald, lächelnd und reizvoll, mit halbverhüllter Gottheit, ihren Günstlingen erschienen; bald Heere zu entflammen, oder zu vertilgen, in die Vorderreihen der Schlacht sich mischten, Sieg in der Rechten bringend und Tod: so mannigfaltig sind auch die Götterererscheinungen der Begeisterten.

Aber, warum kleidet sie der Dichter, wenn auch die schönsten Gewande höhere Schönheiten verbergen? Sein Geist muß sinken, so oft die Bekleideten sich senken; warum schwebt er nicht lieber mit den ätherischen Erscheinungen in der höheren Luft umher? Das thut er oft. Dann scheint er sich, ganz Geist, in Gesellschaft von Geistern, seinen Brüdern, zu seyn. Weil er aber nicht ganz Geist ist, so entsinkt er der Höhe, auf welche ihn seine Phantasie gebracht hatte; nun fühlt er, der eben noch in Göttergesellschaft war, sich verlassen, wenn er nicht die Erscheinungen mit sich hinabziehen kann; und das kann er nur, wenn er ihnen Feierygewande reicht, wenn er darstellt. Nun sieht er sie minder strahlend, aber er wird auch weniger geblendet. Er sieht sie auf der Erde wandeln, nicht mehr als Fremdling in ihrem Element, sondern als Freund, durch's Gastrecht mit ihnen verbunden, in dem seinigen.

Zwar umschweben ihn vorher in strahlenden Reigen die Erscheinungen; aber wie oft ward, durch das Sinken des Sterblichen, die Ordnung des Reigens seinen Augen unterbrochen! Sobald er darstellt,

tanzen die Erscheinungen vor ihm in heller Ordnung, und tanzen nach seiner Leier.

Es sind der Göttererscheinungen viel, höherer und niederer Ordnung. Es sind der Dichtenden viel; nach verschiedenem Maaße werden sie begünstigt von den Unsterblichen. Auch sind die Feiergewande mehr oder minder strahlend, mehr oder minder melodisch ist die Musik des Tanzes.

Wenn Orpheus am Ufer des Hebrus stand, so sah er bald hier das lächelnde Haupt einer schwimmenden Nymphe, bald dort eine glänzende Schulter. Wenn er seine Leier tönen ließ, entstiegen sie, mit andern, die er nicht gesehen hatte, den Gluthen, und tauschten in mannigfaltigen Stellungen am Ufer des stiller wallenden Stromes.

Der alte, blinde Ossian hörte rauschen die Schatten seiner Väter, sah mit den Augen seines Geistes Zingal schweben, den Großen, Komala, die edle und die sanfte Moira. Sterne durchschimmerten ihren geistigen Leib. Nun rief er seine Malvina, spielte ihr vor und sang; sie sang ihm nach. Bald umschwebten ihn schaaarenweise die Seelen der Todten und mit dem Gefolge großer Thaten tönten sie in seinen Gesang.

Wenn das Herz ihm recht voll ist, wird es dem Dichtenden oft zum Bedürfniß, die Erscheinungen seines Geistes darzustellen; und wehe ihm, wenn er, ohne gedrungen und überwältigt zu seyn, sie darstellt!

Aber in diesem Augenblicke des Drangs der Liebe und der Kraft, fühlen sie Gegenliebe für ihn, eilen entgegen der Darstellung und umdrängen zahllos den Begeisterten.

Gleichwol entwiſchen die Feiſten ihm manchemal ſo ſchnell, als ſie ihm erſchienen. Mit Sehnsucht ſtreckt er die Hände nach ihnen aus, wie Achilles nach dem verſchwindenden Schatten ſeines Patroklos.

— — Er ſtreckte nach ihm verlangende Händ' aus, ach, umſonſt! es ſank die Seele zitternd hinunter wie ein Rauch.

Aber wenn der Dichter ſie mit den Augen der Liebe recht angeſehen hat, ſo erſcheinen ſie ihm wieder in heiliger Stunde, ſo lächelnd, ſo ganz ſich ihm zeigend, daß ihm der Schmerz vergangner Sehnsucht mehr als erſetzt wird.

Süßer als Darſtellen iſt Dichten; aber Darſtellen iſt auch ſehr süß. Zwar Leſſing's Maler hat recht: es wäre Rafaël ein großer Maler geweſen, auch wenn er ohne Hände wäre zur Welt gekommen. Aber ſeine Hände gaben nicht nur andern, ſie gaben auch ihm ſelber das Pfand ſeiner Größe. Die Darſtellung giebt dem Dichter das Pfand ſeiner Größe, zeigt ihm, daß er das vermag, was andern unmöglich iſt.

Durch die Darſtellung wirkt er auf die Menſchen um ſich her, und auf die Nachwelt.

Er, der Dichtende, senkt sich zur Darstellung herab, um andre Menschen zu heben. Gleich dem Adler wird er sichtbar, wenn er sich senkt. Oder, soll ich ihn mit dem Kometen vergleichen, der, aus höhern Himmeln kommend, von uns bewundert wird, wenn er der Erde sich naht.

Die Darstellung macht den Dichter mit den Erscheinungen seines Geistes vertrauter. Wenn sie sich oft zu ihm herabgelassen haben, so heben sie ihn auch öfter und auf längere Zeit zu sich hinauf.

Daraus entsteht die Vertraulichkeit des Dichters mit diesen Töchtern des Himmels. Und da sie, gleich den Töchtern der Erde, schöne Gewande lieben, so sind sie dankbar dem Dichter, der ihnen schöne Gewande beut. Aus reichem, feinen, durchsichtigen Purpur sind die Gedichte der Griechen gewebt; und, wohl uns! Deutschlands Sprache hat des reichen, feinen, durchsichtigen Purpurs auch. In solchen Gewanden einer edlen Darstellung sind die Töchter des Himmels göttlich schön. Vorher erschienen sie nur dem Dichter herrlich, wie die Mittagssonne, hoch und flammend, wie sie, aber auch, wie sie, im Glanzmeer eigner Strahlen den Sterblichen blendend; in Gewande gekleidet, zeigen sie sich vielen Erbesöhnen, schön in gemilderten Strahlen, wie die Abendsonne, wenn sie, von goldenen Wolken umgeben, den rothigen Himmel hinabgleitet in die Wogen des Meers und unsre Herzen mit dem süßesten Wonnegefühl erfüllt.

Es giebt einige Dichter, welche mit hohen Empfindungen nicht schön genug darstellen. Das minder schöne Gewand schließt sich nicht an die Töchter des Himmels an. Dadurch wird der Reiz ihrer Bildung verborgen. Sie sind auch nicht guter Laune. Wer sie kennt, sieht's ihnen an.

Und im Lanze nach der Leier des Dichters, welche nicht vollbesaitet ist, sind sie auch nicht guter Laune; ist sie aber vollends nicht rein gestimmt, so zeigen sie Unwillen.

Es giebt Dichter, welchen nicht die Töchter des Himmels erscheinen, sondern Gestalten einer niedern Sphäre. Diese sind minder schön, oft gar häßlich; nicht edel, gleichen oft der Chimäre aus der Fabel. Die Töchter des Himmels aber gleichen im Gewande, welches ein Dichter, den sie lieben, ihnen schenkt, der Göttinn, von welcher Virgil sagt:

..... rosea cervice refulsit,
ambrosiaeque comae divinum vertice odorem
spiravere, pedes vestis defluxit ad imos,
et vera incessu patuit Dea. *)

*) Venus wandte sich mit schimmerndem Allennacken, ihrem ambrosischen Haar' entdusteten göttliche Rüche, tief floß ihr Gewand bis zu den Füßen hinunter, und es offenbarte der Gang die unsterbliche Göttinn.

Virg. Aen. I. 8.

Dichter der einen Art würde ich mit Beschwörern vergleichen, welche aus ihren geheimen Tiefen die abentheuerlichsten Erscheinungen hervorrufen. Dichter, welchen die Lächter des Himmels erscheinen, vergleiche ich mit glücklichen Sterblichen, zu welchen sich Götterinnen herunterließen und sie begünstigten. Und wer wäre nicht lieber Endymion als Faust?

III.

Ueber die Ruhe nach dem Genuß

und

über den Zustand des Dichters in dieser Ruhe.

1780.

Für den Menschen vom Weibe geboren, welcher weinend in die Welt kommt, im Schweiß seines Angesichts sein Brod isset und rdchelnd in andre Welten übergehet, müssen Augenblicke, in welchen er weder leidet noch arbeitet, sich auf keine unangenehme Art voriger Beschwerden erinnert und an künftige nicht denkt, sehr süß seyn. Sehnsucht nach Ruhe ist auch dem Menschen so eigen, daß der Schlaf, dieser tägliche Tod, immer der süße Schlaf geheißen hat. Er ist nicht nur dem matten Tagelöhner, er ist auch dem, der in Freuden lebt, willkommen; selbst die verzärtelten Schößlinge des Lebens, für welche Nebenmenschen arbeiten, leiden, oft auch denken müssen, sehnen sich nach dem weichen Lager, auf welchem sie ihre Freuden, wie jene ihre Beschwerden, vergessen, und sind oft nicht mehr geneigt, den beständigen Wechsel ihres

Genusses früh wieder zu erneuern, als jene ihr hartes Tagewerk wieder zu beginnen. Und doch ist der Zustand des Schlafs, wenn ich süße Träume annehme, und das muß ich, wenn ich auch der schweren nicht gedenken will, doch ist dieser Zustand freudenlos, ein unbeschriebenes Weißes in den Blättern des Lebens, deren Inhalt viel schales enthalten muß, da uns die wiederkommenden Lücken so angenehm sind.

Alle Menschen sehnen sich nach Ruhe

“Ruhe?” hör ich den Geschäftsmann fragen. Ja, Ruhe nach der Arbeit! Ohne diese hat der Mensch zur Ruhe kein Recht.

Ich ehre den Mann, der für andre arbeitet, den Vater des Landes, der für das Wohl seiner Mitbürger die Kräfte seines Geistes aufbietet, und den Tageslöhner, der die Hitze und Last des Tages trägt. Beide haben ein Recht zur Ruhe. Dieser verdient, daß seine Kinder ihm schmeichelnd entgegenkommen und in die Hütte ihn begleiten, wo das treue Weib mit dem Abendbrodte seiner harret, und jener, daß über ihn komme die Ruhe, die er dem Lande giebt, daß der Segen des Landes in Träumen ihn beglücke, daß dieser Segen sich siebenfältig über sein Haupt ergieße.

Aber ich kenne eine Ruhe, die von dieser Ruhe verschieden ist. Sie ist nicht die Ruhe nach der Arbeit; sie ist Ruhe nach dem Genuß. Sie ist nicht ein Trunk kalten Wassers, der den dürstenden Schnitz-

ter labt; sie ist ein Trunk süßen Weines, den die Freude ihren Lieblingen reicht, ein Trunk, nach welchem die Seele sich hin und her von Ideen zu Ideen wiegt. Es mag vielen scheinen, daß im mühseligen Leben ein solcher Zustand nicht zu erwarten sei, weil sie ihn nicht kennen. Wenn sie ihn darum nicht kennen, weil von der Geburt an die Hand des Unglücks schwer über ihnen gewesen ist; wie bedaure ich sie! wie wünsche ich ihnen die Ruhe des Grabes im Schooße der Erde! Kennen sie ihn aber darum nicht, weil ihnen der schönste Baum nur schattet, die Abendstunde sie nur abkühlt, o, so sind sie in meinen Augen noch mehr bedauernswerth.

Der Pfad des Lebens ist mühselig, soll es seyn, auf daß wir unsrer höhern Bestimmung nicht vergessen. Unter tausend verschiedenen Gestalten begegnet uns der Kummer; überall sehen wir den Schmerz, der mit dem Bogen auf uns zielt. Die Pfeile, welche uns auch nicht treffen, verwunden unsre Ruhe. Fast über jedem Genuß hängt ein Schwert an einem Pferdehaar. Wenn uns aber einmal schnell die Freude besucht, jene wahre, die ungerufen kommt, ein Kind der Natur, schnell aufscheußt, duftende Blüthen und süße Früchte trägt; dann wird die Seele in ihren Tiefen erschüttert; und empfindet diese Erschütterungen desto stärker, je seltener sie sind. Eine solche Freude gleicht der Empfindung eines Sterblichen, dem ein Himmlischer erscheint. Mitten in seiner Seligkeit

findet der Sterbliche sich überwältigt und sinkt dahin. Der Himmlische verschwindet und läßt ihn in gedankenloser Empfindungsfülle zurück.

Einer solchen Freude folgt eine süße Ruhe. Die Seele bedarf der Erholung so sehr, wie nach der Arbeit. Nur wahren Freuden folgt diese Ruhe; bei falschen ist der Augenblick, welcher ihnen folgt, so leer, wie der Zustand, in welchem der Wollüstling sich nach der Umarmung einer Buhlerin empfindet, wenn er, wie jener: o Solon! Solon! ausrief, gern ausrufen möchte: o Rousseau! Rousseau! *)

Die wahre Freude wandelt auf der Erde, wie die wahre Weisheit, von wenigen gesehen und von der Ruhe begleitet.

Ein einfältiges und reines Herz findet sie. Sie begegnet ihm im Morgenroth und im Abendroth, in stillen Hainen, am Gemurmeln der Bäche, am Gestade des Meers. Sie begegnet ihm an der Hand der Freundschaft, auf den Lippen der Liebe, in den schattigen Thälen der Einsamkeit.

Wahrer großer Seelengetusch besteht in der beständigen Abwechslung einer fluthenden Borne und

*) *Femme trop facile, voulez vous savoir, si vous êtes aimée? Examinez votre amant sortant de vos bras. O amour! si je regrette l'âge, ou l'on te goûte, ce n'est pas pour l'heure de la jouissance, c'est pour l'heure qui la suit.*

einer ebenden Ruhe. Wenn diese Abwechselungen leise in einander übergehen, so scheint die stille, freudenspiegelnde Seele in einem Zustande der völligen Unthätigkeit zu seyn. Sie ist sich nur ihrer Seligkeit bewußt, und es ist ihr, als würde sie aufgelöst in dieses Bewußtseyn, ihr ist, wie der Kachel in der Messiasde:

Ihr daucht' es, als ob sie in Thränen zerflösse,
sanft in Freudenthränen, hinab in schattende Thale
quölle, sich über ein wehendes, blumenvolles Gestrade
leicht erhöhe, dann, neugeschaffen, unter den Blumen
dieses Gestades und seiner Düste Gerüchen, sich fände.

So ist der Zustand der Ruhe nach dem Genuß. Die Seele gleicht einem schönen, heitern, fühlen Abend. Die Sonne ist untergegangen; ein glühendes, aber immer sanfter sich schattirendes Abendroth bedeckt den Himmel; es scheint, als ruhe die Natur; aber eben in diesen Augenblicken ist sie doch wirksam; mit leisem, ungesesehenen Wachsthum nehmen die Gewächse zu, und trinken den träufelnden Thau, um sich wieder desto schöner zu entfalten. Leise, kaum geahnete Empfindungen entwickeln sich in der Seele des Freudetrunkengeruhenden. Wie aus dem schwindenden Abendroth ein Stern nach dem andern hervortritt, so geht eine Empfindung nach der andern auf. Solche Augenblicke sind für die Seele des Dichters fruchtbare Augenblicke der Empfängniß. In solchen Augenblicken

werden die meisten der Ideen hervorgebracht, welche zuweilen gleich Gestalt annehmen, zuweilen lang nachher in Worte sich hüllen; manchesmal heimlich, wie ein Lämpchen in den Gräbern, lobern, bis ein Zufall sie entdeckt; manchesmal, in Augenblicken der empörten Phantasie, wie Blitze zucken, oder schnell, wie unterirdische Flammen, die der bebenden Erde entfahren, sich entzünden. Diese Ideen gleichen dem Winde des Himmels, sind, wie er, sein Hauch, welcher bald in schwarze Wogen sich hüllet, in säusende Haine und in fliegendes Gewölk, bald als Zephyr in Blumenkelchen wanket, oder in Lyda's wallenden Locken flattert.

Als ich den Rheinfluss in der Schweiz sah, überwältigte mich die staunende Freude. Meine Seele wogte hin und her. Nach und nach kam die Ebbe. In den letzten Aufwallungen der abwechselnden Fluth und Ebbe ward meine Empfindung zum Liebe.

Süße, heilige Natur,
laß mich gehn auf deiner Spur!
leite mich an deiner Hand,
wie ein Kind am Gängelband!

Wenn ich banti ermüdet bin,
finde ich dich am Busen hin,
athme süße Himmelsluft,
hängend an der Mutter Brust!

Ach, wie wohl ist mir bei dir!
 will dich lieben für und für!
 Laß mich gehn auf deiner Spur,
 süße, heilige Natur!

Wenn man in dem Augenblicke der Empfängniß an die Geburt dächte, so würde ich in dem Augenblicke, da der Rheinfluss am stärksten auf mich wirkte, einen kühnen Dithyrambus erwartet haben, der, wie Neptun's Roß, brausend sich hervorgerissen hätte, und, siehe da, ein Blümchen wuchs auf am Ufer des himmelabstürzenden Stroms.

Der Dichter hat, als Dichter, keine eigentliche Arbeit. Es scheint, daß er von der allgemeinen Strafe: "Du sollst im Schweiße deines Angesichts dein Brod essen!" eine Ausnahme seyn soll. Er hat kein Tagewerk. Was er hervorbringt, das bringt er hervor in den süßesten Stunden seines Lebens, und die Fluth des Gesangs, die ihm entströmt, scheint ihm aus der Urne einer Muse zu fließen, um ihn zu beglücken.

In den Augenblicken der Begeisterung ist diese Täuschung natürlich; denn er sieht in der schnellen Entzündung Dinge, Beschaffenheiten und Verhältnisse der Dinge, welche viele Jahre kalter Betrachtung ihm nie gezeigt hätten; er sieht auch mehr Farben der Dinge, und alle Farben im Schein einer Sonne, welche nur ihm strahlet. Alles das sieht er, ohne es

zu suchen. Für ihn ist keine Arbeit; für ihn ist nur Freude.

Daher kennt er, als Dichter, die Ruhe nach der Arbeit, den Trunk des lechzenden Schnitters nicht; er kennt nur die Ruhe nach dem Genuß, die süßen Träume des Berauschten.

Ist er traurig, und so, daß seine Traurigkeit zum Liebe wird, so findet er Trost in seeleschmelzenden Tönen, welche der innigsten, tiefsten und feinsten Empfindung des Herzens Lust machen; den die gemeine Klage der Trauernden, ob sie gleich oft auch den Schwächsten erhebt, giebt doch nur denen Empfindungen einige Freiheit, welche oben schweben, löset jenen feineren die Kette nicht, welche in den innersten Winkeln des Herzens erstickte Seufzer seufzen.

Gleich einer Mühle am Strome, die von einer gleichen Bewegung den Tag lang getrieben wird und des Nachts stille steht, haben die Menschen ihr Tagewerk; nur der Dichter nicht. Er arbeitet nie, wenn er nicht will, weil er nur arbeiten kann, wenn er will, wenn man ja die Bewegungen seiner Seele, die so frei, so von ihm selber unabhängig sind, Arbeit nennen könnte.

Er liegt am Ufer eines Meers, wo Ideen und Empfindungen bald hin und her wogen, bald in spiegelnder Fläche ruhen.

Er läßt sich's wohl am Ufer seyn. Wenn aber, im Sturm oder im Säuseln, die Begeisterung ihn an-

weht, so spannet er schwellende Segel, bald leis dahin gleitend, bald himmelan und höllenab fahrend auf empörten Wogen.

Nicht nur der Genuß des Gegenwärtigen, auch die Freuden der Erinnerung und der Hoffnung erregen eine Fluth in der Seele, welcher eine sanfte Ebbe folgt.

Die Augenblicke des gegenwärtigen Genusses empfindet man am lebhaftesten in der Jugend, wie auch die Freuden der Phantasie. Die Freuden der Erinnerung und der Hoffnung nehmen mit dem Alter zu.

Wenn die Jugend überhaupt der Freuden mehr hat, so kommt es hauptsächlich daher, weil die Pfeile des Schmerzens sie nur selten getroffen, oft nur leise berührt haben.

Die Jugend beginnt tanzend die Laufbahn des Lebens und sieht die fliegenden Pfeile nicht. Aber je offener das Herz wahrer Freude ist, desto mehr Wunden harren auch sein. Wohl Recht hat Götthe zu singen:

Alles geben die Götter, die Unendlichen,
ihren Lieblingen ganz!
alle Freuden die Unendlichen,
alle Schmerzen die Unendlichen ganz!

Wer diese Schmerzen oft empfunden hat, dessen Wunden bluten oft zu sehr, als daß er lang der süßen Ruhe nach dem Genuße froh werden könnte. Mitten in den Armen der Ruhe, wenn junge Freuden ihn

untanzen, mischen sich traurige Erinnerungen in den Reigen. Er sieht die Bilder der Geliebten, welche ehemals seine Freude theilten und dadurch erhöhten; er seufzet mit dem göttlichen Dichter:

Ihr Edleren, ach! es bewächst
eure Maale schon ernstes Moos!

O, wie war glücklich ich, als ich noch mit euch
sah sich röthen den Tag, schimmern die Nacht!

O Jugend! Jugend! du blumiger Mai des Lebens! Ueber deine Schwellen tretend, warf ich einen Blick in deine Gefilde zurück, zurück in deine schattenden Haine, wo Nachtigallen singen, wo von jedem Strauche Gerüche seiner Blüthen uns entgegen wehen, wo jede Blüthe von duftendem Morgenthau trieft, aus welchem die Seele der süßesten Freuden Fülle saugt! O, der jungen Ideen, die, leicht und phantastisch, wie das Gemüth, welches, rosig und golden, um Aurorens Wagen flattert, unser Haupt umtanzen! wo flieht ihr hin? Vor meinen Augen glüht der schwüle Sommer des Lebens. Hie und da schatten Bäume, aber nicht mehr mit dem seidenen, hellen, zarten Laube des Lenzes. Meine Sohlen, welche wallten im weichen blumigen Grase, fühlen schon den heißen Sand einer Laufbahn, deren Ziel die Nacht der Zukunft mir verhüllt. O Jugend! Jugend! blumiger Mai des Lebens! ich werfe sehnende Blicke nach dir zurück, und doch — soll ich zurück mich sehnen im Laufe nach dem Ziele? Nein! nein! vorwärts denn! und mit

Muth! Aber, wenn ich das Ziel hieher rücken könnte, wo ich nun stehe; ja, dann ließe ich lieber wieder die blumige Bahn, entsagte gern der Erndte des Sommers und den Früchten des Herbstes, tränke immer Entzücken aus den überhangenden Blüthen, aus dem Thau der Blumen um mich her, o Lyda! und — aus deinem Blick!

Süßer Traum! Doch weil es ein Traum ist, und ein Traum des Wachenden, so will ich ihn bilden. Meine Träume gehören dem Schicksal ja nicht!

Süßer Traum! setze mir das Ziel noch weiter vor, nicht hier, wo ich nun schon stehe, nein! nein! mitten in die Blumen, die ich verließ, eh' ich die Schwelle des reiferen Alters betrat! nicht hieher bei Emillens Urne! zurück! zurück in's Gebiet der freundlichen Jugend!

Doch es ist ein Traum. Ich muß diese Urne vorbei! vielleicht auch noch andere Urnen vorbei!

IV.

Ueber die Sitte der Weihnachtsgeschenke.

1781.

Es war eine schöne Sitte bei den Römern, daß sie in den Tagen, die sie dem Andenken der goldnen Zeit widmeten, in welcher, wie sie meinten, Saturnus geherrscht hätte, allen Unterschied der Stände aufhoben, und die Knechte einer völligen, zwar kurzen, aber jährlich wieder kommenden, Freiheit genießen ließen. Und doch, so schön sie war, hatte diese Feierlichkeit etwas trauriges; sie erinnerte lebhaft an den Verlust der goldnen Zeit, das Brodt der Dienstbarkeit und die Fessel schienen nach Verlauf einiger Tage dem Elenden, der zu ihnen zurückkehren mußte, nur desto härter.

Unsre Väter haben uns nicht diese, aber eine andre Sitte hinterlassen, welche schön und rührend ist, eine Art des häuslichen und doch allgemeinen Gottesdienstes, welcher dem gefallen muß, der ein Vater der Freude und ein Vater der Kinder ist; dem

gefallen muß, der die Kindlein herzte, und selber ein Kind ward.

Gesegnet sei der Mann, der diese Sitte erfand, der zuerst am heiligen Abend vor Weihnachten die Kinder seines Hauses versammelte, den kleinsten erzählte, daß der Sohn Gottes aus Liebe für sie ein Kind geworden wäre, die größeren an diese Wahrheit mit Rührung erinnerte, ihnen sagte, die ganze Christenheit freue sich, sie sollen sich auch freuen, klein und groß möge nun jauchzen, und sie mögen spielen mit den Geschenken, welche er und ihre Mutter ihnen schenkten, aber sich mit ihm und ihrer Mutter auch der Wonne freuen, welche das Kindlein in der Krippe ihnen bereitet habe!

Es ist eine der süßesten Erinnerungen meines Lebens, wenn ich an die Weihnachtstage denke, die ich mit meinen Geschwistern, meinen Eltern, dem ganzen Hause feierte. An dem Tage ließen meine Eltern auch das Gesinde nicht leer ausgehen; die letzte Magd mußte sich freuen, denn es herrschte im Hause die Eine Empfindung:

„Das Heil ist unser allert.“

Es ist die Haupteigenschaft der deutschen Nation, daß sie herzlich ist, und dieser Charakter zeigt sich auch in der Feier dieses Festes bei uns.

Gern geh' ich auf den Christmarkt die Abende den Christwache, und besuche die erleuchteten Bänke, welche voll von der Freude des bevorstehenden Festes

sind. Der Greis und das gebeugte Mütterchen verzüngen sich, indem sie Geschenke für die Enkel aussuchen, wiewohl sie klagen, daß zur Zeit ihrer Kindheit die Christmärkte besser versehen waren.

Aber welch ein Anblick, wenn nun die süße Stunde schlägt, die Kinder gerufen werden und in die Kammer stürzen, in welcher die Eltern mit zärtlicher Ungeduld ihrer harren!

Die grünen, mit hundert bunten Kerzen behangenen Buchsbaumbüsche, welche die Früchte der Jahreszeit, Äpfel, Nüsse und Rosinen, verbergen und erleuchten, die schönen Puppen und Reiter und Schlitten und Wagen, unter denen man immer das Kindlein in der Krippe, oder zierlich geschnitzte die Flucht nach Egypten, oder die Hirten, oder die Weisen von Morgenland mit dem schönen Stern findet, alles das ist mit frommer Weisheit erfonnen, und zeuget von der edlen Einfalt und Herzlichkeit unsrer Väter.

Mancher schon Erwachsene, der die Welt beghezt ihn zu sichten wie den Weizen, wird bei dieser Gelegenheit gerührt, und wenn er die Kinder sich der Kleinen gemalten Krippen freuen sieht, freuet er sich wieder des göttlichen Kindes, und läßt eine Thräne nieder fallen, wenn die Chorschüler vor den Häusern singen:

Den aller Welt Kreis nie beschloß,
Der lieget in Marien's Schooß
Er ist ein Kindlein worden klein,
Der alle Ding' erhält allein!
Kyrieleis!

Es gehört zum Charakter unsers Jahrzehends, das Herzliche aus der Religion verbannen und sie ihrer eigenthümlichen Einfach und Lieblichkeit berauben zu wollen.

Mancher unsrer jetzigen Reformatoren hat die Kinder von der Erkenntniß desjenigen abziehen wollen, der da sagte: Lasset die Kindlein zu mir kommen! Wahrlich ein solcher kennet das Herz des Menschen nicht! Es kann nicht zu früh sich den süßesten und edelsten Eindrücken öffnen. Es bleibt nicht so rein, wie es in der Kindheit ist, nicht so empfänglich.

Sollte jemand sich wundern, Saul unter den Propheten zu finden, so wisse dieser jemand, daß ich die Kinder liebe, mich gern ihren Freuden überlasse, und es für mein größtes Glück halte, mich zugleich der Bönne der ganzen Christenheit am heiligen Abend überlassen zu können.

Das ist meine Freude! Das ist mein Stolz! Ich schäme mich dessen nicht, auf daß nicht einst das göttliche Kind, welches in der Krippe weinte, sich mein schäme, wenn es wieder kommt mit vielen tausend Engeln, in der Herrlichkeit seines Vaters, zu richten die Lebendigen und die Todten.

V.

U e b e r d i e B e g e i s t r u n g .

1782.

— Vera incessu patuit Dea.
Virg.

“Der Wind bläset wo er will, und du hörest sein Säusen wohl, aber du weißest nicht von wannen er kommt, und wohin er fährt; also ist ein jeglicher, der aus dem Geiste geboren ist,” sagte der, der die menschliche Natur am besten kannte, zu einem Gelehrten seiner Zeit, indem er ihn zur Lehre von einer wunderbaren göttlichen Wirkung auf den Menschen vorbereitete.

Es sei ferne von mir, die Worte des Allerheiligsten leichtsinnig zu mißbrauchen, aber sie dienen mir zur Leuchte, indem ich einer Kraft nachforsche, welche einige Menschen ergreift, ohne daß sie wissen, woher sie kommt; einer Kraft, welche fast alle Menschen, durch Wirkung der Ergriffnen auf sie, erfahren haben; einer Kraft, welche so stark ist, daß durch diese Ergriffnen wieder einige ergriffen werden, und andre

vom Dufte des Bechers taumeln, den sie nicht kosten konnten.

Ich schreibe nicht für diejenigen, welche zweifeln, ob eine Begeisterung sei. Die wildesten Völker kannten und kennen sie. Ihrer Geweihten waren immer wenige, immer einige. Diesen wird eine Empfänglichkeit für sie angeboren, ein seltenes Geschenk der Natur, dessen Mangel durch keine Künste der Erziehung ersetzt, welches, wo es vorhanden ist, durch keine Künste der Erziehung kann erhöht werden. Was die Natur so wenigen gab, über dessen Ausbildung ist sie eifersüchtig, und vertraute sie der menschlichen Kunst nicht an; dieser Française überläßt sie Tausende; ihre Lieblingskinder erzieht sie selbst.

Es gehdrt schon ein Grad der Verfeinerung dazu, man muß sich alles milden und erhabnen Einflusses der Natur entäußert haben, um an dieser Kraft zweifeln zu können. So wie Mauern der Stadt und Blendwerk des Hofes tausenden das himmlische Antlitz der Natur verhüllen, welche den Schnitter, dem der Schweiß von der Stirne träuft, und den armen Fischer im tanzenden Nachen erquickt, so können auch Mauern des Vorurtheils, und ein thörichter Ideentand einige gegen den Einfluß dieser Kraft so sichern, daß sie an einer Ursache zweifeln, deren Wirkung sie nicht kennen.

Wie sehr Vorurtheil und Ideentand die Einflüsse der Begeisterung hemmen, beweist ein großes Land,

wo ihres Wehens selten, und nun lange nicht, vernommen ward.

Im Kreise einmal festgesetzter, nach willkürlichen Regeln geschlungner Verhältnisse schweigt die Stimme der Natur. Ein Stücker entscheidet, was vor ihm ein Abbé entschied. Man glaubt Meinungen, wie man Moden mit macht, man stimmt seine Empfindung nach dem Ton, welcher allgemeiner Ton des Augenblicks ist. *)

Die Begeisterung scheint mir durch drei Eigenschaften besonders vor andern menschlichen Kräften ausgezeichnet zu seyn.

Sie ist wenigen gegeben.

Sie ist unabhängig von dem, den sie besucht, und steht ihm niemals zu Gebot.

Sie wirkt durch ihre Geweihten auf andre sicher und schnell.

Alle Kräfte, alle Eigenschaften der Seele sind nach sehr verschiednem Maaße unter den Menschen

*) Ein französischer Schriftsteller (mich dünkt es ist Dumas) sagt von den Deutschen: sie hätten in der beschreibenden Dichtkunst einen Vorzug vor den Franzosen, weil sie der Natur näher wären. Ein herrliches Zeugniß! herrlicher als der Franzose wohl fühlen möchte, welcher geglaubt zu haben scheint, daß die Natur wie eine stumme Schöne vor dem Maler sitzet, sie, welche mit Kraft und Liebe das Herz des wahren Dichters erfüllt, des beschreibenden am wenigsten, oder doch nur mehr als des Dichters eines Lehrgebichtes.

vertheilt, aber ich glaube, daß keine, die Begeisterung ausgenommen, einigen ganz versagt ward. *)

Die Alten hielten sie daher für eine Kraft, welche unmittelbar von den Göttern geschenkt würde. Sie sagten vom Begeisterten: er sei Gottes voll, daher der Ausdruck *ἐνθεος*, von in und Gott zusammen gesetzt; daher die Ausdrücke *Ενθουσιаст*, und *enthousiasmiren*, wenn ich dieses Wort statt *ἐνθουσιάζω* brauchen darf.

Plato hält die Begeisterung nicht allein für ein unmittelbares Geschenk der Gottheit, er glaubt sogar sie verleihe es zuweilen nach Willkühr Menschen, die ihrer nicht besonders fähig schienen. **) Diese sonderbare Meinung sucht er durch das Beispiel eines Dichters zu bestätigen, welcher lange Zeit elende Gedichte, und dann auf einmal einen Hymnus an die Ceres soll gemacht haben, welcher göttlich und im Munde aller Griechen war. Dieser Hymnus ist verloren

*) Ich habe immer geglaubt, daß es keinen Menschen gäbe, der der Liebe völlig unfähig wäre. Ich hatte einen Streit hierüber mit einem sehr gefühlvollen Weibe. Sie nannte mir einen gewissen Mann, bei dessen Namen ich stutzte. Und doch ward auch er verliebt! ward auch er ein Beweis für die Allgemeinheit der Liebe! Es war freilich seine Liebe das Flämmlein einer Nachtkerze, welche nur eben fortbrennt, und seine Jungfrau mochte wohl auch nicht viel Del in ihrer Lampe haben.

**) s. den Ion des Plato.

gegangen. Dem sei wie ihm wolle, wer zweifelt, daß Gott durch ein Wunder aus dem Munde eines unbedeutenden Mannes reden könne? Aber, wenn diesen Augenblick ein elender Dichterling eine Klopstock'sche Ode sänge, so würde ich sie aus seinem Munde nicht für eine leibliche Tochter der Begeisterung halten, sondern für ein Wunderwerk; wie die Stimme von Bileams Eselin.

Die Begeisterung ist unabhängig von dem, welcher sie — oder vielmehr welchen sie besitzet. Er kann sie nicht rufen, wenn er will; sie schließt ihr Ohr vor der Stimme des Beschwörers. Erscheint sie, so kann er sie nicht leiten; ihrem Fluge muß er folgen. Sie ist wohl zuweilen gefällig und läßt sich, aber zu seinem Schaden, vom Dichter lenken. Ihren Lieblingen begnügt sie mit dem größten Eigensinn.

Es ist ein lächerlicher Abblitz, einen Dichterling nach ihr streben zu sehen! Wer hat sie je erstrebt? Gleich den Baalspfaffen, welche sich mit Messern und Pfriemen ritzten, reizet ein solches Männlein seine Leidenschaften, um in affektvollen Augenblicken ein kühnes Bild, einen starken Ausdruck zu haschen. Es liest Dichter und liest sie wieder. Gleich einem Stutzer, dem mehr als um des Mädchens Herz darum zu thun ist, daß man von Gunstbezeugungen, deren er sich rühmet, sprechen soll; wünschet auch sothanes Männlein, daß man ihn für einen Buhler der Götin halten möge. Seine Bemühungen es zu werden

sind ewig vergeblich und gleichen der Uebung jenes jungen Schweizers in Paris, den sein Freund auf den Dfen steigend und vom Dfen herunterspringend antraf. Was thust du? Ich mache mich lebhaft, sagte der Klog im Schweiße seines Angesichts.

Der hinschmachtende Liebhaber theilt andern seine Liebe nicht mit, nicht andern der Verzweifelte seine Verzweiflung. Der Begeisterte wirkt auf andre; von seiner Flamme schimmert das Antlitz vieler, einige entzündeten sich an ihr.

Indem die Begeisterung auf ihren Flügeln Einen erhebt, wehet sie in ihrem Fluge tausend an. Dieses Wehen währet fort, wenn der Augenblick der Begeisterung dahin, wenn der Dichter lange todt ist; es wächst mit dem Strome der Zeit. Ueber dem Zeitenstrom schwebet, wie thnender Schwanenflug, das Wehen der Ilias, und das Wehen der Odysseen! An seinen Ufern erschallen noch die Lieder Ossians, wie melodisches Schiffsgeräusch.

Seine Wogen rollen und spiegeln die Schöpfungen Shakespear's! seine Wogen rollen und rauschen; von ihrem Rauschen und von Klopstock's Stimme zeugen die Gestade!

Und traun, ich meine, der Odem der Begeisterung werde nicht aufhören mit dem Strome der Zeit!

Fühlst du nicht, wie er belebend dich anwehet, und du wolltest leben, wenn deine Glieder erstarrt sind, er aber sollte vergehen? Ilias und Odysseen

sollten erstimmen, wie das Säusen einer Lauge, wenn sie den Tod gebracht hat? Oßian's Lieder sollten auf ewig schweigen, wie in den Hallen von Selma die Stimme seiner Malvina schweigt?

Der Zauber Shakespear's sollte schwinden, wie Hamlet's Schatten in die Tiefe fährt?

Klopstock's heiliger Gesang sollte mit der letzten Woge der Zeit verhallen?

Du meineist das Pergament, auf welches diese Lieder geschrieben wurden, werde zwar, verwandelt durch die Zeit, in viele Gestalten übergehen, aber nicht vergehen, weil die Materie ewig ist? Ist es denn etwa der Geist nicht? Ist es Gottes Odem nicht, der diese Halbgötter weihete, der sie ergriff, der sie entflammte?

„Wie mag solches zugehen?“ D der Mikodemusfrage! „Der Wind bläset wo er will, und du hörst sein Säusen wohl, aber du weißest nicht von wannen er kommt, und wohin er fährt; Also ist ein jeglicher, der aus dem Geist geboren ist.“

Das Anwehen der Begeisterung ist für die meisten Menschen mit einer süßen Empfindung verbunden, für die edelsten mit einer Entzückung, welche der Wonne des Begeisterten nahe kommt.

Oft ist ihr Wehen mit zündendem Strahl für denjenigen, welcher selbst der Begeisterung fähig ist, begleitet. In solchem trifft er oft feuerfangende Ideen, welche, je nachdem die Seele des Getroffenen

gestimmt ist, bald in Flammen aufz lodern, bald unter der Asche glimmen, bis das Säufeln der Begeisterung, oder ihr Sturm, auch sie zu Flammen anfachen.

So gar kalte Seelen werden von der Kraft der Begeisterten manchesmal ergriffen, auch dann, wenn sie sich dagegen sträuben. Wer kann ihren Eindrücken widerstehen? Ich habe manchen kalten Mann gewaffnet mit Vorurtheilen gegen Shakespear in das Haus treten sehen. Von Eröffnung der ersten Scene bis zum letzten fallenden Vorhang war ihm alles Thorheit und Aergerniß. Aber selbst der Affect seines nicht mehr kalten Labels bewies, daß ihn, wider seinen Willen, Shakespear's Geist ergriffen hatte.

Der Unwille dieses kalten Mannes beweist für den Dichter so viel, als die schöne Thräne des gerührten Mädchens; ja er beweist mehr, denn es gehört eine orpheische Leier dazu die Felsen zu bewegen, und Shakespear's Zauber, um gewisse Leute im Strom der Leidenschaft zu ergreifen, Leute, welche im sandigen Ufer und an Anker des Vorurtheils fest liegen. *)

*) Leute, welche Homer, Klopstock, Shakespear, Milton, Dante, nicht lieben, reden mit Bitterkeit gegen sie. denn sie sind wider ihren Willen vom Feuer der Begeisterung elektrisirt worden, und der Schlag betäubte sie. Gegen Voltaire, Corneille, Tasso redet kein Mensch bitter; wer wollte die Harmlosen anfeinden? Jene entzücken; diese amüsiren, und lassen jeden, der Lust hat, so viel — aber nur just so viel — weinen, als er

Eine Kraft, welche so Wenigen selten, und auf Augenblicke wird, entzieht sich mehr als irgend eine dem Auge des Nachforschers. Um desto mehr, da im Augenblicke ihres Besuchs jede Miene der Nachforschung sie verschrecken würde.

Dunkle Erinnerung des Zustandes, in welchen sie versetzt, und Beobachtung ihrer Wirkung sind alles, was uns übrig bleibt.

Selbst das göttlichste Gedicht ist nur ein Nachbild von den Zügen des Urbilds, welches die Begeisterung mit glühendem Pinsel in die Seele des Dichtenden hinwarf.

Ihm schenkt sie das Original; er giebt nur die Uebersetzung, eine Uebersetzung, welche weniger als andre das Original erreicht!

Wen die Begeisterung nicht besucht, wer statt der Göttinn eine Wolke umarmt, der ergötzt sich an seiner hochtrabenden Centaurischen Brut. Wen die Göttinn besucht, dem genüget mit ihrer Umarmung; er ist gleich selig, er lebe einsam mit ihr und vom Volke unbekannt, wie Numa mit der Nymphe Egeria, oder seine Leier werde gehört; sie hemme, wie die

weinen will. Sie lassen zur Aber; jene verwunden. Die kältesten Sentenzen verdrängen keine Leidenschaft, wo keine Leidenschaft ist. Sentenzen, diese Feinde des wahren tragischen Gefühls, sind oft die gepriesene Schönheit französischer Trauerspiele.

Leier des Orpheus, der Stürme Lauf, erschalle in den Tiefen, daß die Furien ihm horchen, und Ixion's Rad bei seinem Gesang stehen bleibe!

Wem mehr um die Unsterblichkeit des Namens als um die Wonne ihres Besuchs zu thun ist, den erfüllt sie nicht mit ihrer Liebe, der wird die Unsterblichkeit; der er begehret, nicht erlangen. Sie erfüllt ihre Geweihten mit einer wahren Leidenschaft.

Plato, welcher sie kannte, nennet sie eine göttliche Wuth. Sie ist sanft und heftig wie die Liebe; besucht im Säuseln und im Sturm. Ihr Genuß ist feurig und süß. Aber sie läßt ein sanftes Sehnen nach ihr zurück, kein heftiges Verlangen.

Sie entzückt den Dichter, wie seine Geliebte ihn entzückt, aber er leidet nicht; er ist nicht krank vor Liebe, wenn sie ihn verläßt, wie er, von seiner Geliebten getrennt, vor Liebe krank ist.

Das ungestüme Verlangen desjenigen, der, wie der Blinde am Wege, nach ihr schreit, verräth den Dichterling, der sie nie gesehen hat, nie sehen wird.

Den trägen Phlegmatischen besuchet die Begeisterung nicht! Wie könnte sie? Muß man nicht den Esel mit der Geißel zur edlen Stute führen, welche schnaubend bei seiner Annäherung ihren Unwillen zeigt?

Wie könnte die Göttinn den Trägen; wie er sie umarmen? Thäten sie es, so würde eine sehr zwei-

beutige, auf künftige Geschlechter nicht wirkende Brut entstehen.

mistumque genus, prolesque biformis —
— Veneris monumenta nefandae.

Den leichten Sanguinischen besucht sie auch nicht. Die Nymphen der Seine und der Garonne werden ihn ihre leichten Lieder lehren, aber die Göttinn sucht ein Herz, welches mit eignen Flammen ihren Bligen entgegen lobert.

Der Sanguinische würde ihre Umarmung so wenig aushalten können, als Semele die Umarmung des Donnergottes.

— — — tumultus
Non tulit aethereos. *)

Alle Werke der Begeisterung athmen Leidenschaft. Dichter sind mehrentheils sehr cholerischen Temperaments. So zeigt sich David in seinen Thaten und in seinen Psalmen, so Homer im Charakter seiner Helden, so Milton und Dante in ihren Leben und in ihren Gedichten. Der größte Dichter unsrer, vielleicht jeder Zeit, Klopstock, dessen Herz sich so gern in süßen

*) Diese schöne Stelle übersetzt ein Franzose so: Elle ne pût résister à des feux si violens, ni à ces desordres de l'air, qui environnoient Jupiter. S. Traduction des Métamorphoses d'Ovide par Pierre Du-Roy, Parisien, de l'académie françoise 1702. in folio. O des Parisers! O des Akademisten!

Empfindungen ergießt, der die sanften Entzückungen der Religion, der die feinsten Gefühle der Liebe, der das Hinsinken der Freude — (eine Empfindung, welche unsre für's rauhe Klima des Lebens eingerichtete Natur mehr angreift, als der Schmerz, und von keinem Dichter so wie von ihm ausgedrückt ward) — der das Hinsinken der Freude so lebendig darstellt, dessen Stirn immer heiter ist, dessen Seele hinschmilzt, wenn sie auf dem melodischen Strome von Windemmen's Stimme dahin geleitet von Empfindung zu Empfindung — eben dieser Klopstock trägt einen Vulkan im Busen, dessen Gluthen er immer zurück hält, dessen selten aufsteigenden Dampf nur seine vertrauesten Freunde bemerken, der aber in seinen Gedichten helle Flammen geströmt hat, an denen des Enkels Enkel bis an's Ende der Tage Licht der Erleuchtung und Gluth der Empfindung anzünden wird.

Horaz sagt vom Menschen überhaupt, daß Prometheus, da er ihn aus Leim bildete, und von jedem Thiere etwas gab, ihm die Galle des Löwen gegeben habe. *)

Das gilt vorzüglich vom Begeisterten, aber die Natur meinte es dennoch mütterlich mit ihm, sie gab ihm zugleich innige Liebe in das Herz.

*) Fertur Prometheus, addere, principi

Limo, coactus, particulam undique

Defectam, et insani leonis

Vim stomacho apposuisse nostro.

So wie der anscheinende Streit der Elemente die Natur in ihrem Gleichgewichte erhält, und Leben in ihr hervorbringt, so erhalten Zorn und Liebe den Geist des Dichtenden in einer beständigen mit Leben schwangern Wallung. *)

Keinen wahren Dichter kann ich mir ohne innige Liebe im Herzen denken.

Bei Dichtern, denen der Zorn (ich wünschte mir ein Wort, welches das griechische *οργη* ausdrückte) fehlt, tritt an seine Stelle eine Neigung zur Melancholie. In ihren Gedichten ist weniger Erfindung vielleicht, weniger Contrast; sie gleichen nicht Alpengegenden, wo am Fuße des ewigen Eises die Schäge des Sommers blühen, wo in's tiefe einsame Thal der rauschende Bergstrom hinabstürzt — aber das sanfte Adagio ihres Gesangs, welcher wie ein stiller

*) Ich sehe schon manchen jungen Dichterling sich zum Zorn aufblasen, wie der Frosch in der Fabel — Knaben, welche mit dem Blasebalg an einer Pflanze den Sturm des Meers nachahmen, und weiter nichts thun, als die Pflanze, welche so nicht allzuklar war, mit aufgeblasenen Roth noch trüber machen. *Exempla sunt odiosa*; aber ich kenne Gedichte, in welchen so ein Streben nach Kraft und Wuth herrscht, daß sie den Träumen einer Kranken — ja wohl Kranken! — Phantasie eines, der mit dem Fieber behaftet ist, ähnlich sehen.

Nach zwischen buntern Lannen gleitet, wieget die Seele in süße Ideen ein, von denen sie eben so ungern, als von Entzückungen, erwacht.

Ein Geschenk giebt die Natur jedem Begeisterten, aber nur ihm, und ihm nur auf Augenblicke. Ich meine den schnellen Blick, welcher dem Begeisterten richtige Verhältnisse zeigt, ehe er sie berechnen kann — die schöpferische Kraft, welche idealische Welten schafft und zerstört — Ahnungen von Ideen, von Wahrheiten, von Empfindungen, die außer dem Gesichtskreise des gewöhnlichen Zustandes der Menschen liegen.

Diese Kraft ist es, welche den Dichter zum Seher macht. Der Philosoph ist Forscher.

Der Dichter entdeckt von Weitem Land, wenn das Schiff noch auf hoher See schwimmt; viel später forscht der Philosoph mit dem Bleiwurf, ob das Land nahe, ob die Küste sicher sei.

Diese Kraft ist es, welche von jeher für etwas Göttliches gehalten ward. Durch sie erhielt Homer, durch sie Plato — der wahrlich noch mehr Dichter als Philosoph war — den Beinamen: der Göttliche.

Und wenn mir erlaubt wird, anzunehmen, daß jede Kraft, welche Menschen gegeben ward, ein Abglanz von einer Kraft Gottes ist, so werde ich sagen, daß diese Seherkraft des Begeisterten in einem Verhältnisse mit derjenigen Kraft Gottes steht, mit welcher

er freie Handlungen der Geschaffnen voraus sieht, eine Kraft, welche von derjenigen Allwissenheit sehr verschieden ist, welche durch den allgemeinen Zusammenhang willenloser Dinge ihre nothwendigen Bestimmungen voraus weiß. *)

*) Diese kleine Schrift enthält nur flüchtige Gedanken. Ich überlasse es einem Parision, einem Académicien, Bände in Folio über die Begeisterung zu schreiben, sobald er ein Wort wird gefunden haben, welches sie in seiner Sprache ausdrückt. Und das kann keinem Académicien, geschweige einem Parision schwer werden.

Enthousiasme ist noch nicht Begeisterung.

Inspiration (Eingebung) ist etwas ganz Verschiedenes.

Der Begeisterte elektrisirt, der von Enthusiasmus Erfüllte wird elektrisirt. Lyrtäus war begeistert, und erfüllte die Spartaner mit edlem Enthusiasmus.

VI.

Etwas über Lavater.

1786.

Bei'm Anblick einer Messe empfindet Lavater im Schattenwerke Realität, im Wahne Wahrheit, will lieber weinen als lachen, tröstet sich mit dem schönen und großen Gedanken, daß unsre Brüder, die Katholiken, mit uns denselben anbeten und stimmt freudig, wie in ein allgemeines Chor von Christen, mit ein:

In Ewigkeit! In Ewigkeit
Sei Jesus Christ gebenedeit!

Darum soll er ein heimlicher Katholik seyn! — "Aber er erbauet sich an der Andacht des Aberglaubens, ehrt auch den Eifer für die Religion im Gelübde der Armut und Keuschheit!" — das thut er. Wenn er nun aber gar auch selbst im wüthenden Verfolgungsgeiste noch den mißgeleiteten Eifer für die Religion der Liebe ehrte, würden nicht dann die Hände unsrer Toleranten Steine gegen ihn erheben?

Als Joh. Huß an den Pfahl gebunden war, um verbrannt zu werden, kroch mit kriechender Eile ein

altes Mütterchen herzu, und warf einen Epan zum Scheiterhaufen. Der himmelnahе, himmelvolle Mann erbaute sich an ihrem blinden Eifer. Durch die aufsteigende Flamme sah man ihn noch lächeln, hörte ihn rufen: O sancta Simplicitas!

Ich weiß keinen schöneren Zug in der ganzen Geschichte. Wie Erasmus sich kaum enthalten konnte, auszurufen: "O sancte Socrates, ora pro nobis!" so möchte ich ausrufen: "O heiliger Huß, bitte für uns!" sollten auch die Katholiken mich als einen Hußiten verfeuern und die protestantischen Eiferer auf meinem Scheitel nach der Lonsur forschen, weil ich einen Heiligen anrufte.

Guter Lavater, laß dich immer von ihnen verfeuern! Den Joh. Huß verbrannten Katholiken des funfzehnten Jahrhunderts, dich verfolgen Leute des achtzehnten Jahrhunderts, und nennen sich Protestanten.

VII.

Atheniensisches Gespräch.

1788.

Ariston. So hast du mir wirklich angemerkt, daß ich etwas auf dem Herzen habe?

Euripides. Neulich schon, als ich mit dir aus dem Prometheus des Aeschylos ging. Ich hätte dich auch darum befragt, als aber unser Gespräch die lebhafteste Wendung auf dieses herrliche Schauspiel nahm, so vergaß ich desto leichter meine Frage, da dein Anliegen dir selber aus dem Sinn geschwunden zu seyn schien. Nachher erst, als Kallias sich zu uns geschlagen hatte, fiel es mir wieder ein, aber in seiner Gegenwart durfte ich eine Saite nicht rühren, welche bisher nur leise, wie von selber, gelebt hatte, ohne, von deiner Hand berührt, zu ertönen.

Ariston. Du hattest recht. Jetzt sind wir allein. Das Wandeln und die freie Landluft machen mir auch das Herz leichter. Ist mir doch, als lächelten uns die Nymphen aus dem Strom, als weheten die Dryaden uns Kühlung vom Walde des Ufers her!

Nicht umsonst ward die Fluth des Ilissos den Musen gewidmet. — Euripides! mein Anliegen ist groß, aber ich rechne auf deine Freundschaft. Willst du meine Bitte nicht hören, so vergiß sie. Und doch kann dir ihre Erfüllung nicht so schwer seyn, als sie mir wichtig ist.

Euripides. Wozu diese Umstände? Es hänge nur von mir ab, und ich werde mit Freuden thun, was dich erfreuen kann.

Ariston. Es scheint mir, daß du meinem Sohne Platon wohl wollest? Nicht wahr?

Euripides. Ich rechne ihn zu den feinsten Jünglingen der Stadt. Am meisten gefällt mir seine Bescheidenheit, bei gewiß edlen Talenten.

Ariston. Auch von seinen Talenten hast du gute Meinung? O, wie freut mich das!

Euripides. Freilich, ich und alle die ihn kennen. Und mehrere würden ihn kennen, wenn nicht eben diese Bescheidenheit, die ihn in den Augen Weniger schmückt, den Blicken der Vielen ihn verhüllte. Ich sagte noch neulich zum Agathon: Die Schamröthe dieses Jünglings hängt wie ein Vorhang im Tempel der Götter vor einem Heiligthum, und das Stillschweigen seiner Blöße ist ein heiliges Stillschweigen.

Ariston. O, wie erfreuest du mich! ich werde kühn, Euripides; ich übergebe dir mein Liebstes, diesen Sohn! Bilde ihn, mache aus ihm einen Dichter der dir gleich sei!

Euripides. Kennst du meine Nichte Theano?

Ariston. Die bescheidne sanfte Theano, die neulich den Reigen der Jungfrauen schloß, welcher der Mutter der Götter in Kbrben die heiligen öffentlichen Geschenke brachte? Andre waren schöner als sie, aber sie zog die Augen der Weiseren auf sich.

Euripides. Ich möchte lieber, sagte Socrates, ihr Vater seyn, als der schöneren Reigenführerinn Kallopis Bräutigam, die es nicht nur so sehr weiß, wie schön sie sei, der auch daran gelegen ist, zu zeigen, daß sie es weiß.

Ariston. Aber in welcher Absicht lenkest du das Gespräch auf Theano?

Euripides. Um eine Gegenbitte an dich einzuleiten. Nur dich anzusprechen um die Gunst einer Fürbitte an deine schöne Schwester Eudora. Ich möchte gern die Jungfrau ihr übergeben, auf daß sie die Theano so schön bilde wie sie selber ist.

Ariston. Freund, welches Anmuthen! oder, soll ich sagen, welche Ausflucht? Laß sie der Aphrodite opfern und den Grazien! Was vermag meine Schwester, was irgend eine Sterbliche, über die Gestalt einer andern, oder auch nur über ihre eigene?

Euripides. Freund, was vermag ein Sterblicher über die Ausspendung irgend einer Gabe, die ein freies Geschenk der Götter ist?

Ariston. Aber die Götter haben, nach deiner eignen Meinung, viel für meinen Sohn gethan. Es läme nur darauf an, ihre Gabe noch auszubilden.

Euripides. Ach! die Gabe der Poesie ist so feiner Art, daß sie unter den Händen des Ausbilders leicht mißbildet wird; das Del, mit welchem die Götter ein Haupt salben, verdunstet unter der Berührung einer sterblichen Hand.

Ariston. Aber doch ist die menschliche Natur der Art, daß sie ohne Bildung roh bleibt, oder, wofern sie nicht in gute Hände fällt, mißbildet wird.

Euripides. Du hast vollkommen recht. Aber die Gabe der Poesie ist eine Zugabe der Götter, eine seltne, zweideutige Zugabe. Sie veredelt oder verschlimmert den Menschen, je nachdem der Mensch ist. Bilde den Menschen, o, bilde ihn in deinem Sohne wie Wachs, mit einer warmen Hand! Aber suche nicht ihm Flügel zu bilden, und gedenke an den Fkaros! Die Vollendung des Dichters überlaß den Göttern.

Ariston. Doch rühmen sich unsre Sophisten, daß sie Dichter wie Redner, Politiker und Feldherren bilden.

Euripides. O ja, wie sie Redner, Politiker und Feldherren bilden! Was rühmen sich unsre Sophisten nicht! Sie, die den einfältigen, göttlichen Homer nicht verstehen, weil sie ihm ihren Wahn, ihre Afterweisheit leihen! Ließen Dichter sich bilden, so

würden unsre Rhapsoden, welche die Ilias und die Odyssee auswendig wissen, zuerst von poetischen Flammen lodern, und das Feuer andrer sich an ihrer Gluth entzündend.

Ariston. Aber was soll ich denn thun mit dem Jünglinge, den ich am Herzen mit mir herumtrage, wie ein schwangeres Weib?

Euripides. Es ist eine schöne Thräne, die dir am Auge zittert, o Ariston! Ich gebe dir einen Rath, und wähne, daß Apollo selber ihn dir geben würde: Führe den Jüngling zum Socrates!

Ariston. Da, dem hängt er schon seit einigen Wochen an. Aber Socrates wird einen Philosophen aus ihm machen, und die Götter haben ihn zum Dichter bestimmt.

Euripides. Fast möchte ich dich beschuldigen, daß du wie ein Sophist redest. Hörest du etwa solche?

Ariston. Dafür wolle mich Apollo, der Gesunderhalter, bewahren! Wie meinst du das?

Euripides. Weil eben diese immer Ideen weit von einander trennen, welche sehr nahe verwandt sind.

Ariston. Ich verstehe dich nicht.

Euripides. Freund, der wahre Philosoph und der wahre Dichter streben nach einem Ziel. Wenn der Dichter nicht oft die Pfade des Philosophen betritt, so irret er, zwischen Myrten vielleicht und blühenden Granaten, aber er irret umher. Höret nie

der Philosoph die Flügel der nahen Poesie rauschen, so erhebt er sich nicht zur Höhe des Heiligthums. Der Mann, auf welchen die Sophisten stolz sind, der feingrübelnde Haarspalter der Ideen, Prodikos, war vielleicht nur einmal wirklich weise. Und da war er nicht Sophist, da war er Philosoph und Dichter zugleich. Als er hohe Weisheit in das schöne Gewand der Fabel einhüllte, und uns den Herkules zeigte auf dem Scheidepfad zwischen der Tugend und der Wollust.

Ariston. Aber welche Sophisten, welche Erzsophisten hat Prodikos gebildet! Ein solcher müsse nie mein Sohn werden. Manchmal findet er Lust daran, nach Art der Sophisten zu spitzfindeln und zu Haarspalten, dann sage ich leise, wie wir den Niesenden zurufen: Zeus behüte dich! *)

Eurpides. Dafür wird ihn der Ausgang des Sokrates bewahren.

Ariston. Aber was wird denn dein Sokrates aus ihm machen?

*) Unsere Bitte dem Niesenden: Gott helf! zu sagen ist sehr alt. Was bei uns Wunsch ist, ward bei den Griechen unmittelbares Gebet. Sie sagten: Zeus hilf! oder, Zeus erhalte! *Ἐὖ σοὶ* Man wird sich des Epigramms auf einen Langnäsigen erinnern, welches mein Bruder übersezt hat.

Späre dein Gott helf! wenn er nieset; er kann es ja selbst nicht

Hören; viel zu entfernt ist von der Nase sein Ohr.

Gebichte aus dem Griechischen. S. 46.

würden unsre Rhapsoden, welche die Ilias und die Odyssee auswendig wissen, zuerst von poetischen Flammen lobern, und das Feuer andrer sich an ihrer Gluth entzünden.

Ariston. Aber was soll ich denn thun mit dem Jünglinge, den ich am Herzen mit mir herumtrage, wie ein schwangeres Weib?

Euripides. Es ist eine schöne Thräne, die dir am Auge zittert, o Ariston! Ich gebe dir einen Rath, und wähne, daß Apollo selber ihn dir geben würde: Führe den Jüngling zum Socrates!

Ariston. O, dem hängt er schon seit einigen Wochen an. Aber Socrates wird einen Philosophen aus ihm machen, und die Götter haben ihn zum Dichter bestimmt.

Euripides. Fast möchte ich dich beschuldigen, daß du wie ein Sophist redest. Hörest du etwa solche?

Ariston. Dafür wolle mich Apollo, der Gesunderhalter, bewahren! Wie meinst du das?

Euripides. Weil eben diese immer Ideen weit von einander trennen, welche sehr nahe verwandt sind.

Ariston. Ich verstehe dich nicht.

Euripides. Freund, der wahre Philosoph und der wahre Dichter streben nach einem Ziel. Wenn der Dichter nicht oft die Pfade des Philosophen betritt, so irret er; zwischen Myrten vielleicht und blühenden Granaten, aber er irret umher. Höret nie

der Philosoph die Flügel der nähen Poesie rauschen, so erhebt er sich nicht zur Höhe des Heiligthums. Der Mann, auf welchen die Sophisten stolz sind, der feingrübelnde Haarspalter der Ideen, Prodikos, war vielleicht nur einmal wirklich weise. Und da war er nicht Sophist, da war er Philosoph und Dichter zugleich. Als er hohe Weisheit in das schöne Gewand der Fabel einhüllte, und uns den Herkules zeigte auf dem Scheidepfad zwischen der Tugend und der Wollust.

Ariston. Aber welche Sophisten, welche Erzsophisten hat Prodikos gebildet! Ein solcher müsse nie mein Sohn werden. Manchmal findet er Lust daran, nach Art der Sophisten zu spitzfindeln und zu Haarspalten, dann sage ich leise, wie wir den Niesenden zurufen: Zeus behüte dich! *)

Eurypides. Dafür wird ihn der Umgang des Socrates bewahren.

Ariston. Aber was wird denn dein Socrates aus ihm machen?

*) Unsre Bitte dem Niesenden: Gott helf! zu sagen ist sehr alt. Was bei uns Wunsch ist, ward bei den Griechen unmittelbares Gebet. Sie sagten: Zeus hilf! oder, Zeus erhalte! *Ἰεὺ σῶσον*. Man wird sich des Epigrams auf einen Langnäsigen erinnern, welches mein Bruder übersetzt hat.

Spare dein Gott helf! wenn er nieset; er kann es ja selbst nicht

Hören; viel zu entfernt ist von der Nase sein Ohr.

Gedichte aus dem Griechischen. S. 46.

Euripides. Verkenne den edlen Weifen nicht. So wenig es feiner Mutter, der Hebamme, in den Sinn kam, wenn fie zu freifenden Weibern gerufen ward, diefe einen Sohn, jene eine Tochter gebären zu laffen, eben fo wenig —

Ariston. Wenn aber Socrates verheißet, einen Dichter und Philofophen aus ihm zu machen; ift das nicht eben fo viel, als wenn feine Mutter, die Hebamme einem fchwangern Weibe Zwillinge verheißen hätte?

Euripides. Ich dächte diefem Einfall hätte mein Voriges vorgebaut. Aber jetzt ließeft du mich nicht ausreden. Eben fo wenig, wie feiner Mutter dergleichen in den Sinn kommen konnte, fegt auch er fich vor, daß er aus diefem Jüngling einen Helden, aus jenem einen Politiker bilden, diefen zu einem Dichter mache wolle, und den andern zu einem Redner. Socrates ift fo wenig ein Sophift, als feine Mutter eine Hexe war. So wie diefe darauf bedacht war, das Kindlein unverlegt aus dem Schooße der Gebärenden zu empfangen, fo trachtet auch Socrates nur darnach, die Jünglinge zu Menfchen zu bilden, welche gefund an Leib und Seele feyn, in welchen die Ideen des Schönen und des Guten erweckt werden.

Er felbft vergleicht fich gern mit feiner Mutter, deren Gefchäft es nicht war, neues Leben hervor zu rufen, fondern das Verborgne an den Tag zu bringen. Und das thut er in traulichen Gefprächen. Da

hält er ihnen die Schätze seiner Weisheit dar, und weiß durch die Frage, die aus der Tiefe des forschenden Jünglings kam, antwortend, neue Fragen zu veranlassen, und neue Fragen veranlassende Antworten. Da entwickelt sich dann die Weisheit aus der Lehrbegierde, und die Lehrbegierde aus der Weisheit. Wenn er mit Jünglingen umgeben auf dem öffentlichen Platz wandelt, so herrscht um ihnen her eine Weihe, wie eines heiligen Haines. So weiß er, wie durch einen Zauber, welcher das Gegentheil vom Zauber der Circe wirkt, Ohr und Auge der Hörenden zu fesseln, daß vor ihnen das Getümmel der Menge, das Streben nach irdischen Gütern, jede kleinere Sorge dahin schwindet, und jedes Lüftchen der Eitelkeit.

Wer den Jüngling auf diesen Standpunkt des Geistes bringen kann, der — o verrathe mich unsern Sophisten nicht! — nur der hat das Seine gethan. Da entwickeln sich die Flügel der Jugend, deren Flug nachher eigne Kraft und die Gunst der Götter erhebt, deren Wege eigne Wahl und der Unsterblichen Wille bestimmt, es möge nun ein Adler wie Aristides auf-fliegen, vor dem der große König erbebe, oder mit silbertönendem Fluge ein Homerischer Schwan oder ein Phönix, dessen nicht jedes Jahrhundert bedarf, ein Volksbildner wie der große Lykurgos und unser Solon.

Ohne den Unterricht der Weisheit hätten sich auch dieser ihre Kräfte entwickelt, aber nicht so. Und diese Kräfte, mein Freund, welche Menschen so sehr vor

Menschen auszuzeichnen vermögen, daß sie einige zu Heroen und Dämonen erhoben haben, denen man öffentliche Ehren erzeigt, wie dem Herkules, dem Theseus und dem Homer, diese Kräfte sind nur als Mittel edel, deren Zweck das Schöne und das Gute ist, welchem diese göttlichen Männer nachstrebten.

Am Altare des Schönen und des Guten wacht auch, wie eine jungfräuliche Priesterinn, die hohe Muse, sie, welche dem Dichter den Kranz auf die Scheitel setzt. Ohne Weisheit und Tugend empfähet der Dichter nicht diesen Kranz. Und jeder andere ist nicht mehr werth, als die Kränze, mit welchen Komos und Bacchos ihre schwelgenden Verehrer zieren; Kränze, welche nach verdünstem Rauch der Schaamröthe Plag machen, wenn die nächtlichen Wolken der Aurora weichen.

Ohne Weisheit und Tugend ist der Dichter so wenig unsrer Achtung werth, als eine schöne Jungfrau ohne Zucht. Widmet er dem Laster sein Talent, so verachte ihn wie eine Hure. Weihet er es aber der Tugend und der Weisheit, so ist er ein Freund der Götter, ein Günstling der Aphrodite, nicht jener, welche Korinthos verehret, sondern der uranischen Aphrodite, in deren Gefolge die verschämten Grazien, und die heiligen Musen sind.

Ariston. Du öffnest mir einen schönen Blick in die Laufbahn meines Sohns. O, daß deine Hoffnungen dich nicht täuschen!

Euripides. Es ist schon ein sehr gutes Zeichen, daß Socrates ihn in die Zahl seiner Jünger aufgenommen, daß sein warnender Dämon ihm nicht gewinket hat. Vertraue den Göttern, Ariston! Sie werden etwas edles aus dem Jünglinge bilden, er mag nun Philosoph oder Dichter heißen. Wir dürfen am meisten von der Gunst der Unsterblichen erwarten, wenn wir bescheiden wünschen. Sie eifern über die Wahl der Gaben, und sind freigebig im Maas. Nur sie wissen, wozu wir taugen, nur sie wissen, was uns nützlich ist!

VIII.

Gedanken über Herrn Schiller's Gedicht:
Die Götter Griechenlands.

1788.

Siehe das hinten angefügte aus dem Märzheft 1788 des
deutschen Mercur's abgedruckte Gedicht.

Ich habe von Kindheit an die Poesie mit Leidenschaft geliebt, denn lebhaft Empfinden schien mir immer der süßeste Genuß, dessen ein Mensch sich erfreuen kann. Ich hielt früh den Dichter, welcher lebhafteste Empfindungen, die denjenigen, welchem er sie mittheilt, veredeln, in andern erweckt, für ein wohlthätiges, für ein geflügeltes, heiliges Wesen, wie Plato sagt. Die Begeisterung ist eine Leidenschaft; aber es schien mir, daß sie sich von andern Leidenschaften durch einige sehr erhabne Vorzüge auszeichnete. Die andern verdunkeln unsern Blick; sie erhellt ihn. Im Schwindel der andern Leidenschaften schwinden die wahren Verhältnisse der Dinge vor unsern Augen dahin; sie entdeckt wahre Verhältnisse der Dinge, oft sicherer, allzeit

schneller, als selbst die Philosophie. Andre Leidenschaften führen uns fast immer, vielleicht ohne Ausnahme immer, auch wenn sie am meisten scheinen uns von unserm Selbst zu entäußern, auf dieses zu partheiisch geliebte Selbst zurück; die Begeisterung entreißet, entzückt uns aus diesem Selbst, und was kann edler seyn, als diese Entäußerung, diese Entzückung?

Der Hörer oder Leser des Dichters hat, ohne daß er diese Gedanken entwickelt, vielleicht eine dunkle Empfindung von diesem Zustande, in welchem der Dichter seines Selbst entäußert wird; und da wir immer gern sehen, daß ein anderer sich vergesse, es desto lieber sehen, je weniger wir uns zu vergessen geneigt sind, so rechnet er vielleicht auch dieses Verdienst dem Dichter an, und diese Anrechnung ist wohl eine der Ursachen, daß von jeher die Poesie als etwas sehr edles, als etwas heiliges angesehen worden.

Man hat sich immer befugt gehalten, mit dem Philosophen zu rechten, ehe man sich von ihm durch die Labyrinthe seiner Untersuchungen leiten ließ; auf Flügeln des Dichters uns tragen zu lassen, wohin ihn die Begeisterung auch führe, sind wir leicht geneigt.

Aber ist es genug, daß die Begeisterung den Dichter aus seinem Selbst herausreißet? Ist es nicht wichtig, wohin sie ihn führe? Nicht sehr wichtig, wohin der Vogel seinen Flug nehmen werde, der auf seinen Flügeln so viele, die sich ihm anvertrauen, in unbekannte Regionen führen wird?

Blühende Fiktionen sind süße Morgenträume der Seele, aber die Wahrheit ist ihr wahres Leben.

„Auch Träume kommen von Zeus ja!“ sagt Achilles bei'm guten Vater Homer; aber er sagt es, weil er in Träumen die Stimme der verborgnen Wahrheit zu hören hofft.

Auch die Poesie kommt von Gott! dürfen wir kühn sagen; aber nur ihr wahrer Gebrauch heiligt sie. Ihre Bestimmung ist Wahrheit zu zeigen. Bald sie da zu erreichen, wo der Philosoph sie nicht fand, bald die dem Volke unsichtbare Göttrinn in's Gewand der Fiction zu hüllen.

Es schwebt mir vor dem Sinn, als habe irgend ein Volk die Natur als ein schönes Weib abgebildet, auf dessen Gewand Thiere und Pflanzen gestickt waren.

So webt der Dichter aus Fiktionen der kühnsten Phantasie der Wahrheit lebenathmendes Gewand, nicht um sie zu verhüllen, sondern um sie, die bald unsichtbar, bald blendend ist, andern zu zeigen.

Poesie, welche nicht der Wahrheit gewidmet ist, schimmert ohne zu wärmen. Bethörte laufen dem hüpfenden Irwische nach; er erlischt und läßt sie im Sumpf.

Poesie, welche die Wahrheit anfeindet, mag als Dichtkunst bewundern wer da will; ich habe immer zu groß von der Poesie gedacht, um sie für Tausendkünstelei zu halten, um zu glauben, daß sie nach einer

Bewundrung streben könne, zu welcher sich Verachtung und Abscheu gesellen.

Die Künste sind mit Jahrhunderten geflügel; der erste Aufflug der noch jungen Poesie erhob sich so hoch, als auf ihren Flügeln der Mensch sich erheben kann.

In Psalmen und Hymnen erhob sich der Geist zu seinem Urheber. Dichter waren der Gegenstand der bewundernden Ehrfurcht, ehe man sich einfallen ließ, daß sie etwas anders, als die Gottheit, besingen könnten.

Höher kann uns kein Gedanke erheben, als zu Ihr. Nichts kann uns mit reinerer Liebe erfüllen, als Sie; und als man fand, daß Sie nicht der einzige Gegenstand der Poesie wäre, blieb man darin einer Meinung, daß Sie ihr würdigster, erhabenster, eigentlicher Gegenstand wäre.

Nationen, welche keinen Urheber der Dinge, keine Vorsehung kannten *), Nationen, deren Götter Kinder des Himmels und der Erde, Himmel und Erde die Brut der Nothwendigkeit und der Materie waren; Nationen, welche unter dem eisernen Zepter eines blinden Schicksals zitterten, mußten, wenn sie bei dieser trostlosen Lehre nicht verzagen wollten, ihre

*) Dieses war bis auf den Anaxagoras, welcher zu Perikles Zeiten lebte, der Fall der Griechen. Auch er glaubte noch an die Ewigkeit der Materie.

Zuflucht zu blühenden Fictionsen nehmen. Sie erfüllten die Natur mit Göttern, Göttinnen, mit schalkhaften Nymphen und lusternen Faunen, mit Tritonen, Najaden, Dryaden, Dreads u. Ihre Dichter schmückten diese Geburten der Phantasie aus. Auch mit der reichsten Einbildungskraft nicht vermögend, das traurige System ihrer Schicksalslehre zu erheitern, vermochten sie den Leidenschaften des flüchtigen Lebens zu schmeicheln. Das thaten sie denn auch.

Jeder Lasterhafte fand einen Gott, oder eine Göttinn, gegen welche er unschuldig scheinen, oder mit deren Beispiel er wenigstens seine Frevel beschönigen konnte. So entstand ihre Moral, deren Frucht die Wurzel verrieth. Jeder Leser der Alten wird bekennen, daß zur Zeit

Da der Dichtkunst malerische Hülle

Sich noch lieblich um die Wahrheit wand,

wie der Eiferer für die Götter Griechenlands sagt, eben diese Dichtkunst so oft allen Zauber der Phantasie und des Wiges aufbot, um die heilige Wahrheit vom Werthe der Tugend und von der Schändlichkeit des Lasters mit reizenden Vorstellungen jeder bösen Leidenschaft zu verdrängen.

Der Wertheidiger von den Göttern Griechenlands mußte die Menschen dieser Nation sehr wenig gekannt haben, wenn er Folgendes im Ernste glaubte:

Sanfter war, da Hymen es noch knüpfte,
Heiliger der Herzen ew'ges Band.

Wer, dessen Herz sich jemals zum Wonnegesühl
der Dankbarkeit gegen den Allliebenden erhoben hat,
wird sich nicht bei dieser Stelle empören?

Höher war der Gabe Werth gestiegen,
Die der Geber freundlich mit genoß,
Näher war der Schöpfer dem Vergnügen,
Das im Busen des Geschöpfes floß.
Nennt der Meinige sich dem Verstande?
Wirgt ihn etwa der Gewölke Zelt?
Mühsam späht' ich im Ideenlande,
Fruchtlos in der Sinnenwelt.

Indessen sind diese Zeilen sehr lehrreich. Sie zeigen
das traurige Verhältniß, in welchem der Naturalist
mit der Gottheit steht. Aber würde ein ernsthafter
Naturalist sich auch folgendes Murren erlauben, wenn
er in eine Kirche träte?

— Diese traur'ge Stille,
Kündigt sie mir meinen Schöpfer an?
Finster, wie er selbst, ist seine Hülle,
Mein Entsagen — was ihn feiern kann.

Und paßt folgender Vorwurf nicht vielmehr auf das
System, welches der Dichter vertheidigt, als auf das
unsrige, das er anfeindet?

Aber ohne Wiederkehr verloren
Bleibt, was ich auf dieser Welt verließ,
Jede Bonne hab' ich abgeschworen,
Alle Bande, die ich selig pries.

Bei zwei andern lyrischen Gedichten dieses Mannes empfand ich, was ich bei diesem Lobe der Götter Griechenlands empfinde.

Hat der Dichter zwei Seelen, wie jener junge Meder bei'm Xenophon zu haben wähnte?

Bläſt er aus Einem Munde kalt und warm, wie der Wanderer in der Höhle des ehrlichen Fauns?

Ich möchte lieber der Gegenstand des allgemeinen Hohns seyn, als nur ein solches Lied gemacht haben, wenn auch ein solches Lied mir den Ruhm des großen und lieben Homer's zu geben vermöchte. Wenn ein unmündiges Publikum mich für das Gift, welches ich ihm im Becher der Musen gereicht hätte, vergötterte, so würde ich mir selber ein muthwilliger Knabe scheinen, welcher seinen Pfeil gegen die Sonne losschnellt, weil sie sich von ihm nicht greifen läßt.

... Hiev ist die letzte 25te Strophe:

Deſſen Strahlen mich danieder schlagen,
 Werk und Schöpfer des Verstandes! Dir
 Nachzuringen, gieb mir Flügel, Waagen
 Dich zu wägen — oder nimm von mir,
 Nimm die ernſte, ſtrenge Göttinn wieder,
 Die den Spiegel blendend vor mir hält;
 Ihre ſanftre Schweſter ſende nieder,
 Spare jene für die andre Welt.

Diese Strophe erinnert an jene Zeile von Blumauer, welche, als besonders freimüthig, so übermäßig gepriesen worden:

Nimm mir den Glauben, oder den Verstand!

Es thut mir wehe, einen Mann zu sehen, dem sich nur diese schreckliche Alternativen zeigt, aber die Aeußerung dieses Gedankens kann ich in unserm Jahrzehend so wenig freimüthig finden, als die Ausfälle, welche einige Wiener Dichter jetzt gegen den Papst thun.

Wenn ich auch Schiller's Mundgesang auf die Freude nie gelesen hätte, so würde ich doch gewiß sehn, daß ein Mann von seiner glühenden Empfindung Momente müsse gehabt haben, seltsame Momente, in welchen seine Seele dahin schmolz bei der Empfindung des Allgegenwärtigen, Allliebenden.

Die Vorstellungen, welche unsre Religion uns von dem Gott macht, der sich Vater nennt; der seine Liebe zu uns mit der Liebe einer Mutter vergleicht, und mehr als Mutterliebe verheißt; vom Sohne Gottes, welcher unser Bruder wird, sichtbar und brüderlich unter Menschen wandelt, das Wesen der Gottheit, welche sich schon einem Volke seit einigen tausend Jahren offenbart hatte, noch viel mehr enthüllet, für die Menschen lebt und für die Menschen stirbt, uns eine Sittenlehre schenkt, gegen welche alle Sittenlehren nichts sind, weil die Seinige viel heiliger ist, viel menschlicher, und allein sich auf Liebe zu Gott und den Menschen gründet; die Lehre der Auferstehung an's Licht bringt, sie durch seine Auferstehung, welche uns den Zweck seines Lebens und Todes entriegelt, bestätigt; diese Vorstellungen, sage ich, welche alle die innigsten und erhabensten Beziehungen auf unsre Ver-

Er nimmt in der letzten Hälfte dieser Strophe eine künstlich verschlungene Wendung, um — wo möglich — den Trost und die Hoffnung eines ewigen sel'gen Lebens als traurig vorzustellen!

Fremde, nie verstandene Entzücken
Schaudern mich aus jenen Welten an,
Und für Freuden, die mich jetzt beglücken,
Tausch' ich neue, die ich wissen kann.

Wer vermuthet nach diesen Zeilen die folgenden:

Höhr'e Preise stärkten da den Ringer
Auf der Tugend arbeitvoller Bahn,
Großer Thaten herrliche Vollbringer
Klimmten zu den Seligen hinan.

Vermesner ist diese Klage:

Alle jene Blüthen sind gefallen
Von des Nordes winterlichem Wehn;
Einen zu bereichern, unter allen,
Mußte diese Götterwelt vergehn.

Zur Lästung gesellt sich die Satyre — Satyre!
Himmel und Erde! gegen Wen?

Freundlos, ohne Bruder, ohne Gleichen,
Keiner Göttinn, keiner Ird'schen Sohn,
Herrscht ein Andrer in des Aethers Reichen,
Auf Saturnus umgestürzten Thron.
Selig, eh' sich Wesen um ihn freuten,
Selig im entvölkerten Gefild',
Sieht er in dem langen Strom der Selten'
Ewig nur — sein eignes Bild.

Ferner:

Da die Götter menschlicher noch waren,
Waren Menschen göttlicher.

Göttlicher, da sie nichts mit Beziehung auf die Gottheit thaten? Da allgemeine Menschenliebe nicht gekannt ward?

Man wird vielleicht sagen, daß ein Spiel der Phantasie nicht so streng geprüft werden dürfe.

Aber Spiele der Phantasie ohne den belebenden Geist einer ernsten Empfindung sind eines Dichters, wie Schiller ist, nicht würdig. Auch ist dieser Geist nur zu sichtbar. Ein Geist aber, welcher gegen Gott lästert, ist kein guter Geist. Ein Geist, welcher die Tugend verächtlich zu machen sucht, ist kein guter Geist. Ich sehe wohl das poetische Verdienst dieses Gedichtes ein, aber der wahren Poesie letzter Zweck ist nicht sie selbst.

Die Philosophen, welche sich rühmten, daß sie das schwarze weiß und das weiße schwarz machen könnten, nannten sich Sophisten, Ihr Name ist ein Schimpfwort geworden. Wie sollen wir Dichter nennen, welche, wie Schiller, des göttlichen Feuers theilhaftig wurden und es so anwenden?

Ein solcher Mißbrauch der Poesie betrübt mich eben so sehr, als mich ihr wahrer Gebrauch entzückt. Bis zu Wonnethränen hat mich Schiller's Mundgesang die Freude gerührt.

Bei zwei andern lyrischen Gedichten dieses Mannes empfand ich, was ich bei diesem Lobe der Götter Griechenlands empfinde.

Hat der Dichter zwei Seelen, wie jener junge Weber bei'm Xenophon zu haben wähnte?

Bläſt er aus Einem Munde kalt und warm, wie der Wanderer in der Höhle des ehrlichen Fauns?

Ich möchte lieber der Gegenstand des allgemeinen Hohns seyn, als nur ein solches Lied gemacht haben, wenn auch ein solches Lied mir den Ruhm des großen und lieben Homer's zu geben vermöchte. Wenn ein unmündiges Publikum mich für das Gift, welches ich ihm im Becher der Musen gereicht hätte, vergötterte, so würde ich mir selber ein muthwilliger Knabe scheinen, welcher seinen Pfeil gegen die Sonne losschneilt, weil sie sich von ihm nicht greifen läßt.

... Hier ist die letzte 25te Strophe:

Deſſen Strahlen mich danieder schlagen,
Welt und Schöpfer des Verstandes! Dir
Nachzuringen, gieb mir Flügel, Waagen
Dich zu wägen — oder nimm von mir,
Nimm die ernſte, ſtrenge Göttinn wieder,
Die den Spiegel blendend vor mir hält;
Ihre ſanftre Schweſter ſende nieder,
Epare jene für die andre Welt.

Diese Strophe erinnert an jene Zeile von Blumauer, welche, als besonders freimüthig, so übermäßig gepriesen worden:

Nimm mir den Glauben, oder den Verstand!

Es thut mir wehe, einen Mann zu sehen, dem sich nur diese schreckliche Alternativen zeigt, aber die Aeußerung dieses Gedankens kann ich in unserm Jahrzehend so wenig freimüthig finden, als die Ausfälle, welche einige Wiener Dichter jetzt gegen den Papst thun.

Wenn ich auch Schiller's Mundgesang auf die Freude nie gelesen hätte, so würde ich doch gewiß sehn, daß ein Mann von seiner glühenden Empfindung Momente müsse gehabt haben, seltsame Momente, in welchen seine Seele dahin schmolz bei der Empfindung des Allgegenwärtigen, Allliebenden.

Die Vorstellungen, welche unsre Religion und von dem Gott macht, der sich Vater nennt; der seine Liebe zu uns mit der Liebe einer Mutter vergleicht, und mehr als Mutterliebe verheißt; vom Sohne Gottes, welcher unser Bruder wird, sichtbar und brüderlich unter Menschen wandelt, das Wesen der Gottheit, welche sich schon einem Volke seit einigen tausend Jahren offenbart hatte; noch viel mehr enthüllet, für die Menschen lebt und für die Menschen stirbt, uns eine Sittenlehre schenkt, gegen welche alle Sittenlehren nichts sind, weil die Seinige viel heiliger ist, viel menschlicher, und allein sich auf Liebe zu Gott und den Menschen gründet; die Lehre der Unsterblichkeit an's Licht bringt, sie durch seine Auferstehung, welche uns den Zweck seines Lebens und Todes entsiegelt, bestätigt; diese Vorstellungen, sage ich, welche alle die innigsten und erhabensten Beziehungen auf unsre Ver-

vollkommenheit und auf unsre Glückseligkeit haben, müßten ihm, auch wenn er das Unglück hätte, nicht daran zu glauben, doch wohl edler und wohlthätiger scheinen, als die Spiele der griechischen Phantasie, deren Götterlehre die größste Abgötterei mit dem traurigsten Atheismus verband.

Denn Götter, welche nicht Urheber der Dinge, nicht ewig, Götter, welche Sklaven des blinden Schicksals waren und niedriger Leidenschaften, hießen nur durch einen Mißbrauch des Namens Götter.

Jenes Uebing, was die Alten Schicksal nannten, trat an die Stelle des Gottes, den wir Vater nennen.

Dieser Kindschaft entsagen zu wollen, um, wenn das möglich wäre, wieder zu glauben, daß Bacchus mit frechen Mänaden schwärmen, und Venus mit Gnade auf den Dienst ihrer unzünftigen Priesterinnen herab schaue, ist der abentheuerlichste Wunsch, dem sich ein Mensch überlassen kann, ein Wunsch, dessen Äußerung sich nicht vom Begriffe der Lästerung trennen läßt. Die Entschuldigung des Scherzes findet in Absicht auf das Heilige nicht statt, am wenigsten eines solchen Scherzes, welcher nicht etwa bunte Seifenblasen in die Luft bläst, sondern Markwurfshäufen mit blinder Wuth aufwirft, gleich jenen göttlichen Kindern der Erde, welche den Ossa auf den Olymp, auf den Ossa den Pelion thürmten, um — den Himmel zu stürmen.

Die Götter Griechenlands.

Da ihr noch die schöne Welt regiertet,
 An der Freude leichtem Sängelband,
 Glücklicher Menschenalter fñhrtet,
 Schöne Wesen aus dem Fabelland!
 Ach! da euer Bonnedienst noch glänzte,
 Wie ganz anders, anders war es da!
 Da man deine Tempel noch bekränzte,
 Venus Amathusia!

Da der Dichtkunst malerische Hñlle
 Sich noch lieblich um die Wahrheit wand! —
 Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
 Und, was nie empfinden wird, empfand.
 An der Liebe Busen sie zu drücken,
 Gab man höhern Adel der Natur;
 Alles wies den eingeweihten Blicken,
 Alles eines Gottes Spur.

Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen,
 Seelenlos ein Feuerball sich dreht,
 Lenkte damals seinen goldnen Wager
 Helios in stiller Majestät.

Diese Höhen füllten Dreaden,
 Eine Dryas starb mit jenem Baum,
 Aus den Urnen lieblicher Najaden
 Sprang der Ströme Silberschaum.

Jener Lorbeer wand sich einst um Hilfe, *)
 Tantal's Tochter schweigt in diesem Stein, **)
 Syrinx Klage tönt aus jenem Schilf,
 Philomelens Schmerz in diesem Hain.
 Jener Bach empfing Demeter's Zähre,
 Die sie um Persephonen geweint,
 Und von diesem Hügel rief Cythere
 Ach vergebens! ihrem schönen Freund.

Zu Deukalion's Geschlechte stiegen
 Damals noch die Himmlischen herab,
 Pyrrha's schöne Töchter zu besiegen
 Nahm Hyperion den Hirtenstab.
 Zwischen Menschen, Göttern und Heroen
 Knüpfte Amor einen schönen Bund.
 Sterbliche mit Göttern und Heroen
 Huldigten in Amathunt.

Betend an der Grazten Altären
 Kniete da die holde Priesterinn,
 Sandte stille Wünsche an Cytheren
 Und Gelübde an die Charitinn.

*) Daphne vom Apollo verfolgt.

**) Niobe.

Hoher Stolz, auch droben zu gebieten,
 Lehrete sie den göttergleichen Rang,
 Und des Reizes heil'gen Gürtel hüten,
 Der den Donn'rer selbst bezwang.

Himmlich und unsterblich war das Feuer,
 Das in Pindar's stolzen Hymnen floß,
 Niederströmte in Arion's Leier,
 In den Stein des Phidias sich goß.
 Bessere Wesen, edlere Gestalten
 Kündigten die hohe Abkunft an.
 Götter, die vom Himmel niederwallten,
 Sahen hier ihn wieder aufgethan.

Werther war von eines Gottes Güte,
 Theurer jede Gabe der Natur.
 Unter Iris schönem Bogen blühte
 Reizender die perlenvolle Flur.
 Prangender erschien die Morgenröthe
 In Himeren's rosigtem Gewand,
 Schmelzender erklang die Flöte
 In des Hirtengottes Hand.

Liebenswerther malte sich die Jugend,
 Blühender in Ganymeda's Bild, *)
 Heldenkühner, göttlicher die Tugend
 Mit Tritoniens Medusenschild.

*) Hebe. Ihr älterer Name war Ganymeda sagt
 Pausanias. Corinth. c. 13.

Sanfter war, da Hymen es noch knüpfte,
 Heiliger der Herzen ew'ges Band.
 Selbst des Lebens zarter Faden schlüpfte
 Weicher durch der Parzen Hand.

Das Eue munt'rer Thyrsuschwünger,
 Und der Panther mächtiges Gespann
 Meldeten den großen Freudenbringer.
 Faun und Satyr taumeln ihm voran,
 Um ihn springen rasende Mänaden,
 Ihre Tänze loben seinen Wein,
 Und die Wangen des Bewirthers laden
 Lustig zu dem Becher ein.

Höher war der Gabe Werth geküßten,
 Die der Geber freunblich mit genöß,
 Näher war der Schöpfer dem Vergnügen,
 Das im Busen des Geschöpfes floß.
 Nennst der Weinige sich dem Verstande?
 Virgt ihn etwa der Gewölke Zelt?
 Mühsam späht' ich im Ideenlande,
 Fruchtlos in der Sinnenwelt.

Eure Tempel lachten gleich Pallästen,
 Euch verherrlichte das Heldenspiel
 An des Isthmus kronenreichen Festen.
 Und die Wagen donnerten zum Ziel,
 Schön geschlungne seelenvolle Tänze
 Kreisten um den prangenden Altar,
 Eure Schläfe schmückten Siegeskränze,
 Kronen euer duftend Haar.

Seiner Güter schenkte man das Beste,
 Seiner Lämmer Liebsteß gab der Hirt,
 Und der Freudentaumel seiner Gäste
 Lohnte dem erhabnen Wirth,
 Wohin tret' ich? Diese traur'ge Stille
 Kündigt sie mir meinen Schöpfer an?
 Finster, wie er selbst, ist seine Hülle,
 Mein Entsagen — was ihn feiern kann.

Damals trat kein gräßliches Gerippe
 Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
 Nahm das letzte Leben von der Lippe,
 Still und traurig senkt' ein Genius
 Seine Fackel. Schöne lichte Bilder
 Scherzten auch um die Nothwendigkeit,
 Und das ernste Schicksal blickte milder
 Durch den Schleier sanfter Menschlichkeit.

Nach der Geister schrecklichen Gesetzen
 Richtete kein heilliger Darbar,
 Dessen Auge Thränen nie benehnten,
 Barte Wesen, die ein Weib gebär.
 Selbst des Orkus strenge Richterwaage
 Hielt der Enkel einer Sterblichen,
 Und des Thrakters seelenvolle Klage
 Rührte die Erinyen.

Seine Freuden traf der frohe Schatten
 In Elysiens Hainen wieder an;
 Treue Liebe fand den treuen Gatten
 Und der Wagenlenker seine Wahn;

Orpheus Spiel tönt die gewohnten Lieder,
 In Alcestens Arme sinkt Admet,
 Seinen Freund erkennt Orestes wieder,
 Seine Waffen Philoctet.

Aber ohne Wiederkehr verloren
 Bleibt, was ich auf dieser Welt verließ.
 Jede Wonne hab' ich abgeschworen,
 Alle Bande, die ich selig pries.
 Fremde, nieverstandene Entzücken
 Schauern mich aus jenen Welten an,
 Und für Freuden, die mich jetzt beglücken,
 Tausch' ich neue, die ich missen kann.

Höhr' Preise stärkten da den Ringer
 Auf der Tugend arbeitsvoller Bahn:
 Großer Thaten herrliche Vollbringer
 Klimmten zu den Seligen hinan;
 Vor dem Wiederforderer der Todten *)
 Neigte sich der Götter stille Schaar.
 Durch die Fluthen leuchtet dem Piloten
 Vom Olymp das Zwillingsspaar.

Schöne Welt, wo bist du? — Kehre wieder
 Holdes Blütenalter der Natur!
 Ach! nur in dem Feenland der Lieder
 Lebt noch deine goldne Spur.

*) Hercules.

Ausgestorben trauert das Gefilde
 Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick;
 Ach! von jenem lebenswarmen Bilde
 Blicb nur das Gerippe mir zurück.

Alle jene Blüthen sind gefallen
 Von des Nordes winterlichem Weh'n.
 Einen zu bereichern, unter allen,
 Mußte diese Götterwelt vergeh'n.
 Traurig such ich an dem Sternenbogen,
 Dich, Selene, find' ich dort nicht mehr;
 Durch die Wälder ruf' ich, durch die Wogen,
 Ach! sie wiederhallen leer!

Unbewußt der Freuden, die sie schenket,
 Nie entzückt von ihrer Trefflichkeit,
 Nie gewahr des Armes, der sie lenket,
 Reicher nie durch meine Dankbarkeit,
 Fühllos selbst für ihres Künstlers Ehre,
 Gleich dem todtten Schlag der Pendeluhr,
 Dient sie knechtisch dem Geseß der Schwere
 Die entgötterte Natur!

Morgen wieder neu sich zu entbinden,
 Wählt sie heute sich ihr eignes Grab,
 Und an ewiggleicher Spindel winden
 Sich von selbst die Monde auf und ab.
 Müßig kehren zu dem Dichterlande
 Helm die Götter, unnütz einer Welt,
 Die, entwachsen ihrem Gängelbände,
 Sich durch eignes Schweben hält.

Freundlos, ohne Bruder, ohne Gleichen,
 Keiner Götthin, keiner Jod'schen Sohn,
 Herrscht ein Andrer in des Aethers Reichen
 Auf Saturnus umgestürztem Thron.
 Selig, eh' sich Wesen um ihn freuten,
 Selig im entvölkerten Gefild',
 Sieht er in dem langen Strom der Zeiten
 Ewig nur — sein eignes Bild.

Bürger des Olymps konnt ich erreichen;
 Jenem Gotte, den sein Marmor preist,
 Konnte einst der hohe Bildner gleichen;
 Was ist neben Dir der höchste Geist
 Derer, welche Sterbliche geboren?
 Nur der Würmer Erster, Edelster.
 Da die Götter menschlicher noch waren,
 Waren Menschen göttlicher.

Dessen Strahlen mich darnieder schlagen,
 Werk und Schöpfer des Verstandes! Dir
 Nach zu ringen, gleich mir Flügel, Waagen
 Dich zu wägen — oder nimm von mir,
 Nimm die ernste, strenge Götthin wieder,
 Die den Spiegel blühend vor mir hält;
 Ihre sanft're Schwester sende nieder,
 Spare jene für die andre Welt.

Schiller.

.....
Gedruckt bei Johann Georg Langhoff's Wittwe.
.....

.....

.....

.....

.....

.....

A n z e i g e.

Bei Lieferung des 8ten und 9ten Theils der Stolberg'schen Werke (d. Reisen 3r und 4r Theil), deren Erscheinung durch Verunglückung des Papiers bei'm Seetransport verspätet wurde, finden wir uns veranlaßt, weitere Auskunft über die Fortsetzung dieser Werke zu geben.

Der 10te Band enthält die Lebensgeschichte Alfrede und kleine prosaische Aufsätze vom Grafen Friedrich Leopold.

Der 11te und 12te Homers Ilias von demselben.

Der 13te und 14te Sophocles vom Grafen Christian.

Diese dritte Lieferung wird bis März nächsten Jahres erscheinen, welches wir versprechen können. Daran schließen sich dann noch: Aeschylos, Gedichte aus dem Griechischen, Plato, Ossian. Den Schluß bilden spätre Schriften des Grafen Friedrich Leopold und dessen Buch der Liebe.

Wir wiederholen unsre frühere Zusage, daß im Laufe des Jahres 1824 sämmtliche Werke in den Händen des Publikums seyn werden.

Die „Religionsgeschichte“ in diese Sammlung aufzunehmen, ist ihrer Ausdehnung wegen nicht thunlich; welches wir bemerken, um desfallsige an uns ergangene Anfragen zu beantworten.

Die Aufnahme, welche diese Werke im Vaterlande gefunden haben, gestattet uns die folgenden Theile zu

einem so billigen Preise zu geben, als es gewiß bei keinem ähnlichen Werk in unsrer Literatur der Fall ist.

Diesen Vorzug der Billigkeit dürfen wir auch dem Preise der bisher erschienenen 9 Theile nachsagen, wenn man erwägen will, daß sie 226 Bogen stark sind, 13 Bignetten, 2 Portraits, *fac simile's* der Handschriften, 20 größere Abbildungen und eine Landkarte enthalten und in Umschlag geheftet ausgegeben werden.

Der Preis dieser 9 Theile auf schönem Papier ist 20 Thaler und für diejenigen, welche sich für alle Theile verbindlich machen, nur 16 Thaler. Die Ausgabe auf Velinpapier kostet 22 Rthlr. 16 Gr., auf Druckpapier 13 Rthlr.

Wir bitten angelegentlichst, Vergleichen anzustellen und sich von der Wahrheit unsrer Aussage zu überzeugen, die wir uns um so eher erlaubt haben, da unsre Hoffnung, dies von einem der deutschen Literaturfreunde und Sprecher öffentlich anerkannt zu sehen, bisher vergeblich gewesen ist.

Hamburg, August 1822.

Perthes & Besser.

